Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Achtundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1885.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

LIBRARY
AUG 22 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
S4
Bd.28

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des achtundzwanzigsten Bandes.

Seite

Deutung oder Mißdeutung der kirchlichen Vorschriften über Zins und Wucher. (A. Lehmkuhl S. J.) 1

Normalzeit und Zeitsignale in Nordamerika. (J. G. Hagen S. J.) . . 17

Das Idioplasma. (H. Jürgens S. J.) 27

Zur neuesten Stuart-Literatur. (G. M. Treves S. J.) 34

Molière. (W. Kreiten S. J.) 47. 172. 266. 396. 494

Die Geysire in Haukadalr. (A. Baumgartner S. J.) 56

Ein bedeutungsvoller Fortschritt in der Chemie. (L. Dressel S. J.) . . 113

Die Kunstthätigkeit des hl. Bernward von Hildesheim. (St. Beissel S. J.) 131. 244. 353

Troststimmen aus alter Zeit. (J. Knabenbauer S. J.) 143

Vom großen Geysir zum Hekla. (A. Baumgartner S. J.) 154

„Monumenta Germaniae Paedagogica." (G. M. Pachtler S. J.) . . . 192

Die Laienmoral Herbert Spencers. (V. Cathrein S. J.) 225

Eine wahre Großmacht. (M. Meschler S. J.) 256

Vom Hekla nach Reykjavik. (A. Baumgartner S. J.) 287

Die Entstehung der Instincte nach Darwin. (E. Wasmann S. J.) . . 333

Der katholische Soldat in der britischen Armee Indiens. (G. Weniger S. J.) 367. 474

Zweiter Aufenthalt in Reykjavik. (A. Baumgartner S. J.) 376

Canossa — Salerno 453

Schönheit des eucharistischen Opfers. (M. Meschler S. J.) 457

Die Entwicklung der Instincte in der Urwelt. (E. Wasmann S. J.) . . 481

Aus Islands heidnischer Vorzeit. (A. Baumgartner S. J.) 521

Recensionen.

Roller, Les catacombes de Rome. (St. Beissel S. J.) 74

Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Band. Einleitung. (B. Duhr S. J.) 80

Wasmann S. J., Der Trichterwickler. (L. Dressel S. J.) 87

Brill, Bertran Gomez. (W. Kreiten S. J.) 90

Schneider S. J., Rescripta authentica. (G. Schneemann S. J.) . . 199

Maier, Der Staatssocialismus. (A. Lehmkuhl S. J.) 200

Seite

Zocchi S. J., Verismo e verità. (A. Baumgartner S. J.) . . . 202
— L' ideale nell' arte. (A. Baumgartner S. J.) 202
Previti S. J., Della decadenza del pensiero Italiano. (A. Baumgartner S. J.) 202
Holzwarth, Weltgeschichte. (K. Brischar S. J.) 211
Was zieht uns nach Rom? (L. v. Hammerstein S. J.) 214
Corluy S. J., Spicilegium dogmatico-biblicum. (J. Knabenbauer S. J.) . 304
Güttler, Lorenz Oken. (H. Jürgens S. J.) 311
Sommervogel S. J., Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes. (A. Langhorst S. J.) 314
Am-Heerd O. C., Sanct Franciscus. (A. Baumgartner S. J.) . . . 316
Fillion, Atlas d'Histoire naturelle de la Bible. (H. Jürgens S. J.) . 419
Schneider, Areopagitica. (G. M. Dreves S. J.) 423
Raich, Shakespeare's Stellung zur katholischen Religion. (A. Baumgartner S. J.) 427
Schmöger C. SS. R., Leben der gottsel. Anna Katharina Emmerich. (M. Meschler S. J.) 432
Schäfer, Bunte Schildereien. (W. Kreiten S. J.) 434
Ludwigs, Chlodwig. (W. Kreiten S. J.) 434
Nirschl, Lehrbuch der Patrologie und Patristik. (G. M. Dreves S. J.) . . 540
Heydinger, Archidiaconatus, titulo S. Agathes, in Longuino, archidioec. Trev. in novem decanatus divisi descriptio. (St. Beissel S. J.) . 543
Bellesheim, Wilhelm Cardinal Allen und die englischen Seminare auf dem Festlande. (A. Baumgartner S. J.) 545
Paulitschke, Die Sudânländer. (J. Spillmann S. J.) 549
Jansen C. SS. R., De facultate docendi. (V. Cathrein S. J.) . . . 556
Erinnerungen an Joseph Godehard Müller. (W. Kreiten S. J.) . . . 558
Empfehlenswerthe Schriften 100. 217. 319. 440. 560

Miscellen.

Philosophie mit dem Bildniß der Verfasserin 105
Spiritistische Zeitschriften 110
Janssen und der Luthermythus nach dem Urtheile eines englischen Protestanten 223
Die innere Colonisation Deutschlands nach Eduard v. Hartmann . . . 327
Der Verfall der Calcografia Regia in Rom 330
Zünfte und Freiheit 448
Ein englisches Urtheil über einen deutschen Professoren-Roman . . . 452
Niels Stensen 563
Über Nepotismus und Anhäufung von Beneficien in der englischen Hochkirche 567

AUGUST KAYSER
BEVERUNGEN

Deutung oder Mißdeutung der kirchlichen Vorschriften über Zins und Wucher.

Kapital und Arbeit, Zins und Wucher sind die Stichworte, an welche sich die Erörterung der brennenden wirthschaftlichen Fragen zu knüpfen pflegt. Eine berechtigte Strömung gegen Plutokratie und Kapitalismus geht durch die culturkämpferisch und liberal wirthschaftlich erschöpften Lande. Dieser gefährliche Feind eines gesunden Volkswohlstandes, dieser Riesenfeind, welcher mit seinen weitgestreckten Fangarmen allen Gewinn und alle Erzeugnisse der Natur und der Arbeit an sich zieht, soll in seiner Lebenswurzel, wenn nicht zerschnitten, so doch derart unterbunden werden, daß er der gedeihlichen Entwicklung aller Stände, vorzüglich der Mittelstände, Boden und Nahrung lasse.

Es ist gewiß nicht nur ein den christlichen Grundsätzen entsprechendes, sondern auch ein durch rein wirthschaftliche und natürlich menschliche Gründe gefordertes Ziel, die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft so zu ordnen, daß in ihr der Klassenunterschied nicht unüberbrückbar weit aufklaffe. Es muß der Arbeit ihr genügender Theil der Erzeugnisse gesichert bleiben, und es darf nicht dem arbeitslosen Gewinn Alles ausgeliefert werden. Doch wenn auch das rein natürliche Recht und die rein natürliche Vernunft dieses grundsätzlich gutheißen, so wird dennoch die Verwirklichung ohne Christenthum, d. h. ohne praktisches Christenthum, nie gelingen. Der nicht christliche, besser der unchristliche Mensch steht da in der vollen Gluth der sündentstammenden Leidenschaften, mit dem ganzen Zunder aller bösen Begierlichkeit; die unchristliche Gesellschaft, d. h. diejenige, welche die Grundsätze des Christenthums beim Auf- und Ausbau des Staates und seiner gesellschaftlichen Gliederung vergißt oder gar ausschließt, ist eine Gesellschaft, welche zur obersten treibenden Kraft gerade jene Leidenschaften hat, die sich im Herzen des Menschen entfesseln.

Wenngleich wir nun ohne eine Wiederverchristlichung der menschlichen

Gesellschaft und vor derselben an eine Heilung der wirthschaftlichen Verhältnisse nicht glauben: so wollen wir doch nicht jeder Erörterung der Frage aus dem Wege gehen.

Daß das Kapital sich bis zum Übermaß sättige, ist wohl im Großen und Ganzen nicht zu läugnen; sonst wäre der Krösus-Reichthum einzelner Besitzenden nicht zu erklären. Und die Gefahr dazu liegt im Kapitale selbst; auch das ist einzugestehen. Diese Gefahr hängt mit der Habgier des Menschen zusammen und tritt nur zu sehr durch den Mißbrauch des natürlichen und göttlichen Rechtes des Privatbesitzes und Privaterwerbes als Übel in die Wirklichkeit.

Ein Heilmittel, dieser Gefahr zu steuern und diese schon in wirkliche Noth umgesetzte Gefahr zu heben, darf und muß also wohl erstrebt werden. Die christliche Kirche hat in ihren unwandelbaren Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Pflichten christlicher Liebe einen mächtigen Damm gegen die Überfluthungen und Verheerungen der starren, unbarmherzigen und zum Unrecht ausgreifenden Selbstsucht aufgeworfen; sie hat in ihren Geboten und Satzungen immer streng darauf gehalten, daß die Grenzen des Rechtes nicht verrückt wurden und daß über das Maß der strengen Rechtsforderung hinaus die Liebe zur Linderung der Noth ihre thätigen Arme weit öffnen sollte. Diese Vorschriften und Mahnungen von Alters her gelten auch heutzutage: nur ist die thatsächliche Feststellung des Rechtsgebietes nicht von derselben Unwandelbarkeit, wie die grundlegenden Principien selbst.

Insbesondere ist bezüglich unseres Gegenstandes die Frage wieder an die Öffentlichkeit getreten, ob die alten kirchlichen Zinsverbote oder das Verbot des Gewinnbezuges bei dargeliehenem Gelde noch in ihrer ganzen Strenge und dem starren Wortlaut aufrechtgehalten werden müssen, oder besser ob sie ihrem starren Wortlaut nach *richtig* auf unsere heutigen Verhältnisse angewendet werden können. Die Frage ist, ob gerade der wirthschaftlichen Verhältnisse wegen der Gegenstand der alten Gesetze nicht geändert sei, diese somit noch starr, wie sie lauten, auf die heutige Zeit und die heutigen Geldgeschäfte unterschiedslos angewendet werden dürfen. Mit andern Worten: Verlangt es die ausgleichende Gerechtigkeit sowohl, wie die wirthschaftliche Nothlage der bedrängtern Klassen, daß wegen des an einen Andern abgetretenen Geldes gar kein Zinsbezug beansprucht werden darf, oder wird der strengen Forderung des natürlich-göttlichen Sittengesetzes dadurch genügt, daß der Zinsbezug ein bescheidenes Maß einhalte?

I.

Seit längerer Zeit schon hat sich unter den Theologen die Ansicht Bahn gebrochen, es sei nach der wirthschaftlichen Lage, wie sie einmal — ob wünschenswerth oder nicht — thatsächlich besteht, allgemein nicht mehr ungerecht, aus dem dargeliehenen Gelde einen Gewinnbezug oder jährlichen Zins zu fordern, falls er nur auf mäßiger Höhe bleibe. Die Höhe des gerechten Zinsfußes sei aus sich selber nicht fest und absolut bestimmbar, sondern unterliege Schwankungen, ähnlich denen, welche beim Kauf und Verkauf, bei Pacht und Miethe vorzukommen pflegen; doch sei die Gefahr einer ungerechten Höhe beim Zins etwas Naheliegendes wegen der ungleichen Lage des Geldbesitzers und des Geldbedürftigen; darum sei es Aufgabe der öffentlichen Gewalt, durch geeignete Gesetze dieser Gefahr entgegenzuwirken, möge es geschehen durch Normirung des Zinsfußes, oder auch durch Anbahnung anderer wirthschaftlichen Verhältnisse, welche aus sich den Zinsfuß herabzudrücken geeignet wären.

Die katholische Wissenschaft sah sich durch die wiederholten, besonders seit einem halben Jahrhundert gegebenen Antworten und Erlasse von Seiten Roms zu dieser Stellungnahme gedrängt; sie hielt sich für berechtigt und verpflichtet, die freilich nur scheinbare Verschiedenheit der früheren kirchlichen Gesetze und der jetzigen positiv approbirten Praxis durch den Hinweis auf die objectiv veränderte wirthschaftliche Lage und den objectiv stattgehabten Wandel in der Bedeutung und Verwerthbarkeit des Geldes zu heben.

Trotz mehrfacher Verschiedenheit in der Auffassung und im Ausdruck bei Einzelheiten dürfte Folgendes als eine kurze Zusammenfassung der heutzutage herrschenden Lehre der Theologen bezeichnet werden:

1. Die Verurtheilung des Wuchers als einer Verletzung des natürlichen und göttlichen Sittengesetzes ist durchaus als ein Act der unfehlbaren Lehrauctorität anzusehen und darum von absoluter, unabänderlicher Giltigkeit. Die gegentheilige Behauptung, es könne ohne Sünde Wucher getrieben werden, wird im Vienner Concil als Häresie gebrandmarkt.

2. Um über diese so gebrandmarkte Sünde des Wuchers keine Unklarheit zu lassen, wurde auf einem späteren allgemeinen Concil, dem fünften Lateranconcil, eine genaue Definition des Wuchers gegeben. „Das ist die eigentliche Bedeutung von Wucher, daß man aus dem Gebrauch einer unfruchtbaren Sache, ohne jeglichen Aufwand von Arbeit, Kosten oder Gefahr, Gewinn oder Frucht zu ziehen sucht.“ Daß damit

das Geldbarlehen, soweit es nicht durch Verbindung mit Arbeit u. s. w. fruchtbringend, mit andern Worten, zum Kapital gemacht sei, betroffen wurde und betroffen werden sollte, dafür spricht die ganze Handhabung der kirchlichen Wuchergesetze und die einmüthige Lehre aller Theologen. Eines besonderen Nachweises bedarf es hierfür nicht.

3. Einer fruchtbaren Veranlagung des Geldes hat die Kirche jedoch nie widerstanden, so daß sie den sogenannten „arbeitslosen Gewinn" nie unterschiedslos als eine Verletzung der Gerechtigkeit oder des Sittengesetzes im Allgemeinen hingestellt hat. Wenn sie auch den Gewinn aus einer unfruchtbaren Sache, die mit keiner Arbeit u. s. w. in Verbindung trete, verurtheilte: so hat sie doch im Falle einer solchen Verbindung nie es als Forderung des Sittengesetzes erklärt, daß der ganze Gewinn der Arbeit zufallen müsse. Sie gestattete beispielshalber den Rentenkauf (zumal die Realrente), und als Übereiferer die Erlaubtheit desselben als eines arbeitslosen Gewinnes bestreiten wollten, hat die Kirche die Statthaftigkeit desselben förmlich in ihren Schutz genommen, wie die Bulle „Regimini universalis ecclesiae" von Martin V. und Calixt III. zeigt. Weniger geneigt zeigte sich freilich die kirchliche Auctorität der bloßen Personalrente, die sich nicht auf den Ertrag eines fruchtbringenden Gegenstandes, sondern auf die persönliche Leistungsfähigkeit und den Credit des Rentenverkäufers stützte; vor Allem zog die Veranlagung des Geldes durch diese Art von Rentenkauf schwere Bedenken nach sich, wenn die beiderseitige Kündbarkeit vereinbart wurde. Der hl. Papst Pius V. hat sie durch seine Bulle „Cum onus" vom Jahre 1568 verboten. Er that dieß, weil eine Ähnlichkeit mit wucherischem Zinsbezug stark hervortrat, und weil die Gefahr, in nur verdeckter Weise förmlichen Wucher auszuüben, jedenfalls bestand. Die öffentliche Auctorität ist ja befugt, nicht bloß dasjenige zu verbieten, was aus sich gegen Recht und Sittengesetz verstößt, sondern auch solche Handlungen und Contracte, welche Gefahr dazu in sich bergen, oder welche dem Gemeinwohl schädlich werden können. Gleichwerthig mit einem unfruchtbaren Gelddarlehen braucht darum eine solche Personalrente durchaus nicht zu sein: sie läßt sich sehr wohl auffassen als ein Theilanrecht auf die Arbeit eines Andern und die durch dieselbe gewonnenen Erzeugnisse; daß sich ein solches Anrecht nicht käuflich erwerben lasse ohne Verletzung des natürlichen Sittengesetzes, ist nicht einzusehen. Unerwiesen ist und bleibt es, daß jene Verurtheilung Pius' V. sich auf die naturrechtliche Unstatthaftigkeit bezogen habe. Vielmehr ist es eine

Thatsache, daß die betreffende Bulle, laut Zeugniß des hl. Alphons (Theol. mor. l. 4 [al. 3] n. 848), nicht einmal in ganz Italien, viel weniger in allen übrigen Ländern, Gesetzeskraft behauptet hat, und daß sie selbst in Rom, unter den Augen der Päpste, mit ihrem Wissen und Willen, schon bald als abgeschafft galt: dieß wäre aber unerklärlich und der sittlichen Aufgabe der Kirche geradezu zuwider, wenn in jener Bulle dasjenige Ausdruck gefunden hätte, was das natürliche und göttliche Gesetz fordern muß.

In etwas ähnlicher Lage befindet sich das kirchliche Verhalten gegenüber dem sogenannten Tripelcontract. Durch diesen macht Jemand ohne eigene Arbeit sein überflüssiges Geld als Kapitalanlage gewinnbringend durch Gesellschaftsvertrag mit einem Andern, der auf Gewinntheilung hin Mühe und Arbeit übernimmt; jedoch heften sich an diese gesellschaftliche Verbindung noch zwei andere Verträge, laut welchen dem letztgenannten Theilnehmer unter verhältnißmäßiger Erhöhung des Gewinnantheiles die Versicherung des Kapitals und die Versicherung des zu erhoffenden Gewinnes zugeschoben wird. Jeder dieser drei Verträge ist berechtigt; keiner verstößt seiner Natur nach gegen irgend welches Sittengesetz. Darum — so schließen weitaus die meisten Theologen — ist nicht ersichtlich, weßhalb man nicht diese drei Verträge mit ein und derselben Person abschließen könnte. Weil jedoch leicht der Schein eines wucherischen Darlehenscontractes in ihm gefunden wird, und auch in Wirklichkeit eine wucherische Ausbeutung dessen, der Arbeit und Gefahr allein auf sich nehmen soll, leicht eintritt, deßhalb hielten manche andere Theologen es nicht für statthaft, jenen Tripelcontract mit ein und derselben Person einzugehen. Manche berufen sich auf die Bulle Sixtus' V. „Detestabilis avaritia" vom Jahre 1586. Auch Benedict XIV. und der hl. Alphons stehen dem beregten Contracte nicht sympathisch gegenüber; allein der Eine wie der Andere verneint, daß durch die Bulle Sixtus' V. der Vertrag als naturrechtswidrig verworfen sei; der hl. Alphons billigt durchaus die Behauptung, daß für den Fall eines durch Sixtus geschehenen positiv kirchlichen Verbotes dieses Verbot längst außer Kraft gekommen und seine verpflichtende Bedeutung verloren habe, und er führt eine ganze Reihe der berühmtesten theologischen Facultäten auf, welche für die Erlaubtheit des Tripelcontractes einstanden, und nennt diese Ansicht mit Recht die allgemeinere (Theol. mor. l. 6. n. 908. Vergl. dazu Benedict XIV., De synodo dioecesana l. 10. c. 7. n. 4—6).

4. Wiewohl aus dem einfachen Darlehen als solchem ein Gewinn-

bezug nicht gestattet, sondern als dem göttlichen und natürlichen Rechte zuwider von der Kirche beständig verworfen wurde: so deutet doch schon das fünfte Lateranconcil bei der oben mitgetheilten Definition des Wuchers durch die Worte „ohne Aufwand von Kosten oder Gefahr" sattsam auf rechtliche Gründe hin, aus welchen anläßlich eines Darlehens ein Gewinn statthaft sein könne. Die Theologen stellten denn auch mit großer Einmüthigkeit als vornehmliche Gründe rechtlicher Mehrforderung — als sogenannte äußere Zinstitel — hin: a) die Gefahr des Kapitals, b) den etwaigen Schaden, der dem Darleiher durch die Dahingabe seines Kapitals erwachse. — Etwas gar naiv ist es aber, wenn in neuerer Zeit vereinzelte Stimmen laut wurden, welche den ersten Titel so aufgefaßt wissen wollten, daß bei der Rückzahlung des Kapitals der auf den Titel der „Gefahr" hin gezahlte Zins abgezogen werden müßte, weil ja die Gefahr nicht zur Wirklichkeit geworden wäre. Das würde ungefähr dasselbe sein, als wenn beim Versicherungscontract der Versicherte nur dann die ausbedungene Prämie zahlen wollte, wenn die Gefahr zum wirklichen Untergang der Sache geworden wäre, und er vom Versicherer den ganzen Werth der Sache als Gegenzahlung in Empfang nähme! — Dem Titel des erwachsenden Schadens wird gemeiniglich der des entgehenden Gewinnes gleichgestellt, und damit die Berechtigung anerkannt, daß der Darleiher sich durch eine Mehrzahlung es vergüten lasse, wenn ihm wegen der Dahingabe seines Geldes ein anderweitiger Gewinn, der ihm sonst offen stand, entgeht. Wird solch ein zu erhoffender Gewinn nur unter Aufwand von Mühe und Arbeit aus dem Gelde möglich, so ist es selbstverständlich, daß der Darleiher sich nicht den ganzen zu erhoffenden Gewinn darf ersetzen lassen; ist der Gewinn nicht sicher, sondern nur in mehr oder minder wahrscheinlicher Aussicht, so ist wiederum klar, daß der von Zufälligkeiten bedingte Gewinn durchaus nicht einem sichern gleichgesetzt werden darf. Das Gegentheil hieße die ausgleichende Gerechtigkeit verletzen, weil die Hoffnung eines Besitzes nie dem sichern Besitz gleichwerthig erachtet wird. Aber es heißt auch geradezu in ein anderes Extrem verfallen, wenn man die Berechtigung läugnet, irgend welche Vergütung wegen des Verzichtes auf die bloße Hoffnung eines Gewinnes zu beanspruchen.

5. Endlich ist allbekannt, wie schon seit mehreren Jahrzehnten der Römische Stuhl einem mäßigen Mehrbezug beim Gelddarlehen — mag man ihn Zins oder Interesse nennen — kein Hinderniß in den Weg gelegt wissen will, und daß er strengere Gewissensführer anwies, sich

der mildern Praxis zu fügen, ohne daß ein jedesmaliger specieller Nachweis eines äußern Rechtstitels gefordert würde. Welches der Rechtstitel dieser allgemeinen Zulässigkeit sei, darüber hat sich der Heilige Stuhl nicht ausgesprochen; daß aber ein Rechtstitel allgemein vorliege, folgt mit Nothwendigkeit aus dem allgemeinen Zugeständniß, welches die Kirche praktisch an ihre Kinder macht. Doch es ist nur eine doppelte Möglichkeit denkbar, die positiv gegebenen und bis in die neueste Zeit aufrecht erhaltenen kirchlichen Erlasse zu erklären. Die Kirche geht von der Auffassung aus, entweder daß heutzutage das dargegebene Geld nach Art des Rentenkaufs oder des Tripelcontractes an einen Andern abgetreten werde, oder daß wegen der thatsächlichen Verhältnisse ein Jeder, der sich zu Gunsten eines Andern seines Geldes zeitweilig begibt, Anspruch auf Ersatz eines entfallenden Gewinnes habe, weil Jedem die Möglichkeit offen liegt, sein Geld selbst gewinnreich anzulegen oder ohne Ungerechtigkeit es zu gewinnreichen Geschäften zu verwenden. Eine andere Möglichkeit ist ausgeschlossen. Vordem dachten Manche noch an das sogenannte praemium legale. Allein wie es sich immerhin mit diesem verhalten mag: durch Abschaffung des gesetzlichen Zinsfußes ist dieser Rechtstitel für gar viele Länder hinfällig geworden; die Kirche duldet aber nach wie vor einen mäßigen Zinsbezug.

Die Erklärung des Darlehens nach Art des Tripelcontractes würde in der That einen genügenden Grund für manche römische Antworten und Erlasse bilden. In mehreren Anfragen über die Erlaubtheit eines Zinsbezuges wurden die kaufmännischen Zwecke des Darlehens hervorgehoben; bei diesen ist die Art und Weise des Tripelcontractes ein genügender Erklärungsgrund für die rechtliche Beanspruchung eines Gewinnes. Dennoch glauben wir nicht, daß hierin eine genügende Erklärung derjenigen Allgemeinheit gefunden werde, in welcher thatsächlich die Kirche einen Gewinnbezug zugelassen hat und zuläßt. Wir könnten uns auf die stillschweigende Billigung der Kirche berufen, da sie den weit und breit herrschenden Brauch nicht beanstandet, ohne Rücksicht auf die kaufmännische Verwendung des dargeliehenen Geldes landesübliche Zinsen zu nehmen. Es ließe sich da wohl anwenden, was der hl. Alphons in einer andern Frage aus einem solchen stillschweigenden Zugeständniß der Kirche strengeren Sittenrichtern gegenüber herleitet: „Wäre die mildere Ansicht falsch, dann würde sie nicht so allgemein bei den Gelehrten Annahme gefunden haben, oder wenigstens hätte die Kirche dieselbe n cht geduldet, noch geschehen lassen, daß — wie die Gegner

laut klagen — die Seelen haufenweise von solch blinden Führern hintergangen und den Weg des Verderbens geführt würden." Doch wir sind im Stande, auf eine deutlichere Gutheißung uns zu berufen. Die Kanoniker der Collegiatkirche zu Locarno in der Schweiz fragten an, ob für sie sowie für Andere, welche sonst ein anständiges Auskommen nicht zu erzielen wüßten, dieß ein genügender Grund sei, um die etwaigen Gelder, die sie besäßen, unter Bürgschaft und hypothekarischer Versicherung auf Zins zu geben, weil man heutzutage durch Rentenkauf und ähnliche Contracte das Geld nicht so leicht mehr fruchtbar machen könnte [1]. Der Heilige Stuhl antwortete auf diese Anfrage: „Es sei Niemand zu beunruhigen; man könne darüber unbesorgt sein, falls sich nur die Bereitwilligkeit zeige, etwaigen Verordnungen des Apostolischen Stuhles sich zu fügen". Von kaufmännischen Zwecken ist in der Anfrage oder der Antwort nichts zu lesen; die Anfrage hat den allgemeinen Brauch eines Zinsbezuges beim Darlehen vor Augen, dieser beschränkt und beschränkte sich sicher nicht auf kaufmännische Verwendung; die Anfrage hebt ausdrücklich und an erster Stelle Geistliche hervor, und doch sind diesen kaufmännische Geschäfte nach Art eines Gesellschaftsvertrags durch kanonische Bestimmungen verboten. Alles das zeigt bis zur vollen Gewißheit, daß Rom beim Erlauben des Zinses oder Interesses nicht auf die Art des Gesellschaftsvertrages als Erklärungsgrund sich stützt. In gleicher Weise bleibt die Auffassung des jährlichen Gewinnbezuges als einer beiderseitig kündbaren Personalrente ausgeschlossen; mehr noch widerspräche es dem Wortlaut der Anfrage, an die juridische Gleichstellung mit Grundrente oder anderer sachlichen Rente oder an den Titel der Gefährdung des Kapitals zu denken, welche dem Heiligen Stuhl beim Erlauben des jährlichen Zinses vor Augen geschwebt habe.

Wenn somit alle andern Gründe versagen, um eine Erklärung für die allgemeine Erlaubtheit mäßigen Zinses aufzufinden, so bleibt doch wohl nichts Anderes übrig, als auf die veränderte wirthschaftliche Lage zurückzugreifen, welche eine gewinnbringende Verwendbarkeit des Geldes ganz allgemein gemacht hat: diese gewinnbringende Verwendbarkeit des Geldes bewirkt, daß Jeder, der sich des Gebrauches des Geldes zeitweilig begibt, sich eines abschätzbaren Werthes begibt, und daß er darum ohne Ungerechtigkeit eine Vergütung fordern darf. Mag man

[1] Der Wortlaut dieser Anfragen, die hier sinngetreu wiedergegeben sind, findet sich Acta et Decreta S. Conciliorum recentiorum, Collectio Lacensis, vol. VI. col. 667.

dieß nun aus Pietät gegen die alten Zinstitel „erwachsenden Schaden", „entfallenden Gewinn" nennen, oder es als eine Quasi-Nutznießung auffassen: auf den Namen kommt es nicht an; die Sache jedoch selbst will uns unanfechtbar dünken. Läßt sich das Geld sofort und ohne Mühe in eigentlichen Kapitalwerth umsetzen, dann mag immerhin das Geld an sich und abgelöst von den Verhältnissen betrachtet unfruchtbar sein und bleiben, und soweit das Gelddarlehen als ein unentgeltlicher Vertrag angesehen werden müssen; aber in und unter den obwaltenden Verhältnissen wird das Geld einem förmlichen Kapitalwerthe gleichwerthig. So wie der Gebrauchswerth eines Kapitals abschätzbar ist, so ist auch alsdann der Gebrauchswerth des Geldes abschätzbar.

II.

Anders die „Österreichische Monatsschrift" des Herrn Baron von Vogelsang, oder die als Separatabdruck erschienene Broschüre „Zins und Wucher". Sie will nur den Rentenkauf und den einfachen Gesellschaftsvertrag als die aus sich berechtigten Formen einer gewinnbringenden Geldanlage gelten lassen. Beim sonstigen Darlehen seien nur die äußern Titel der Gefahr des Kapitals, des Schadenersatzes oder des Ersatzes vereitelten Gewinnes in der Weise anwendbar, daß die Gefahr meist durch die unverkürzte Zurückgabe des Darlehens sich als unbegründeten Titel erweise, daß aber bei den beiden andern Titeln „der Schaden rechnungsmäßig nachgewiesen" und „die Höhe des entgehenden sichern und erlaubten Gewinnes ziffermäßig bewiesen werden müßte, wenn das Stigma des Wuchers vermieden werden wolle: mit der bloßen Redensart, daß man heutzutage ein Kapital jederzeit nutzbar machen könnte, könne die Frage unmöglich als wissenschaftlich gefordert erachtet werden". — Ob der Erklärungsgrund, zu dem wir in Folge der kirchlichen Erlasse gedrängt zu sein nachgewiesen, eine „bloße Redensart" ist, können wir dem Urtheil der Leser anheimgeben. Dem gelehrten Verfasser des Werkes „Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sittenlehre", A. M. Weiß O. Pr., hat es in seinem jüngst erschienenen 4. Bande keine bloße Redensart geschienen, auf diese allgemein herrschende Möglichkeit hin, das Geld nämlich als Kapital mit Hoffnung auf Gewinn anzulegen, einen mäßigen Zinsbezug zu rechtfertigen. In dem sehr viel Treffendes enthaltenden Abschnitt „Das Christenthum und die sociale Frage" sagt er S. 517: „Einmal, und das ist ein unbezweifelbarer Fortschritt, hat sich das Verkehrsleben derart ausgebildet, daß es fast immer einem Jeden

möglich ist, sein Geld irgendwo, wenn auch in weitester Ferne, mit Hoffnung auf Gewinn als Kapital anzulegen. Deßhalb darf man wohl sagen, daß dermalen der Entschädigungstitel wegen entgehenden wahrscheinlichen Gewinnes fast regelmäßig wenigstens mit einem gewissen Scheine der Berechtigung vorgebracht werden kann." So verclausulirt dieser Satz auch immer sein mag, P. Weiß anerkennt die Entgehung eines wirklich wahrscheinlichen Gewinnes jedenfalls als rechtlichen Grund eines mäßigen Zinses oder Interesses — in geradem Gegensatz zu Herrn Baron von Vogelsang, der nur den „ziffermäßig bewiesenen" Ausfall an Gewinn gelten läßt. Ersterer zieht die allgemeine Möglichkeit gewinnbringender Geldanlage als rechtmäßigen Erklärungsgrund in Rechnung, und nennt diese verallgemeinerte Möglichkeit „einen unbezweifelbaren Fortschritt". Letzterer weiß kaum eine hinlänglich scharfe Verurtheilung dieses Fortschrittes zu finden, da er sagt (Brosch. S. 26): „Der Zins beim Productiv-Darlehen und unter dem Vorwande des lucrum cessans ist social noch weit verderblicher, als der grausamste Wucher beim Noth-Darlehen. Er hat die ganze Volkswirthschaft vergiftet, die sociale Moral so zerstört, daß nur bei Einzelnen noch die Erinnerung daran geblieben ist. Und an dieser Sünde muß unsere Gesellschaft zu Grunde gehen!" Gegen den Versuch, die Erlaubtheit eines Zinsbezuges beim Gelddarlehen aus der veränderten wirthschaftlichen Lage und der veränderten wirthschaftlichen Bedeutung und Verwendbarkeit des Geldes zu erklären, muß die Wissenschaft zu Felde ziehen, um „die naturrechtlichen und kirchlichen Principien sammt dem edeln Erbe hoher wissenschaftlicher Geistesahnen nicht auf dem unsaubern Altar eines Tagesgötzen, des Kapitalismus, oder des Urtheils des Lebens, des modernen sittlichen Bewußtseins, oder des Bewußtseins der Societät, nämlich einer durch und durch naturalistisch und mammonistisch inficirten Societät, zum Opfer zu bringen."

Wie beweist der Verfasser jene Sätze, die er so kühn in die Welt schleudert? Das Hauptgewicht dürfte wohl in den Worten S. 25 liegen: „Er (der Arbeiter) kann sich nur über die schrankenlose Concurrenz beklagen, und das, was die Concurrenz schrankenlos macht, ist der Zins." Also der wirthschaftliche Ruin der Masse des Volkes wird herbeigeführt durch die schrankenlose Concurrenz, für die schrankenlose Concurrenz aber ist der Zins verantwortlich. — Wir halten nun diesen letzten Satz, wie er daliegt, für eine Übertreibung. Verstehen wir den Verfasser recht, so ist etwa Folgendes sein Gedankengang: Wer ein Ge-

schäft treiben will, muß Geld aufnehmen, dafür Zins zahlen; aber dafür will er selber wo möglich einen doppelt und dreifach höhern Gewinn herausschlagen. Die Versuchung liegt nahe, die leichteste Weise zu wählen und das entliehene Geld zu höherem Zins zu verleihen; wenigstens kann ein paar Mal die fingirte Production mittelst des Geldes potenzirt werden. Um aber schließlich all den Zins aufzubringen, muß sich die Anstrengung, Production und Absatz zu erzielen, in's Maßlose mehren; wenn nicht anders möglich, so wird mit Schleuderpreisen und schlechter Waare Massenabsatz und durch den Massenabsatz hoher Gewinn erzielt — damit zugleich aber jede solide Production und eine ebenmäßige Vertheilung des Gewinnes gehemmt und unmöglich gemacht. — Daß die Erzwingung oder listige Erbeutung eines zu hohen Zinses, daß die nichts weniger als gerechte Fiction oder Hinaufschwindelung der Ertragsfähigkeit des Kapitals solch unbändige und vernunftwidrige Concurrenz erzeuge oder doch befördere, geben wir vollständig zu; allein was das Übermaß verursacht, braucht einem bescheidenen Maße noch nicht zugeschrieben zu werden. Übermaß von Speise und Trank ruinirt den Körper, darum aber noch nicht jedes Maß.

Doch gewichtiger sind die naturrechtlichen und kirchlichen Principien, durch welche Herr von Vogelsang seine Auffassung als die richtige zu erweisen sucht. Wie ist nun sein Beweisgang?

Er erklärt, die beiderseitig kündbare Rente sei von den kirchlichen Auctoritäten auf's Entschiedenste zurückgewiesen, die Personalrente von Pius V. in der Bulle „Cum onus" verworfen: näheren Nachweis sucht man vergebens. Diese angebliche Verwerfung kann, wenn des Verfassers These damit gestützt sein soll, nur die Bedeutung haben, der verurtheilte Contract stehe im Widerspruch zur natürlichen Gerechtigkeit. Der heilige Alphons Liguori behauptet und beweist das Gegentheil. Wem sollen wir glauben: der Behauptung der Österreichischen Monatsschrift, oder der Behauptung und dem Beweise des heiligen Kirchenlehrers Alphons Liguori?

Die Österreichische Monatsschrift geht dann ferner zur Erhärtung ihrer Ansicht weitläufig ein auf die Darlegung der älteren kirchlichen Gesetzbestimmungen gegen das verzinsliche Gelddarlehen und verbindet damit die Aneinanderreihung einer ganzen Anzahl von Aussprüchen geachteter Theologen oder Rechtsgelehrten. Aber das Alles gehört nicht zur Sache. Es wäre Aufgabe der Monatsschrift gewesen, zu zeigen, daß durch die großartige Leichtigkeit des gesellschaftlichen Verkehrs und des Vereinswesens, welche bekanntlich erst in diesem Jahrhundert ihre weltumfassende Bedeutung

gewonnen hat, nichts geändert sei in der allgemeinen Verwendbarkeit des Geldes. Die alten kirchlichen Gesetze unterschreiben wir voll und ganz: allein was wir behaupten und was schon längst wir und Andere behauptet haben, ist, daß jene kirchlichen Vorschriften der thatsächlichen Verhältnisse wegen manchmal ihre Unterstellung verlieren, oder daß sie ihren Gegenstand wesentlich geändert haben. Diese unsere und anderer katholischer Theologen Behauptung hätte als falsch nachgewiesen werden müssen: all die langen Citate verschiedener Autoren hätten wir dann gar wenig vermißt.

Einen eigentlichen Beweis für die Thesen der Monatsschrift suchen wir also vergebens. Oder ist vielleicht ein indirecter Nachweis dadurch erbracht, daß die ziemlich unvermittelt auf der Bildfläche erscheinende Theologia moralis auctore P. Lehmkuhl S. J. mit der Lehre des hl. Alphons in Widerspruch zu setzen versucht wird? Freilich unterläuft hier eine etwas sonderbare Zumuthung. Ein Schriftsteller erklärt, er folge vorzüglich den heiligen Lehrern Thomas von Aquin und Alphons von Liguori, jedoch so, daß er in den Fragen, über welche diese beiden Leuchten der kirchlichen Doctrin nicht volles Licht verbreitet hätten, sich auch nach anderen Auctoritäten oder nach innern Gründen umgesehen habe. Da soll ihm nun ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er in Fragen, die gerade in der Neuzeit aufgetaucht sind oder ihren Charakter verändert haben, nicht genau wie jene beiden Heiligen sich ausdrückt. Doch zum wirklichen Befund! Der Unterschied soll unter Anderem darin liegen, daß der hl. Alphons von einem „verum periculum sortis", der Verfasser der Theologia moralis hingegen mit Weglassung des verum von einem periculum sortis redet. Würde der Verfasser an der angezogenen Stelle ein wörtliches Citat des hl. Alphons zu geben versprechen, dann hätte der Vorwurf irgend welche Berechtigung; weil er aber nur den Sinn des heiligen Lehrers wiedergibt, so kann Keiner einen Unterschied der Lehre darin finden, dem nicht eine fingirte Gefahr auch eine Gefahr schlechthin ist. Daß auch in den andern angefochtenen Citaten der Theologia moralis die Lehre des hl. Alphons nicht nach ihrem ganzen Umfange entwickelt wurde, war der Verfasser sich wohl bewußt; worauf es ihm ankam, war, zu zeigen, daß sich beim hl. Alphons die Grundlinien für die Erklärung der Erlaubtheit eines mäßigen Zinsbezuges finden, die zur Zeit des heiligen Lehrers noch nicht von allgemeiner Ausdehnung war, die jetzt aber eine Allgemeinheit erlangt habe. Daß darin ein Verstoß begangen sei, wartet noch seines Beweises.

Die Anschuldigung einer nicht vollständigen Wiedergabe der Lehre des hl. Alphons dürften eher wir gegen die Monatsschrift erheben, da von ihr förmlich versprochen wird (S. 44 der Broschüre), „die Doctrin des heiligen Kirchenlehrers wortgetreu anzuführen". Freiherr von Vogelsang will nämlich die Berechtigung einer Vergütung für bloß erhofften Gewinn (S. 17 der Broschüre) nicht anerkennen, und beruft sich auch S. 10 auf den hl. Thomas von Aquin, der im Citate aus St. Alphons (S. 46) wieder vor die Leser tritt mit dem Ausspruch: „Die Vergütung eines Schadens, den man darin erblickt, daß man von seinem Gelde keinen Gewinn erntet, kann nicht Gegenstand einer Übereinkunft sein, weil man nicht verkaufen soll, was man noch nicht hat, und weil man an dessen Erlangung vielfältig gehindert werden kann." — Der hl. Alphons sagt aber nicht bloß — was Herr von Vogelsang ihn sagen läßt —: „gemeiniglich (nicht: im Allgemeinen) bejahen es Andere u. s. w.", sondern er begegnet auch jenem Einwurf und weist nach, daß die Worte des hl. Thomas in einem nicht jeden Gewinnbezug ausschließenden Sinne zu nehmen seien. Weßhalb läßt Baron von Vogelsang diese Stelle aus? Zur getreuen Wiedergabe der Doctrin des hl. Alphons gehört sie doch wohl. Dafür belastet er sein Citat mit einer bis zur vollen Seite anwachsenden Zugabe, bei der ihm entgangen ist, daß es gar nicht die Worte des hl. Alphons sind. Die ganze erste Seite, welche Herr Baron von Vogelsang als Citat des Heiligen anführt, ist nichts Anderes, als der Text Busenbaums, an welchen der hl. Alphons seine Erklärung anschließt. Die ausgelassene Stelle aus dem hl. Alphons aber wollen wir in Übersetzung anführen; sie lautet:

„Der Grund unserer Ansicht ist, weil nach Lehre desselben heiligen Thomas II. II. q. 62. a. 4. Jemand auf zweifache Weise geschädigt werden kann, ‚das eine Mal, wenn ihm weggenommen wird, was er schon wirklich besitzt, das andere Mal, wenn man ihn hindert, das zu erlangen, was zu erwerben er auf dem Wege war. Dieser letzte Schaden muß nun nicht nach seinem ganzen Maße ersetzt werden, weil es weniger ist, bloß der Erwerbsfähigkeit nach etwas zu besitzen, als dasselbe in Wirklichkeit zu besitzen.' Das hat nun nach dem heiligen Lehrer ebend. ad 2 auch seine Richtigkeit für den Gewinn, welchen Jemand aus seinem Gelde zu ziehen hofft; seine Worte lauten so: ‚Denn derjenige, welcher Samen auf seinen Acker streut, besitzt die Ernte noch nicht der Wirklichkeit nach, sondern bloß der Fähigkeit nach; auf ähnliche Weise hat derjenige, der Geld besitzt, den Gewinn noch nicht in Wirklichkeit,

sondern nur der Fähigkeit nach: in beiden Fällen kann der Gewinn vielfach verhindert werden.' Es verschlägt auch nicht, daß der heilige Lehrer, wie es aus dem Einwurf a. a. O. zu entnehmen ist, von demjenigen Gewinn spricht, welcher wegen des Nichteinhaltens des Rückzahlungstermins dem Darleiher entgeht; denn ob der Gewinn entgeht wegen Säumigkeit des Entlehners oder wegen des Darlehens selbst, es ist ein und derselbe Grund, den Ersatz des entgangenen Gewinnes zu fordern: solches Interesse gebührt dem Darleiher ja nur als Ersatz des Schadens, welcher ihm in beiden Fällen gleichmäßig zustoßen würde. Zum Texte des hl. Thomas aber (es sind das die von Freiherrn von Vogelsang abgedruckten Worte), der oben citirt wurde, sagt Sylvius, der heilige Lehrer stelle dort zwar in Abrede, daß der Darleiher den Ersatz des ganzen erreichbaren Gewinnes, nicht aber, daß derselbe einen Theil davon fordern könne. Das mit Recht; denn an der zweiten angeführten Stelle sagt der heilige Lehrer selbst, ein Dieb müsse den Ersatz leisten, aber nicht nach dem vollen Werthe (nämlich des erhofften Gewinnes); als Grund dafür gibt er eben an: ‚weil es weniger werth ist, etwas bloß der Fähigkeit nach zu besitzen, als in Wirklichkeit.' Wenn also der Dieb dem Herrn den Gewinn ersetzen muß, welcher des Diebstahls wegen ihm entgeht, nur nach Abschätzung des Werthes eines gehofften Gewinnes, weßhalb soll dann der Darleiher nicht auch wenigstens nach gleicher Abschätzung den Ersatz des Gewinnes fordern dürfen, welcher ihm des geleisteten Darlehens wegen entgeht? Das erhält noch ganz besonders seine Bestätigung aus der Bulle Benedict' XIV. (Vix pervenit), in welcher gesagt wird, man könne mit Fug und Recht aus dem Darlehen eine Forderung erheben, wenn rechtmäßige Titel vorlägen, nämlich wenn man sonst sein Geld zu erlaubten Handelsgeschäften würde verwendet haben" (Theol. mor. l. 3 [al. 4] n. 768).

Aber die Österreichische Monatsschrift sagt (Broschüre S. 71): „Die Begriffe Darlehen und Wucher sind naturrechtlich-dogmatischen Charakters, daher nicht abhängig von der größern oder geringern Entwicklung des Verkehrs- und Wirthschaftslebens eines einzelnen Volkes oder bestimmten Zeitalters, sondern für alle Völker und Zeiten gleichmäßig giltig" — damit ist ihr die Erklärungsweise, welche von vielen Theologen zum Verständniß der anscheinend verschiedenen kirchlichen Entscheide von Einst und Jetzt gegeben wird, als hinfällig nachgewiesen. Das Wort „Darlehen" (besser mutuum) und Wucher (usura) hat freilich in den dogmatischen Aussprüchen der Kirche einen ganz

fixirten Sinn; und in diesem Sinne oder nach diesem Begriffe haben einige über Darlehen und Wucher von der Kirche ergangenen Aussprüche naturrechtlich-dogmatischen Charakter. Dieß ist das Wahre, worauf die Behauptung der Österreichischen Monatsschrift zurückgeführt werden muß. Daraus folgt dann freilich, daß es leicht zur Verwirrung der Begriffe führt, wenn man mit eben diesem Worte „Darlehen, Wucher" jetzt einen andern Begriff verbindet; wenn der wirthschaftlichen Verhältnisse wegen der Charakter des Vertrages sich geändert hat, so wäre es wünschenswerth, auch ein anderes Wort statt „Darlehen" zu wählen. Allein ein Verstoß gegen das Dogma oder Naturrecht liegt nicht vor; es handelt sich ja schließlich darum, ob man von dem begrifflich neuen oder veränderten Vertrage dasselbe aussagen muß oder etwas Anderes aussagen darf, als von dem kirchlicherseits gemeinten Darlehen.

Die Absicht und das Streben, den kirchlichen Gesetzen und Aussprüchen ihr volles Recht zu wahren, ist aller Anerkennung und alles Lobes werth. Allein wenn man den alten Kirchengesetzen gegenüber so zu handeln bestrebt ist, so dürfen auch die späteren Erlasse nicht bei Seite geschoben werden. Die Kirche ist nicht nur irrthumsfrei in ihren feierlichen Beschlüssen, sondern auch in ihren Zugeständnissen an's praktische Leben.

Die Weisungen, welche Rom an die Beichtväter sowohl als an Andere erließ, daß die Gläubigen nicht zu beunruhigen seien, wenn sie bei Gelddarlehen einen mäßigen Zinsbezug forderten, wollen freilich nicht einen definitiven Charakter tragen, noch können sie es, weil sie auf veränderlichen wirthschaftlichen Verhältnissen beruhen, und nicht das Gelddarlehen an und für sich, abgesehen von den jeweiligen Verhältnissen, berühren: aber trotzdem ist und bleibt es wahr, für die unterstellten Verhältnisse können sie nicht gegen Gerechtigkeit und gute Sitte anstoßen. Eine Sitte, welche durch mehr als fünfzig Jahre die höchste kirchliche Auctorität billigt und welche sich in Folge dessen im ganzen Bereich der Kirche einbürgert oder verfestigt, kann nicht eine Verläugnung oder Verletzung der Principien der Wahrheit und des Rechts in sich enthalten. Es kann nur einen wahrhaft peinlichen Eindruck machen, wenn man sieht, wie Baron von Vogelsang sich mit jenen Erlassen der neueren Zeit zurecht findet. „Die Kirche hat in mütterlicher Milde die praktische Application vieler ihrer Principien momentan fast bis zu Symbolen dessen, was sie einst waren und in besseren Zeiten wieder sein werden, verdünnt", heißt es S. 4 der Broschüre. Nachdem für diesen Ausspruch auf die Praxis des Fastens und der kirchlichen Strafgewalt hingewiesen

ist, heißt es dann weiter: „So verhält es sich auch mit der Praxis in Betreff des Zinswuchers. Das göttliche Moralgesetz bezüglich desselben ist ewig und unwandelbar; aber an den im Zeitalter des Kapitalismus Lebenden werden die mildesten Ansprüche gemacht." Wenn das wahr ist, dann sieht es traurig mit der Heiligkeit der Kirche aus. Was soll denn das Heranziehen des kirchlichen Fastengebotes und der mittelalterlichen Kirchenstrafen, wenn ein naturrechtliches, göttlich unabänderliches Verbot beleuchtet werden soll? Um nicht aus der Beweisführung herauszufallen, muß der Verfasser der Österreichischen Monatsschrift entweder das kirchliche Fasten und die mittelalterliche Anwendung der kirchlichen Strafgewalt für ein naturrechtlich-göttliches Gebot halten, oder die kirchlichen Wucherverbote als rein disciplinäre veränderliche Maßregeln ansehen! Da nun aber letztere Auffassung vom Baron von Vogelsang durchaus verworfen wird, und von jedem Katholiken verworfen werden muß: so ist es doch ein arger Fleck, der auf die Kirche fällt, wenn man meint, sie könne jemals die Forderungen des natürlich-göttlichen Sittengesetzes in der Praxis fast bis zu Symbolen ihres eigentlichen Inhalts verdünnen! Soll denn die Kirche über ein halbes Jahrhundert an einer solchen verdünnten Moral festhalten, die Gläubigen zu Hunderten und Tausenden einlullen in den Wahn, eine mäßige Zinsforderung verstoße nicht gegen die ausgleichende Gerechtigkeit, während sie in Wirklichkeit nur dem Diebstahl gleich zu setzen wäre? Soll die Kirche wirklich so alle Gewissen verwirren und alle Rechtszustände unsicher machen können, daß in weiter Ferne einmal der Augenblick zu erwarten stände, wo sie sich aufraffte, und die jahrhundertelang durch Zinsnehmen ungerecht angesammelten und vertheilten Güter den Händen ihrer Besitzer zu entwinden und auf Andere zu übertragen beschlösse? Freiherr von Vogelsang ist weit entfernt, in dieser Tragweite seine Sätze zu vertheidigen. Allein er darf es dann auch Keinem verargen, wenn derselbe jene Erklärungsversuche der kirchlichen Zinserlasse von Einst und Jetzt abweist, welche in ihren logischen Folgen eine solche Makel für die Kirche enthalten, wenn er vielmehr einer Erklärung beipflichtet, welche den alten Gesetzen und den neuen praktischen Zugeständnissen ihre gerechte Würdigung zu Theil werden läßt, und welche nachweist, daß ein Widerspruch zwischen Einst und Jetzt nur auf einer Verkennung des Fragepunktes beruhen kann.

A. Lehmkuhl S. J.

Normalzeit und Zeitsignale in Nordamerika.

Auf der siebenten Generalconferenz der europäischen Gradmessung zu Rom 1883 gaben dreißig Mitglieder ihr bejahendes Votum für das folgende Gutachten: 1. Die Vereinheitlichung der Längen und der Stunden ist sowohl im Interesse der Wissenschaften als in dem des Handels, der Schiffahrt, des Eisenbahn- und Telegraphenverkehrs höchst wünschenswerth. 2. Die Conferenz schlägt den Staatsregierungen vor, den Meridian von Greenwich, welcher durch die Pfeilerachse des Meridianinstruments der dortigen Sternwarte geht, als Anfangsmeridian zu wählen. 3. Es empfiehlt sich, die geographischen Längen vom Greenwicher Meridian aus in der einzigen Richtung von West nach Ost mit 0 bis 360° auszudrücken.

Auf dem vierten deutschen Geographentag, welcher vom 17. bis 19. April 1884 zu München tagte, schloß man sich diesen Beschlüssen voll und ganz an, insbesondere der Annahme des Meridians von Greenwich als Null-Meridian und der Zählung der Längen von Greenwich ausgehend von Westen nach Osten.

Die internationale Meridian-Conferenz, welche vom 1. bis 22. October 1884 in Washington abgehalten wurde, faßte ihre Berathungen in folgende Beschlüsse zusammen: 1. Die Versammlung ist der Ansicht, daß es wünschenswerth ist, einen einzigen Ausgangs-Meridian für alle Nationen an Stelle der jetzt bestehenden Vielheit einzuführen. 2. Die Versammlung empfiehlt den vertretenen Regierungen, als Ausgangspunkt für die Längengrade den durch die Mitte des Durchgangsinstrumentes auf der Sternwarte zu Greenwich gehenden Meridian anzunehmen. 3. Von diesem Ausgangs-Meridian an sollen die Längen in zwei Richtungen bis zu 180° gezählt werden, und zwar die östlichen Längen mit dem Vorzeichen plus, die westlichen mit dem Vorzeichen minus. 4. Die Versammlung empfiehlt die Annahme eines Welttages für alle Zwecke, bei denen seine Einführung als geeignet befunden werden mag, ohne indessen den Gebrauch einer Ortszeit oder sonstigen Einheitszeit da, wo solche wünschenswerth ist, auszuschließen. 5. Dieser Welttag soll

für die ganze Erde beginnen mit dem Eintritt der Mitternacht unter dem Ausgangs-Meridian, in Übereinstimmung mit dem Anfang des bürgerlichen Tages und Datums unter diesem Meridian, und soll gezählt werden von 0 bis 24 Stunden. 6. Die Versammlung spricht die Hoffnung aus, daß sobald als thunlich der Beginn des astronomischen und nautischen Tages überall auf denselben Mitternachts-Anfang verlegt werde. 7. Die Versammlung spricht die Hoffnung aus, daß die technischen Studien, welche die Regelung und Anwendung des Decimalsystems in Bezug auf die Theilung der Winkel und der Zeit bezwecken, wieder aufgenommen werden mögen, um seine Einführung für alle die Fälle, in welchen es thatsächliche Vortheile gewährt, anzubahnen.

Von großer Bedeutung für die wirkliche Durchführung dieser Resolutionen wird das thatsächliche Vorangehen der Nordamerikaner sein. Dieselben haben nämlich bereits ein einheitliches Zeitsystem in höchst praktischer Weise eingeführt. Dasselbe möge deßhalb hier einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

1. Normalzeit oder centralisirte Zeit steht im Gegensatze zu Ortszeit. Ortszeit, im streng-mathematischen Sinne des Wortes, wird nirgends in der Welt befolgt, aus dem einfachen Grunde, weil sie für das gesellschaftliche Leben ein Ding der Unmöglichkeit und auch wegen der verschwindenden Kleinheit der Differenzen von gar keiner Bedeutung ist. Die Ortszeit ist nur an einem und demselben Meridiane dieselbe. Bedenkt man nun, daß nicht nur durch das Gebiet einer Stadt, sondern durch jedes Haus, ja durch jedes Zimmer eine unendliche Anzahl verschiedener Meridiane gehen, so leuchtet sofort ein, daß kaum je zwei Einwohner einer Stadt genau dieselbe Ortszeit haben, ja daß die Ortszeit eines jeden Menschen sich bei jeder Bewegung ändert. Es war daher naturgemäß, daß sich die Einwohner der Städte von jeher nach ihren Thurmuhren richteten, d. h. eine centralisirte Zeit befolgten. Wenn die Landbewohner an Markttagen zur Stadt kamen, stellten sie ihre Uhren ebenfalls nach der Thurmuhr, d. h. der ganze District einer Stadt befolgte Normalzeit. So hatte denn ein Staat so viele Normalzeiten als Städte und Städtchen.

Als aber mit der Einführung der Telegraphen und Eisenbahnen die Communicationen sich vergrößerten, mußten diese Normalzeit-Distrikte sich natürlich erweitern. Die Eisenbahnen konnten sich unmöglich so vielen Zeitsystemen anbequemen: jede Gesellschaft führte ihre eigene Eisenbahnzeit ein. Das praktische England fand es bald für das Beste, im ganzen Königreiche dieselbe Zeit zu befolgen, nämlich Greenwich-Zeit,

während Frankreich, nach dem alten Grundsatze: „Paris ist Frankreich", seine Zeit von der Sternwarte der Hauptstadt bezog. Eine ähnliche Centralisation der Zeit erfolgte naturgemäß auch in andern Staaten.

In dem weiten Bereiche der Vereinigten Staaten war indessen eine solche Centralisation nicht so schnell durchführbar. Bis vor etwa vier Jahren wurden nämlich von den verschiedenen Eisenbahn-, Telegraphen-, Dampfschifffahrts- und Handels-Gesellschaften nicht weniger als siebenzig verschiedene Zeitsysteme befolgt. Rechnet man dazu noch die sogenannten Ortszeiten der größeren Städte, so belief sich die Anzahl der verschiedenen Zeiten in den Vereinigten Staaten und Canada auf mehr als hundert.

2. Auf diese Erwägungen hin erhoben verschiedene Handels- und Gelehrten-Vereine Nordamerika's ihre Stimme zu Gunsten eines einheitlichen Zeitsystems. Den ersten Anstoß gab der Amerikanische Verein für Meteorologie, der in einem Circulare die Vortheile eines solchen Systems hervorhob.

Im Jahre 1881 tagte zu Montreal eine Versammlung des Amerikanischen Vereins der Civil-Ingenieure, die einen Ausschuß zur Ausarbeitung eines praktischen Planes wählte, mit der Bestimmung, denselben an alle interessirten Persönlichkeiten zur Prüfung zu vertheilen. In der Sitzung vom 17. Mai 1882 zu Washington berichtete der Vorsitzende des Ausschusses, Herr Sanford Fleming, über das ausgearbeitete Schema und die eingegangenen Gutachten. Das Programm enthielt acht Artikel, deren hauptsächlichster Inhalt dahin lautete, daß ein Haupt-Meridian für alle Länder der Welt bestimmt werde, daß alle Uhren der Welt von Eins bis Vierundzwanzig zeigen sollten, und schließlich, daß die Regierungen das neue Zeit-System mit Gewalt durchführen sollten. Merkwürdigerweise stimmten 97 Procent der eingesandten Gutachten für den Plan, und speciell 92 Procent für die Einführung der 24-Stunden-Zeit.

Die Hauptstimmen gegen den neuen Plan kamen von Seiten der Astronomen. So sagte Admiral Rodgers, der verstorbene Director der Marine-Sternwarte in Washington, in seiner Antwort auf das erwähnte Circular unter Anderem: „Nach Ortszeit muß der Mensch leben, sich bewegen und sein Dasein fristen." Den Eisenbahn-Gesellschaften wollte er zwar die Centralzeit lassen, aber dem gemeinen Manne die Localzeit gewahrt wissen, und darum sollten alle Eisenbahnuhren eine doppelte Reihe von Zeigern haben, nämlich vergoldete Zeiger für Washington-Zeit und schwarze Zeiger für Orts-Zeit.

Der Hauptbefürworter der „kosmopolitischen Zeit", wie er sie selbst nannte, war unstreitig Herr Barnard, Präsident des Columbia-Collegs, New-York. Er schlug vor, den Hauptmeridian nicht durch Paris, London oder Greenwich zu legen, sondern durch die Behrings-Straße und den Stillen Ocean, um so aller politischen Eifersucht vorzubeugen. Nach ihm sollten die 24 Stunden durch die Buchstaben des Alphabets (mit Auslassung von Jod und W) bezeichnet werden. Seine Vorschläge sind, nebenbei bemerkt, auch in Dresden und Köln günstig besprochen und auf der Geographen-Versammlung in Venedig mit Beifall begrüßt worden.

Der Plan trat indessen in jener Gestalt nicht in's Leben.

Im Jahre 1882 zog auch das amerikanische Kriegsministerium das neue Zeitsystem in Betracht und schlug ein einheitliches Zeit-Signalwesen für die ganze Atlantische Küste vor. Das Bedürfniß war dort um so größer, als fast alle Handelsschiffe auf dem Atlantischen Ocean ihre Chronometer nach Greenwich-Zeit reguliren.

Im Jahre 1883 bildeten die Eisenbahn-Gesellschaften der Vereinigten Staaten und Canadas eine „Convention", die im Frühling in St. Louis und nachher in Chicago tagte. In St. Louis wurde einstimmig beschlossen, den vom Secretär Herrn W. F. Allen vorgelegten Plan zur allgemeinen Annahme zu empfehlen. Dieser Plan unterschied sich aber in wesentlichen Punkten von dem der Civil-Ingenieure. Es sollten nämlich die Zifferblätter von 12 Stunden beibehalten werden; das neue Zeitsystem sollte zunächst ein Privatunternehmen der Eisenbahn-Gesellschaften sein; als erster Meridian sollte der von Greenwich gewählt werden. Dieser letzte Punkt war ein Act der Selbstverläugnung, der den Amerikanern alle Ehre macht; das persönliche Verdienst aber, seine Landsleute zu diesem Acte veranlaßt zu haben, gebührt Herrn Harry S. Pritchett, Professor an der Marine-Sternwarte zu Washington, welcher den Meridian von Greenwich in einem ausführlichen Circulare befürwortete.

Es kam nun, vor der endgiltigen Beschlußnahme, darauf an, sich behufs genauer Zeitsignale der Mitwirkung der Haupt-Sternwarte in Cambridge, Mass., zu versichern. Mit Ungeduld erwartete man daher die Rückkehr des Directors Professor Pickering von seiner Europa-Reise. Um keine Zeit zu verlieren, schickte man einen eigenen Gesandten, Herrn J. Rayner Edmonds, nach New-York, um den Herrn Director gleich bei seiner Landung um seine Zustimmung zu befragen. Mit größter Zuvorkommenheit ließ Letzterer an die Chicago-Convention berichten, die Sternwarte in Cambridge sei bereit, Zeitsignale zu versenden, falls die

Convention das neue Zeitsystem genehmige. Dieses Zeitsystem wurde dann schließlich am 11. October 1883 von der Eisenbahn-Convention in Chicago zum Beschlusse erhoben und am 18. November wirklich eingeführt, und zwar für einen Schienenweg von 78000 Meilen. Es ist auch sehr bald, wie dieß nicht anders zu erwarten war, in das ganze gesellschaftliche und wissenschaftliche Leben übergegangen. Wie sollten auch Geschäftsleute und Reisende eine von den Eisenbahnstationen verschiedene Zeit befolgen! Für astronomische und Schiffs-Uhren war Greenwich-Zeit von jeher die bevorzugte gewesen, weil die Ephemeriden und der Schiffs-Almanach nach dieser Zeit construirt sind.

3. Worin besteht nun aber das amerikanische Zeitsystem, und welches sind seine Vortheile? Das Wesentliche dieser Normalzeit besteht darin, daß erstens die Minuten und Sekunden sämmtlicher Uhren mit der astronomischen Uhr in Greenwich, also mit allen Uhren in England, übereinstimmen, und daß zweitens die Stunden so wenig als möglich von der Ortszeit abweichen. Zu diesem Zwecke wurden fünf Meridiane bestimmt, die das ganze Gebiet von Nordamerika in fünf Stundenstreifen theilen. Der mittlere oder Central-Meridian ist gerade 90 Grad oder 6 Stunden westlich von Greenwich und läuft längs der Linie St. Louis-New-Orleans. Die beiden nächsten Meridiane gehen durch Philadelphia, 75 Grad oder 5 Stunden von Greenwich, und durch Denver (Colorado), 105 Grad oder 7 Stunden von Greenwich. Diese drei Meridiane sind eingeschlossen von den zwei äußersten, jeder wieder eine Stunde vom nächsten entfernt, nämlich vom westlichsten unweit San Francisco (Californien), 120 Grad oder 8 Stunden von Greenwich, und vom östlichsten, der nur noch einen kleinen Theil von Amerika trifft, nämlich Nova Scotia und die anliegenden Inseln, 60 Grad oder 4 Stunden westlich von Greenwich.

Theoretisch genommen sollte nun eine halbe Stunde links und rechts von jedem dieser Meridiane dieselbe Zeit herrschen, indem gerade in der Mitte zwischen zwei Meridianen eine Grenzlinie hindurchgeht, auf welcher die Uhren um eine volle Stunde auseinandergehen. Diese fünf parallelen, von Nord nach Süd laufenden Stundenstreifen werden auf Karten mit verschiedenen Farben bezeichnet, z. B. in der vom Journal of Education besorgten Ausgabe violett, roth, blau, grün, gelb, in der Reihenfolge vom 4-Stunden-Streifen zum 8-Stunden-Streifen. In der Mitte eines jeden Streifens ist der Meridian durch dunklere Farbe hervorgehoben. Dieselben Zeitstreifen sind in der folgenden Tabelle veranschaulicht:

Geographische Sectionen.	Meridian westlich von Greenwich.	Zeit später als Greenwich.	Name der Zeiten.
	°	St.	
Neu-Fundland Neu-Brunswick Nova Scotia	60	4	Intercolonial-Zeit.
Canada Maine bis Florida Ohio bis Alabama Untere Seen	75	5	Atlantische Zeit.
Mississippi-Thal Missouri-Thal Obere Seen Texas	90	6	Thal-Zeit oder Central-Zeit.
Felsengebirge	105	7	Gebirgs-Zeit.
Pacific-Staaten Britisch Columbia	120	8	Pacific-Zeit.

Diese Tabelle zeigt zugleich, daß die verschiedenen Benennungen der Normalzeiten der geographischen Lage jedes Stundenstreifens entsprechend gewählt sind[1].

In Wirklichkeit ließ sich indessen eine so mathematische Eintheilung in parallele Streifen nicht durchführen. Die Gebiete verschiedener Eisenbahn-Gesellschaften erstrecken sich eben unregelmäßig diesseits und jenseits der mathematischen Linie und müssen trotzdem durch dieselbe Normalzeit beherrscht werden. Man hat deßhalb die mathematische Linie dem praktischen Bedürfnisse geopfert und die Stundenstreifen links und rechts eingeschnitten wie die Theile eines sogenannten Geduldspieles. Ein Geduldspiel ist aber in Folge dessen das Zeitsystem nicht geworden, da jeder Staatsbürger ein- für allemal weiß, zu welchem Stundenstreifen sein Haus und sein Städtchen gehört. Die Vortheile des neuen Systems liegen auf der Hand. Da die Minuten- und Sekunden-Zeiger in ganz Nordamerika und England übereinstimmen, so herrscht auf diesem ganzen Gebiete, den Atlantischen Ocean eingeschlossen, eigentlich nur noch eine,

[1] Der Name „Östliche Zeit" wird zweideutig gebraucht, bald für Intercolonial-Zeit, bald für Atlantische Zeit, und ist deßhalb in der Tabelle vermieden.

nämlich Greenwich-Zeit, an Stelle der früheren hundert verschiedenen Zeiten. Die Zeittabellen der Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffe bedürfen also auf ihrem ganzen Gebiete nie einer Umrechnung. Wird von New-York ein Erdbeben berichtet, das um 2 Uhr 40 Minuten 25 Sekunden (Meridian 75 oder 5 Stunden) stattgefunden haben soll, so wissen die Einwohner von San Francisco (Meridian 120 oder 8 St.) sofort, daß dieses nach ihrer Uhr auf die Sekunde genau drei Stunden früher war, nämlich um 11 U. 40 M. 25 S. Wird in Zukunft eine Sonnen- oder Mond-Finsterniß aus den astronomischen Ephemeriden angekündigt, so haben die Zeitungsredacteure nicht mehr die Mühe, die Zeitangabe für ihren Leserkreis umzurechnen, da jeder Leser die Zeit des astronomischen Jahrbuches auf seiner Uhr hat.

Um eine Idee zu geben, welche Vortheile die Einführung desselben Zeitsystems auch in der alten Welt bieten würde, stellen wir in der folgenden Tabelle die verschiedenen Länder nach Stundenstreifen zusammen.

0	15° = 1 St.	30° = 2 St.	45° = 3 St.
England.	Schweden.	Lappland.	Östliches Rußland.
Frankreich.	Norwegen.	Westliches Rußland.	Kaukasien.
Belgien.	Dänemark.	Europ. Türkei.	Armenien.
Holland.	Deutschland.	Kleinasien.	Arabien.
Spanien.	Österreich-Ungarn.	Syrien.	Somali.
Portugal.	Schweiz.	Ägypten.	Madagaskar.
Marocco.	Italien.	Nubien.	
Algier.	Griechenland.	Abyssinien.	
	Tripolis.	Mozambique.	
	Cap d. g. Hoffnung.	Transvaal.	

Der erste Streifen hätte seinen Meridian in der Linie London-Bordeaux und könnte „Englische Zeit" genannt werden; der zweite „Deutsche Zeit", Meridian Stockholm-Wien; der dritte „Russische Zeit", Meridian Petersburg-Konstantinopel; der vierte „Kaukasische Zeit", Meridian Bagdad-Tananarivo. Wie auf diese Weise auch Asien und Australien in Stundenstreifen zerfielen, ist auf einem Globus leicht zu sehen. Wie zweckmäßig wäre es, wenn die Minuten- und Sekunden-Zeiger aller Uhren der Welt mit einander übereinstimmten! Bei irgend einer geschäftlichen, politischen oder wissenschaftlichen Zeitangabe hätte man dann nur den betreffenden Meridian beizufügen, um sogleich alle Bewohner der Erde wissen zu lassen, in welchem Momente das Factum sich zutrug oder zutragen werde.

4. Ein Normalzeit-System wäre eine sehr mangelhafte Einrichtung ohne genaue Zeitsignale. Jeder Fabrikbesitzer sah sich von jeher genöthigt, durch eine Glocke oder Dampfpfeife oder sonst ein Zeichen die Zeit der Arbeit zu signalisiren; die Eisenbahn- und Telegraphen-Stationen ließen sich seit ihrem Bestehen täglich ein- oder mehrmal Zeitsignale geben. Daß aber auch das Publikum mit genauen Zeitsignalen bedient wird, ist eine Einrichtung der neuesten Zeit. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß es gegenwärtig in den Vereinigten Staaten Nordamerika's keine Stadt gibt, wo nicht eine Dampfpfeife oder eine Signalglocke (time bell) oder Signalkugel (time ball) auf öffentliche oder Privatkosten erhalten und bedient wird. Sogar Kanonen werden, besonders längs den Küsten, als Signale abgefeuert. Bei solchen akustischen Signalen kann sich aber der Fehler bis auf eine Zeitminute belaufen, weil der Schall in einer Sekunde nicht viel über tausend Fuß zurücklegt. Man hat deßhalb den optischen Signalen den Vorzug gegeben, obwohl sie die Aufmerksamkeit des Publikums nicht in solchem Grade erregen, wie die ersteren. Die optischen Signale bestehen meist in hohlen Metallkugeln von mehreren Fuß im Durchmesser, welche über eine ganze Stadt hin sichtbar sind und zu bestimmten Zeiten aufgezogen oder niedergelassen werden. Diese Signalkugeln sind übrigens keine amerikanische Erfindung.

Die erste [1] Signalkugel in den Vereinigten Staaten wurde in Washington errichtet und hat seit dem Jahre 1855 bis heute die verschiedenen Abtheilungen des Ministeriums mit genauer Zeit versehen. Die Kugel fiel um Mittag von der Kuppel der National-Sternwarte.

Sehr sinnreich ist das Signal in New-York eingerichtet, nach dem Plane des Directors der Sternwarte in Madison, Professor E. S. Holden. Es wird durch elektrische Verbindung von der Marine-Sternwarte in Washington gegeben. Die Western Union Telegraph Company ließ die Kugel im Jahre 1877 auf einer Stange des Thurmes über dem Centralgebäude an der Broadwaystraße errichten. Um 11 U. 55 M. wird die Kugel auf die halbe Höhe der Stange gezogen und um 11 U. 58 M. bis auf den höchsten Punkt, 250 Fuß über der Straße. Das Signal wird von allen Schiffen in den Docks von New-York und Brooklyn und in dem dazwischen liegenden Meerbusen gesehen, und von den Einwohnern von nicht weniger als vier großen Städten, nämlich New-York, Brooklyn, Hoboken und Jersey City.

[1] Diese historischen Angaben sind dem „Annual Report of the Smithsonian Institution" für 1881 entnommen, Artikel „Astronomy by Prof. Edward S. Holden".

In Boston ist eine Signalkugel über dem Gebäude der Lebensversicherungs-Gesellschaft errichtet worden, mit einem Kostenaufwande von 1200 Dollars. Sie wird von der Sternwarte in Cambridge (Massachusetts) aus gerichtet. Die Kugel ist von Kupfer und wiegt 250 Pfund.

Eine andere Signalkugel ist unlängst in Hartford (Connecticut) nach einem neuen Plane errichtet worden und wird von der Winchester-Sternwarte, Yale College, besorgt.

Eine weitere Signalkugel besitzt jetzt auch St. Louis.

Die Kugel in Kansas City wird sehr gerühmt und auf Kosten der Stadt, von der Morrison-Sternwarte aus, gestellt. Sie steigt bis auf 140 Fuß über der Straße und ist in allen Theilen der Stadt sichtbar. Sie besteht aus einem Drahtnetz, mit Kanevas überzogen und schwarz angestrichen, und ist, um sicher zu fallen, innen mit Blei ausgefüllt. Ihr Fall beträgt 25 Fuß und geschieht sehr regelrecht in vertikalen Schienen mittelst stählerner Federn.

Diese Signale können durch eine sehr einfache Maschinerie bis auf Bruchtheile einer Sekunde genau gegeben werden. Der Astronom steht an seiner Uhr die Sekunden zählend und bringt durch einen Fingerdruck am Schlüssel der elektrischen Leitung die Kugel zum Fallen oder Steigen. Die Kugel wird nämlich durch einen horizontalen aber beweglichen Stahlstift in ihrer Lage, unten oder oben, festgehalten; neben dem Stahlstift ist ein Elektromagnet; wird der elektrische Strom geschlossen, so zieht der Magnet den Stahlstift auf die Seite, und die Kugel fällt oder steigt.

5. Eine andere und gewiß die genaueste Art von Signalen geschieht mittelst des Telephons. Dieses so berühmt gewordene Instrument ist in den Vereinigten Staaten in jedem Orte eingeführt, der nur den Namen eines Städtchens verdient. Das Centralbureau des Ortes steht in Verbindung mit der nächsten Telegraphenstation, welche ihrerseits die Zeitsignale von der nächsten Sternwarte bezieht, und zwar zweimal des Tages, um 10 und um 12 Uhr. Das Klopfen des Telegraphenapparates wird unmittelbar am Telephon gehört und seinerseits auch unmittelbar von der astronomischen Uhr bewirkt, die den Strom automatisch öffnet und schließt. So erhält also jeder Besitzer eines Telephons die Zeitsignale unmittelbar von der astronomischen Uhr, ohne directe Vermittlung des Telegraphisten, der sonst, wenn auch zuverlässig und geübt, nothwendiger Weise eine Verspätung verursachen würde.

Diese Signale können von Jedermann verstanden werden, der sich die Mühe nimmt, die in Zeitungen und Circularen veröffentlichten Er-

klärungen zu lesen. Einige Beispiele werden die beste Erläuterung liefern. So lautet die Instruction der National-Sternwarte folgendermaßen: „Um 9 (und 11) U. 57 M. kündigt ein Zeichen die Ankunft der Signale an. Um 9 (11) U. 58 M. 0 S. erfolgen 50 Sekunden lang anhaltende Doppelsignale; um 9 (11) U. 59 M. 0 S. erfolgen wieder 50 Sekunden lang Einzelsignale; Punkt 10 (12) U. ertönt ein Schlag." Bei Gelegenheit des letzten Venusdurchganges im Jahre 1882 konnte Jedermann die Zeitsignale unentgeltlich an jeder Telegraphenstation holen und erhielt auf Verlangen eine gedruckte Anweisung des folgenden Inhaltes: „Die Signale beginnen um 11 U. 56 M. 30 S. und hören um 12 U. 0 M. 0 S. mittlerer Washington-Zeit auf. Während dieser Zwischenzeit wird ein Signal im Anfange jeder Sekunde gegeben, ausgenommen die Sekunden 29, 55, 56, 57, 58 und 59, wo die Signale unterbleiben. Es bezeichnet also der erste Schlag nach einer Pause von 5 Sekunden den Anfang der Minute, und der erste Schlag nach einer Pause von einer Sekunde bedeutet 30 S. (oder die halbe Minute). Um 12 U. 0 M. 0 S. erfolgt ein Schlag, und dann hören die Signale auf."

In Madison kann man im Telephon den ganzen Tag die Sekundenschläge der Universitätsuhr hören. Der Anfang jeder Minute wird durch einen Glockenschlag bezeichnet in Folge einer sehr einfachen, von Director E. S. Holden getroffenen Einrichtung. Er ließ an der Sekundenachse eine Messingscheibe von 2 Zoll Durchmesser befestigen, und am äußeren Rande derselben einen Stahlzapfen. Letzterer geht in einer Minute, wie der Sekundenzeiger, einmal herum. 6 Sekunden vor dem Anfang jeder Minute packt der Zapfen das kurze Ende eines 5 Zoll langen Hebels und hebt dadurch einen Hammer während 6 Sekunden. Punkt 0 Sekunden läßt der Zapfen den Hammer los, so daß dieser einen halben Zoll tief herunter auf eine kleine Glocke fällt.

In Boston schlägt eine Uhr im Centralbureau der Telephongesellschaft am Ende jeder Minute sowohl die Stunde des Tages als auch die Anzahl der Minuten seit der letzten Stunde.

So ist man also in allen Städten Nordamerika's in den Stand gesetzt, täglich zu wiederholten Malen genaue Normalzeit zu erhalten und zwar bis auf eine Zehntelsekunde genau. Anderen Ländern der Erde würde es gewiß zur Ehre gereichen, eine so einfache und gemeinnützige Einrichtung nachzuahmen.

J. G. Hagen S. J.

Das Idioplasma.

Eine neue Lebenstheorie.

Als ersehnter Lehrer der Wahrheit inmitten des Chaos sich widersprechender Meinungen aufzutreten — diese Vorstellung scheint sich Naegeli von seiner jüngsten Leistung über die Abstammungslehre zu machen[1]. Er findet es ein wunderbares Schauspiel für den Physiologen, daß das schwierigste Problem seiner eigenen Wissenschaft seit anderthalb Jahrzehnten mit wachsendem Eifer und Kraftaufwand von Nichtphysiologen in einer Fluth von Schriften „publicistisch" bearbeitet wurde. Denn die Entstehung der organischen Welt gehört ja, wie er meint, zum innersten Heiligthum der Physiologie, und ihre Behandlung setze ein richtiges Urtheil in den dunkelsten Gebieten dieser Wissenschaft voraus. Es ist daher für den Physiologen Professor v. Naegeli selbstverständlich, daß für und wider, hüben und drüben unendlich viel Thorheit zusammengeschrieben ist. Zoologen, Anatomen, Anthropologen, Botaniker und Paläontologen haben sich mit der Frage nach Entstehung der organischen Welt beschäftigt; aber ihre Beschäftigung griff „in andere Horizonte" hinüber, verstieg sich zu einer Beurtheilung und Übersicht des Ganzen, und so vermengte sich mit dem Brauchbaren viel Unbrauchbares und Irrthümliches. Auch Philosophen, Theologen und überdem Literaten aller Art und aller Abstufung haben sich der Frage bemächtigt; aber auch das fände Naegeli noch ganz in der Ordnung, „wenn nicht so Mancher das Gebiet schwieriger physiologischer Probleme für einen freien Tummelplatz widersinniger Dialektik betrachtet hätte". Endlich erscheint nun der berufene Fachmann, der Physiologe, um in das innerste Heiligthum der Physiologie, bis zum „letzten und höchsten Problem" derselben vorzudringen, und er leistet — nun ja, selbstverständlich — eine Theorie.

Es läßt sich nicht läugnen, Naegeli's Stellung zur Abstammungslehre ist in vielen Punkten haltbarer, als die Darwins und seiner An-

[1] Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre von C. von Naegeli. München und Leipzig, Oldenbourg, 1884.

hänger. Während Darwin zur Erklärung der allmählichen Abänderung die natürliche Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein betont und damit die Organismen völlig zum Spielball der äußeren Einflüsse macht, besteht Naegeli immer auf inneren Ursachen stetiger Vervollkommnung. Doch in der „mechanisch-physiologischen Theorie der Abstammungslehre" handelt es sich nicht mehr bloß um das Geltendmachen dieses Gegensatzes, sondern um eine Vertiefung desselben. Naegeli will uns aus der Molekularstructur der Organismen eine mechanistische Anschauung ihrer Natur und Eigenschaften geben. Es lohnt sich der Mühe, an diesem Beispiele zu sehen, wie es bei ihren Theorien unsere Männer der Wissenschaft machen, „jene scharfsinnigen Geister, welche die verwickeltsten Vorgänge mit lichtvollen Gedanken zu durchdringen im Stande sind".

Professor v. Naegeli geht von der physiologischen Thatsache aus, daß das Leben in der gesammten organischen Natur wesentlich an Protoplasma gebunden sei, daß lebendiger Stoff in erster Linie Protoplasma sei. Die ganze Lösung der Aufgabe scheint ihm demnach darauf hinauszulaufen, von dem Leben und den Eigenschaften des Protoplasma eine mechanistische Vorstellung zu gewinnen. Seit der glücklichen Carrière, welche die mechanische Wärmetheorie gemacht hat, glaubt ja so zu sagen ein Jeder, durch mechanische — und oft recht derb mechanische — Vorstellungen nicht bloß sehr schwierige Fragen der Physiologie, wie Nervenleitung u. s. w., sondern auch die noch weit dunkleren psychologischen Fragen der Empfindung, des Selbstbewußtseins aufhellen zu können. Naegeli denkt sich also in dem Protoplasma einer jeden Zelle und so besonders der ersten Eizelle nur einen sehr kleinen, winzigen Theil als ausschlaggebend für die bestimmte Art des Organismus; der übrige, ungleich größere Theil sei indifferentes Nährplasma. Im Gegensatz dazu nennt er das Erstere Anlageplasma oder Idioplasma. Sämmtliche Eigenschaften der Pflanze oder des Thieres sind in Folge dessen schon im Idioplasma der Eizelle gerade so gut der Anlage nach enthalten, wie sie sich später ausgebildet vorfinden. Denn der spätere Ausbau des Organismus ist im Grunde nichts Anderes, als eine Entwicklungsbewegung, für welche die Anlage eine bestimmte Richtung gibt, indeß die Bewegung selbst durch Umsatz der Nahrung unterhalten wird.

Von dieser Idioplasma-Theorie läßt sich unschwer Unwissenschaftlichkeit und absolute Nutzlosigkeit nachweisen — zwei Vorwürfe, die wir in Kürze zu begründen haben.

Von einer wissenschaftlichen Theorie, welche es unternimmt, einen

bisher unbekannten Zusammenhang von Erscheinungen herzustellen oder über die Natur einer ganzen Gruppe von Thatsachen Licht zu verbreiten, setzt man voraus, daß sie die Höhe des gesammten Wissens über diese Erscheinungen zur Grundlage hat. Sie muß gleichsam die Blüthe sein, zu der die Errungenschaften der Untersuchungen hinführen, und die ihrerseits wiederum den sicheren Aufschluß der Wahrheit als Frucht vorbereitet. So war und ist es mit der Newton'schen Gravitationstheorie, so mit der mechanischen Wärmetheorie. So ist es aber nicht mit der Idioplasma-Theorie. Naegeli's Theorie ignorirt vollkommen sämmtliche neueren Kenntnisse über die chemische Differenzirung und physikalische Structur des Protoplasma. Ausgangspunkt dieser — ich bitte, das zu bemerken — molekular-physiologischen Hypothese ist, daß Protoplasma lebendes Eiweiß sei. Seit Jahren liegen die interessanten Untersuchungen Reinke's über das Protoplasma von Aethalium septicum vor, welche allüberall die berechtigte Beachtung fanden. Er wies in dem lufttrockenen Protoplasma an 28 verschiedene Substanzen nach und konnte mit Recht sagen, daß das Protoplasma in chemischer Hinsicht als ein Gemenge sehr zahlreicher verbrennlicher und unverbrennlicher Verbindungen zu betrachten sei[1]. Aber für Naegeli liegt das Räthsel der Zusammensetzung und Entstehung des Proto- resp. Idioplasma nach wie vor in der „Synthese von Albuminaten". Ferner: viel, sehr viel ist schon seit mehreren Jahren die morphologische und physikalische Structur des Protoplasma untersucht und aufgehellt worden. Dank den schönen Arbeiten von Straßburger, Schmidt, Froman und manchen Anderen ist aus dem Protoplasma-Klümpchen, von dem man bis da redete, ein feines, äußerst zartes, netzartiges Gefüge und Maschenwerk von der größten Verschiebbarkeit seiner einzelnen Theile geworden. Aber auch an all diesen Resultaten ist die Idioplasma-Theorie unseres Physiologen ohne jegliche Berücksichtigung vorübergegangen. Naegeli zieht es vor, sich das Protoplasma aus krystallinischen Molekülgruppen von Eiweiß vereinigt zu denken, „die dann, in löslicher oder unlöslicher Form gemengt, eine meist halbflüssige, schleimartige Masse bilden". Es ist wohl unnöthig, darauf hinzuweisen, daß eine Theorie, welche die Lebenserscheinungen des Protoplasma aufzuhellen unternimmt, dabei aber den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten desselben völlig gleichgiltig sich gegenüberstellt, auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch machen kann. Damit ist im Grunde der Stab über die

[1] Reinke, Studien über das Protoplasma, Bd. I. S. 94. Berlin 1881.

Theorie gebrochen. Indessen sehen wir uns zum Überfluß auch noch den Ausbau an, den Naegeli seinem Idioplasma zu geben beliebt, und wir werden finden, daß die Theorie, so wie sie vorliegt, zu nichts nutz ist.

Es ist ein ganz richtiger Gedanke, wenn Naegeli die specifische Beschaffenheit der einzelnen Organismen auf die Verschiedenheit des lebendigen Protoplasma zurückführt. Aber anders verhält es sich mit seinem weiteren Gedanken: „die Beschaffenheit des Idioplasma — also des lebendigen Protoplasma — wird durch seine molekulare Zusammensetzung bestimmt". Allerdings ist das ein unseren modernen Physiologen geläufiger, sympathischer und selbstverständlicher Satz, der aber als reine Voraussetzung nirgendwo erwiesen ist, zudem in seinen Grundlagen schon zum hundertsten Mal erschüttert wurde. Denselben hier nochmals zu widerlegen, liegt um so weniger Grund vor, als der Gebrauch, den Naegeli davon macht, sehr harmlos ist und sich zur Genüge von selbst richtet. Er kommt hier nämlich wieder auf seine bekannte Micellar-Hypothese. Nach derselben sind die Eiweißmoleküle im lebendigen Protoplasma nicht etwa in unmittelbarer Molekularstructur miteinander verbunden, sondern die Moleküle vereinigen sich zunächst zu größeren Verbänden — Micellen —, und durch die so zweimal gebotene Möglichkeit verschiedener Gruppirung entsteht die große Mannigfaltigkeit lebendigen Idioplasmas. „Wir sehen hieraus," bemerkt P. Dressel sehr richtig, „daß die hypothetische Erklärung des Räthsels, wenn man der Sache auf den Grund geht, das Räthsel nur eine Etappe tiefer legt."[1] Um die Mannigfaltigkeit der lebenden Organismen mechanistisch vorstellbar zu machen, wird dieselbe ganz und gar in die willkürliche Annahme verschiedenster Gruppirung von Micellen sehr fraglicher Existenz versteckt.

Und was für eine Vorstellung gewinnen wir erst, wenn wir auf den Inhalt dieser Gruppirung sehen? „Wenn die Anordnung der Micelle," sagt Naegeli (S. 27), „die specifischen Eigenschaften des Idioplasma begründet, so muß das Letztere eine ziemlich feste Substanz darstellen, in welcher die Micelle durch die im lebenden Organismus wirkenden Kräfte keine Verschiebung erfahren." Wie ein solches Hinausdrängen der Artfestigkeit unserer lebenden Wesen auf das Gebiet der molekularen Mechanik mit den neueren Resultaten, welche die Untersuchungen Reinke's und Anderer auf demselben Gebiete gefördert haben, harmonire, das müssen wir Naegeli überlassen. Nach Reinke repräsentirt das lebensthätige Protoplasma kei-

[1] Dressel S. J., Der belebte und der unbelebte Stoff. Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach, 22. S. 76.

nen Gleichgewichtszustand seiner Bestandtheile, sondern einen Strom und Wirbel durcheinander stürmender Atombewegungen [1], und er hat die Thatsachen auf seiner Seite. Nach Naegeli soll das den Ausschlag gebende Protoplasma, das Idioplasma, starr und unangreifbar sein, wie ein eiserner Bestand. Dieselbe Dauertüchtigkeit vieler Organismen dient aber zu noch weiterer Ausführung des Idioplasma-Bildes. „Diese Erscheinung nämlich scheint keine andere Erklärung zuzulassen, als die, daß das Idioplasma strenge in parallelen Reihen von festem Zusammenhang geordnet ist" (S. 37). Fragen wir nun aber, was mit einer derartigen Vorstellung von der Structur des Idioplasma gewonnen sei, so müssen wir uns erinnern, was damit beleuchtet werden soll. Die Verschiedenheit der Anlagen, welche Pflanzen und Thiere in gestaltlicher sowohl als functioneller Beziehung zur Entfaltung bringen, kann doch dadurch wahrlich nicht anschaulich gemacht werden. Es wäre dasselbe, als wollte ich Jemandem die reiche Gliederung einer Eiche an einer dürren Hopfenstange demonstriren. Allerdings läßt sich die Verschiedenheit romanischer und gothischer Bauart, vorausgesetzt, daß in beiden dasselbe Material zur Verwendung kommt, auf die Gruppirung der Steine zu einander zurückführen; aber es wird deßhalb Niemandem einfallen, derartige Constructionen zu rein mechanischen Problemen machen zu wollen. So armselig aber auch die Gruppirung der Micellen in den Idioplasma-Strängen ist, mit der Naegeli uns die Mannigfaltigkeit in der lebenden Natur anschaulich zu machen sich bemüht, so entsteht doch sofort auch hier die Frage: woher denn diese Anordnung? Zur Orientirung hierüber lassen wir uns von Naegeli für einen Augenblick an die Urzeugung heranführen, über welche er die interessantesten Aufschlüsse zu geben weiß.

Möglichkeit oder Unmöglichkeit derselben durch Experimente darlegen wollen, ist eine Thorheit, weil es sich um die Micellarstructur des Eiweißes handelt, die nie getroffen werden kann, da das zu verwendende Eiweiß stets schon eine andere hat. „Die Urzeugung setzt also die spontane Bildung von Albuminaten voraus", ein Problem, „das in der freien Natur wahrscheinlich nicht in einer freien Wassermasse geschieht, sondern in der benetzten, oberflächlichen Schicht einer fein porösen Substanz (Lehm, Sand), wo die Molekularkräfte der festen, flüssigen und gasförmigen Körper zusammenwirken" (S. 87). „Wenn nun irgendwo," so fährt die interessante Belehrung fort, „Albuminate spontan entstehen,

[1] Studien über das Protoplasma, S. 95.

so ist damit von selbst auch Wachsthum und Fortpflanzung, also Urzeugung gegeben. ... Zwar verdient eine solche Plasma-Masse noch kaum den Namen eines Organismus, denn Wachsthum und Fortpflanzung sind noch nicht innerlich geordnet. Die ursprünglich entstandenen Eiweiß-Micellen haben eine durchaus ungeordnete oder eine von den äußeren Einflüssen bedingte Anlagerung. ... Nach und nach gewinnen aber Wachsthum und Fortpflanzung durch innere Verhältnisse mehr Bestimmtheit. ... Die ursprünglich regellose oder von äußeren Umständen bewirkte Anlagerung muß zuletzt in eine geordnete und bloß von der Natur der Eiweiß-Micelle bedingte übergehen." Hatte sich nun der angehende Organismus aus dem Zustand einer ungeordneten Micellarstructur glücklich herausgearbeitet, dann „trat bald ein Stadium ein, in welchem die als Idioplasma sich organisirende festere Substanz so viel Zähigkeit besaß, daß sie bei der Theilung eine verlängerte fadenförmige Gestalt annahm. Da nun diese Substanz bei den in verschiedenen Richtungen erfolgenden successiven Theilungen auch in den verschiedenen Richtungen fadenförmig ausgezogen wurde, so bildete sie sich nothwendig zu einem Netz von Fäden aus" (S. 42). Es möchte wohl schwer sein, „das Gebiet schwieriger physiologischer Probleme" zu „einem freien Tummelplatz" tollerer Phantasie-Übungen zu machen, als hier geschehen ist, und das nicht etwa von Philosophen, Theologen oder Literaten aller Art und Abstufung, sondern von dem Physiologen selbst.

Doch wenden wir uns von diesen wissenschaftlichen Phantasien wieder den Idioplasma-Strängen zu. Wozu hat Naegeli dieselben erfunden? Um die specifische Beschaffenheit des Idioplasma durch die Configuration des Querschnittes dieser Stränge auszudrücken. „Wir hätten," so glaubt er, „die Lösung des größten Räthsels der Abstammungslehre gewonnen, wenn wir jene Configuration zu erkennen vermöchten. Dieß ist aber nicht möglich; man könnte vielleicht den einen und anderen Punkt durch die Theorie befriedigend erledigen; man könnte vielleicht selbst eine Gesammtanordnung ausdenken, die den wichtigsten Anforderungen ein Genüge leistete. Allein ich würde dieß für unnütz und unfruchtbar halten" (S. 42). Kann es eine schlimmere Verurtheilung der ganzen Idioplasma-Theorie geben, als ihr Erfinder hier selbst liefert?

Noch viel weniger, als die specifische Beschaffenheit der Organismen, vermag uns die Idioplasma-Theorie deren specifische Thätigkeit, das Wachsthum, zu erklären. „Alle Zunahme des Idioplasma," sagt Naegeli, „ist ein Wachsthum seiner Reihen und geschieht dadurch, daß die Reihe

durch Zutritt neuer Micellen zu den schon vorhandenen sich verlängert" (S. 34). Ganz ähnlichen Aufschluß würden wir erhalten, wenn uns Jemand im Ernst belehren wollte: der Kölner Dom wurde dadurch vollendet, daß man zu den schon vorhandenen Steinen neue hinzulegte. Deßhalb verschwindet diese allerdings greifbare Vorstellung von Wachsthum des Idioplasma auch bald, um einer möglichst unfaßbaren Platz zu machen. Die Wachsthumserscheinungen desselben treten nämlich von nun an unter dem Bilde von besonderen Erregungszuständen auf, analog den Zuständen der Nervenleitung. Hier bietet sich wieder der Vortheil, daß, wie diese, so auch jene dynamische Mittheilung unter den Micellenreihen für die Molekular-Physiologie noch ein Geheimniß ist. Und wie die Natur dieser Erregung, so ist uns auch die mechanische Einrichtung, welche jene ermöglicht, völlig unbekannt (S. 49). Naegeli sucht freilich noch ein Bild von der regelmäßigen Aufeinanderfolge in dem Anlage-Chaos des Idioplasma zu gewinnen. Doch wir haben der Bilder genug. Sie leiden alle an dem einen Fehler, daß sie in etwas allgemeineren Zügen die Eigenthümlichkeit der zu erklärenden Erscheinung noch einmal skizziren, ohne auch nur im geringsten diese so rohen Umrisse zu motiviren.

Der Naegeli'schen Idioplasma-Theorie liegt indeß ein gesunder Gedanke zu Grunde, die Bedeutung nämlich, welche dem Organismus selbst, d. h. speciell dem Protoplasma, für seine ganze Lebensbethätigung zugeschrieben wird. Was die Pflanze, was das Thier ist, ist es zunächst durch sich selbst und nicht durch die äußeren Umstände. Aber die Entwicklung der Theorie ist, wie wir gesehen, ganz und gar verfehlt. Es liegt das übrigens keineswegs bloß an der Eigenart dieser Idioplasma-Theorie, sondern an der Sache. Incommensurable Größen lassen sich nicht nur nicht aus einander erklären, sie beleuchten sich auch nicht einmal; Leben und Mechanik sind aber derartige Größen. So groß auch die Anstrengungen sind, die nie ruhende, stets vom Ganzen beherrschte innere Regsamkeit des Protoplasma auf die Voltigirkünste von Micellen oder Molekülen zurückzuführen, es wird nie gelingen.

Hermann Jürgens S. J.

Zur neuesten Stuart-Literatur.

Seitdem in diesen Blättern[1] die Schriften der beiden Antipoden Gädeke[2] und Opitz[3] einer vergleichenden Kritik unterzogen wurden, sind kaum vier Jahre vorübergegangen; und doch, welch einen Nachtrag hätten wir nicht zur ältern und neuern, dort übersichtlich aufgeführten Stuart-Literatur zu verzeichnen! Kann man doch ohne Übertreibung behaupten, daß in den verflossenen Jahren nur wenige Monde vergingen, ohne uns, wenn nicht mit einem Werke, so doch mit dem einen oder andern Aufsatze in dieser oder jener Zeitschrift zu beschenken. Obschon durch all diese Schriften und Controversen die Frage nach moralischer Schuld oder Unschuld der Königin zwar gefördert, aber noch nicht spruchreif geworden, dürfte es doch von Interesse für den Leser sein, mit dem jetzigen Stande der Frage einigermaßen bekannt zu werden.

Die Frage nach Maria's moralischer Schuld oder Unschuld löst sich der Hauptsache nach in die geschichtliche Doppelfrage über ihre Stellung zum Morde Darnley's und zur Heirath Bothwells. Beide Fragen tragen und durchdringen sich gegenseitig insofern, als ein Schuldig in der ersteren ein solches auch in der zweiten nach sich zieht; beide sind von einander unabhängig, insoweit ein Freispruch in der ersteren noch nicht die volle und befriedigende Lösung der anderen in sich schließt. Es sei erlaubt, zum besseren Verständnisse des Folgenden in wenigen Worten die Thatsachen zu skizziren, die der historischen Untersuchung zur Grundlage dienen.

Am 19. August 1561 landete die jugendliche, noch nicht 19jährige Königin-Wittwe von Frankreich in ihrem Erbreiche Schottland. Ihre Stellung in dem von religiösen wie politischen Parteiungen unterwühlten Reiche war von Anfang an die denkbar schwierigste. Dennoch verliefen die ersten Regierungsjahre verhältnißmäßig ruhig, zumeist deßhalb, weil Maria, obschon für sich überzeugungstreue Katholikin, es unterließ, hoffnungslose Anstrengungen zu Gunsten des alten Glaubens zu machen. Thatsächlich führte ihr Halbbruder Murray, berathen von Morton und Maitland, das Regiment. Viel umfreit, reichte die junge Königin ihre Hand dem schönen, aber unbedeutenden und unfähigen Henry Darnley, dem sie am 29. Juli 1565 getraut ward. Dreimal leuchtete Hymens Fackel der unglücklichen Königin ebenso viele Stufen

[1] Bd. XIX. S. 219 ff.

[2] Maria Stuart. Von Arnold Gädeke, a. o. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Winter, 1879.

[3] Maria Stuart, nach den neuesten Forschungen dargestellt von Theodor Opitz. Freiburg i. B., Herder, 1879.

zum Schafott hinan: bei ihrer Ehe mit Darnley, bei ihrer Heirath mit Bothwell, bei dem Eheproject mit Norfolk. Die erstere erschien den genannten schottischen Triumvirn als ein Versuch der Königin, die Zügel des Reichs zu eigenen Händen zu nehmen, und sofort schritt Murray mit einem Theile des Adels zur Empörung. Er war mit den Waffen weniger glücklich als in der Intrigue. Der Aufstand ward mühelos unterdrückt; das Parlament sollte im Frühjahr 1566 die Rebellen mit Lehensentziehung bestrafen. Als die Seele dieser Entschließungen galt Maria's Secretär Riccio, gegen welchen sich gleichzeitig auch Darnley's Groll kehrte, dem aus gutem Grunde ein Einfluß auf die Regierung des Reiches versagt blieb. Sein kurzsichtiger Ehrgeiz lockte den König in das Garn der Verschwörer, mit denen er sich zum Morde Riccio's verband. Am 9. März 1566 wurde dieser unter den Augen der Königin mit dem Schwerte erstochen, das einer der Verschwornen dem Könige von der Seite riß. Noch einmal rettete kluge Geistesgegenwart die Königin aus den Händen der Verschwörer, noch einmal hatte sie einen gefährlichen Aufstand ohne Blutvergießen unterdrückt; allein es dauerte gar nicht lange, und die drei Hauptintriguanten sind wieder in der Nähe der unglücklichen Königin, berathen sie und arbeiten an dem völligen Sturze Darnley's. Wie sie vorhin diesen gegen Riccio benutzt und in dessen Fall verwickelt hatten, so benutzten sie nun gegen Darnley einen anderen ihrer Feinde, der sich, wie wir sehen werden, gleichfalls selbst die Schlinge um den Hals legen wird, den Grafen Bothwell. Noch war seit dem Morde Riccio's ein Jahr nicht verflossen, und die Verschwornen hatten mit Darnley ihr Ziel erreicht. Er fiel als Opfer der Verschwörung von Craigmillar. War Maria Mitwisserin des Complottes? Das war und ist die eine große Frage.

Als die Königin später, nach der unglücklichen Schlacht von Langside aus ihrem Reiche vertrieben, sich vertrauend in die Hände Elisabeths von England gegeben hatte, wurde, um ihre widerrechtliche Gefangenhaltung doch in etwa zu motiviren, ein eigenartiger Proceß inscenirt, in dem Murray und Genossen vor den Vertretern der englischen Königin ihre Gewaltmaßregeln gegen Maria dadurch zu rechtfertigen suchten, daß sie die Klage auf Gattenmord gegen sie erhoben. Zum Beweise der Schuld erscheint nun unter den befremdendsten Umständen jene Cassette und in ihr jene Briefe, die Maria Ende Januar 1567 geschrieben habe, die ihre leidenschaftliche Liebe für Bothwell, ihre Mitschuld am Morde Darnley's beweisen sollten und auf die schon im schottischen Parlamente vom December 1567 hingewiesen war. Ein Schuldig ist damals auf dieses Beweismaterial hin nicht gesprochen worden. Muß die Geschichte, kann sie es aussprechen? Oder ist die Unschuld Maria's erwiesen? Diese Frage ist identisch geworden mit der andern: Sind die sogen. Cassettenbriefe echt, oder sind sie als Fälschungen nachweisbar?

Es ist hier nicht der Ort und es ist nicht unsere Absicht, in eine eingehende Discussion der Frage einzutreten; wir möchten nur kurz skizziren, welchen weiteren Verlauf die historische Erörterung derselben genommen hat.

Opitz und Gädeke hatten beide das Gemeinsame, daß sie, sich an einen weiteren Lesekreis wendend, den kritischen Apparat, den wir nun einmal an

historischen Werken nicht gerne mehr entbehren, auf ein Minimum beschränkten, wodurch sie allerdings das historische Interesse eher wecken als befriedigen mußten. So folgte denn auch binnen Jahresfrist die historische Detailforschung diesen mehr oder weniger populär sein wollenden Schriften auf dem Fuße nach. Die erste Arbeit, welche die Stuartfrage für lange Zeit auf die historische Tagesordnung setzen sollte, war das Werk Dr. Ernst Bekkers: „Maria Stuart, Darnley, Bothwell. Durch ein Vorwort eingeführt von W. Oncken" (Gießener Studien auf dem Gebiete der Geschichte. I. Gießen, J. Ricker, 1881 [1]); eine Erstlingsarbeit, die aber durch ihren sicheren Schritt auf einem so dornenvollen Pfade, wie die Geschichte Maria Stuarts nicht nur für die unglückliche Königin war, sondern auch für den parteilosen Historiker noch ist, die Hand des geschichtskundigen Mentor erkennen läßt.

Beide, Professor Oncken wie sein Schüler Bekker, sind Protestanten, und mehr als eine Redewendung bekundet auch hier protestantische Denk- und Anschauungsweise. Zudem gingen Beide mit der Überzeugung von Maria's erwiesener Schuld an ihre Arbeit. Diese liefert somit, indem sie zum entgegengesetzten Resultate gelangt, die beste Widerlegung des classischen aut aut, womit R. Pauli [2] jeden Vertheidiger der unglücklichen Maria entweder zum Ultramontanen (gilt dem Protestanten Opitz) oder zum „juristisch advokatischen Fürsprecher" machen möchte, und womit dem in der Hauptsache bis heute weder widerlegten noch übertroffenen Werke eines andern Protestanten, J. Hosacks, die Spitze abgebrochen werden soll. Wenn nun auch Bekker, trotz dankenswerther Einzeluntersuchungen, zwar im Großen und Ganzen über Hosack kaum hinauskommt, so ist doch, da er nicht nur durchaus selbständig, sondern auch nach einer von der des englischen Historikers vielfach verschiedenen Methode arbeitet, durch dieses Werk in erfreulicher Weise documentirt, wie die unbefangene Forschung diesseits wie jenseits des Kanals sich im gleichen Resultate begegnet.

So waren denn, von Petrick abzusehen, der Reihe nach drei, beziehungsweise vier Protestanten: Hosack, Opitz, Bekker-Oncken, als Anwälte der historisch rechtlos gewordenen Königin aufgetreten. Hosack hatte man noch als „englischen Advokaten" vornehm bei Seite schieben können; Opitz erschien nicht vorschriftsmäßig bis an die Zähne mit Citaten gewappnet und konnte als nicht „zünftig" unberücksichtigt bleiben. Mit der Publication Bekkers mußte diese bequeme Taktik eines „beredten Stillschweigens" ein Ende haben. Der Fehdehandschuh war damit hingeworfen, und Arnold Gädeke glaubte ihn aufheben zu sollen. Er that dieß und zwar mit eigenthümlicher Grazie [3]. Er widmet in seiner Besprechung der neueren Stuart-Literatur, nach einer langen Jeremiade über literarische Unhöflichkeit und katholischen Fanatismus, Bekker

[1] Eine eingehende, Licht und Schatten in gerechter Weise vertheilende Kritik von H. Cardauns s. in „Literarische Rundschau" 1882, Nr. 3, und „Historisches Jahrbuch" 1882, S. 447 ff.

[2] Historische Zeitschrift, XLII. S. 213.

[3] Die neuere Literatur über Maria Stuart, Historische Zeitschrift, L. S. 84 ff.

ganze vier Seiten, auf denen aber auch nicht eine Silbe der Anerkennung zu finden ist; vielmehr spürt er (nach einigen einleitenden Artigkeiten) sofort eifrig nach „kleinen Nachlässigkeiten", nach einer „nicht berücksichtigten Broschüre" (dießmal Petricks und Gädeke's eigene Aufsätze in den Grenzboten), und wirft sich endlich auf ein — n. Ob Darnley oder Darley, ist die wichtige Frage, der zwei und eine halbe Seite der Besprechung gewidmet sind. Das macht allerdings sehr den Eindruck, als sei Recensent in Ermanglung eines Bessern froh gewesen, sich auf dieß eine n zu retten, als einzigen Punkt, auf den er sich zurückziehen kann.

Die gegen Oncken gerichteten Ausfälle dieses Aufsatzes riefen natürlich eine Replik hervor, die zunächst in fünf Aufsätzen in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" erschien[1]. Der erste Aufsatz behandelt die Namensfrage Darley gegen Darnley[2]. Von höherem Interesse ist der zweite, der den gegenwärtigen Stand der Brieffrage kursorisch erörtert; während III und IV zeitgenössische Zeugnisse für die Unschuld Maria's beibringen, schließt der fünfte und letzte mit einer kritischen Beleuchtung Gädeke's. Leider ist auch hier der Ton bisweilen schärfer, als man wünschen möchte, ist aber nach der geringschätzigen und absprechenden Manier Gädeke's leicht erklärlich.

Während so Bekker-Oncken zur Auffassung kamen, daß das „sämmtliche gegen Maria verwerthete Beweismaterial aus den gröbsten Erdichtungen und plumpsten Fälschungen" zusammengesetzt sei, hat Harry Breßlau den Versuch gemacht, einen Mittelweg einzuschlagen[3]. Nach einer Synopse der der Controverse entrückten Thatsachen hebt derselbe hervor, daß das nächste und höchste, wenn nicht ausschließliche Interesse sich den sogen. Cassettenbriefen zuwenden müsse. Sind diese Briefe in der That von Maria geschrieben, so kann über ihre Schuld kein Zweifel sein. Sind dieselben aber ganz oder theilweise gefälscht, so ist damit allerdings ihre Unschuld noch nicht positiv erwiesen; allein der Umstand, daß man zu Fälschungen griff, beweist alsdann nicht nur, daß man keine besseren Mittel besaß, sie zu überführen, sondern läßt auch ihre Widersacher als die unglaubwürdigsten Creaturen erscheinen. Indem wir für Einzelheiten auf die vortreffliche, Breßlau Schritt für Schritt nachgehende Kritik von Cardauns[4] verweisen, müssen wir uns hier begnügen, das Resultat desselben kurz zu verzeichnen. Durch fleißige und oft scharfsinnige Textkritik gelangt er zu der Ansicht, daß die vier nunmehr in französischer Sprache vorliegenden Briefe nicht, wie Kervyn de Lettenhove[5] meint, Übertragungen aus dem Schottischen seien, sondern, wie

[1] Gießener Studien über Maria Stuart, Allg. Ztg. 1883, NN. 172 B., 183 B., 198 B., 220 B., 318 B.

[2] Entgegnung Gädeke's, Historische Zeitschrift, L. S. 561 ff. Vgl. Breßlau, ebendas. LII. S. 268 ff.

[3] Die Cassettenbriefe der Königin Maria Stuart. Eine historisch-diplomatische Untersuchung. Historisches Taschenbuch 1882, S. 3 ff.

[4] Historisches Jahrbuch 1882, S. 458 ff.

[5] Marie Stuart, d'après les documents conservés au château d'Hatfield, Bulletins de l'académie royale de Belgique 1872.

die zahlreichen und originellen Analogien mit Maria's unzweifelhaft authentischen Schriften darthäten, wirklich Producte ihrer Feder und folglich echt seien. Dieser Theil der Breßlau'schen Untersuchung ist nicht unbestritten geblieben. Vor Allem hat Cardauns [1] nachgewiesen, daß die von Breßlau als charakteristische Wendungen Maria's aufgeführten Analogien zu einem so guten Theile eben nichts weiter als „echt französisch" sind, daß die nach Streichung dieser übrig bleibende Ausbeute denn doch zu kümmerlich sein dürfte, um darauf ein Resultat von solcher Wichtigkeit stützen zu können. Dagegen ist — wohl mit einziger Ausnahme Gädeke's [2] — von Allen das andere Resultat der Breßlau'schen Untersuchung acceptirt worden, daß der sogen. große Glasgow-Brief, so wie er daliegt, eine gemeine Fälschung ist.

Breßlau selbst faßt das Ergebniß seiner Untersuchung in folgender Weise zusammen: „Von den acht Schriftstücken sind sieben als echte Briefe Maria Stuarts an Graf Bothwell anzuerkennen, nur der zweite Brief, allerdings der längste und compromittirendste von allen, muß als eine, freilich zum Theil auf echter Grundlage angefertigte Fälschung ihrer Ankläger verworfen werden." Interessant ist es nun, zu beobachten, wie sich Breßlau mit diesem Resultate — dato, non concesso — zur Schuldfrage stellen möchte. Während Gädeke jammernd ausruft: „Breßlau hat mit seiner Schlußfolgerung den Gegnern der Echtheit aller Briefe eine Waffe in die Hände gegeben, die dieselben denn auch bereits nach Kräften auszunutzen bemüht sind", meint Breßlau selber, er habe sich mit seiner Entdeckung den besten Dank der Anti-Marianer erworben. „Die Position derjenigen aber," schreibt er, „welche Maria nicht für eine schuldlose Märtyrin halten, war nur darum so schwach, weil sie auch diesen zweiten Brief mit seinen gehäuften Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten halten zu müssen meinten. Wie wenig den Vertheidigern Maria's bleibt, wenn man diese unhaltbare Position aufgibt, und ihnen damit ihre wirksamsten Waffen entwindet, haben die vorangehenden Darlegungen, wie ich hoffe, gezeigt." [3] Nun ist aber, wenn wir zwischen Vermuthen und Beweisen einen Unterschied machen, was Breßlau bewiesen hat, zum Höchsten dieses: Die erwähnten vier französischen Briefe sind wahrscheinlich nicht Übertragungen, sondern Originale, und zwar entweder von der Königin geschriebene und in diesem Falle entweder interpolirt oder nicht, oder aber es sind Producte eines Fälschers, der mit echten Vorlagen gearbeitet hat. Alle diese Fragen sind nach wie vor offen geblieben. Die Ausführungen Hosacks haben somit auch eine so eingehende Kritik, wie die Untersuchungen Breßlau's waren, sehr wohl bestanden. Sie haben dieselben in der Hauptfrage glänzend bestätigt, in den Nebenfragen nicht erschüttert.

„Alle drei (Oncken, Philippson [4], Cardauns)," sagt wiederum Breßlau,

[1] A. a. O. S. 464 ff. Erwiederung Breßlau's, Histor. Zeitschrift, LII. S. 298 ff.

[2] Neuere Literatur, a. a. O. S. 108 ff.

[3] Beiträge, a. a. O. S. 310.

[4] Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen von W. Oncken. 50. Abtheilung. S. 200 f. Anm. 2).

„verlangen von mir, nachdem ich die Echtheit eines der Briefe preisgegeben habe, einen bündigen Beweis für die Echtheit der übrigen. Das heißt denn doch die Rollen vertauschen." Diese Worte bekunden eine interessante Verblendung über die Tragweite des von ihm selbst gelieferten Beweismaterials. Nicht nur jene drei, sondern jeder Unbefangene muß jene Forderung stellen. Denn da Breßlau selbst Murray, Morton und Maitland als hochgradige Fälscher, Verleumder und Meineidige nachgewiesen, muß er bessere Gründe beibringen, als mehr oder minder wackelige Vermuthungen, wenn er die übrigen Briefe für mehr als geschickte Fälschungen angesehen wissen will. Breßlau sagt: Ich halte die vor dem Tribunal der Geschichte in Anklagezustand versetzte Königin so lange für schuldig, bis jene belastenden Briefe positiv als Fälschungen nachgewiesen sind. Welch pharaonische Gerechtigkeitspflege wäre es aber, die da sagen wollte: Harry bleibt so lange im Carcer, bis er nachgewiesen hat, daß er es nicht gewesen ist. Bitte recht sehr, würde Harry sagen, Harry gehört so lange nicht in den Carcer, als seine Schuld nicht nachgewiesen. Das onus probandi liegt dem Ankläger ob; wer ein Recht haben will, Maria Stuart als Gattenmörderin zu bezeichnen, der muß das beweisen; Herr Breßlau wird aber gewiß überzeugt sein, daß überführte Fälscher und Meineidige mit solchen Papieren wie diese Cassettenbriefe vor keinem Gerichte ihr Glück machen würden. Das ist nichts als ein populärer Ausdruck dessen, was Philippson in der beregten Anmerkung sagt: „Die Gründe, mit denen Breßlau die Seltsamkeiten und Unmöglichkeiten wegzuerklären sucht, die gegen die Echtheit der Briefe angeführt worden sind, erscheinen oft recht künstlich! Und dann, da er die Unechtheit eines und zwar des wichtigsten und für Maria compromittirendsten dieser Briefe zugibt, lag es ihm ob, positive Gründe für die Authenticität der übrigen beizubringen. Sonst muß man, zumal bei der Eigenthümlichkeit der mise en scène, bei der Entdeckung und Verwerthung dieser ganzen Sammlung zu der Voraussetzung gelangen: die diesen einen Brief fälschten, waren ebenso fähig, die übrigen zu schmieden!"

Somit läßt sich der jetzige Stand der Frage in diesem Punkte dahin wiedergeben: Maria's Mitschuld an dem Morde Henry Stuarts, genannt Darnley, läßt sich historisch nicht erweisen; ihre Unschuld ist höchst wahrscheinlich, wenngleich nicht positiv und mit völliger Gewißheit erwiesen.

Hier ist der Ort, wenigstens mit einem Worte auf die Publicationen B. Sepps[1] zur Stuart-Frage hinzuweisen. Von der Unschuld Maria's überzeugt, hält auch er die vielberegten Briefe für Fälschung, wenngleich in der Hauptsache mit echtem Material gearbeitet, und zwar — dieß ist das Neue an der Sepp'schen Auffassung — mit einem Tagebuche, dem die Königin

[1] Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthaltes zu Glasgow vom 23. bis 27. Januar 1567. Erster Theil. München, Lindauer, 1882. — Dasselbe. Zweiter Theil (Beweis). München 1883. — Maria Stuart und ihre Ankläger zu York, Westminster und Hamptoncourt, October 1568 bis Januar 1569. Eine Sammlung von Actenstücken. München 1884.

während ihres Aufenthaltes zu Glasgow vom 23. bis 27. Januar 1567 ihre Aufzeichnungen anvertraut habe. Wir haben es also hier mit einer neuen Form der Interpolations-Hypothese zu thun, an der sich leider eben das Neue, das sie bietet, nicht streng erweisen läßt. Dagegen bietet sowohl die erste als namentlich auch die dritte Publication reiches und gutes, sonst nur schwer zu beschaffendes Actenmaterial in handlichster Form, und als solches werden dieselben auch gewiß praktisch gewürdigt werden.

Noch einer andern umfangreichen und werthvollen Actenpublication muß hier gedacht werden, es ist die des verdienten englischen Historikers P. Stephenson[1]. Den Stock derselben bildet eine leider fragmentarisch gebliebene Geschichte Maria's, die Niemand anders zum Verfasser hat als den Secretär der Königin, Claude Nau, wie der gelehrte Herausgeber durch Vergleichung unzweifelhaft echter Handschriften desselben mit der hier zu Grunde liegenden nachgewiesen. Wie sie nun vorliegt, reicht Nau's Erzählung im Zusammenhange von März 1566 bis Mai 1568; von da ab nur noch abgerissene Bemerkungen. Stephenson bietet Nau's Darstellung sowohl im französischen Original als in englischer Übertragung. Außerdem enthält sein Buch nach einer kurzen Vorrede eine lange historische Einleitung, die im ersten Kapitel die Geschichte Nau's und seiner Handschrift, in sechs folgenden die Maria's, angefangen von der Flucht aus Holyrood bis zu der aus Lochleven, an der Hand Nau's behandelt. Jedem dieser Kapitel sind zum Theil höchst werthvolle Belege (Supplemental Notes and Illustrations) beigefügt. Nun folgt die Übersetzung Nau's, mit fünf Anhängen, die wieder verschiedenes Actenmaterial aus dem Britischen Museum, dem vaticanischen Geheimarchiv, dem Archiv der Gesellschaft Jesu und der Bibliothek Barberini bieten. Hierauf das Original Nau's und zum Schlusse Aufzeichnungen Nau's über Maria's Regierung und ebensolche über ihre Minderjährigkeit, beide mit angehängter englischer Übersetzung.

* * *

Wie bezüglich des Mordes an Darnley, so werden wir eine allseitig befriedigende Antwort auch in Sachen der Bothwell-Ehe erst von der Zukunft zu erwarten haben. Hier stoßen wir auf eine Frage, deren Besprechung namentlich jenseits des Kanals in katholischen Kreisen lebhaftes Interesse geweckt hat. Dieselbe hat sich an zwei Sätzchen angeknüpft, die sich im Vorworte der soeben erwähnten Publication Stephenson's befinden. Die Worte lauten: „Maria scheint der Ansicht gewesen zu sein, ihre Nothlage zwinge sie zur Annahme der Bedingungen, die ihr Rath ihr vorlegte, während sie doch wußte, daß jede sogen. Ehe mit Bothwell ungesetzlich, ungiltig und unsittlich sein müsse." Dazu die Note: „Ich sehe mich nicht in der Lage, alle Um-

[1] The History of Mary Stuart etc. by Claude Nau, her secretary etc. edited, with historical preface by the Rev. Joseph Stephenson S. J. Edinburgh 1883. Besprechungen: von Breßlau, Beiträge ꝛc., a. a. O. S. 259 ff.; von Cardauns, Neue Erscheinungen zur Geschichte Maria Stuarts (Historisches Jahrbuch 1884, S. 133 ff.).

stände, die Ehe Maria's und Bothwells betreffend, zu erklären, noch viel weniger, sie zu rechtfertigen, da sie doch wußte, daß er verheirathet war, als sie ihn zum Gatten nahm." Gegen diese Sätze wandte sich Colin Lindsay in sieben Briefen an das „Tablet", die später als eigene Broschüre erschienen[1], mit einer dem Büchlein vorgedruckten Retractation Stephensons, die ganz das bescheidene und anspruchslose Wesen des greisen, um die englische Geschichtschreibung hochverdienten Gelehrten kennzeichnet, und einen wohlthätigen Contrast gegen jene Grobheit bildet, die sich bei uns als zum wissenschaftlichen Tone gehörig einbürgern möchte.

Am 10. Februar 1567 war Darnley's Haus in die Luft geflogen. Nach dem inzwischen veranstalteten und mit Freisprechung endenden Scheinprocesse gegen Bothwell, als Haupturheber des Mordes, unterzeichnete am Abende des 19. April ein zahlreicher, beim Großadmiral zum Souper versammelter Adel den sogen. Aynslie-Bond, durch den er sich verpflichtete, Bothwell gegen die Verleumdung des Königsmordes in Schutz zu nehmen und ihm die Hand der verwittweten Königin zu verschaffen. Schon am folgenden Tage erschien bei dieser, von Maitland geführt, eine Deputation des Adels, um ihr die Wünsche des Landes betreffend ihre Wiedervermählung und zwar mit Bothwell zu unterbreiten. Maria verhielt sich ablehnend. Am 22. begab sich die Königin nach Stirling zu ihrem Kinde; die Nacht vom 23. auf den 24. verbrachte sie in Linlithgow und ritt Tags darauf, von Huntley und Maitland begleitet, auf Edinburgh. Auf diesem Ritt ward sie von Bothwell nach Dunbar Castel entführt und daselbst so lange verwahrt und bearbeitet, bis sie ihre Einwilligung zur Heirath gab. Am 15. Mai ward zu Edinburgh Hochzeit gehalten.

Es ergibt sich zunächst die Vorfrage: War die Entführung Maria's durch Bothwell ein wirklicher Rapt oder eine von den Verliebten verabredete Komödie? Wären die Cassettenbriefe echt, so wäre letzteres erwiesen; so lange sie im gegenwärtigen Zustande höchster Verdächtigkeit bleiben, haben wir keinen Grund, es anzunehmen. Es war mit der Entführung und Weigerung der Königin bitterer Ernst. Dieß gesetzt, entsteht aber sofort die weitere dornige Frage, auf die Stephenson eine Antwort nicht finden konnte: Wie kam Maria dazu, schließlich doch Bothwell die Hand zu reichen? Warum zog sie nicht das Äußerste vor, ehe sie dem verheiratheten Mörder ihres Mannes die Hand zur wilden Ehe bot? Warum hat sie nicht hier zu ihrem Glücke dieselbe Hartnäckigkeit bewiesen, die sie einst in der Heirath mit Darnley zu ihrem Unheil entwickelte?

Gewiß ist, daß von den zuständigen katholischen wie protestantischen Behörden auf Nullität der Ehe Bothwells mit seiner ersten Gemahlin Jane Gordon erkannt und so der Königin dieses Bedenken genommen wurde. Merkwürdig ist hierbei zunächst, daß der kalvinische Bothwell seinen Proceß beim katholischen Erzbischof von St. Andrews führen ließ, während gleich-

[1] Mary, Queen of Scots and her marriage with Bothwell, by the Hon. Colin Lindsay. London 1883.

zeitig seine katholische Gemahlin gegen ihn bei der Kirk von Schottland processirte[1]. Noch bedenklicher ist es, wenn der Erzbischof seine Nullifikationserklärung darauf gründet, daß Bothwell und Jane Gordon in verbotenen Graden verwandt gewesen, während doch diese Ehe nur zwei Jahre vorher unter kirchlicher Dispens geschlossen worden, die derselbe Erzbischof als Legatus a latere ertheilt hatte. Diese Dispensertheilung, die lange verloren geglaubte, hat nunmehr Dr. Stuart[2] in Dunrobin Castle, dem alten Stammsitze der Earls von Southerland, aufgefunden[3]. Sie lautet in der Übertragung:

„Johannes, durch Gottes Erbarmung Bischof von St. Andrews, Primas des gesammten Königreichs Schottland, Legatus natus und Abt des Klosters Paisley im Sprengel von Glasgow, auch mit Vollmacht eines Legatus a latere des heiligen Apostolischen Stuhles Legat, unseren in Christo Liebden, dem edeln und mächtigen Herrn James Grafen von Bothwell, Herrn auf Chreichtoun, Halis und Liddlesdale, Großadmiral des gemeldeten Reiches Schottland, unserer Diöcese, und Jane Gordon, leiblicher Schwester des edeln und mächtigen Herrn Georg Grafen von Huntley, Herrn von Gordon, Bisthums Moray, Heil in dem Herrn!

Des Apostolischen Stuhles Fürsicht mildert zu unterschiedlichen Malen gemeinen Rechtes Strenge durch Milde und gewährt in geneigter Nachsicht, was die Vorschriften der heiligen Kanones verbieten, je nachdem er in Ansehung der Personen und Zeitumstände es im Herrn für ersprießlich erachtet. Dieweil nun eine von euch jüngst Uns eingegebene Darlegung oder Bitte enthält, daß ihr aus gewissen und verständigen Gründen, die euch bewegen, das Verlangen empfindet, ehelich miteinander verbunden zu werden, wie ihr aber nun eurer beiderseitigen Blutsverwandtschaft vierten Grades willen eurer Meinung nicht folgen könnet, da ihr eine päpstliche Dispens annoch nicht erlangt habet. Deßhalb habt ihr demüthigst Uns ersuchen lassen, kraft Unserer Befugniß und gnädigst übertragenen Amtes päpstlicher Legation euch der benöthigten Gnade der Dispensation huldreich theilhaftig zu machen. Wir also, eurem bezüglichen Gesuche gnädigst geneigt, dispensiren euch durch Gegenwärtiges gnädigst im Herrn, auf daß ihr unerachtet des obgemeldeten vierten Grades der Blutsverwandtschaft eine Ehe abschließen und im Angesichte der Kirche feiern könnet und möget, auch in derselben nachmals verbleiben, wie Wir durch dieses Kind oder Kinder, so daraus zu erhoffen, für rechtmäßig erklären. Gegeben unter Unserem Siegel in Unserem Kloster Paisley im Jahre nach Christi Geburt 1565 den 17. Februar, des Pontificates Sr. Heiligkeit Pius IV. im siebenten Jahre u. s. w.

S. A. Forrest, Datar. Johannes Sancti Andreä, Legatus.

Aus dem Wortlaute dieser Dispens sucht nun Lindsay zunächst nachzuweisen, daß dieselbe in keinem Falle rechtskräftig geworden. Bothwell, der ein ebenso rabiater Puritaner war, als Jane Gordon uns als eifrig katholisch geschildert wird, wollte sich, vielleicht gegen früheres Versprechen, nicht katholisch trauen lassen, obschon die Königin, die sich für das Zustandekommen der Ehe des königstreuen Großadmirals mit der katholischen Gordon lebhaft

[1] Stephenson l. c. p. CLXIV sqq.

[2] Lost chapter in the history of Mary, Queen of Scots, recovered.

[3] Jane Gordon heirathete in zweiter Ehe, doch erst nach dem Tode Bothwells, in die Familie der Southerland.

interessirte, wiederholt den Wunsch geäußert, es möge die Feierlichkeit in der Schloßkapelle von Holyrood stattfinden. Statt dessen ward die Ehe Bothwells mit der Gordon eingesegnet in der Canongate-Kirche zu Edinburgh durch Alexander Gordon, Bischof von Galloway, der mit Knoxens Verwilligung sein ehemaliges Bisthum als Superintendent fortführte[1]. Dieß geschah den 22. oder 24. Februar.

Hierdurch soll nach Lindsay (zweiter Brief) die Dispens hinfällig geworden sein, weil dieselbe nicht zur Eheschließung schlechthin, sondern zur „solemnizatio in facie ecclesiae", d. h. der church, nicht der kirk, ertheilt worden. Er faßt die Worte der Dispens „et in facie ecclesiae solemnizare possitis" als eine conditio sine qua non, durch deren Nichterfüllung die Dispens hinfällig geworden. Diese Aufstellung muß indeß, das Mindeste zu sagen, als unerwiesen bezeichnet werden. Denn einmal drücken jene Worte der Form nach keine Bedingung aus, und sodann bilden dieselben eine in Actenstücken ähnlichen Inhalts so geläufige Formel, daß wir dahinter eine so wesentliche und ungewöhnliche Beschränkung nicht wohl suchen können. Auch heute müßte eine auf eine gleichlautende Dispens hin coram ministello geschlossene Ehe in Schottland als unerlaubt, nicht aber auch als ungiltig angesehen werden. Indeß ist damit nicht ausgeschlossen, daß die Dispens aus anderen Gründen hinfällig war, und deßhalb vom Bischofe im Proceßverfahren von 1567 als nicht vorhanden betrachtet werden konnte. Bekanntlich bildet auch die Disparität des Bekenntnisses zwar kein die Ehe ungiltig, wohl aber sie unerlaubt machendes Ehehinderniß. Nun aber muß nach kanonischer Vorschrift, unter Strafe der Nullität im Falle Verschweigens, zugleich mit dem trennenden stets auch das secundäre Ehehinderniß, wenn vorhanden, angezeigt und in der Dispens ausgedrückt werden. Da die Dispens eines solchen mit keiner Sylbe gedenkt, muß sich jedenfalls schon hieraus ein Schluß für die objective Ungiltigkeit der Dispens herleiten lassen, um so mehr, wenn man bedenkt, daß in den frühesten Zeiten der Reformation eine päpstliche Dispens in der disparitas cultus unerhört ist.

Oder sollte etwa das Document selbst eine Fälschung sein, veranlaßt von Bothwell, um die Skrupel seiner katholischen Braut zu beschwichtigen? Lindsay sucht dieß (vierter Brief) glaublich zu machen. Indessen dürften doch seine Gründe kaum als ausreichend betrachtet werden. Ja es steht seiner Annahme ein positives Zeugniß entgegen, das er nicht hinweggeräumt hat. Noch existirt eine Urkunde, die im Proceß Bothwell gegen die Gordon dem bischöflichen Gerichte gedient hat und die ausdrücklich die geschehene Dispensation erwähnt. Sie trägt die Rückenaufschrift: „Process of Divorce twixt Erle Bothwell and his wife. Feb. 21. 1565." Aus diesem Datum möchte Lindsay das ganze Document — das zweite, das aus dem Weg zu räumen ist — verdächtigen. Am 17. Febr. 1565, sagt er, ward für Bothwell

[1] Vgl. u. A. Keith, History of the affairs etc., III. 512. — „The libel presented by Lady Jean states that the marriage was solemnized in face of the Kirk in the Month of February 1565" (Stephenson l. c. p. CLXIV).

und die Gordon Dispens ertheilt, am 24. die Ehe geschlossen; sollte schon fünf Tage nach der Dispens und drei vor der Heirath ein Proceß auf Scheidung einer noch nicht geschlossenen Ehe angestrengt worden sein?! Whichever way we look at this document, it has a very suspicious appearence. Aber das einzig Verdächtige ist die vielleicht spätere Datirung in dorso, die, da das Datum der Eheschließung schwankt, vielleicht dahin verstanden werden kann: „Proceß behufs Scheidung der Ehe zwischen Graf Bothwell und Frau, geschlossen am 21. Februar 1565." Dieß legt schon die Jahrzahl nahe, da der Proceß Bothwell gegen die Gordon und umgekehrt erst 1567 und zwar im April geführt wurde [1]. Mir scheint gerade dieß wichtigste Bedenken recht auf die leichte Schulter genommen zu sein.

Der fünfte Brief sucht nachzuweisen daß zwischen Maria und Bothwell ein unerlaubtes Liebesverhältniß nicht bestanden habe. Die unter bewußter Umgehung der Brieffrage hier vorgeführten Gründe befriedigen, ohne gerade neu zu sein.

Der sechste Brief endlich soll darthun, daß die Ehe Maria's mit Bothwell keine giltige war. Dieß ist nicht schwer nachzuweisen. Es lagen Ehehinderniße genug vor, und es konnte die Königin in ihrer Instruction für den Bischof von Roß mit Recht schreiben: „Traget Sorge, daß der Heilige Vater erkläre, daß meine angeblich mit Bothwell, aber ohne Gesetzmäßigkeit und auf ein *vorgeschütztes Verfahren* geschlossene Ehe hinfällig ist. Denn obschon manche Gründe sind, die, wie ihr wohl wißt, dieselbe offenbar in sich ungiltig machen, so würde doch die Sache bedeutend klarer werden, wenn Se. Heiligkeit als oberster Schiedsrichter der Kirche auftreten wollte, um sie zu lösen." [2] Um so weniger ist es nothwendig, diese Thatsache mit so bedenklichen Gründen zu stützen, wie Lindsay S. 50 thut. Er schreibt: „Indeß hier ist ein anderer Punkt, den wir nicht übersehen dürfen, nämlich, daß die Königin in ihrer Eigenschaft als katholische Christin nach schottischen Gesetzen außerhalb ihrer Kirche nicht *rechtmäßig* getraut werden konnte ... Da also die Kanones noch in Kraft waren, so mußte die Königin, um eine *giltige* Ehe abzuschließen, in einer öffentlichen Kirche heirathen vor einem Priester und in Gegenwart von drei oder vier Zeugen, welche Bestimmung des kanonischen Rechtes, wie ich nachgewiesen, einen Theil des schottischen Grundgesetzes bildete. Die Heirath der Königin war also gegen die kirchlichen Kanones und gegen die schottischen Landesgesetze, Umstände, die allein schon ausreichen würden, sie ungiltig zu machen." Wäre dieß richtig, so müßte eines von beiden der Fall sein: Entweder die vom tridentinischen Concil zur Giltigkeit der Ehe geforderte Form war unter staatlicher Garantie in Schottland schon in vortridentinischer Zeit als ein Erforderniß zur *Giltigkeit* der Ehe, oder die tridentinischen Beschlüsse waren daselbst 1567 promulgirt; was

[1] The process of Lady Jean Gordon, daughter of the late George Earl of Huntley, against James, Earl of Bothwell begun 29th April 1567 (Stephenson l. c. p. CLXIV).

[2] Stephenson l. c. p. CLXXI.

beides gleich unerhört ist. Schon S. 22 hat sich der gleiche Irrthum in Lindsay's Argumentation eingeschlichen, ohne indeß dort mit in's Resultat derselben einzufließen, das durch ein anderes Beweismoment getragen wird. Nicht nur in Schottland, sondern überall mußte die Ehe in der bezeichneten Weise geschlossen werden, aber unter Strafe nicht der Invalidität, sondern nur der Unerlaubtheit und Sündlichkeit einer solchen Ehe.

Wie stimmt ferner die hier behauptete Clandestinität der Bothwell-Ehe mit dem, was der Autor S. 3 gesagt hat: „Nicht weniger denn drei katholische Bischöfe waren gegenwärtig bei der Ehe, nämlich der Primas, welcher Legat war, und die Bischöfe von Dunblane und Roß; und endlich waren aus dem Laienstande anwesend der Earl von Crawford, die Lords Oliphant, Fleming und Boyd, warme Anhänger der Königin."

Immerhin steht noch eine ausreichende Antwort aus auf die Frage: Hatte Maria, als sie Bothwell die Hand bot, von der Existenz jener Dispens eine Ahnung oder nicht? In ihrer Instruction für Bischof Leslie nennt sie, wie wir sahen, den Scheidungsproceß Bothwells ein vorgeschütztes Verfahren. War das von Anfang an ihre Überzeugung, oder wann gelangte sie zu dieser Einsicht? „Wie wenig sie die Existenz jenes päpstlichen Dispenses, der ihre Ehe mit Bothwell annullirte, ahnte, geht am klarsten aus ihrer Äußerung im Juli 1569 hervor, sie werde, nachdem sie von Bothwell die Einwilligung zu einer Scheidung der Ehe erlangt habe (um Norfolk heirathen zu können), sich nunmehr an den Papst wenden, um ihr Gewissen zu beschwichtigen." So Sepp[1]. Damit vergleiche man die erwähnte Instruction an den Bischof von Roß bei Stephenson (l. c.), sowie die Gründe, mit denen Dr. Stuart ihre Kenntniß des Documentes nachzuweisen glaubt[2].

Wir wollen jedoch nicht für diese und ähnliche Fragen eine volle Lösung versuchen. Das Gesagte wird aber vielleicht Berufenere zu einem näheren Eindringen in diese bisher wenig berührte Seite der Frage anregen, jedenfalls aber dazu beitragen, zu zeigen, daß die kurze Regierungszeit Maria's eine Kette der beispiellosesten, für uns Spätgeborene kaum mehr zu entwirrenden Intriguen ist. Wie aber die Untersuchungen einstweilen liegen, muß der Ariadnefaden für uns der sein, daß wir die junge Königin als das schuldlose, wenngleich nicht selten unvorsichtige Opfer einer Reihe der perfidesten und gewissenlosesten Conspirationen betrachten; ein argloses, lebensfrohes Kind, das auf einem Vulcane spielt, zu dessen Verderben der Umstand wohl das Meiste beitrug, daß sie mit zäher Treue an ihrer religiösen Überzeugung in guten und bösen Tagen festhielt. Hätte sie sich dazu hergegeben, die Rolle zu übernehmen, die in England ihre gute Schwester spielte, so wäre ihr Schicksal vielleicht ein anderes geworden, und insofern kann man sie eine Märtyrin ihres Glaubens nennen.

Übrigens hat man sich gerade auf katholischer Seite, weit entfernt von jener Gädeke'schen Wuth, „Alles in's religiöse Gebiet hinüberzuziehen" und

[1] Maria Stuart und ihre Ankläger (S. 93 in der Fußnote).

[2] Lost chapter p. 25 sq.

es mit Voreingenommenheit zu beurtheilen, am wenigsten gegen die Schwächen der unglücklichen Herrscherin verschlossen. So sagt z. B. Stephenson: „Ich trete nicht als ihr Kämpe in die Schranken. Zweifellos hatte sie ihre Fehler, ihre Schwächen und ihre Sünden; allein ich wundere mich, daß dieselben in einer Lage, wie die ihrige war, nicht zahlreicher und schlimmer sind.“ [1] Noch härter lautet das Urtheil, das G. E. Haas in der Literarischen Rundschau ausspricht [2]. Für die katholische Religion konnte Maria während ihrer kurzen Regierungszeit so gut wie nichts thun; sie that aber so wenig, daß Darnley sie deßhalb beim Papste denunciren und sie selbst sich im Angesichte ihrer Dränger das Zeugniß geben konnte, nie Jemanden seiner Religion wegen bedrückt zu haben. Was aber Maria mehr und mehr läuterte und verklärte, das war die Wucht der Leiden, die eines um das andere über sie hereinbrachen. Der Standhaftigkeit und heroischen Geduld, womit sie nicht nur eine lange und harte, sondern, was empfindlicher ist, die ungerechteste Gefangenschaft trug und das ungerechteste Todesurtheil (richtiger Mordspruch), das gegen sie, die souveräne Königin, erging, wird Niemand seine Bewunderung versagen dürfen [3].

G. M. Dreves S. J.

---

[1] L. c., Introduction p. xv.

[2] Literarische Rundschau 1882, S. 532.

[3] Allen denen, die sich mit den Resultaten der Forschung bekannt machen möchten, ohne sich durch deren Vorarbeiten durcharbeiten zu müssen, können wir die dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft — „Der Sturz Maria Stuarts“, von Dr. Hermann Cardauns (Köln 1883) — empfehlen, in welcher der Verfasser die Resultate seiner eingehenden Studien einem weiteren Publikum zugänglich gemacht hat.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

VIII. Dom Juan Ersatz und Rächer des Tartüff.

Der Widerstand gegen den Tartüff muß auch nach der Aufführung in Raincy noch immer so lebhaft gewesen sein, daß Molière es nicht wagte, direct voranzugehen, sondern sein Glück auf einem Umwege versuchte; denn daß er den Kampf um den Tartüff nicht aufgeben konnte und wollte, ist selbstredend. Er schuldete es seiner Ehre und seinen Finanzen.

„Das Verbot des Tartüff," sagt Göthe[1], „war für Molière ein Donnerschlag; aber nicht sowohl für den Poeten als für den Director Molière, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu sorgen hatte, und der sehen mußte, wie er für sich und die Seinigen Brod schaffte." Im Tartüff entging dem Dichter ein Zugstück ersten Ranges; er suchte daher womöglich ein ähnliches zu schaffen und war dabei entschlossen, das religiöse Thema, das nun einmal in der Luft lag, durchaus nicht fallen zu lassen; er verschwor sich hoch und theuer, er werde Tartüff auf die eine oder andere Weise auf die Bühne bringen[2]. Zudem drängten ihn seine Genossen, sich einen Stoff nicht entgehen zu lassen, der auf den andern Theatern „von jeher einen solchen Zulauf erregt habe". Molière gab diesem Drängen nach; aber die Stimmung, in welche ihn die Verfolgung des Tartüff versetzt, mußte dem ursprünglich tragischen — durch die Italiener zur Posse degradirten Dom Juan einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack der bittersten Ironie und der blutigsten Rache verleihen.

Der Stoff des neuen Stückes war ein äußerst bekannter, geradezu populärer. Ihm eine definitive classische und dabei doch ganz eigenthümliche, man möchte sagen subjective Form gegeben zu haben, ist das große Verdienst Molière's.

Tirso de Molina's „Burlador de Sevilla y Combidado de piedra", Cicognini's „Convitato di pietra", Giliberto's nicht mehr aufzufindendes Stück, nach welchem de Villiers (1659) und Dorimond (1661) ihre „Festins de Pierre" wahrscheinlich dichteten, sowie ein Scenarium der Italiener sind als Vorläufer des „steinernen Gastmahls" von Molière bekannt und weitläufig besprochen und verglichen worden.

[1] Gespräche mit Eckermann, III. S. 64.

[2] D.-M., IV. S. 229.

Die älteste Bearbeitung der alten Sevillaner Legende von dem schrecklichen Ende des Ritters Juan Tenorio, zur Hölle gezogen von der Statue des Don[1] Gonzalo d'Ulloa, Commandeurs von Calatrava, den er ermordet, nachdem er versucht, dessen Tochter zu entehren, stammt von dem Fray Gabriel Tellez, berühmter unter dem Namen Tirso de Molina, und wurde von diesem höchst wahrscheinlich vor seinem Eintritt in den Orden (1620) geschrieben. Über den Charakter des Tirso'schen Stückes sagen Despois-Mesnard: „Ohne gerade zu den besten Stücken des Dichters zu zählen, hat es doch große Schönheiten aufzuweisen, die besonders gegen Ende immer mehr hervortreten und packen, wenn die übernatürliche Rache sich vollzieht. Der Charakter ist vorwiegend tragisch und religiös. Die Idee des göttlichen Strafgerichtes beherrscht Alles; sie tritt schon von Weitem hervor durch die vielfachen Mahnungen, welche der Himmel dem Schuldigen zu Theil werden läßt: bald durch den Mund Don Diego's, seines Vaters, bald durch die Fischerin Tisbea, deren Rede ganz anders ernst ist als die der Charlotte Molière's, einige Male sogar durch den Diener Catalinon, der auch seinerseits bei solchen Gelegenheiten in seinen Predigten nicht spaßt und nur sehr wenig dem französischen Sganarelle gleicht. Bei Tirso ist Dom Juan kein Atheist, das wäre für das gläubige Spanien eine unerhörte Unmöglichkeit gewesen, sondern ein sittenloser Mensch, der sich durch den Gedanken zu beruhigen sucht, er habe noch immer Zeit zur Buße. Mögen auch im letzten Acte seine Kühnheit und seine Verhärtung der Art sein, wie man sie ihm in fast allen folgenden Bearbeitungen beilegt, so verlangt der Wüstling von Sevilla doch im letzten Augenblick einen Priester, dem er beichten und der ihn lossprechen könne." [2]

A. W. v. Schlegel meint, Molière habe nur deßhalb einen so tragischen Stoff in's Komische ziehen können, weil der Franzose nicht bis zur Urquelle des Spaniers hinaufgedrungen sei, sondern aus den abgeleiteten Bächlein italienischer Bearbeitungen geschöpft habe. Despois-Mesnard halten es jedoch durchaus nicht für unwahrscheinlich, daß Molière das Stück Tirso's gekannt, vielleicht sogar von der spanischen Truppe habe aufführen sehen, welche sich 1660 einige Zeit in Paris aufhielt. Mesnard geht dann weiter und zeigt, wie die italienischen Bearbeitungen den Stoff zwar erheitert und mit Possen verbrämt, im Grunde aber die furchtbare Tragik des Spaniers nicht angerührt hatten[3]. Damit konnte sich Molière nicht begnügen: sein Stück sollte in seinem ganzen Wesen eine wirkliche Komödie werden, und darum mußte der Hauptcharakter aus dem Tragischen in's Komische übertragen werden, was freilich nicht gleichbedeutend damit war, daß Juan ein Arlequin sein sollte. Was bei Molière's komischen Schöpfungen edleren Genre's häufig der Fall ist, das trifft auch beim Dom Juan im höchsten Grade ein: die Komödie ist eine Satire voll Ironie und schneidender Schärfe.

---

[1] Über den Unterschied zwischen Don und Dom siehe D.-M., V. S. 7, Anm. 2.
[2] D.-M., V. S. 8. [3] D.-M., V. S. 32.

Molière griff den Sevillaner Wüstling im Allgemeinen nach der Überlieferung auf, gestaltete ihn dann aber selbständig aus zum Typus des „grand seigneur méchant homme", des liederlichen, gott- und sittenlosen Höflings, der bis in's Laster, ja bis in's Verbrechen hinein die Eleganz trägt, ebenso leichtsinnig als kaltblütig grausam, voll von feigen Falschheiten und doch unerschüttert im Anblick der Gefahr, unvergleichlich in dem dreifachen Talent, Frauen zu verführen, den Degen zu handhaben und seine Schulden nicht zu zahlen. Molière faßte eben die Dom-Juan-Rolle auf, wie er sie in Versailles studiren konnte. „Immer Marquis?" hatte man ihn gefragt, und er antwortet auch mit diesem neuen Stück: „Ja, meine Freunde, immer und immer nur Marquis!"

Und um sich als echten Dichter und Sittenschilderer seiner Zeit zu erweisen, läßt er seinen Dom Juan im fünften Acte zum Heuchler werden und verknüpft so den Tartüff mit der neuen Dichtung auf eine ebenso überraschende als kräftige Weise.

In der That, was bedeutet der Dom Juan Molière's? In kurzen Worten Folgendes: Gegen den Tartüff schreit die Cabale der Devoten, indem sie beständig die Interessen des Himmels im Munde führt. Wer bildet aber diese Cabale? Dom Juans Alle — Dom Juans in Perrücken, Dom Juans in violetten Soutanen oder im dunkeln Rock des Jansenisten, Dom Juans auch im Reifrock, kurz — Dom Juans, wie sie am Hofe sich aufhalten, wie die Feste in Versailles sie kennen, wie sie in den eleganten Landsitzen und geheimen Conventikeln sich alle Zügel schießen lassen. Aber welche Dom Juans? Beileibe nicht mehr die Dom Juans der vier ersten Acte, d. h. nicht mehr offene freigeistige Wüstlinge, die des Himmels und der Hölle spotten, denen kein Kloster zu ehrwürdig, kein Schwur zu schrecklich, kein Eheband zu heilig ist, die alle Verhältnisse der Natur verkehren und deren Verführung kein Stand zu hoch oder zu niedrig scheint ... so zeigen sie sich jetzt nicht mehr. Alter oder Noth oder Politik hat sie zu Dom Juans des fünften Actes gemacht — Heuchler und Zeloten, das Schrecklichste, was die Erde an Bosheit und Verruchtheit kennt.

Einen furchtbareren Fehde-Handschuh konnte der Dichter dem verkommenen, in Sectirerei und Unsittlichkeit versunkenen Adel nicht hinwerfen. Und doch — im Allgemeinen war die Predigt verdient; mit Fingern hätte man auf die scheinheiligen Dom Juans, Männer wie Weiber, weisen können, und die Geschichte hat uns berüchtigte Namen erhalten ... Retz und Lionne sind deren nur zwei!

Wir kennen kein Bühnenstück jener Tage, welches wie der Dom Juan ein eigentliches historisches, nahezu prophetisches Interesse besäße. Gerade das, was auf den ersten Blick am unbegreiflichsten oder am gotteslästerlichsten scheint, bildet bei genauerer Betrachtung das eigentliche Grundmotiv, den sittlichen Hintergrund, die prophetische Flammenschrift des Mene Tekel.

Dom Juan, der Vertreter des verkommenen Adels (— ihm steht in Dom Louis und Dom Carlos hinreichend und kräftig der wahre Adel gegenüber —), Dom Juan zieht in seine Ausschweifungen und Glaubens-

losigkeit den Bürgerstand mit hinein. Der Vertreter dieses letzteren ist Sganarelle, der Diener, und gerade dessen Wesen zeigt die verheerende Wirkung des Beispiels und Verkehrs. Sganarelle glaubt noch; er möchte sogar, Dom Juan wäre weniger schlecht und besonders weniger ungläubig. Der Arme versucht es einige Male, dem Herrn in's Gewissen zu reden: aber in Gegenwart des Reichen — des Mächtigen — des Gelehrten und besonders des kalten Spötters gehen ihm die Beweise aus; sein erstes, ernstgemeintes Beginnen schlägt in dumme Witze oder unverständlichen Gallimathias um. Man darf hierin keine Verhöhnung der Religion sehen, sondern das Flattern des armen Vogels unter dem bezaubernden Blick der Schlange, die Furcht des Abhängigen und Ungebildeten, in den Augen seiner Herrschaft nicht als gar zu dumm dazustehen. Sganarelle ist nur schlecht aus Motiven des Eigennutzes; die Nähe und Abhängigkeit vom grundverdorbenen Adel hat ihn demoralisirt. Und nun erst jene furchtbare Scene mit dem Bettler! Wenn irgend etwas, so beweist gerade diese anscheinend so überflüssige Seite die hochernste satirische Tendenz des Stückes.

Dom Juan hat den Bettler nach dem Wege gefragt und die erwünschte Auskunft erhalten; nun bittet der Arme um eine kleine Gabe.

„Dom Juan: Sieh da, dein guter Rath ist eigennützig.

Der Bettler: Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr, der schon zehn Jahre einsam in diesem Walde lebt; ich will den Himmel bitten, daß er Euch alles mögliche Gute gebe.

Dom Juan: Ei, bitte den Himmel, daß er dir einen Rock gebe, und kümmere dich nicht um andere Leute.

Sganarelle: Ihr kennt diesen Herrn nicht, guter Mann; er glaubt nur, daß zweimal zwei vier und zweimal vier acht gibt.

Dom Juan: Was machst du denn unter diesen Bäumen hier?

Der Bettler: Ich bete alle Tage für die Wohlfahrt der guten Leute, die mir etwas schenken.

Dom Juan: Nun, da muß es dir doch recht gut gehen?

Der Bettler: Ach, Herr, ich leide die größte Noth!

Dom Juan: Das ist wohl nicht dein Ernst. Ein Mensch, der täglich zum Himmel betet, dem kann es doch wohl an nichts fehlen.

Der Bettler: Ich versichere Euch, Herr, daß ich meistens nicht ein Stück Brod zu beißen habe.

Dom Juan: Das ist doch sonderbar! So schlecht belohnt der Himmel deine Frömmigkeit? Bah, ich gebe dir auf der Stelle einen Louisd'or, wenn du fluchst.

Der Bettler: Wie, Herr, zu solcher Sünde wollt Ihr mich verleiten?

Dom Juan: Du hast nur zu überlegen, ob du einen Louisd'or gewinnen willst oder nicht; sieh, diesen hier will ich dir geben, wenn du flucheſt. Schau: du mußt fluchen!

Der Bettler: Herr!

Dom Juan: Ohne Fluch kein Geld!

Sganarelle: Geh', geh', fluch' ein Bischen, es ist nicht so schlimm!

Dom Juan: Nimm, da ist er; so nimm doch! aber so fluch' doch!

Der Bettler: Nein, mein Herr, ich will lieber Hungers sterben!

Dom Juan: Nun, nun, ich geb' ihn dir aus Liebe zur Menschheit" (Act III. Scene 2).

Was bedeutet diese Scene?

Sie hat uns den zweiten Abgrund zu schildern, in den der Adel jener Zeit gesunken. Die Freigeisterei und der Unglaube fühlt schon das Bedürfniß, Propaganda für den Gotteshaß zu machen. Sganarelle ist freilich auch schon halb und halb auf dem Wege seines Herrn und von diesem verführt, allein die Verführung tritt bei ihm nicht so grell und von Seiten Dom Juans nicht so beabsichtigt hervor: der ständige Umgang, das Dienstverhältniß bringt diese Gleichförmigkeit zu allen Zeiten und ganz natürlich hervor. Aber bei dem Bettler ist es etwas Anderes. Dom Juan hat Geld, er ist vornehm, an's Befehlen gewöhnt und für Geld glaubt er nun den Armen dahin zu bringen, daß er Gott verfluche! Kann wohl der gemeine Sinn Dom Juans besser und greller gezeichnet werden, als in der resoluten Antwort des Bettlers, lieber sterben, als fluchen zu wollen? Kein Wunder also, daß gerade diese kleine, unscheinbare Scene bei der Aufführung einen so furchtbaren Sturm gegen den Dichter erregte und Molière sich gezwungen sah, sie auf eine recht unkünstlerische Weise zu verstümmeln!

Indeß es gibt einen noch tieferen Abgrund, in welchen der Vertreter des Adels stürzt. Er fügt noch ein drittes Übel hinzu: Heuchelei.

„Diener: Was, Ihr glaubt an nichts, und wollt Euch doch den Anschein eines frommen Mannes geben?

Dom Juan: Warum nicht? Es gibt außer mir noch Viele, die es so treiben, die unter dieser Maske die Welt täuschen!

Diener: O, welch ein Mensch, welch ein Mensch!

Dom Juan: Das ist heutzutage keine Schande mehr. Die Heuchelei ist ein Modelaster, und alle Modelaster gelten als Tugenden. Die Rolle des frommen Mannes ist die beste, die man spielen kann. Sich mit der Heuchelei zu befassen, ist heutzutage sehr vortheilhaft. Es ist eine Kunst, bei der die Verstellung immer geachtet ist, und wenn man sie auch entdeckt, so wagt man doch nichts gegen sie zu sagen. Alle anderen Laster der Menschen sind dem Tadel ausgesetzt, Jeder hat die Freiheit, sie ganz offen anzugreifen; jedoch die Heuchelei ist ein bevorzugtes Laster, das mit eigener Hand aller Welt den Mund stopft und ungestört eine souveräne Straflosigkeit genießt. Man schließt durch Grimassen ein Bündniß mit allen Gleichgesinnten. Wer Einen von ihnen beleidigt, der hat sie Alle auf dem Halse, und selbst die hierbei aus Überzeugung Handelnden, die Jeder für wahrhaft fromm hält, selbst die, sage ich, werden stets von den Andern hinter's Licht geführt; sie gehen harmlos in die Falle und unterstützen blindlings die Nachäffer ihrer Handlungen. Wie Viele könnte ich dir aufzählen, die durch diesen Kunstgriff die Verirrungen ihrer Jugend wieder gut gemacht haben, die den Mantel der Frömmigkeit umhängen, um unter diesem Schutze die schlechtesten Menschen zu sein. Mag man auch ihre Intriguen erfahren und sie für das halten, was sie sind — sie verlieren darum nicht das Ansehen bei den Leuten, und eine gewisse Kopfhängerei, einige Seufzer der Zerknirschung, einige Augenverdrehungen machen der Welt gegenüber alle ihre früheren Schandthaten wieder gut. Unter diesen bequemen Schutz will auch ich mich flüchten und meine Angelegenheiten in Sicherheit bringen. Weit davon entfernt, meinen süßen Gewohnheiten zu entsagen, will ich nur darauf bedacht sein, sie zu verbergen und mich in der Stille zu ergötzen. Genug, dieß ist das einzige Mittel, ungestraft Alles zu thun, was mir gefällt. Ich werde die Handlungen meiner Neben-

menschen auf's strengste rügen, über alle Werke schlecht urtheilen und nur von mir eine gute Meinung haben. Hat man mich einmal auch noch so gering beleidigt, ich werde niemals vergeben und im Stillen einen unversöhnlichen Haß hegen. Ich werde mich zum Rächer der Interessen des Himmels aufwerfen und unter diesem bequemen Vorwand alle meine Feinde verfolgen, sie des Unglaubens und der Gottlosigkeit beschuldigen, den Zorn der Frommen gegen sie entfesseln, die, ohne zu wissen warum, sie in ihrem gottseligen Eifer mit Schmähungen überhäufen und sie laut vor aller Welt verdammen werden. So muß man die Schwächen der Menschen ausbeuten, und ein kluger Kopf macht sich die Laster seines Jahrhunderts zunutze.

Diener: O Himmel, was höre ich! Es fehlte Euch nichts mehr, als Heuchler zu sein, um das Maß aller Schändlichkeiten voll zu machen!" [1]

Unsittlich und glaubenslos gewesen sein und es bleiben, Propaganda für alle Frevel und Laster machen, und Alles das durch den Deckmantel der Heuchelei verbergen wollen: das ist die tiefste Verkommenheit, und in diese seid ihr Alle versunken, die ihr gegen meinen Tartüff schreit und ihn im Namen des Himmels befehdet. Das ist die Tendenz und die Spitze des Dom Juan von Molière.

Man mag von verschiedenem Standpunkt das Eine oder Andere an dem Stücke aussetzen, vielleicht auch zugeben, daß die traditionelle Katastrophe nach dem schrecklichen Gemälde der Bosheit nicht wirksam genug die Sühnung darstellt oder vielmehr als Theatercoup nicht lebhaft genug ergreift. Sie indeß als einen Hohn, als ein Zeichen des Unglaubens von Seiten des Dichters darstellen, heißt jedenfalls ungerecht urtheilen. Molière konnte als Dichter und als Theaterregisseur an diesem Maschinenabschluß nicht vorbei; der Zuschauer erwartet ihn nothwendig. Bleibt noch der sogenannte „Schlußwitz" des Sganarelle. Kaum sieht der Diener seinen Herrn in den Höllenschlund versinken, so ruft er verzweifelt: „Mein Lohn! Mein Lohn!" und mit diesem Worte schließt das Stück. Aber wollte Molière hier den Diener komisch darstellen? Sollte der Ruf nach dem Lohn ein schlechter Witz sein? Nein und abermals nein! Auch dieser Ruf des betrogenen Dieners ist ein Treffer, ein wahrer Meisterzug Molière's. Sganarelle, der Repräsentant des vom Adel abhängigen Mittelstandes, der schlecht und gottlos geworden aus zeitlichen Interessen, sieht sich jetzt um seinen Lohn betrogen; er ist umsonst seiner Religion, wenigstens zeitweilig und äußerlich, abtrünnig geworden, und so ist denn sein Ruf eine Mahnung an alle Standesgenossen, sich nicht betrügen zu lassen.

---

[1] Act V. Sc. 2. Die Absichtlichkeit dieser Tirade und ihr Bezug auf die Gegner des Tartüff ist zu Tage tretend. D.-M. finden mit Recht, daß sogar ein Fehler darin liegt, wie hier der Dichter sich vor die Person Dom Juans drängt, um seinen Proceß zu führen. Aufmerksam möchten wir nur darauf machen, wo Molière seine Heuchler auch hier wieder sucht, und wie er beständig zwischen wirklich Frommen und schuftigen Heuchlern unterscheidet und selbst zugibt, daß nicht alle Gegner des Tartüff zu den Schuften gehören. Daß im vorletzten Satz eine Anspielung auf Pierre Roullé enthalten, scheint uns ziemlich wahrscheinlich.

Auch dieser Stich ward empfunden. Molière mußte den ebenso kräftigen als gerechtfertigten Schluß unterdrücken, um eine moralisirende Reflexion des Dieners anzubringen, die lange nicht die Kraft der zwei Worte von früher hat.

Das war Dom Juan, der Ersatz und zugleich Rächer des gefallenen Tartüff.

Die erste Aufführung fand im Palais Royal am 15. Febr. 1665 statt und rief gleich dem Tartüff wahre Stürme des Beifalls, aber auch des lautesten Tadels und der schärfsten Anklage hervor. Gleich nach der ersten Vorstellung mußten Scenen ausgelassen oder abgeschwächt werden, ohne daß darum die Unzufriedenen sich beruhigten. 14 Mal wurde das Stück noch gegeben, dann kam mit dem 20. März der Freitag vor der Passion, wo die Theater geschlossen wurden. Während der Spielferien aber erhielt Molière den Wink, selbst das Stück vom Repertoire zu streichen. Am 11. März hatte ein Buchhändler, Louis Billaine, das Privileg zum Druck des Dom Juan erhalten; aber die geheime und öffentliche Cabale wußte auch dieses Privileg unwirksam zu machen. So schien denn ein Meisterwerk wie der Dom Juan für Bühne und Buch gestorben und abgethan in 40 Tagen. Mit Recht sagen D.-M.: „Ein so rascher Tod war kein natürlicher Tod." Bald sollte sich auch zeigen, wer diesen Tod verschuldet hatte.

Schon im April 1665 erschien eine eigene Anklageschrift gegen die neue Komödie im Druck, nachdem sie höchst wahrscheinlich in Abschriften längst die Runde durch die Salons gemacht hatte. Verfasser dieser Schrift war ein Advocat beim Parlament, mit Namen de Rochemont[1], und was wichtiger für unsere Frage ist — ein eifriger Jansenist, der Molière einfach „als eingefleischten Teufel behandelt, weil er Liebeskomödien geschrieben und sein schönes Talent nicht anwendet, um die (jansenistischen) ‚Leben der Wüstenväter' zu übersetzen".

Als Begründung sagt der Auctor[2], seine Ansicht sei nicht die eines Privatmannes, sondern die aller braven Leute; Molière solle es nicht für übel nehmen, daß man die Interessen Gottes ebenso öffentlich vertheidige, als er (Molière) sie offen angegriffen, und daß ein Christ seinem Schmerz darüber Ausdruck verleihe, wenn das Theater sich gegen den Altar erhebe, die Posse gegen das Evangelium kämpfe, und ein Komödiant sich über die Geheimnisse lustig mache und das Heiligste und Geheiligtste in der Religion verspotte. Die ganze Tendenz der Schrift, welche sich in rhetorisch advocatischer Weise über die ganze bisherige Thätigkeit Molière's erstreckt, geht dahin, zu beweisen, Molière's Theater sei die Schule der Unsittlichkeit und des Unglaubens, es sei durch Unsittlichkeit zum Unglauben vorgedrungen und werde auch seine Zuschauer zuerst unsittlich machen, um sie dann zum Unglauben zu bringen. Auch auf den Tartüff im Besondern kommt der Ver-

[1] Höchst wahrscheinlich ist dieser Name nur ein Pseudonym für den viel bekannteren Parlamentsrath Barbier d'Aucour.

[2] Siehe den Abdruck der Schrift bei D.-M., V. S. 217—232.

fasser zu reden: er hat dieses Stück gesehen, er kann aus Sachkenntniß darüber sprechen und er sagt daher mit Roullé: „Teuflisch ist die Posse, ganz teuflisch ist sein Hirn.“ Es folgen nun Beispiele, wie heidnische Kaiser gegen heidnische Schauspieler gewüthet, und Molière hat gethan, was nie ein heidnischer Komöde gewagt. Der Verfasser wendet sich direct an den König, der also jetzt weiß, was er zu thun hat gegen einen Menschen, welcher durch seine Stücke schuld ist an den allgemeinen Landplagen der Überschwemmungen, der Pest, der Hungersnoth u. s. w. Zwischen hindurch läuft eine beständige Refutation des ersten Placets und zwar eine sehr piquirte und ironische Refutation, so daß wir hier im Sr. de Rochemont mit Gewißheit eines jener berühmten Originale vor uns haben, die sich durch die Copie des Tartüff beleidigt fühlten. Ein anderes bekannteres „Original“ ist der Fürst Conti, welcher ebenfalls über Dom Juan urtheilt, es gebe keine offenbarere Schule des Atheismus, als den steinernen Gast Molières u. s. w.

Dießmal gestehen wir selbst eine Gefahr für Molière ein, und zwar eine nicht geringe Gefahr. Die Person des Anklägers, der scheinbar so ruhige und gemäßigte Ton, die wirklich anscheinend so treffende und geschlossene Beweisführung — das war ganz anders wichtig und beachtenswerth, als die Schrift des hirnverbrannten Roullé, die zudem nur zufällig auf Molière zu reden kam.

Molière sah dieses ein; er antwortet nicht bloß nicht mit einem Placet an den König, sondern er zieht still und verschwiegen das angeklagte Stück, den Dom Juan, zurück, übergibt es weder dem Druck, noch macht er in späteren Jahren jemals wieder einen Versuch damit auf der Bühne. Man konnte mit dem Jansenisten Baillet wirklich glauben, der Molière'sche Dom Juan habe nur in den Bemerkungen de Rochemonts und Conti's eine Spur seines Daseins hinterlassen, der Text sei verloren, wie vergessen, und dießmal wenigstens habe die jansenistische Tugend über die Glaubenslosigkeit gesiegt. Freilich, diese Freude war verfrüht. Man brachte nach Molière's Tod sogar in Frankreich einen, wenn auch stark abgekürzten Text zum Druck, und das Ausland ging noch weiter, indem es in zahlreichen Nachdrucken sogar den ursprünglichen Wortlaut der ersten Aufführung mit all' ihren Kühnheiten beibehielt. Heute fehlt der vollständige Text in keiner Ausgabe des Dichters.

Und Ludwig XIV.? Seltsamer Weise wird in der Dom-Juan-Frage seiner keine Erwähnung gethan, er hatte sich schon genug mit dem Tartüff vergeben und wagte nicht, öffentlich weder für noch gegen ein neues Stück einzutreten, das die ganze Cabale wider sich hatte. Jedenfalls aber sind die geheimen Winke von ihm ausgegangen, wie denn auch eine Gunstbezeugung von ihm ausging, welche unter den Zeitumständen mehr als eine gewöhnliche Gnade sein sollte. Molière's Gesellschaft wurde am 14. August zur „Truppe des Königs im Palais Royal“ ernannt und ihr eine Pension von 6000 Livres zugesprochen. Auch das war eine Antwort auf die Anklageschrift de Rochemonts, und die bis dahin schweigsamen Freunde Molière's gewannen jetzt auch ihrerseits Muth, für das verfehmte Stück und die Rechtgläubigkeit des

Dichters einzutreten. Es erschienen kurz nach einander zwei Vertheidigungen, von denen die zweite sogar nicht ohne Beihilfe Molière's soll entstanden sein. Das Stück freilich retteten sie nicht. Thomas Corneille erhielt Auftrag, die Komödie Molière's in Verse zu bringen und abzuschwächen, und in dieser neuen, fremden Form wurde der Dom Juan bis zum 28. October 1841 gegeben; denn an diesem Tage brachte das kaum eröffnete Odeon wieder zum ersten Mal den Molière'schen Text.

Die Erhöhung seiner Truppe und das darin zu Tage tretende Vertrauen des Monarchen gaben Molière etwas neuen Lebensmuth, zumal auch kurz vorher eine gewisse, durch die Geburt eines Töchterleins bewirkte Annäherung an die Gattin ihm das häusliche Leben erträglicher gemacht hatte. So fand er für einen Augenblick die nöthige Laune, eine von jeder auf den Tartüff bezüglichen Tendenz freie Posse oder vielmehr Ballet-Komödie: „Die Liebe als Arzt", zu schreiben und dem Monarchen (Sept.) in Versailles vorzuführen. Dieses Stückchen gehört in eine eigene Kategorie des Molière'schen Repertoriums und bildet den zweiten Schritt auf dem Streitzug Molières gegen — die Ärzte. Wir werden daher später noch darauf zurückkommen müssen.

Indeß war der frohe Muth des Dichters von ebenso kurzer Dauer, als sein Familienglück. Ein Zusammenleben mit Armande erwies sich bald genug als unmöglich. Von Außen verfolgt, von seinem Weibe verrathen, angeekelt von der Corruption und Heuchelei des Hofes — zudem unter dem niederdrückenden Einfluß der ersten Anfälle seines Brustleidens, das sich in Folge der vielen Aufregungen aller Art in gefahrdrohender Weise nur zu rasch entwickelte — am Auftreten auf dem Theater durch dieses Übel gehindert — einsam, verfolgt, enttäuscht und krank, sann der Dichter über einen neuen Stoff, und in dieser traurigsten aller Stimmungen schrieb er sein Meisterwerk, den „Misanthrope".

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Die Geysire in Haukadalr.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

---

5. Juli.

Von ganz Island ist, außer dem Hekla, nichts so genau allen deutschen Schulkindern bekannt, als der große Geysir. Wir mußten dahin, wenn wir etwas von Island gesehen haben wollten, obwohl ich eigentlich lieber noch ein wenig in Thingvellir geblieben wäre. Wir setzten uns also wieder zu Pferd und ritten am Thingfelde und am Thingvalla-See vorbei, der uns wohl zwei bis drei Stunden in Sicht blieb, nach der Hrafnagiá (Rabenschlucht), einer ähnlichen Felsenschlucht wie die Almannagiá, aber nicht so lang wie diese. Sie zieht sich am nordöstlichen Seeufer ungefähr in derselben Richtung hin. Am Seestrande trafen wir zuerst etwas von dem, was der Isländer „Wald" nennt, d. h. sehr niedriges, krüppliges Birkengebüsch, das aber immerhin mit seinen zierlichen beweglichen Blättern die Gegend etwas belebte und recht angenehm duftete. Die Schlucht war wild-romantisch. Auf einer Art Felsentreppe mußten wir bis in ihre Tiefe hinab und dann ebenso steil hinauf. Wir hatten dabei Gelegenheit, wieder die Klugheit und Sicherheit der kleinen Pferde zu bewundern, die wie Saumthiere in diesen Felsen ganz zu Hause sind, vorsichtig und doch ohne alle Scheu den Weg prüfen und die steilsten Abhänge hinaufklettern fast wie Ziegen. Wo es gar zu steil ist, führt man sie am Zaum.

Wenn man einmal an die isländische Landschaft gewöhnt ist, so macht sie eher einen ernsten und großartigen, als einen melancholischen Eindruck. Man glaubt ein früheres Stück der Erdbildung vor sich zu haben, noch ohne Vegetation, das rohe Skelett, das später mit allem Zauber des Lebens umgeben werden soll. Alles ist starr, aber groß, urwüchsig, seltsam. Man fühlt sich Gott näher, wenn man so ganz aus allem menschlichen Treiben heraus ist. In der ungetrübten Fläche des Sees spiegelt sich, wie in einer gottvereinten Seele, nur der Himmel wieder. Nach Süden thürmen sich höhere Berge auf und verwehren den Blick nach dem nicht sehr fernen, vielleicht sonst dem Auge erreichbaren Meere.

Die Höhen, an denen wir emporritten, waren nicht viel fruchtbarer als Moßfellsheiði. An ihrer östlichen Abdachung gelangten wir in ein Hochplateau, das fast völlige Wüste war. Nach Norden zeigten sich einige ungeschlachte Felskolosse mit öden Thalschlünden dazwischen. Unser Weg führte am Abhang der Felsen hin und war sehr holperig. Denn der Abhang war steil und bestand aus lauter Schutt. Nachdem wir in weiter Biegung um den Fuß des kahlen Reyðarbarnir herumgeritten, zeigten sich im Grunde eines Thales die steil aufragenden Zacken des Kálfstindur, die sich in weitem Felsenkranz

zu dem genannten Vorberge herabsenken. Während der Kálfstindur nun ziemlich lange die Landschaft beherrschte, wurde nach Osten hin der Apavatn (Affensee) sichtbar und das breite Thal, an welchem die vier Flüsse Bruará, Tungufljót, Hvitá und Larà zusammentreffen, ein wahres Mesopotamien, aber ohne Palmen und Kalifenburgen, voller Moorgründe und wenig angebaut. Unsere Mittagsrast hielten wir nach vierstündigem Ritt an einem andern kleinen See, Laugarvatn (Laugen-Quellensee), so genannt von einigen heißen Schwefelquellen, die hart am Rande des eiskalten Wassers beständig dichte Rauchwolken gen Himmel senden. An dem Abhang nach dem See hin fanden die Ponies erträgliches Gras. Wir kochten unseren Fleischextract in einer der heißen Quellen und erhielten damit zugleich Suppe und Rindfleisch. Den zweite Gang unseres Mittagsmahles bildete Käs und Butterbrod, und nachdem ein Mädchen aus einem nahen Gehöfte uns trefflichen Rahm gebracht, erhielten wir zum Schlusse einen ganz prächtigen Kaffee. Wie Zigeuner lagerten wir in niedrigem Gestrüpp zwischen dem See und den Quellen, deren warmen Odem uns der Wind bisweilen herüberwehte.

Die Landschaft wurde jetzt etwas freundlicher und selbst malerischer. An den nördlichen Bergabhängen lagerten sich, von der Mittagssonne beschienen, weite Alpenwiesen, die ziemlich weit hinaufreichten; dazwischen lagen zerstreute Höfe, von der Ferne aus allerdings mehr Maulwurfshaufen oder Erdhütten gleich, aber doch immer menschliche Wohnungen, Steinumfriedigungen um die Wiesen und in der Mitte eine kleine Holzkapelle. Das war die Pfarrgemeinde Miðdalr. Eigentliche Dörfer nach unserem Begriff gibt es nicht. Die Höfe liegen immer zehn Minuten, eine Viertelstunde oder weiter auseinander, so daß jeder Bauer mehr oder weniger sein eigener Herr und Meister ist, Bürgermeister und König für die Seinen. Wir blieben unten im Thal und mußten einen mehrarmigen Fluß passiren, der schon tiefer war, als die Öxará. Die Pferde machten beim Durchwaten viel mehr Schabernack, als nöthig war, und verspritzten uns gehörig. Doch begann mir diese Art zu reisen immer mehr zu gefallen. Sie ist viel heiterer, als alle Eisenbahnen, Posten und Dampfschiffe. Man kann nicht sagen, daß die „lieben Thiere" wild sind, sie sind auch nicht störrisch, wie die bedeutend kleineren Esel. Aber eine eigentliche feinere Erziehung haben sie nicht. Sie sind ganz an ihren Instinct gewiesen und an die Ordnungsrufe, die ihnen dann und wann der Führer oder Reiter ertheilt. Geht man gegen ihren Instinct an, will man sie z. B. zu einem Wege zwingen, der ihnen schlechter scheint, so werden sie geradezu störrisch; sonst sind sie gutgeartete Naturkinder, in der ersten und zweiten Stunde recht lebendig, in der dritten schon etwas schlaff, in der vierten faul. Sie haben auch ihre kleinen Mucken und Launen. Die freien Reservepferde benützten jede nur sich bietende Gelegenheit, um rechts und links am Wege zu botanisiren, liefen auch, wenn man nicht Acht gab, vom Wege ab, und die Packgäule, trotz ihrer Kasten, hinter ihnen drein; ja auch die Reitpferde wurden dann unruhig. Hatte aber das vordere Gesindel von Eyvindur oder Sigurður ein paar ordentliche Peitschenhiebe bezogen, dann trotteten sie wieder munter voran; und wurde vorne galoppirt, so schlug gewöhnlich die

ganze Sippschaft Galopp an. Auch an felsigen Abhängen sprengten die Führer auf und ab, daß es eine Freude war. War ein Pferd etwas weit ab, dann holten sie weiter aus und trieben es zurück auf den Weg, ohne daß nur eine Minute verloren ging. So ging es den ganzen Tag wie in einer Schule von gutherzigen, aber recht ungezogenen Jungen. Denn so ungefähr sind die „lieben Thiere" geartet. Sie wurden mir stündlich lieber. Nur eine ihrer Ungezogenheiten war mir wirklich unbequem. Sobald es nämlich einen Abhang hinabging, er mochte so steil sein, wie er wollte, und führte er auch nach einem steinigen Bach, nach Felswänden oder einem See hinab, so begannen sie regelmäßig zu springen und waren kaum mit der größten Anstrengung zurückzuhalten. Sonst zeigten sie viel philosophisches Phlegma, dann und wann mit offenbarer Trägheit untermischt.

Von dem kleineren Fluß bei Miðdalr mußten wir zu dem größeren, der Bruará, mit dem er sich später vereinigt. Zwischen beiden lag ein ansehnlicher Paß. Wir hatten wohl eine Stunde bergauf zu reiten. Der Weg war aber der schönste, den wir bis dahin getroffen hatten. Denn er führte durch isländischen Wald. Die Birken und Weiden wuchsen ganz dicht und reichten mitunter dem Reiter, wenigstens aber immer dem Pferde bis an den Kopf. Nach all' den kahlen Heiden war das ein wahres Paradies, so schön und grün und duftig.

Ich weiß nicht mehr, woher ich die Vorstellung geschöpft hatte, Island hätte einst ein viel milderes Klima, eine viel reichere Vegetation und vor Allem schöne, hohe Waldungen besessen. Genug, ich hatte diese Vorstellung und suchte ihr auf den Grund zu kommen. In Island wußte indeß Niemand von einer so merkwürdigen Umgestaltung der klimatischen Verhältnisse. Ich traf in Reykjavik einen hierüber sehr wohl unterrichteten Herrn, Thorvaldur Thoroddsen, den besten Geologen, den Island gegenwärtig hat, und der eben im Auftrag der Regierung topographische Studien im Süden der Insel machte. Er schien über meine Frage wie über eine Naivetät erstaunt. Wie er mir versicherte, findet sich nirgends eine Spur von einer solchen Umwandlung in geschichtlicher Zeit, d. h. seit der ersten Einwanderung. Das Innere der Insel war, wie heute, nie eigentlich angebaut, sondern eine gewaltige Wüste, die theils aus Gletschern und Schneefeldern, theils aus ebenso unfruchtbaren Lava- und Steinfeldern von ungeheuren Ausdehnungen bestand. Dazwischen trieben gewaltige Vulkane ihr Zerstörungswerk und häuften immer neue Trümmer auf. Vom Eismeer sammelte sich das Treibeis alljährlich in ungeheurer Masse in den nördlichen Buchten und blieb da oft tief in den Sommer, ja bis in den Herbst hinein. Die Ausdehnung der Gletscher hat sich nur unbedeutend verändert, keinenfalls so, daß sie eine völlige Änderung der Temperatur zur Folge haben konnte. Nur einzelne Küstenstriche und die Flußthäler waren von Alters her bebaut.

Der Priester Ari Froði (der Weise) erzählt zwar in seiner Chronik, dem Islandigabók, die Insel sei zur Zeit der Einwanderung von den Fjelden bis zu den Fjorden, d. h. von den Bergen bis zum Meere bewaldet gewesen: I þann tíð vas Island viði vaxit miðli fjalls ok fjöru. Auch

aus den alten Sagas ist anzunehmen, daß es früher auf Island mehr Wald gab; denn es ist darin viel von Wäldern und Waldbränden die Rede; so in der Svarfdaelasaga, der Vápnfirðingasaga und der Niálssaga. Nach diesen Erzählungen gingen die alten Isländer ganz barbarisch mit ihren Wäldern um und brannten ohne Bedenken weite Strecken nieder. Im Landamabók aber wird eines so großen Waldes (stor Skogur) gedacht, daß man aus seinen Bäumen ein Seeschiff bauen konnte. Doch ist das die einzige Erwähnung dieser Art. Weder aus naturwissenschaftlichen Anzeichen noch aus historischen Zeugnissen ist zu erweisen, daß Island eigentlichen Hochwald besaß; vielmehr berechtigt Alles zu der Annahme, daß jene ausgedehnteren Wälder ganz den Zwergcharakter der heutigen hatten. So behaupten wenigstens die besten Kenner isländischer Natur und Geschichte, und großes Gewicht verleiht ihrer Behauptung das Zeugniß des Abtes Arngrímr von þingeyrar, der in seiner kurzen Beschreibung Islands vom Jahre 1350 ausdrücklich sagt: „Wald gibt es da keinen, außer Birken, und auch diese nur geringen Wuchses. Korn wächst an einigen Stellen im Süden des Landes, jedoch bloß Gerste."

Als wir von Thingvellir ausritten, konnte ich mich einer gewissen Besorgniß nicht ganz entschlagen. Ich hatte in einem illustrirten Werke ein Bild der Bruará gesehen, d. h. das Bild eines sehr breiten Stromes, der, von einer höchst romantischen Felsscenerie umgeben, von zwei wilden Riffen in drei Flüsse getheilt, wenigstens zwanzig bis dreißig Fuß über steile Felswände heruntertoste. Unmittelbar darüber war eine Karawane gezeichnet, welche über den Fluß ritt. Man mußte jeden Augenblick befürchten, sie müßten, wie Stanley's Freund an den Kongofällen, Mann und Pferd unten an den Felsen des Sturzes zerschellen. Wie der Text besagte, hatte das Flußbett in der Mitte zwischen den zwei Riffen eine Felsspalte, eine kleine Hrafnagiá oder Almannagiá, jedenfalls eine Giá, in welche sich das Wasser tobend hinabstürzte. Über diese Giá aber führte nur eine Holzbrücke im Flusse selbst, dem Auge nur durch Felsblöcke erkenntlich, welche sie am Rande des Schlundes befestigten. Das machte die Situation noch entschieden gefährlicher, und das Bild schwebte mir während des Vormittags wiederholt vor. Ich fragte auch nach der Bruará, welche von dieser Brücke (Brú), früher der einzigen in Island, ihren Namen Brückenfluß erhalten hat, und hörte, daß wir sie im Laufe des Nachmittags passiren müßten. In dem isländischen Walde wurde mir indeß so wohlig zu Muthe und wir hielten eine so gemüthliche Rast, daß ich der Bruará ganz vergaß, bis wir, aus dem kleinen Birkengebüsch heraus, den Fluß aus den Bergen daherströmen sahen und bald auch das Tosen des Wasserfalles hörten, der hinter dem Felsen und kleinen Busch verborgen war. Aller Schrecken war weg, als wir nun Scylla und Charybdis wirklich vor uns hatten. Ohne Aufenthalt tappten die „lieben Thiere" in den Fluß hinein, wie wenn er programmmäßig auch zur Poststraße gehörte; bald waren sie bis an den Bauch im Wasser drin und benützten die Gelegenheit, sich einen Trunk zu nehmen; ebenso instinctiv zog ich die Beine so hoch als möglich am Sattel hinauf; die Pferde stämmten sich tapfer gegen die ziemlich starke Strömung.

Ohne daß wir irgendwelche Reitkünste anzuwenden brauchten, fanden sie die Holzbrücke. Da schäumte und zischte ein paar Augenblicke die donnernde Wassermasse unter uns, daß es eine Freude war, und dann ging es ebenso gemüthlich über den andern Theil des Flusses. Nur der jähe Uferrand machte einige Schwierigkeit. Denn die Ponies mochten den Augenblick kaum erwarten, aus dem Wasser zu kommen, und kletterten so hurtig den Abhang hinauf, daß ich fast das Gleichgewicht verloren hätte. Dann schüttelte sich die ganze Sippe, so gut sie konnte, spritzte uns von allen Seiten an, und der ganze ungefährliche Schrecken lag hinter uns. Auch von der Seite her bot der Wasserfall einen recht malerischen Anblick dar. Der Fluß schäumt tapfer zwischen den beiden dunkeln, zerklüfteten Riffen. Der Birkenwald am andern Ufer sieht wie ein träumerisches Stück Heide aus, und phantastische Bergzacken bilden einen romantischen Hintergrund.

Der Ritt wurde von da ab wieder weniger angenehm. Er führte durch den Uthliðarhraun, ein ähnliches Steinfeld wie die Moßfellsheiði. Von der trostlosen Höhe herab sahen wir bald wieder in das weite Thal hinab, wo die Bruará und der Tungufljót der größeren Hvitá zuströmt, von dieser nur durch schwache Bodenerhöhungen getrennt. Südlich war das Thal von lang gestreckten Bergrücken begrenzt, über welchen sich in der Ferne das schneeige Haupt des Hekla zeigte — le rêve de ma jeunesse, der Traum meiner Jugend, wie ein poetischer Franzose sagen würde. Seinem Namen entsprechend — Mantelberg — war er zum Theil in Wolken gehüllt, die ihn aber nur ehrwürdiger machten.

Der Karte nach zu urtheilen, hatten wir eigentlich einen gehörigen Umweg gemacht, in die Höhen hinauf, die nördlich das Thal begrenzen, anstatt unten ihren Saum entlang. Doch diese Umwege waren nicht bloß nöthig, um an der richtigen Furth durch die Flüsse zu kommen, sondern auch, um nicht in das Moorland zu gerathen, das unten am Saume der Berge beginnt. Ungefähr in derselben Höhe wie Miðdalr sahen wir wieder eine kleine Holzkirche und ein paar Höfe vor uns, die Uthlið heißen. Während Graf Wolfegg bei der Karawane blieb, ritt ich mit P. von Geyr zu der Kirche. Es wohnte kein Prästr da; der Gottesdienst wird gelegentlich von einer Nachbarpfarre aus besorgt. Als wir abstiegen, kamen aus dem sehr ärmlichen Gehöfte eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder hervor, arm gekleidet und — ich muß es gestehen — sämmtlich sehr unsäuberlich. Als wir sie näher ansahen, bereuten wir alsbald, uns Milch bestellt zu haben. Eine Stulka brachte sie uns indeß in einem schmierigen Waschbecken herbei. „Muth, und Augen zu!“ sagte ich meinem lieben Gefährten, und that deßgleichen, als die Reihe an mich kam. Wir mußten für Milch und Schmutz zusammen einen halben Kroner zahlen. Die Männer brachten ein paar weiße Fuchsbälge herbei, die indeß sämmtlich etwas verletzt waren. Für den besten forderten sie 4 Kroner, was meinem naturwissenschaftlichen Freund und Kupferstecher zu theuer schien. Unten am Bergessaum vereinigten wir uns wieder mit den Anderen und ritten am Fuß des Bjarnarfell zu dem Hofe Muli, den uns der Pastor von Thingvellir zur Nachtrast angerathen hatte. Wir hätten

zwar in einer guten Stunde noch den großen Geysir erreichen können; aber nach achtstündigem Ritt wollten wir wenigstens im Frieden noch unser Brevier beten.

Während unsere Führer sich auf dem Marsche als sehr praktische, dienstfertige und gutmüthige Burschen erwiesen, leisteten sie uns dagegen an den Plätzen, wo wir Halt machten, keineswegs die diplomatischen Etikette-Dienste, welche Dante bei seiner Reise durch das Jenseits an Virgil und Beatrice fand. Sie wußten nicht zu „introduciren", oder wollten nicht. Meistens grüßten die Leute kaum, gingen weg oder waren schweigsam und mürrisch. P. von Geyr meinte, das komme von den reisenden Engländern her, die alle Welt von oben herunter behandelten, viel commandirten, schimpften, Niemand dankten und im besten Fall eine erhabene Selbstgenügsamkeit entfalteten. So sind die richtigen Cockneys schon; aber ich habe auch andere Engländer kennen gelernt, die an Gemüthlichkeit und Liebenswürdigkeit keinem Deutschen nachstanden. Ich vermuthe deßhalb, daß die beiden Schlingel uns gleich als „römische Priester" denuncirten, und daß die Leute, in sehr beschränkten lutherischen Ideen aufgewachsen, vor so ungewohnten Gästen scheu wurden. Schon nach einer Stunde löste sich gewöhnlich diese Scheu; aber wenn wir weiterkamen, mußten wir uns immer wieder von Neuem selbst introduciren. Von vornherein zutraulich, heiter, aufgeräumt, wie meistens Schweizer oder Tiroler, sind die Isländer überhaupt nicht.

Das Gehöft Muli lag sehr gut, einige 30 oder 40 Fuß über dem weiten Thale, an der Abdachung des Bjarnarfell, vor dem Nordwinde geschützt, die Hauptfront nach Süden, mit schöner Aussicht auf das Thal, nach dem Geysir und Hekla hin. Vor dem Haupthaus befand sich ein ziemlich großer Garten, mit kleinen Steinmauern umfriedigt, hinter dem Haupthaus fünf bis sechs kleinere Häuser und Ställe, Alles wieder mit Steinmauern eingefaßt, wie auch die guten Wiesen zu beiden Seiten und an den Hügel hinauf. Alles verkündigte behäbige und arbeitsame Leute. Das Haus selbst aber war im echten isländischen Stil gebaut, d. h. ein Conglomerat von sechs einstöckigen Hütten, die, durch kleine Mauern mit einander verbunden, eine lange, niedrige Front mit sechs Giebeln bildeten. Drei Giebel waren mit kleinen Fenstern, der dritte, fünfte und sechste mit Thüren versehen, von denen die mittlere in's Haus, die beiden anderen in eine Remise und einen Waarenschuppen führten. Der hintere Theil der sechs Hütten war zum Theil an dem Hügelabhang ausgegraben, so daß die hintere Mauer niedriger war, als die Front. Sämmtliche Mauern waren aus unbehauenen Lavasteinen, Rasen und Erde aufgeschichtet, sehr dick und fest, die sechs Dächer mit dichten Rasen gedeckt, auf welchen starkes Gras wuchs. Das Ganze hätte fast wie ein Casematten-bau ausgesehen, wenn nicht die sehr gemüthlichen Giebel den bäuerlichen Charakter gerettet hätten.

Im Innern bildeten die sechs Hütten, trotz der dicken Zwischenräume, ein einheitliches Ganze. Fünf längere, oder wenn man will Doppelhütten, zerfielen je in zwei Räume; die sechste, nach Osten hin, war der Proviant- und Waarenschuppen. Die hinteren fünf Räume waren eine Schlafkammer, eine

große leere Flur, die Küche, die Speisekammer, die Milchkammer; die fünf vorderen Räume eine Schlafkammer, eine Stube, die Hausflur, ein Fremdenzimmer und die Remise. Die Hausthür war so niedrig, daß man sich bücken mußte, um den Kopf nicht anzustoßen. Die Hausflur stand und hing voll von Geräthen, so daß man nur einzeln durchkommen konnte; von ihr ging es geradeaus in die sehr niedrige und primitive, wenn auch ganz reinliche Küche. Rechts von der Hausflur wurden wir in ein freundliches Stübchen hineingewiesen, das getäfelt, oben lila und unten grün angestrichen war. Neben dem kleinen Tisch und einigen alten Schränken war gerade so viel Platz, daß wir Drei nach einer wohlthuenden Waschung gemächlich einmal unsere müden Gebeine ausstrecken konnten. In kleinen schwarzen Rahmen hingen einige Porträts, ein Herr Willard Fisker, von dem ich nichts Näheres weiß, ein Herr V. Thorarensen, „Cancellirað, Sysselmaðr in Rángáthingi", der geistliche Liederdichter Hallgrímur Pjetursson, der die innig frommen Psalmen auf das Leiden Christi verfaßt hat — und endlich mitten dazwischen ein Bild des hl. Joseph mit dem Jesukind — in Lithographie von Mai & Wirsing in Frankfurt a. M. Es freute mich inniglich, in diesem entlegenen Gehöfte eines lutherischen Landes diese freundliche Erinnerung an katholisches Leben zu finden.

Die Hausfrau, eine brave Isländerin von altem Schrot und Korn, zwischen den Vierzigen und Fünfzigen, übernahm selbst die Bewirthung, deckte den Tisch und holte Alles selbst in der Küche. Nach der gestrigen Abstinenz that uns etwas Lammsbraten recht gut. Der Butter und dem Käse von Muli, so gut und sauber sie servirt wurden, konnte ich keinen Geschmack abgewinnen; dagegen schmeckten mir die dünnen frischen Brodkuchen in ihrer homerischen Einfachheit ganz vorzüglich. Nach unserer Mahlzeit gingen wir in's Freie, um unser Brevier zu beten. Der Hekla war umwölkt; in der Richtung der Geysire aber dampfte es gen Himmel wie von einem großen Brand. Die Leute beobachteten uns von ferne, was wir wohl Alles in unseren Büchern zu lispeln fänden.

Laudate Dominum de terra, dracones et omnes abyssi.
Ignis, grando, nix, glacies, spiritus procellarum, quae faciunt verbum ejus.
Montes et omnes colles.

Während wir still in der einsamen Landschaft psallirten, räumte die gute Mama alle Möbeln aus dem kleinen Stübchen weg und machte uns, theils auf dem Boden, theils in einem kleinen, dumpfigen Alkoven, an dessen Bretterwänden ihr Sonntagsstaat hing, drei ganz anständige Betten zurecht, welche aber nicht mehr viel Platz übrig ließen. Die Tücher waren musterhaft sauber; die Federdecken und Kissen waren etwas muffig, wie es in einem solchen Hause anders nicht möglich ist. Wer über die Isländer sich lustig machen will, der baue ihnen erst andere Häuser, d. h. er bringe sie dem Äquator näher, kürze ihnen den Winter, lasse ihnen tropische oder „gemäßigte" Wälder wachsen und kaufe ihnen Semper's gesammelte Werke! Wir waren müde genug, um bis in den Morgen zu schlafen wie die Bären.

6. Juli.

Um 9 Uhr ward gesattelt und aufgebrochen. Die Geysire hätten wir in directer Linie wohl in einer halben Stunde erreichen können. Aber das kann thatsächlich auch der beste Reiter nicht. Denn es liegt ein ungeheures Moor dazwischen, in dem die „lieben Thiere" versinken würden. Wir ritten also in einer großen Biegung um das Moor herum, kreuzten zwei Bäche und kamen dann in einer guten Stunde bei dem Fuß des Laugarfjall an, an welchem die merkwürdigen Quellen dampften. Als wir an die ersten derselben kamen, zeigten einige der kleinen Pferde zum ersten Mal etwas Scheu und Nervosität. Der Boden war unheimlich warm; das schien sie zu beunruhigen. Die heiße Stelle war indeß bald passirt, und in etwa 7 Minuten hielten wir in der Nähe des großen Geysir, ließen abpacken und richteten uns mit den Pferdekasten ein kleines Lager zurecht, ohne indeß das Zelt aufzuschlagen. Der Hekla war bewölkt, das Wetter ziemlich trüb und schwankend. Die Eruptionen des großen Geysir sind nicht mehr so häufig, wie früher. Für den Fall, daß uns bald eine zu Theil würde, wollten wir weiterziehen; sonst allenfalls einen oder anderen Tag warten, wie es die Reisenden meist zu thun pflegen.

In alten Reisebeschreibungen wird der große Geysir wie eines der sieben Weltwunder gefeiert. Aus ihnen ist die Beschreibung in die populären Jugendschriften übergegangen. Es ist kaum Jemand, der das Bild nicht kennt und nicht mit stillem Grauen die Schilderung gelesen hätte, wie Wasserfluthen der gewaltigen Quelle sich plötzlich unter donnerndem Getöse hundert Fuß in die Luft ergießen und einen Springbrunnen bilden, der alle Wasserkünste zu Schanden macht. Schillers Taucher reicht mit seinem ganzen Farbkasten nicht aus, das seltsame Naturschauspiel für Aug' und Ohr zu malen. Neuere Reisebeschreiber, wie Captain Burton, verfallen in ein entgegengesetztes Extrem. Die moderne Vielreiserei übersättigt sie und macht sie blasirt. Nichts bietet ihnen mehr ein wirkliches tiefes Interesse. Beschreiben sie Dänemark, so drücken sie es mit finnischen Reminiscenzen herunter; sind sie in Finnland, so kommt ihnen Norwegen viel bedeutender vor; besuchen sie Island, so denken sie an Arabien. Am Hekla beschreiben sie den Ätna, und am Geysir schildern sie heiße Quellen aus Neuseeland. Es ist das eine von den zahmeren Geisteskrankheiten der modernen Welt: Überfütterung! Von einer Reise um die Welt bringen solche Leute nicht so viel Anregung und wahre Freude mit nach Hause, als ein armer, gemüthlicher Künstler oder Kunstdilettant von einem Ausflug in die Nachbarschaft.

Die Wahrheit in Bezug auf den Geysir liegt wohl zwischen den beiden Anschauungsweisen, wie fast immer — in der Mitte. Er ist nicht ein in seiner Art einzig dastehendes Weltphänomen, aber er ist eine Merkwürdigkeit, die es sich schon lohnt anzusehen, wenn man in Island ist.

Die Geysire gehören dem Flußgebiete der Hvitá (des Weißen Flusses) an, eines der Hauptströme der Insel. Die Hvitá entspringt am Fuße des langgestreckten Langjökull, der, ungefähr in der Mitte der Insel, etwas mehr nach Westen hin, ein Gletscherfeld von 26 Quadratmeilen umfaßt. Die Abflüsse seiner Eis- und Schneemassen sammeln sich zum Theil in einem

größeren Bergsee, Hvitárvatn, aus welchem der Fluß dann, an dem dunkeln Berge Bláfell vorbei, erst südlich, dann südwestlich dem Meere zufließt. Westlich vom Bláfell strömt ihm von dem Geitlandsjökull ein etwas kleinerer Fluß, der Tungufljót, zu, nähert sich ihm auf eine halbe Stunde Wegs, entfernt sich wieder, fließt einige Zeit fast parallel zu ihm und bildet so die weite schon erwähnte Thalfläche, die etwa zwei Meilen breit sein mag. Am nördlichen Rande derselben springt ein großer, kahler Hügel, der Laugarfjall, etwas nach dem Thale vor. Sein letzter Absatz erweitert sich zu einem geräumigen Plateau, und hier dampfen die Geysire.

Viel Farbe ist in dem Bilde nicht. Zwischen den dampfenden Rauchsäulen der Quellen hat man das weite grüne, in's Gelbliche schimmernde Thal vor sich, von den Armen des öfter sich theilenden Tungufljót wie von Silberfäden durchzogen, dahinter niedrige graue Hügelzüge, langen Basteien gleich, hinter welchen wieder ähnliche sich erheben, endlich der Hekla, meist in Wolken. Nördlich von den Quellen thürmen sich kahl und trostlos die rothgelbe und gelbliche Felsmasse des Laugarfjall auf, mit sehr spärlicher Vegetation. Im Vordergrund herrschen gelblichgraue Farbtöne vor, an den ferneren Bergen dunkelblaugraue, fast schwärzliche Tinten.

Die Aufmerksamkeit wendet sich von selbst dem allenthalben dampfenden Boden zu. Eine feuchtwarme Luft, wie der Dampf eines heißen Bades, weht beständig über das Plateau hin. Der Boden ist stellenweise sehr warm und in einiger Entfernung um die Quellen gut bewachsen. Sehr üppig wuchs außer dem gewöhnlichen Feldquendel (Thymus serpyllum) auch Mauerpfeffer (Sedum villosum), Ackerspark (Spergula arvensis), Gänsekraut (Potentilla anserina) und im kurzen Gebüsche eine kleine Orchidee, Coeloglossum viride.

Genau gezählt habe ich die Quellen nicht; aber im Umkreis einer halben Stunde mögen ihrer etwa 40 sein.

An der nordöstlichen Ecke des Plateau, durch Höhe und Größe bemerklich, liegt der große Geysir — in ruhigem Zustande ein krystallhelles Springbrunnenbassin von etwa 17 m Durchmesser, von aschgrauem Kieselsinter eingefaßt, dessen knorriges Geäder und Geäste an mehr verwitterten Stellen in's Weiße und Gelbliche spielt, gestützt und getragen von einem fast regelmäßigen, sehr stumpfen Kegel desselben Stoffes und derselben Farbe, ebenso klüftig und knorrig, von kleinen Rinnen und Löchern durchzogen. Nach Norden hat sich eine tiefere Rinne gebildet, die sich um den Kegel herum nach Osten wendet und bei Eruptionen die Hauptmasse des Wassers nach dem Tungufljót hinabführt. Schon an dieser Rinne und dann weit im Umkreis spielt der trachytische Lehmboden in den verschiedensten Farben, hier röthlich, dann rothgelb, gelbweiß, schneeweiß, bläulich, blaugrün, karminroth, lila, violett, je nach der verschiedenen Beimischung von Schwefel, Eisen, Alaun und andern Stoffen. Da und dort hatte sich der Kiesel zu den wunderlichsten korallenartigen Phantasiefiguren gestaltet. Ein seltsames Laboratorium, das rastlos weiter arbeitet, zersetzt und verbindet und nach festen Formeln und Gesetzen alle diese Form- und Farbvarietäten hervorbringt.

Nach Bunsens Untersuchungen 1846 geht ungefähr von der Mitte des

schönen, seegrünen Bassins eine senkrechte Röhre, 77 Fuß tief, nach dem Innern der Erde hinab. Dort theilte sie sich und konnte nicht weiter beobachtet werden. Sartorius von Waltershausen gibt die Temperatur an der Oberfläche auf 82° C. an. Nach Bunsen beträgt sie an der Oberfläche 85° C., in der Tiefe von 20 m 124° C. Nach Angaben der Royal Society von Edinburgh (April 1875) wuchs die Hitze des Wassers von 187° F. an der Oberfläche bis zu 257° F. am tiefsten Punkte der zugänglichen Röhre (77,5 Fuß) vom Niveau. Ich besaß weder die nöthigen Fachkenntnisse, noch Mittel, diese Angaben zu prüfen, und überlasse sie darum ihrem wissenschaftlichen Schicksal. Der heiße Qualm, welcher beständig über die Spiegelfläche dahindampfte, vertrieb einem die Lust, die Hand in den weiten Kochtopf zu stecken, in dessen Nähe es immer behaglich warm war.

Wohl eine Stunde lag, saß und lief ich um den Kegel des großen Geysir herum, bat ihn sein schön, einmal zu brüllen; aber er „war nicht in der Laune", wie König Richard III. sagt. Nur ein- oder zweimal glaubte ich ein gewisses Knurren oder Brummen zu vernehmen, wie es gewöhnlich die Norddeutsche Allgemeine vernehmen läßt, wenn ein feiner preußischer Kniff im Vatican abgeblitzt ist und man sich doch zur Fortsetzung der Friedensunterhandlungen genöthigt sieht. Bum — bum — brr — brr — brr — bum. Andante affettuoso — piano, poco crescendo, decrescendo, pianissimo. Die Fläche hob sich ein wenig und nach allen Seiten rieselten kleine Bächlein heißen Wassers den Sinterkegel hinab. Genau wie in der liberalen Publicistik endet das Unheil drohende Phänomen mit kleinen neuen Schwefelablagerungen.

Der Name Geysir kommt von dem Zeitwort geysa, welches, auf Meer oder Fluthen bezogen, deren „Strömen", „Wüthen", „Anstürmen" bezeichnet; er ist im Isländischen eigentlich nicht der Gattungsname für heiße Quellen überhaupt (diese wurden hver oder laug genannt), sondern ein Eigenname, der aber mehreren solchen Quellen beigelegt wurde. Der große Geysir von Haukadalr ist den älteren isländischen Schriftstellern unbekannt; er und die benachbarten Quellen scheinen sich erst während der vulkanischen Ausbrüche des Jahres 1294 gebildet zu haben. Durch Fremde ging später der Name dieser Quellen auf andere ähnliche Quellen über.

Etwas höher als der große Geysir, ungefähr 60 Schritte am Hügel hinan, lagen zwei andere heiße Quellen. Die Führer nannten sie „Blesi" oder „Bezir"; ich konnte sie nie genau verstehen. „Blesi" bedeutet den weißen Fleck, den die Pferde gewöhnlich auf der Stirne haben. Es waren zwei ovale Teiche, etwa ein Drittel so groß als der Geysir, neben einander und durch einen schmalen Kanal verbunden. Ihr grünlicher Spiegel hebt sich sehr schön von dem röthlichweißen Sande ab, der sie umgibt. Das Becken bricht sich nach Innen in einen steiler abfallenden Trichter und dieser in eine unregelmäßige Röhre. Sie dampfen stark, sind aber stets ruhig. Eyvindur kochte uns darin ein Stück Schinken zum Mittagsmahl.

Viel interessanter als diese ruhige Quelle, die den Reisenden gewöhnlich als Küche dient, ist der mehr nach Süd-Südwesten, 130 m vom großen

Geysir gelegene „Strokkr". Das Wort bedeutet das gewöhnliche Handbutterfaß, dessen Stößel mit der Hand auf und nieder bewegt wird. Stiege nicht beständig etwas Rauch davon auf, so würde man die Quelle auf einige Entfernung kaum beachten; denn sie hat sich keine kegelförmige Einfassung gebaut. Bloß ein niedriger, kreisförmiger Wulst deutet eine Cisterne von etwa 10 Fuß Durchmesser an, die sich nach unten etwas verengt. Die Wand der Cisterne, die sich nur etliche Zoll hoch und breit über die umgrenzende Bodenfläche erhebt, ist von dunkelrothem und braunem Sinter, wulstartig in die Runde geknetet, nach unten dunkler und mehr abgeglättet. In einer Tiefe von etwa 12 Fuß siedet und brodelt dieser Hexenkessel unaufhörlich den ganzen Tag. Von Zeit zu Zeit schien sich die Hexensuppe setzen zu wollen und zeigte sich als eine schmutziggelbe Brühe; aber im Nu fing sie wieder an zu sieden, stieg in schneeweißem Schaum etwa einen Fuß aufwärts und wallte und kochte wie Milch, die eben zur Pfanne hinauswill. Einige Mal meinte ich wirklich, der revolutionäre Kuckuck, oder was darinnen steckt, wolle heraus und sich in einer ordentlichen Eruption Luft machen; aber plötzlich brach der Schaum zusammen und die trübe Wassermasse fing wirbelnd ihr erfolgloses Siedegeschäft von vorne an. Nach Bunsen erreicht das Senkblei eine Tiefe von 13,5 m; schon in einer Tiefe von 8,3 m hat die Röhre aber nur mehr 0,26 m Durchmesser, weßhalb er sie mit der Blüthe eines Convolvulus vergleicht. Dem Auge bleibt aber diese Construction verborgen; man sieht nur das rothbraune Butterfaß und unten die schäumende Suppe. Auch der Strokkr erhörte übrigens meine Wünsche und Zusprüche nicht, einmal loszugehen; vergeblich harrte ich wohl eine halbe Stunde an seinem Rande.

Ungefähr ebenso weit vom Strokkr als der große Geysir, aber nach Südwesten hin, liegt der sogenannte „kleine Geysir", und noch etwas weiter in derselben Richtung der „kleine Strokkr", wie der Name besagt, kleinere Ausgaben der beiden größeren Formationen. Glaubt man hier endlich ein Ende der großen unterirdischen Küche erreicht zu haben, so dampfen nach dem Thale wieder andere Rauchwolken empor und verkünden Wiederholungen derselben Erscheinung. Während man dann von der einen Quelle zur andern geht, hört man es mehr als einmal zwischen dem kleinen Gesträuch quirlen und tosen und förmlich schnalzen und grunzen, als ob ein gefangener Dickhäuter in einer Fallgrube verborgen säße. Das sind die Schlammquellen — „Thikkuhverar" —, welche in ähnlichen, aber kleineren Cisternen, wie der Strokkr, unaufhörlich den ganzen Tag Schlamm emporgurgeln, dabei seufzen, als ob sie an der Operation ersticken wollten, und, die graue Masse umknetend und umwälzend, weder eine Revolution zu Stande bringen, noch zur Ruhe gelangen können. Andere Brunnen stoßen in ähnlicher Weise helles warmes Wasser auf, andere rothe und braune Flüssigkeit; wieder andere senden nur Gasblasen empor, während der sonst helle oder grüne Spiegel, nur unmerklich wachsend, ebenso unmerklich Abfluß sucht. Die kleinen Bächlein lagern nach allen Seiten hin Kieselsinter ab, der meist dünne Schichten über einander bildet, wellenförmig gerändert. Etwa einen Kilometer weit ist das ganze Plateau mit solcher Masse überkrustet; auf den Reitwegen ist sie meist zu

weißgelbem Sand zerstampft; aber beständig bilden sich neue solche Lager. Die Vielheit und Verschiedenheit der Quellen, der Dampf, der an so vielen Quellen zugleich der Erde entströmt, die feuchtwarme Luft, die sonderbaren Geräusche der unaufhaltsam arbeitenden Tiefenkräfte, bringen im Verein mit der sonst einsamen Landschaft weit mehr den Eindruck des Seltsamen hervor, als es eine einzelne Eruption thun könnte. Alles ist unterminirt. Alles kocht und brodelt und rumort im Innern der Erde. Bis hoch hinauf am Laugarfjall finden sich Spuren solcher Quellen, die aber nicht mehr arbeiten. Man denkt unwillkürlich an Erdbeben und vulkanische Ausbrüche und würde sich kaum wundern, wenn sich irgendwo ein Krater öffnete. Auch beim zweiten und dritten Rundgang blieb mir das sonderbare Schauspiel immer noch interessant; doch überzeugte ich mich dabei, daß die Thätigkeit des gesammten Quellensystems offenbar im Rückschritt begriffen ist. Früher spie der große Geysir alle Tage — nach dem Mittelmaß der verschiedenen Berichte 80 bis 100 Fuß hoch. Auch der kleine Geysir und andere Quellen hatten häufige Ausbrüche. Der Strokkr ging von selbst los, und andere Quellen, die jetzt versiegt sind, sprudelten oder dampften wenigstens den ganzen Tag. Jetzt wurde es Mittag, Nachmittag, und noch immer harrten wir umsonst auf das donnerähnliche Getöse, das einem Ausbruch des großen Geysir voranzugehen pflegt.

Gegen Mittag waren zwei Schiffsoffiziere des österreichischen Dampfers Pola angekommen, die sich auf der Reise nach Jan Mayen befanden und ein paar Rasttage in Reykjavik benützten, um die Geysire zu sehen. Der eine war ein Wiener, der andere ein Tiroler. Sie schlugen gleich neben unserem Lagerplatz in der Nähe des großen Geysir ihr Zelt auf. Wir wurden rasch mit einander bekannt und befreundet und streiften gemeinsam an den Quellen herum. Nachdem wir aber schon so lange auf eine Eruption gewartet, beschlossen wir, wie es die Reisenden gewöhnlich thun, den Strokkr zu „reizen". Das könnte eigentlich Jedermann selbst thun; allein es ist durch die Touristen schon conventionell geworden, daß der Bauer am Geysir herbeicitirt wird und für einen Kroner die Sache besorgt. Sie besteht darin, daß er einige zwanzig gute Stücke Rasen sticht und in den Kessel wirft. Auch Steine sind portofrei. Der Strokkr ist aber längst kein Heißsporn mehr. Es verging eine Viertelstunde, zwanzig Minuten und noch immer begnügte er sich mit seiner gewöhnlichen Kocherei. Wir standen ruhig an seinem Rande und warfen von Zeit zu Zeit noch ein Stück Rasen hinein. Dann erst fing er an, plötzlich etwas höher aufzuwallen und stärker zu brausen. Jetzt war's Zeit. Wir stoben auseinander und gelangten richtig außer Schußweite, als der ganze Kessel in einer gewaltigen Garbe, unter donnerndem Getöse, wohl etwa 60 Fuß emporschoß, im Emporschießen sich theilte und mit mächtiger Gewalt, Dampfwolken aufwirbelnd, die Rasenstücke empor und dann zur Seite schleuderte.

Alles ging so rasch, unerwartet und stürmisch, daß es mir nicht gelang, gleich ein scharf bestimmtes Bild aufzufassen, das ich hätte zeichnen können. Wenn ich mich nicht irre, schoß ein großer Hauptstrahl in der Mitte puls-

gerade empor und warf ein Stück Rasen wirbelnd mit auf. Dampf unterbrach aber für das Auge sofort die vertikale Säule, während nach rechts und links Seitenbündel unter kleinem Winkel auseinanderzischten, Rauchwolken bildeten, über dieselben hinausfuhren und in prasselnder Cascade zu Boden stürzten. Knallend trieben indeß neue Wasserstöße andere Rasenstücke in die Luft und durchschnitten den Dampf zugleich und das fallende Wasser. Das wiederholte sich etwa zehnmal unter gewaltigem Knall und Rauschen. Die Grundfigur des Phänomens schien mir trapezoidal zu sein, indem die Strahlen nach Außen hin divergirten, die mittleren am höchsten fuhren, so daß oben momentan eine Spitze entstand. Das Ganze kam sehr der Vorstellung nahe, welche ich mir nach Bildern von einem Geysirausbruch gemacht hatte; nur war das Wasser theilweise schmutzig. An stürmischer Wuth ließ der Ausbruch dagegen nichts zu wünschen übrig. Er gab ein sehr drastisches Bild von der ungeheuren Expansivkraft, die sich in diesen unterirdischen Röhren aufspeichert, und von dem seltsamen Spiel, das sie einst von selbst trieb, auch jetzt noch treibt, wenn eine längere Regenzeit die unterirdischen Kanäle stärker gespeist hat.

Was die Ursache der Erscheinung betrifft, so hat Mackenzie sie früher durch unterirdische Hohlräume, eine Art Dampfkessel, zu erklären versucht, welche, wie er meinte, fortwährend von unten mit Dampf, von oben mit Wasser gespeist würden, bis endlich der Dampf so viel Spannkraft erlangte, um das unter ihm liegende Wasser durch eine mit dem Kessel verbundene Röhre emporzutreiben. Seit den sorgfältigen Untersuchungen Bunsens im Jahre 1846 ist jedoch diese Erklärungsweise aufgegeben. Nach ihm liegt die Ursache der ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Ausbrüche in den Temperaturverhältnissen der Wassersäule selbst, welche in der verticalen Hauptröhre der Geysire durch fortwährenden Wasserzufluß beständig erhalten wird. Die Temperatur dieser Wassersäule nimmt nach oben ab, nach unten zu; in der Mitte ungefähr nähert sich dieselbe dem gewöhnlichen Siedepunkte. Sie ist aber nicht constant, sondern, von einer Eruption zur andern, in allen Schichten beständig am Wachsen, so daß z. B. eine Schichte, welche bei der Eruption 89 ° C. aufwiese, zwei Stunden später auf 90 ° C. steigt. Unten in der Tiefe ist das Wasser weit über den gewöhnlichen Siedepunkt erhitzt, durch den Druck der auf ihm lastenden Säule jedoch am Sieden verhindert. Indem aus diesen überhitzten Schichten aber immer mehr Wärme nach den mittleren vordringt, wird hier der Druck endlich überwunden; eine Wasserschicht verwandelt sich in Dampf und dieser treibt die oberen Schichten donnernd in die Höhe, die nächste tiefere Schicht wird ebenfalls des Druckes Meister und treibt, in Dampf verwandelt, einen zweiten Wasserstrahl empor, und so folgt Stoß auf Stoß, bis endlich das in der Luft abgekühlte und zurückfallende Wasser einen Ausgleich herbeiführt und die unteren Schichten nicht mehr im Stande sind, den Druck der oberen Säule sofort wieder zu überwinden. Nur nach längerer Zwischenzeit erlangen die mittleren Schichten der Röhre wieder die nöthige Temperatur, welche die Entwicklung neuen Dampfes und hiermit eine abermalige Eruption ermöglicht.

Den spontanen Ausbrüchen des Geysir pflegt wiederholtes Getöse und mehrmaliges Steigen der ganzen Bassinfläche voranzugehen. „Nach einiger Zeit," so beschreibt Sartorius von Waltershausen den Vorgang, „vernimmt man unterirdisches Donnern, das, wenn auch viel weniger laut, dem durchaus ähnlich ist, welches die Vulkane während ihrer Ausbrüche von sich geben. Die Oberfläche des Geysirkegels wird dabei in eine zitternde Bewegung versetzt. Während diese Erscheinung einige Secunden fortdauert, dann zuweilen momentan nachläßt, um um so stärker zu beginnen, schwillt das Wasser im Becken, es wird nach oben convex gewölbt und zu gleicher Zeit steigen große Dampfblasen hervor, welche an der Oberfläche zerplatzen und das siedende Wasser einige Meter emporschleudern. Darauf wird es still; dichter weißer Dampf, der schon von einem leichten Winde über die Ebene fortgetrieben wird, umhüllt für kurze Zeit das Bassin. In sehr regelmäßigen Zwischenräumen von einer Stunde und zwanzig bis dreißig Minuten wiederholt sich dieselbe Erscheinung einen Tag und auch wohl länger ohne Unterbrechung, bis sie plötzlich einen etwas verschiedenen Charakter annimmt. Dann wird stärkeres Donnern aus der Tiefe vernommen; das Wasser schwillt im Bassin, schlägt hohe Wellen und wirbelt umher; in der Mitte erheben sich gewaltige Dampfblasen, und nach wenigen Augenblicken schießt ein Wasserstrahl, in feinen, blendend weißen Staub gelöst, in die Luft; er hat kaum eine Höhe von 80 bis 100 Fuß erreicht und seine einzelnen Perlen sind noch nicht im Zurückfallen begriffen, so folgt ein zweiter und dritter höher emporsteigender dem ersten nach. Größere und kleinere Strahlen verbreiten sich nun in allen Richtungen; einige sprühen seitwärts, kürzeren Bogen folgend, andere schießen aber senkrecht empor mit sausendem Zischen, wie die Raketen bei einem Feuerwerk; ungeheure Dampfwolken wälzen sich über einander und verhüllen zum Theil die Wassergarbe; nur noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein spitziger, alle andern an Höhe überragender Strahl, auch wohl von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erscheinung stürzt, nachdem sie nur wenige Minuten gedauert, in sich zusammen, so wie eine phantastische Traumgestalt beim Einbrechen des Morgens."

Der große Geysir ist jedoch nicht mehr jugendlich spielerisch; er ist schon ältlich geworden und hat seine Schrullen. Obwohl Christian IX. von Dänemark sein Landesherr und wohl der erste König war, der ihn besuchte, so wollte er ihm zu Ehren anno 1874 nicht springen. So hat er's schon manchen hohen Herren, Doctoren, Professoren und Rentiers gemacht. Armen Hirtenjungen und Stulken aber gibt er ungesucht die schönsten Gratis-Vorstellungen.

Anstatt mit einer solchen erfreut zu werden, wurden wir gegen Abend mit einem feinen Nebelregen bedacht, der bald in einen höchst gemeinen Landregen überzugehen drohte. Erkältet wie ich war, so daß ich vor Heiserkeit kaum mehr reden konnte, wagte ich nicht, die voraussichtlich kalte Nacht im Zelt zu bivouakiren. Wir ritten also in strömendem Regen nach Muli zurück, wo uns die gute Mama sehr freundlich aufnahm und mit den Resten des früheren Lammsbratens traktirte.

7. Juli.

Mein Zweck wurde völlig erreicht. Mit etwas Thee, Wärme und gutem Schlaf wich meine Erkältung, und ich konnte nun allenfalls ein Bivouak aushalten, jedenfalls ohne Sorge weiterreisen. Die Isländerin zeigte uns auf unseren Wunsch alle Räumlichkeiten ihres Gehöftes, die bei aller Einfachheit anständige Küche, eine saubere Speisekammer und einen ebenso anständigen Milchkeller, ja auch die Schlafkammer, in welcher zwei Männer noch zu Bette lagen und behaglich schnarchten.

Beim Abschied ließ P. von Geyr die gute Frau sich aus einigen Düsseldorfer Bildchen eines zum Andenken wählen: es war ein Christusbild, ein Bild des guten Hirten, eine Madonna mit dem Christkind und ein Schutzengel. Die Frau sah sich alle genau an und wählte dann sofort die Madonna. Wir waren erstaunt. P. von Geyr fragte sie, ob sie denn auch Maria verehrte? „Gewiß," erwiederte sie ganz kindlich fromm, „sie ist ja die Mutter unseres lieben Herrn!" Das rührte mich sehr und bestärkte mich abermals in der Überzeugung, daß Hunderte und Tausende braver Menschen sehr leicht wieder katholisch werden könnten, wenn die Prädikanten ihre alten Märchen von Madonnen-Anbetung, Papst-Tyrannei u. s. w. endlich fallen ließen. Aber für sie hängt eben Brod und Stellung daran.

Etwas nach 10 Uhr waren wir wieder an dem Geysir. Wir hatten nichts verloren. Der große Geysir hatte während der Nacht dreimal gebrummt und unsere Österreicher aus dem Zelte aufgescheucht, doch nur um sie zu täuschen. Am Morgen hatte der kleine Geysir eine kleine Vorstellung gegeben. Eine solche sollte jedoch auch uns nicht entgehen. Während mir Herr Schiffslieutenant B. von Spanien, Irland, Norwegen, Lappland und Jan Mayen erzählte, fing der kleine Geysir plötzlich zu springen an. Dreimal wiederholte sich das artige Schauspiel in ziemlich kurzen Zwischenpausen. Der Wasserstrahl war etwa 20 Fuß hoch, eine herrlich glitzernde Garbe, von qualmenden Dampfwirbeln umströmt, in perlendem Staub zurückrieselnd, wie Silber funkelnd und blitzend im hellen Sonnenlicht. Das anmuthige Spiel dauerte mehrere Minuten, so daß wir Zeit hatten, ganz in die Nähe zu laufen und da seine Wiederholung zu schauen.

Erst durch die beiden Offiziere erfuhren wir, daß ein bedeutender Wasserfall in der Nähe sei, der Gullfoß (Goldfall), den sie besuchen wollten, auch auf die Gefahr hin, einer Eruption des großen Geysir verlustig zu gehen. Wir folgten ihrem Beispiel und ließen nach einer halben Stunde ebenfalls satteln.

Der Ritt zu dem Wasserfall dauerte zwei Stunden. Er war sehr unangenehm, lohnte sich aber reichlich. Wir mußten über das weite Moor, welches der Tungufljót in acht Armen durchströmt. Dazu mußten wir vorher durch zwei andere Bäche reiten, welche dem Tungufljót zufließen. Einige der Wasser waren ziemlich breit und tief, die Strömung stark, der Boden wegen des Gerölles sehr uneben, so daß die Pferde keinen sicheren Schritt mehr hatten. Ich dachte an den französischen Gesandten in Kopenhagen, der mir die Situation auf dem Kanapee vorgemacht hatte. Mitten im Fluß

nahm sie sich doch anders aus. Alle Versuche, die Reitstiefel über Wasser zu halten, waren umsonst, wenn man in den Steigbügeln bleiben wollte. Denn selbst die Schafsfelle, die uns als Satteldecke dienten, geriethen theilweise in's Wasser. Die Pferde stolperten wiederholt, und man mußte fest in die Zügel greifen. Das war mir erst unbehaglich. Als die Geschichte sich jedoch das dritte und vierte Mal wiederholte, kam sie mir eher komisch als romantisch vor, und ich freute mich wie die Bauernjungen, wenn sie Pferde in die Schwemme reiten. Der eine der Herren Offiziere wollte indeß von dieser Komik nichts wissen. Sein Pferdchen war ihm mitten in starker Strömung in die Kniee gesunken, und nur mit Mühe gelang es ihm, es wieder aufzureißen. Er bekam dabei ein ziemlich kaltes Bad.

Viel unangenehmer war der Ritt über das weite Moor, in welchem die „lieben Thiere" bis fast an die Kniee einsanken, worüber sie recht mißmuthig waren, links und rechts andere Pfade versuchten, enttäuscht auf den alten zurücktrabten und schließlich vieler Hiebe bedurften, um voranzukommen. Dafür wurden wir zweimal durch eine wirklich großartige Sicht entschädigt, die sich längere Zeit uns darbot. Die erste genossen wir auf dem Hügelrücken, welcher sich zwischen dem Tungufljót und der Hvitá hinzieht. Über den Hügeln im Norden ward nämlich allmählich der Långjökull seiner ganzen Länge nach sichtbar, ein ununterbrochenes Gletscherfeld von vielen Stunden, fast horizontal, majestätisch in der Sonne schimmernd, einem riesigen Tempel gleich, auf den die nordischen Götter sich unnahbar zurückgezogen haben. Wir hatten da wirklich das Innere der Insel vor uns, die jahrtausendalten Firnen, die den Kern des Landes bilden, die furchtbare, großartige Einöde, die, obwohl gänzlich unfruchtbar und unbewohnbar, doch wegen ihrer imposanten Erhabenheit das Herz des isländischen Patrioten lebhafter schlagen läßt und im fernen, prächtigen Kopenhagen Heimweh einflößt.

Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke dein,
Hehre, schöne Asentochter,
Mit dem Brauthelm licht und rein,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Krystall und weißem Schnee,
Feuersgluth im tiefen Busen,
Trotz der eisumwogten See!

Gigantischen Sphinxen und Pyramiden gleich ragten da und dort von dem unabsehbaren Eisfelde der Bláfell und andere gewaltige Felsberge auf, mit ihren blaugrauen, dunkeln Abhängen scharf sich abhebend von dem schimmernden Schnee — die finstern, hünenartigen Burgwächter der Jungfrau Isafold.

Nachdem wir einige Zeit von grünen Weiden aus diese Fels- und Schneeherrlichkeit betrachtet hatten, verlor sich unser Pfad wieder in einer hügeligen Steinregion, die sich bis an die Ufer der Hvitá hinzieht. Den Fluß selbst konnten wir nicht sehen, da er hier geraume Zeit zwischen hohen, langgestreckten Felsmauern aus Tuff dahinstürmt. Eyvindur führte uns an den Abhängen der einen so hinauf, daß wir den untern Lauf des Flusses

nicht sehen konnten, sondern plötzlich wie auf einen Zauberschlag den Wasserfall und den obern Lauf des Flusses vor uns hatten. Es war ein prachtvoller Anblick!

Eine Wassermasse, wohl eben so ansehnlich wie diejenige des Rheines bei Laufen, vielleicht nicht so tief, aber eher breiter, wälzte sich mit starker Strömung von Nordosten daher. Der obere Flußlauf sah fast einem kleinen See gleich. Eingezwängt zwischen kahlen, steilen Felsufern, die in burgartigen Vorsprüngen wie Coulissen in das Flußbett hereinragen, drehte sich der breite Strom in weiter Krümmung erst etwas südwärts, warf sich, von wilden Riffen unterbrochen, seiner ganzen Breite nach über eine etwa 20 bis 30 Fuß hohe Felsterrasse hinab, beschrieb tosend wieder eine kleine Curve nach Westen hin, schoß in verstärktem Lauf über eine schwach geneigte Felsplatte weg und stürzte sich dann schäumend und rauschend in einen senkrechten Abgrund hinunter, dessen Tiefe ich von meinem Standort aus nicht bemessen konnte. Riesige Wolken von Wasserstaub wirbelten beständig aus dem Abgrund empor und umschleierten den unteren Theil des Falles, während ein glänzender Regenbogen mit seinem Farbenspiel das sonst trübe, farbenarme Bild verklärte. Schön grün war nur der alpenartige Hügelabhang, auf dem wir standen; an den ferneren Hügeln war das Grün schon matt, in's Gelbliche oder Bläuliche sich abstufend, die ferneren Flußufer waren dunkelbläulich, an den schroffen Uferwänden mischten sich graue und röthliche Töne, während die gewaltigen Riffe und Felsplatten mitten im Strome sich fast schwarz gegen den weißen Schaum und die gelblichen Fluthen desselben abhoben. Durch hervorspringende Riffe sind die zwei Hauptabsätze des Falles wieder in mehrere kleinere Cascaden getheilt, deren Strahlen bald auseinanderstieben, bald stürmend aufeinanderplatzen, bald neben einander in glattem Bogen heruntergleiten. Der Wasserfall selbst schien mir dem Rheinfall von Schaffhausen an Größe und Schönheit wenig nachzustehen, die Zeichnung der Wassermassen reicher, der Sturz gewaltiger. Die Umgebung des Gullfoß läßt sich gar nicht damit vergleichen. Kein Wald, kein Busch, kein Schloß, keine menschlichen Wohnungen mildern die öde Felsscenerie. Nur dann und wann ein Hirt erfreut sich des großartigen Naturschauspiels; die meisten Reisenden ließen bis jetzt den Wasserfall links oder rechts liegen, um nicht das traurige Moor durchkreuzen zu müssen. Wir hielten uns indeß für die kleine Strapaze reichlich belohnt, und die abenteuerliche Cavalcade durch Fluß und Moor fing an, mir wirklich Spaß zu machen.

Um 6 Uhr trafen wir wieder am großen Geysir ein und nahmen da unser bescheidenes Mittagsmahl. Dann ließen wir das Zelt aufschlagen. Es war ein herrlicher Abend, und ein Bivouak konnte nicht schaden, ja ich freute mich fast darauf, diesen Zug des Zigeunerlebens auch einmal mitzumachen. Korkmatten hatten wir keine und wären deßhalb bei Regen in schöne Verlegenheit gerathen; aber mit Reitzeug, Wolldecken und Überröcken konnte sich doch Jeder ein nothdürftiges Lager herrichten. Da es gar nicht dunkel werden wollte, so kam fast Mitternacht heran, ehe Jemand sich zu legen dachte. Wir „reizten" den Strokkr noch einmal. Er sprang wenigstens so

hoch wie gestern, unter denselben Detonationen. Dann streiften wir in dem übrigen Revier herum. Während meine Freunde noch immer an den Quellen herum botanisirten, ging ich endlich in's Zelt und wickelte mich ein. Aber o Schreck! Durch die dünne Zwischenwand des Zeltes stieß mein Kopf an etwas, das auch hart und rund wie ein Menschenschädel war, und dieses Runde schnarchte wie ein Flußpferd oder Rhinoceros. Es war Eyvindur. Halb ärgerlich stieß ich mit dem Kopf auf ihn los; aber das hatte nur ein plötzliches Staccato zur Folge; dann musicirte er legato ruhig weiter. Unter zahllosen Acten von Geduld und Ergebung suchte ich einzuschlummern und war auch endlich vor Müdigkeit nahe daran; da kam P. von Geyr, legte sich neben mir nieder, hörte Eyvindurs Schnarchen, ward unwirsch, sprang wieder auf, bettete sein ganzes Lager um und verabreichte mir dabei so viele Stöße, daß an ein Schlafen nicht zu denken war. Als er endlich unter verzweifeltem Klagen über Eyvindur sich zum Schlafen gelegt hatte, tappte auf einer andern Seite Graf Wolfegg in das Zelt hinein. Die Komödie fing von vorne an. Eyvindur erhielt zu den bürgerlichen und freiherrlichen auch noch gräfliche Püffe, die er aber mit eherner Geduld ertrug. Seine Baßgeige spielte ruhig weiter, während wir abwechselnd ein verzweiflungsvolles Solo dazu knurrten. Eigentlich Nacht war es nicht, nicht einmal im Zelte, sondern nur eine tiefe Dämmerung. Dazu kam es mir etwas kalt vor. Doch duselte ich halbwach und ruhte wenigstens, als plötzlich der Geysir donnerte wie ein ferner Kanonenschuß. Graf Wolfegg sprang auf, zum Zelte hinaus, ich ihm nach. Das Getöse wiederholte sich ein paarmal. Auch die Österreicher sprangen aus ihrem Zelt heraus. Das Becken des Geysir dampfte stärker als sonst, das Wasser stieg auf dem ganzen Becken, wölbte sich etwas und plätscherte dann langsam durch seine gewohnten Rinnen herunter. Umsonst warteten wir eine Viertelstunde. Der große Geysir kam nach einigen Minuten wieder völlig zu Ruhe. Noch gespenstischer nahm sich in dem dämmernden Halbdunkel die weithin dampfende Hügelfläche aus. In ihren Wirbeln und Wolken aber glaubte ich nur die mephistopheliſche Nase Eyvindurs zu sehen. Die furchtbaren Stabreime seiner Wagner'schen Musik lullten mich indeß, als wir in's Zelt zurückgekehrt waren, in eine Art Halbschlummer. Ich werde diese Nacht am großen Geysir nicht vergessen!

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Les catacombes de Rome. Histoire de l'art et des croyances religieuses pendant les premiers siècles du christianisme, par *Théophile Roller*. 2 Vols in Folio. XXXVI, 304, 391 pag. Paris, Vve A. Morel et Cie. Ohne Jahreszahl. Preis: *M.* 225.

In den größeren Werken, welche die Verlagshandlung Morel (jetzt de Des Fossez et Cie.) herausgegeben hat, findet man die neuesten Hilfsmittel der Typographie in hervorragender Weise verwerthet. Und so ist auch das vorliegende Buch in glänzender Weise mit mehr als 800 Abbildungen auf 100 phototypisch hergestellten Tafeln ausgestattet, von welchen viele nach Photographien angefertigt sind, die mit Magnesiumlicht in den römischen Katakomben oder in den Museen der ewigen Stadt aufgenommen wurden. Die treue Wiedergabe der Denkmäler ist ein großer Vorzug, welcher den hohen Preis der Publikation erklärt und rechtfertigt. Erst wenn wir noch mehr solcher Abbildungen erhalten, und auch die Denkmäler des Mittelalters in ausreichender Weise in so guten Copien vorliegen, wird es möglich sein, den Entwicklungsgang der christlichen Kunst und den Grad des vorgeblich so großen Einflusses orientalischer Auffassungen und Motive genauer festzustellen.

Der Text, welcher sich an die Tafeln anschließt, ist von einer Grundidee beherrscht, die Roller in dem Ausspruche zusammenfaßt: „Die Katakomben sind weder protestantisch noch katholisch" (II. p. 375). Man sieht, der Verfasser stellt sich als Vertreter historischer Kritik auf den hohen Standpunkt der Vermittlungstheologie. Von diesem aus will er den verschiedensten Religionsgesellschaften zeigen, wie sie zwar ihre gemeinsame Wiege in den dunkeln Kammern des unterirdischen Rom zu suchen haben, wie sie aber, als das Christenthum an's Tageslicht heraufsteigen durfte, abgewichen sind von jener geistigen oder spiritualistischen Auffassung der Grundlehren des Christenthums, welche den Menschen innerlich religiös macht und der Gottheit nahe bringt.

Mit einer Sicherheit, die Staunen erregt, geht Roller zwischen den theologischen Streitigkeiten hindurch, welche die Geschichte der ersten Jahrhunderte trüben, um aus den Monumenten, dieser neu erschlossenen Quelle, nachzuweisen, wie die subtile Speculation der Griechen jene heitere Lebensfrische der geistvollen Jahrhunderte des reinen Urchristenthums in falschen und dürren Formelkram hineinpreßte und erstickte, und wie von der andern Seite die hierarchisch-papistische Anmaßung die freie Gemeindeverfassung der apostolischen Zeit zersetzt und geknechtet habe.

Wenn demnach der Titel eine Geschichte der religiösen Glaubensmeinungen

verspricht, so ist damit nicht eine Darstellung der äußeren Lehrentwicklung der innerlich unwandelbar in der christlichen Offenbarung gegebenen Dogmen in Aussicht gestellt, sondern ein Bericht über die Veränderungen, mittelst deren sich aus den Grundlehren des Urchristenthums, nach zwei Seiten hin divergirend, einerseits der Protestantismus und andererseits der Katholicismus abgezweigt haben soll. Da nun aber diese Veränderungen wenigstens bei den Katholiken so groß sind, daß der Unterschied zwischen der Auffassung, welche die altchristlichen Denkmäler Herrn Roller offenbaren, und den Dogmen der katholischen Kirche nicht nur eine Verschiedenheit der Lehren zeigen soll, sondern auch einen Gedankengang, welcher sich von dem der Modernen wesentlich unterscheidet: so ist damit das Christenthum auf ein System reducirt, dessen Ausbau der Stifter dem philosophischen Scharfsinn der Menschen überlassen hat, ohne für die Richtigkeit der Weiterentwicklung irgendwelche Garantie zu übernehmen. Damit ist aber die göttliche Wahrheit des Christenthums, wie es im Verlaufe der Geschichte auftritt, wenn nicht geläugnet, so doch wenigstens auf ein sehr geringes Maß zurückgeschraubt.

Um die Bedeutung jener Denkmäler, welche den katholischen Lehren günstig sind, und die von den katholischen Archäologen als Beweismittel benutzt werden, möglichst abzuschwächen, rückt Roller sie von der Stelle, welche ihnen gewöhnlich angewiesen wird, um ihnen eine weit spätere Datirung zu geben, durch die sie von der Zeit der Apostel möglichst weit entfernt werden. Es ist unnöthig, hier Beispiele dieses Verspäterungssystems anzuführen, da Roller selbst nach Vollendung seines Werkes es für nöthig gehalten hat, besondere Addenda beizubringen, die seine späten Datirungen gegen die neue chronologische Ordnung in Schutz nehmen sollen, welche Lefort im Anschluß an de Rossi aufgestellt hat. Jedenfalls beweisen die Addenda, daß der Verfasser die Beweise seines Textes für ungenügend angesehen hat, und für nicht stark genug, um seine neuen Data als richtig und annehmbar erscheinen zu lassen. Es ist das einer der Punkte, in dem wir ihm vollkommen Recht geben.

Maßlose Zweifelsucht, ungezügelter Widerspruchsgeist und endlose Nergeleien, die den Verfasser ein „Wenn" und „Aber", Zweifel und Bedenken selbst da nicht unterdrücken lassen, wo die Gewalt der Thatsachen und die Klarheit der Beweise ihn zwingen, de Rossi zu folgen, berühren den Leser sehr unangenehm, der es mit Recht müde wird, immer nur Polemik und Widerspruch zu finden. So versteigt sich unser Kritiker bis zu der Behauptung, der Eidschwur, womit Konstantin dem Kirchenschriftsteller Eusebius die Wahrheit der ihm gewordenen Erscheinung des heiligen Kreuzes verbürgt habe, verdiene kaum Beachtung. Wolle man dem Kaiser aber doch Glauben schenken, so könne man annehmen, Konstantin und seine Soldaten seien durch eine zufällige Himmelserscheinung (une auréole solaire, II. p. 301 n. 2) getäuscht worden, was um so wahrscheinlicher sei, weil man bei den Heiden und besonders bei Konstantin natürlich viel Aberglauben vorauszusetzen habe, welcher in Verbindung mit seinen politischen Berechnungen Alles zu erklären vermöge. Der Leser ist also vor die Alternative gestellt, entweder durch Meineid oder durch abergläubische Täuschung jenes große Ereigniß zu

erklären, in Folge dessen die Kirche siegte und der Katholicismus, wie Roller eingestehen muß, so mächtig wuchs, daß seine Lehren das vierte und fünfte Jahrhundert schon fast ganz beherrschen, respective „verderben". Daß Helena das Kreuz Christi gefunden habe, wird als durchaus unglaubliche Wundergeschichte behandelt, die einen festen Hebel gegen die katholische Verehrung der „sogenannten" Kreuzesreliquien bietet. Das zweite Buch der Machabäer ist für Herrn Roller natürlich apokryph, d. h. nicht bloß nicht inspirirt, sondern unglaubwürdig, so daß die Existenz der sieben Brüder, deren Martyrthum dort beschrieben wird und deren Fest die Katholiken feiern, fraglich erscheint.

So oft ein Wunder aus den Martyreracten oder aus der Kirchengeschichte besprochen werden muß, wird es mit mehr oder weniger Verachtung als legendarische Ausschmückung behandelt, die selbstverständlich keinen Glauben verdiene. Ist es aber logisch, die großen Wunder der heiligen Schrift anzunehmen, durch die doch Roller die Gottheit Christi und die Inspiration der Bibel beweisen muß, wenn er überhaupt eine wissenschaftliche Apologetik acceptirt, und dann alle anderen Wunder kurzweg und principiell bei Seite zu schieben? Muß die Scheu vor dem Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschen — denn das sind ja die Wunder — nicht zur Läugnung der Offenbarungsthatsachen führen, die doch Roller, wie es scheint, festhalten möchte?

Wer die Geschichte der Glaubensmeinungen der ersten christlichen Jahrhunderte schreibt und sie aus den vieldeutigen Monumenten herstellen will, kann die großen christologischen Fragen, durch welche diese Jahrhunderte in Aufregung gesetzt werden, und welche die Person Christi, also den Eckstein des Christenthums betreffen, nicht außer Acht lassen. Roller hat aber über diese Fragen seine eigenen Ansichten. Er versichert, Nestorius habe in Christus zwei Naturen „vorausgesetzt", wogegen Athanasius von einer einzigen Natur Gottes, die Fleisch geworden sei, rede. Aus dieser Lehre des alexandrinischen Kirchenvaters hätten die Katholiken gefolgert, daß Maria nicht allein den Menschen in Christo geboren habe, sondern die eine einzige Natur, welche den Christus zusammensetzte (une nature unique composant le Christ, II. p. 356), und deßhalb sei sie „Mutter Gottes". Roller redet mit Anerkennung von der „vorgeblichen" Irrlehre des Nestorius (II. p. 209) und meint (II. 269 und 282), der „Christ-Gott" habe um das Jahr 400 angebetet werden können, aber „Jesus-Mensch" sei nicht angebetet worden und noch weniger „Jesus-Kind". Nur langsam seien die katholisirenden Christen dazu gekommen, einen Theil der Ehre, die Gott zukommt, auf „den Menschen" Christus zu übertragen und ihm als Zeichen göttlicher Verehrung den Nimbus aufzusetzen.

Da Roller nicht weiß, daß die Katholiken die göttliche Person Christi anbeten, welche die menschliche Natur angenommen hat, so kann er von dem Wesen der katholischen Marienverehrung keine klaren Begriffe haben, das liegt auf der Hand. Es ist darum auch keineswegs zu verwundern, daß er gegen die Vergötterung der Maria, gegen Mariolatrie, Anbetung der Maria und gegen die Idololatrie der Reliquien polemisirt, deren sich die Katholiken

schuldig machen sollen. Aus seinen Auseinandersetzungen erfahren wir, daß heute die Katholiken die Heiligen als Urheber (auteurs, II. p. 46) jener Güter und Gnaden anrufen, die sie von ihnen erbitten. Jene Christen, welche auf ihren Sarkophagen ein Bildniß Gottes ausmeißeln ließen, kennzeichnet er als entartete (dégénérés, II. p. 259) Christen, die der Götter bedurften, welche vor ihnen hergehen sollten, als Christen, die einen Jehovah haben wollten, wie ihre heidnischen Väter einen Jupiter hatten, und die von dem absterbenden Heidenthum ihre Sitten erborgten. Er beschuldigt sie, das „zweite Gebot des Dekalogs" hintangesetzt zu haben. Möge Roller sich mit den Exegeten auseinandersetzen, die meinen, in der heiligen Schrift sei nicht das einfache Anfertigen geschnitzter Bilder verboten, sondern nur gesagt, man solle sich keine geschnitzten Bilder machen, um sie anzubeten. Die Bilder, die sich in den besten Zeiten im Tempel von Jerusalem, selbst im Allerheiligsten dieses Tempels, fanden, und gegen die nie ein Prophet seine Stimme erhob, sowie die zahlreichen bildlichen Darstellungen, welche man in den jüdischen Katakomben gefunden hat, beweisen, daß die Berufung auf den Dekalog bei einer Polemik gegen katholische Bilder mehr Leidenschaftlichkeit als wissenschaftlichen Ernst verräth.

Aus einer Grabschrift, die Roller selbst übersetzt: „Andragathos, Grieche, Katechumene von 35 Jahren, ist in die Ruhe eingegangen," wird geschlossen: „Also war die Taufe nicht ein nothwendiges Erforderniß, um in heiliger Erde zugelassen zu werden, ja man könnte selbst (aus dieser Grabschrift!) folgern, daß dieselbe (die Taufe) in der allgemeinen Meinung als unbedingte Vorbedingung des Heiles nicht angesehen wurde" (II. p. 123). Er findet, daß einzelne alte Schriftsteller die Tendenz haben, der Wassertaufe eine etwas auffallende Kraft zuzuschreiben, vermöge welcher sie die Sünden abwaschen soll, und wenn Papst Stephan gegen Cyprian die Giltigkeit der Ketzertaufe festhielt, so that er das nur, weil er ein zu großes Vertrauen hatte auf die Wirksamkeit der sacramentalen Formel und einen groben Glauben (une foi grossière) an den Einfluß des opus operatum (I. p. 133. 135). Aus dem Glauben der Alten, daß die Bluttaufe die Wassertaufe ersetzen könne, folgert Roller, daß der Begriff des Sacramentes noch nicht (!) zu sehr materialisirt war (I. p. 135). Origenes wird gelobt, weil er die Taufe nur als Symbol der Reinigung der Seele angesehen habe (I. p. 132); wovon aber dieß Symbol reinige, erfahren wir aus der Äußerung (I. p. 102), wonach nur Christi Menschheit allein sich der Taufe unterworfen habe, wie um jene Spur (trace) des Bösen auszutilgen, welche von der Theologie später Erbsünde genannt worden sei.

Abgesehen davon, daß solche Sätze mit Rücksicht auf den Zweck der Bußtaufe des Johannes und auf die sündenlose Heiligkeit Christi zum Wenigsten mißverständlich sind, ist doch die Lehre des hl. Paulus über die Sünde, mit der Alle zur Welt kommen, weil sie Kinder Adams sind, so klar, daß es schwer zu begreifen bleibt, wie Jemand, der den Römerbrief kennt, was wir bei Herrn Roller doch wohl voraussetzen dürften, von einer „Spur des Bösen" reden kann, welche die Theologie später Erbsünde genannt habe.

Derselbe Apostel belehrt die Korinther, die Jungfräulichkeit sei besser als der Ehestand, nachdem schon Christus selbst den ehelosen Stand empfohlen hatte. Roller kann nicht läugnen, daß die Werthschätzung der Enthaltsamkeit schon in den ältesten Zeiten des Christenthums unwidersprechlich bezeugt ist. Er schreibt darum: „Es ist sicher, daß diese Werthschätzung fast (!) zur Zeit des hl. Paulus hervortrat, und es ist evident (!), daß die Concilien kaum die Freiheit hatten, gegen diese Übertreibungen zu reagiren." Sein kritisches Auge erkennt in der Liebe zur vollkommenen Reinheit eben eine der ersten Übertreibungen (exagérations) der neuen Sitten und eine steigende Fluth, die sich im Montanismus als Häresie offenbarte und zuletzt aus Häresie zu Orthodoxie wurde, trotz des kräftigen Widerspruchs einiger weisen Geister (II. p. 139—141). Ein solch aufgeklärter Mann war Vigilantius, den Roller neben Helvidius und Jovian als Vertreter der reinen christlichen Lehren anzuführen liebt. Er nimmt dieß Kleeblatt gegen Hieronymus in Schutz und beschuldigt diesen Kirchenvater, in seinen Schriften eine Achtung vor den Gott geweihten Jungfrauen in Sätzen ausgesprochen zu haben, die alle Grenzen einer erlaubten Übertreibung überschreiten sollen.

Was die ersten Mönche und die ältesten Klöster betrifft, in denen jene „erste Übertreibung der neuen Sitten" systematisirt wurde, so genügt für Roller eine halbe Folioseite (II. p. 278), um klarzustellen, daß das Leben des hl. Antonius schwerlich vom hl. Athanasius geschrieben sei und keinen Glauben verdiene; daß Hieronymus wohl Unrecht habe, wenn er meint, der hl. Athanasius habe bei seinem Aufenthalte zu Rom die hl. Marcella zum Klosterleben begeistert; daß die Lebensbeschreibung des heiligen Einsiedlers Paulus, die Hieronymus verfaßt hat, alle Zeichen einer willkürlich erfundenen Legende an sich trage; daß Rufin und Palladius in ihren Berichten über ihren Besuch bei den Mönchen in „romantischer" Weise so künstliche und unglaubliche Geschichten erzählen, daß man diese Schriftsteller heute als Fälscher (faussaires) ansehen würde; und daß man dem Geschichtschreiber Sokrates „die Legende" verdanke, wonach der hl. Athanasius das Mönchthum in's Abendland eingeführt habe. Eine halbe Folioseite genügt also, um das Zeugniß von fünf hervorragenden Schriftstellern der frühesten Zeit umzustoßen, die über das Mönchthum anderer Ansicht sind, als Herr Théophile Roller.

Wohin die tiefe Abneigung gegen Alles, was nur im Entferntesten an eine Suprematie des hl. Petrus und an den römischen Primat erinnert, einen solchen Kritiker bringen muß, erhellt schon aus der Art und Weise, wie er sich die katholische Lehre vom Papstthum zurechtlegt. An die bekannten Darstellungen des Quellwunders, in denen Petrus die Stelle des Moses vertritt, knüpft er nämlich die Bemerkung: „In dieser Epoche (um 400) ward Petrus nie (!) als Grundstein angesehen (die Christen hatten also vergessen, wie Christus ihn genannt hatte). In unsern Denkmälern läßt er die belebende Quelle nicht aus seinem Busen entspringen, sondern aus dem Busen Christi. Der Felsen ist noch (!) Christus und Christus allein. Nicht der Apostel ist die Quelle der Gnaden (wozu die Katholiken ihn und den

Papst gemacht haben, wie Roller meint), man sagt nicht, daß durch ihn die Kirche gegründet sei" (II. p. 238). Herr Roller hat hier offenbar übersehen, daß Christus selbst dem Petrus gesagt habe, er wolle auf ihn seine Kirche gründen. Das „durch ihn" des Herrn Roller ist eine Parallelstelle zu seiner Erklärung des „zweiten Gebotes".

Wiederholt wird die Theorie des Vertreters der kritischen Schule, des Herrn Renan, mit oder ohne Reserve, immer aber als beachtenswerthe Hypothese erwähnt (z. B. II. p. 65. 227. 230. 241), welche Simon den Magier mit dem Apostel Paulus identificirt, dem Petrus, als Haupt der Ebioniten, in unversöhnlicher Feindschaft gegenübergestanden habe, und wonach man später die Nothwendigkeit gefühlt habe, die Parteien der Pauliner und Ebioniten zu vereinen. Um den Frieden zu besiegeln, habe man die Legende erfunden, welche die beiden unverträglichen Apostel in den Augen der Menge versöhnte, indem sie dieselben an einem Tage zu Rom sterben läßt. Einen längeren Aufenthalt des Petrus in Rom hält nach Rollers Versicherung kein Mensch mehr für glaublich, selbst keiner von denen, die noch sein Martyrium in der großen Stadt annehmen. Als Beweis seines Satzes folgt das Citat: Voir M. E. Renan, 2e Conférence à Londres, 1880. Vielleicht wäre Rollers Behauptung etwas weniger auffallend erschienen, wenn der Name seines Gewährsmanns hier, wie an andern Stellen, verschwiegen worden wäre. Bundesgenossen wie Renan sind für ein Werk, das in zwei Folianten auftritt und wissenschaftlich sein will, bedenkliche Symptome. Selbst gläubige Protestanten werden einen Schriftsteller schwerlich unterstützen, der in solcher Gesellschaft erscheint und ihnen erklärt, daß die Katakomben weder protestantisch noch katholisch sind, und daß die Abendmahlslehre Luthers und Zwingli's nur verschiedene „Nuancen" sind, die sich aber von der Auffassung der alten Christen unterscheiden. Diese sahen nämlich nach Rollers Worten in der eucharistischen Nahrung nur etwa einen λόγος oder einen „Christ-Geist", obwohl schon im dritten Jahrhundert einige „abergläubische" Ideen über einen mehr oder weniger „magischen" Einfluß des Sacramentes in Umlauf kamen und die katholischen Lehren vorbereiteten (I. p. 146 s.).

Neues bringt Roller kaum. Er verquickt die veralteten Einwürfe gegen die Katholiken mit den Resultaten der modernen Katakombenforschung, ohne auch nur eine der katholischen Gegenschriften, ja ohne auch nur die katholische Lehre zu kennen. Nach hundert Jahren würde ein Gelehrter, der die kritische Methode des Herrn Roller befolgen wollte, mit Recht sagen können: Herr Roller verdient keinen Glauben, wenn er versichert, sich lange in Rom aufgehalten zu haben; denn es ist rein unmöglich, daß ein Mann, der im Mittelpunkte des Katholicismus lebte, so wenig die Lehren der Kirche über die Christologie, über die Stellung Maria's, über die Heiligenverehrung, den Primat u. s. w. kennt. — Hätte Roller auch nur einen kleinen katholischen Katechismus gelesen, dann wären zwei Drittel seiner Polemik überflüssig gewesen. Jetzt streitet er meist nur gegen Zerrbilder des Katholicismus, die seine Phantasie sich ausgemalt hat. Er widerlegt also seine eigenen Ideen. Er darf sich nicht wundern, wenn er sein Bild des modernen Katholicismus nicht

in den Katakomben findet: worüber wir uns nur freuen können, weil das ein schönes Zeugniß ist für unsere Kirche.

Eine neue Idee hat Roller aber doch, und er behandelt sie mit besonderem Interesse. Er hat nämlich entdeckt, daß die alten Christen für die Zeit zwischen Tod und Auferstehung einen Zwitterzustand annahmen, über den er in seinen Schlußbetrachtungen (II. p. 377) also schreibt:

„Die besondere Form, welche der kräftige Glaube (an die Fortdauer nach dem Tode) annahm, war eine doppelte. In der Zukunft stand die Auferstehung .... in der Gegenwart und einstweilen gab es für den Geist, der mit geflügelten Schwingen einer Taube gleich gen Himmel entflohen war, einen Zustand, der nicht Tod war, selbst nicht nur (pas uniquement) Schlaf, der Ruhe war, Erquickung (refrigerium), Freude, Leben. Die ganze (!) Epigraphie wie die Ikonographie bietet den Beweis für diese Thatsache. Es genüge, auf die Kapitel 32, 33, 71 und 72 zu verweisen, in denen diese ‚lebendige' Hoffnung besprochen ist."

Durch seine vier Kapitel wird Roller nicht viel mehr erreichen, als dieß, daß Jedermann sieht, ein Mann, der mehr Phantasie als wissenschaftlichen Ernst hat, hätte besser gethan, sich auf die kunsthistorische Erklärung seiner werthvollen Abbildungen zu beschränken, und die Behandlung theologischer Streitfragen Leuten zu überlassen, die historisch-juristisch zu Werke gehen, und die Kirche nicht verurtheilen, ehe sie sich der Mühe unterzogen, ihre Lehren aus officiellen Documenten kennen zu lernen. So weit sind wir denn doch, dank der wissenschaftlichen Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts, daß kein ernster Gelehrter es mehr mit seiner Würde vereinbar findet, alte von der Kritik längst widerlegte Mißverständnisse der Kirche noch zur Last zu legen und die confessionellen Leidenschaften durch solche Mittel aufzurufen.

St. Beissel S. J.

Lehrbuch der Weltgeschichte von Dr. J. B. Weiß. Siebenter Band. Einleitung: Das Zeitalter der aufgeklärten Selbstherrschaft. 8°. 10 u. MCC S. Wien, Braumüller, 1884. Preis: *M.* 20.

Bei der großen Ausdehnung, welche die heutige Geschichtsforschung gewonnen, und bei der Bevorzugung, deren sich besonders eingehende Detail-Studien zu erfreuen haben, kann von einem Universalhistoriker, und wäre ihm auch eine so lange Forscherlaufbahn wie Ranke beschieden, keine Vollständigkeit in Bezug auf den behandelten Stoff und die durchforschten Quellen verlangt werden. Dieß wurde neuerdings in den Besprechungen der Ranke'schen Weltgeschichte wiederholt ausgeführt. Man wird also dem Universalhistoriker einzelne Lücken und kleinere Unrichtigkeiten gar nicht anrechnen dürfen: Specialist für alle Epochen kann er unmöglich sein. Bei dieser Voraussetzung muß es wirklich unser Staunen erregen, wenn wir sehen, welche Fülle des Stoffes Professor Weiß behandelt, welch ausgedehnte Literatur er durchgearbeitet hat.

Aus dem Besten, was die neueste Forschung für die Behandlung der

einzelnen Fragen geleistet, weiß der Verfasser mit großem Geschick und feinem Tact stets das herauszuheben, was nicht allein die Verhältnisse uns am lebendigsten vergegenwärtigt, sondern auch uns selbst ein eigenes Urtheil ermöglicht. Weiß beschränkt sich bei alldem nicht auf reine Staatengeschichte und die Geschichte großer Männer: er ist auch in hervorragender Weise Culturhistoriker, der sein Auge für die socialen Nöthen der großen Volksschichten stets offen hält. Auf andere Vorzüge kommen wir weiter unten zu sprechen; wenden wir uns deßhalb gleich dem vorliegenden Bande zu.

Der neueste Band bietet sich uns dar als Einleitung in die Geschichte des Zeitalters der Revolution und behandelt die merkwürdige Zeit von 1763 bis 1789: „Das Zeitalter der aufgeklärten Selbstherrschaft". Der zuletzt erschienene Band hatte nämlich von der französischen Revolution nur die Jahre 1789—1793 geschildert, und zwar so meisterhaft dramatisch, daß die Darstellung wenigstens in dieser Beziehung ohne Bedenken als die ausgezeichnetste von allen Arbeiten bezeichnet werden kann, die wir in Deutschland über die so verhängnißvollen ersten Jahre der französischen Revolution besitzen. Dieser Umstand war wohl geeignet, auch diejenigen zu versöhnen, welche die allzu unverhältnißmäßige Ausführlichkeit im Gegensatz zu den übrigen Bänden unangenehm berührte. Da nun durch diese Anlage der betreffende (siebente) Band in besonderer Weise die Existenzberechtigung als ein Ganzes für sich oder doch als der Anfang eines solchen erhalten, so lag es nahe, die noch nicht behandelten Jahre von 1763—1789 als Einleitung zu diesem neuen Ganzen aufzufassen. Diese Einleitung ist freilich wieder etwas lang, aber nicht zu lang geworden: sie umfaßt 1200 Seiten. Die Paginirung ist durch römische Ziffern bezeichnet, um so auch äußerlich den Charakter der Einleitung zu wahren. Die praktische Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens möchten wir, nebenbei gesagt, bezweifeln: eine Reihe wie z. B. DCCCLXXXIII ist doch zu lang.

In großen Zügen entwirft das Vorwort die bewegenden Ideen der zu behandelnden Epoche: „Der Wille des Einen ist Gesetz. Das Ständeleben ist verkommen oder liegt in den letzten Zügen. Die Völker sind wie Teig, an dem man nach gewissen Systemen herumknetet. Die Losung ist das Volkswohl, in seinem Namen wird mit einem großen Aufwand von Fleiß und Verstand auf alles historische Leben losgeschlagen. Manches Gute wird eingeführt, noch größer ist jedoch die Zahl der Mißgriffe. — Den Völkern wird aber nicht wohl dabei. Darum bricht eine andere Losung sich Bahn: Der Wille Aller ist Gesetz. Die Zeit der Revolution kommt, sie ist noch stärker im Zertrümmern, als die Fürsten oder ihre allmächtigen Minister. Aber wie spricht der allgemeine Wille sich aus? Hat die momentane Stimmung alles Recht? — Auch hier wird den Völkern nicht wohl." Schon genauer geben uns dann die ersten Sätze des Textes die Marksteine an, innerhalb welcher sich die Schilderung bewegen wird: „Viele thränenwerthe Ereignisse hat dieser siebente Band zu schildern. Er hebt an mit einem schmachvollen, für ganz Europa folgenschweren Vorgang, der gewaltsamen Ausscheidung Polens aus der Reihe der großen Staaten Europa's, der dann

die Zertheilung folgt, und endet mit einem Trauerspiel, der Hinrichtung des besten der Könige Frankreichs nach Ludwig dem Heiligen. Bei beiden Ereignissen mußte das Staatswohl den Grund hergeben." Schon bald tritt uns dann die Henkerin des armen Polens entgegen: ein Weib, Unnatur als Gattin, Unnatur als Mutter, aber dabei rastlos thätig für die Errichtung von technischen Schulen, von Academien für Maler und Bildhauer, von Findelhäusern, Pockenhäusern u. s. w. Rastlos wie nach Innen so nach Außen. Welch herrliche Beute mußte sich ihrem ehrgeizigen Blick in dem zerrütteten Nachbarland darbieten! Hier gibt uns der Verfasser eine wirklich meisterhafte Schilderung Polens und seiner Bewohner, mit ihren guten und schlimmen Charaktereigenschaften; er legt ausführlich dar, wie Polen ein Wahlkönigthum wurde, wie endlich in Folge des unseligen Liberum veto die Anarchie ausbrach. Genügte ja der Ausspruch eines einzigen Landboten: „Veto, sisto activitatem, nie pozwalam, nie mo zgody", die längsten vorausgehenden Verhandlungen vergebens zu machen. So mußte sich endlich erfüllen, was der berühmte Kanzelredner P. Skarga schon frühe den polnischen Edelleuten vorausgesagt: „Es wird die Zeit kommen, wo ihr ohne Könige sein werdet, ohne Vaterland; verbannt auf fremder Erde und verachtet von denen, welche ehedem aus Furcht euch Hochachtung erwiesen. Es ist immer noch schön, edel und würdig einer großen Nation, im Kampfe unterzugehen; aber innerer Zwietracht zum Opfer zu fallen und durch eigene Schuld seinen Untergang zu bereiten, ist entsetzlich." Die letzten Vorgänge vor der ersten Theilung Polens finden ausführliche Berücksichtigung. Die Wahl des armseligen Poniatowski, der trotz reichen Wissens und feiner Bildung jeden Tag zwei volle Stunden zu seinem Putze brauchte; die Dissidentenfrage, welche die ungläubige Katharina wie einen verzehrenden Feuerbrand in das arme Land warf; dann die weiteren Wühlereien der russischen Despotin, das Alles zieht wie bunte, wechselreiche Bilder an unserm Auge vorüber. Die Folge des polnischen Hilfegesuches bei der Türkei war der russisch-türkische Krieg vom Jahre 1768—70. Die einzelnen Phasen desselben werden uns mit lebendiger Anschaulichkeit vorgeführt. Die Lage der Polen wurde durch die Siege der Russen noch verzweifelter. Ob noch Rettung möglich gewesen wäre, wenn neben Maria Theresia ein Anderer als Joseph II. die Geschicke Österreichs gelenkt hätte?

Die Biographie, welche der vorliegende Band von dem unglücklichen Kaiser bietet, muß, was Allseitigkeit und Anschaulichkeit betrifft, zu dem Besten gezählt werden, was über denselben geschrieben wurde. Joseph II. schildert sich meist selbst in seinen Entwürfen und Briefen; wir hören zudem die Urtheile seiner Mutter, Geschwister und anderer ihm nahestehenden Personen, über seinen Charakter, sein Streben und Irren, und dieß von seiner frühen Jugend an. Wir wohnen dem Unterricht bei, den der junge Prinz erhält, wie er z. B. Anfangs in Geschichte und Geographie bei einem Jesuiten Weger Fortschritte machte, weil sein Lehrer die Aufmerksamkeit des Zöglings zu spannen und die Lehrstunden erheiternd zu machen wußte, wie dann an die Stelle des verstorbenen Jesuiten jener Bartenstein trat, der

fünfzehn schwerfällige Folianten zusammenschrieb, um den Erzherzog in die Universalgeschichte einzuführen, der, was noch viel schlimmer war, die Geschichte der Päpste im feindseligen Sinne des vorigen Jahrhunderts darstellte und dem Prinzen Angst vor der Herrschsucht der Kirche einflößte. Wie viel erklärt nicht schon diese eine Thatsache in dem spätern Benehmen des Kaisers gegen die Kirche! Auch Polen gegenüber ließ sich Joseph von der Politik des 18. Jahrhunderts leiten. Obgleich Maria Theresia beharrlich bei ihrem Grundsatze blieb: es sei falsch, daß, wenn zwei Staaten in unrechtmäßiger Weise sich zu bereichern im Begriffe wären, der dritte Staat dieß aus wichtigen politischen Gründen auch thun müsse, entschied schließlich doch der Einfluß des Kaisers. Keine Großmacht nahm sich der Polen an. Nur der Papst Clemens XIV. mahnte, getreu den Grundsätzen des Heiligen Stuhles, die katholischen Großmächte an einen gemeinsamen Versuch, Polen zu retten; denn mit dem Staate sei auch die katholische Kirche in diesem Lande bedroht. Es war vergebens. Katharina II. hatte im Bunde mit Friedrich II. gesiegt, und groß war ihre Siegesfreude. Niemand sprach seinen Jubel über die Erfolge Katharina's feuriger aus, als Voltaire, der sich sogar herabließ, Strümpfe für seine Kaiserin zu stricken! Schon 1767 hatte er sie gefeiert als die Wiederherstellerin der Toleranz und Gewissensfreiheit in Polen. Katharina preist dann hinwiederum den Franzosen als ihren einzigen Lehrer und Tröster. Wenn der Verfasser einige hundert Seiten später von der Czarin nach Unterwerfung der Krim sagt: „Mit dem Stolz einer Kaiserin, einer Frau und einer Christin setzte sie sich auf den Thron der alten Chane der Tataren", so glauben wir den ersten Theil dieses Satzes als weniger entsprechend bezeichnen zu dürfen.

Wichtige Vorgänge rufen dann den Historiker nach Westen. Es ist vor Allem die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, die wir in all ihren großen und kleinen Zügen nicht nur lesen, sondern gleichsam miterleben: so geschickt weiß auch hier wieder Professor Weiß die Quellen sprechen zu lassen. In scharfem allseitigen Gegensatz zur Aufhebung des Jesuitenordens tritt uns dann die Stiftung des Illuminatenbundes entgegen, dessen Einrichtung und verbrecherische Wirksamkeit uns die Originalschriften des Bundes selbst enthüllen. Die nun folgende Schilderung der literarischen und kirchlichen Zustände in Deutschland bietet des Interessanten überaus viel und ist reich an wohlgelungenen, weit ausgeführten Einzelbildern.

Die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes behandelt unter Anderem die Unruhen in Holland und Belgien, den Fürstenbund, den Krieg der Russen und Österreicher gegen die Türken, die Geschichte Schwedens unter Gustav III., und Dänemarks unter Struensee, den Abfall Belgiens, das versöhnende Wirken des Kaisers Leopold II., und endlich den Kampf der nordamerikanischen Colonien gegen das britische Mutterland. Aus dem letzteren Abschnitte (S. 923—1174) ist für uns Deutsche besonders interessant das Kapitel über den Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, ein Handel, der mit Recht „ein schmachvolles Blatt in der deutschen Geschichte" genannt wird. Der Herzog von Braunschweig, Karl I., z. B. versprach England 4300 Mann

zu stellen; für jeden erhielt er 51 Thaler Werbegeld, für jeden, der im Kampfe fiel, 30 Kronen, und drei Verwundete zählten für einen Todten. Je mehr der Landeskinder also fielen, um so besser für den „Landesvater"! Hessen-Kassel lieferte für noch bessere Bezahlung 12 000 Mann. Ähnliche Verträge wurden mit Hanau, Waldeck und Ansbach abgeschlossen. Wie bei dem „Pressen" der armen Leute verfahren wurde, zeigt unter Anderem der vom Verfasser angeführte „Unterricht für die K. Preußische Infanterie, Berlin 1805", in welchem bestimmt wird, daß der Unteroffizier, welcher einen Rekruten geleitet, stets ein Terzerol bei sich führen muß, um ihn beim ersten Fluchtversuche niederzuschießen. Ist der Rekrut im Bett, so nimmt sein Geleitsmann die Kleider weg, damit der Arme in der Nacht nicht entfliehen kann. Ist der Rekrut verdächtig, so muß er auf dem Marsche die Hosen in der Hand tragen. Zudem muß der Unteroffizier immer einen Fanghund bei sich haben. Das bei diesem Kapitel vom Verfasser in erster Auflage benutzte Werk von Kapp: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika 1775 bis 1783, Berlin 1864", erschien 1874 schon in zweiter Auflage.

Einen mit den heutigen Verhältnissen sehr contrastirenden Eindruck machen die lebendigen Schilderungen über den Sturm auf die Katholiken in London im Jahre 1780. Die Katholiken Englands hatten nämlich am 1. Mai 1778 eine Bittschrift beim Könige eingereicht, um endlich auch der Wohlthaten der Verfassung theilhaftig zu werden. Noch immer mußten z. B. Katholiken, welche im Ausland ihre Ausbildung empfangen hatten, ihr väterliches Erbe an protestantische Verwandte abtreten. Noch immer konnte der Sohn oder nächste Verwandte eines Katholiken, sofern er apostasirte, diesem seinen Landbesitz entziehen. Noch immer konnten die Katholiken kein Grundeigenthum erwerben, es sei denn auf dem Wege der Erbschaft. Im Parlament wurde mit seltener Einstimmigkeit der Vorschlag Savile's angenommen, welcher verlangte, die Katholiken sollten künftig nur einen besondern Eid leisten, worin sie den Stuarts, der weltlichen Gerichtsbarkeit, der Gewalt des Papstes, Könige abzusetzen, und der Lehre absagten, daß man Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten verpflichtet sei, und daß man Ketzer als solche rechtmäßig zum Tode verurtheilen könne. Das war aber den Presbyterianern in Schottland schon zu viel. Ihr Fanatismus loderte in hellen Flammen auf. Im Januar 1779 wurden in Edinburgh und Glasgow die Kapellen, Häuser und Waarenläden der Katholiken theils geplündert, theils niedergebrannt. Jetzt brach auch in England eine wohlorganisirte Verfolgung aus. Das Resultat der Rathlosigkeit bei den Beamten war eine fünftägige Pöbelwirthschaft vom 2. bis 7. Juni 1780.

Von der reichen allseitigen Benutzung der Quellen haben wir schon oben gesprochen: nicht allein die so zahlreich neu publicirten Correspondenzen und Actenstücke, sondern auch die besten Bearbeitungen der einzelnen Epochen sind trefflich ausgenützt, selbst manche gehaltvolle Artikel aus Zeitschriften haben Verwendung gefunden. Bei der Charakteristik Lessings hätten noch die Arbeiten Baumgartners, bei Portugal das überaus interessante und lehrreiche Werkchen von Cardinal Pacca: Notizie sul Portugallo con una breve relazione della Nunziatura di Lisboa. Velletri 1835,

sowie das inhaltreiche Werk des jetzigen Superiors der Sambesi-Mission, P. Weld: The Suppression of the Society of Jesus in the Portuguese Dominions. London 1877, benutzt werden können. In letzterem Werke hat P. Weld über das Attentat gegen Dom José eine Ansicht aufgestellt, die uns am geeignetsten zu sein scheint, alle anscheinenden Widersprüche zu lösen. Das Werk wurde in Deutschland nicht beachtet. Über den Kampf gegen die Jesuiten in Frankreich und überhaupt über die damaligen geistigen Strömungen in diesem Lande findet sich treffliches Material in den Artikeln der leider vor einigen Jahren eingegangenen Lyoner Études religieuses (Jahrgang 1875—1879) über Christophe de Beaumont. Aus derselben Zeitschrift wäre auch noch zu der S. 286, Anm. 1 angegebenen Literatur der Artikel des P. Gagarin: L'empereur Paul et le P. Gruber (Jahrg. 1879, I. 42) beizufügen. Die hier in französischer Übersetzung veröffentlichten Briefe gibt zum Theil im Original nebst manchem Neuem der Canonist P. Seb. Sanguineti S. J. in seinem Werke: La Compagnia di Gesù e la sua legale esistenza nella chiesa. Roma 1882 (Documentenanhang S. 30 ff., S. 47 ff.). Für die Darstellung des Vernichtungskampfes gegen die Jesuiten überhaupt bedarf das Werk des Grafen Alexis de Saint-Priest: La chute des Jésuites, ebenso der Ergänzung und Berichtigung durch Lamache: Histoire de la chute des Jésuites au XVIIIe siècle; Réponse à M. le comte Alexis d. S. P. Paris 1845, wie Theiners Clemens XIV. durch Boero: Osservazioni sopra l'istoria del pontificato di Clem. XIV. Edit. II. Monza 1854. 2 vol., und das bekanntere, von Weiß häufig benutzte Werk von P. Ravignan. Bei Schlesien, insbesondere Friedrich II. in seinem Verhältniß zur katholischen Kirche, werden in einer neuen Auflage die Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven von Lehmann zu benutzen sein. Im vierten Bande (S. 530) erklärt Lehmann das oft citirte und auch bei Weiß (S. 263) abgedruckte Schreiben Friedrich' II. an den Abbé Colomboni vom 3. September 1773 für „untergeschoben". Der angebliche Cabinetsbefehl erschien zuerst in der Gothaischen Gelehrten-Zeitung von 1774, und dann nahm ihn Murr in seine „Briefe über die Aufhebung des Jesuitenordens" auf. Übrigens veröffentlicht Lehmann ein eigenhändiges Schreiben des Königs vom 8. September 1773 an die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, welches fast wörtlich mit dem unterschobenen übereinstimmt: „Voilà les Jésuites chassés. V. A. R. saura, que les miens seront conservés; la bulle de suppression ne sera point publiée chez nous. Si V. A. R. est curieuse d'en savoir la raison, je la Lui dirai. J'ai promis par la paix de conserver la religion catholique in statu quo, et comme je suis très-hérétique, père Ganganelli ne saurait me dispenser de mon serment; ce qui m'oblige de laisser toutes choses sur l'ancien pied. J'espère, Madame, que ce procédé me conciliera votre confesseur, que je regarde comme l'homme le plus inutile de la cour, parce que vous n'avez jamais rien à lui dire, qui mérite contrition. Enfin si avec le temps V. A. R. ou quelque autre prend du goût pour nos bons pères supprimés, je La prie de S'adresser à moi, pour Lui fournir de cette drogue."

Nach dem Eingangs Bemerkten können unsere kleinen Ergänzungen keine Ausstellungen sein. Über Ausstellungen anderer Art findet sich Professor Weiß in dem Vorwort mit einem Kritiker der Sybel'schen Zeitschrift ab, dem er einfachhin Unwahrheiten nachweist; so z. B. schmelzen die zum Vorwurf gemachten sieben Seiten für die Wunder des hl. Franciscus auf sage und schreibe vierzehn Zeilen zusammen; für andere Vorwürfe bleibt dem Sybel'schen Kritiker Mangold nur die Alternative: „Das hat er wieder

übersehen, oder er lügt und verleumdet." Die Beleuchtung eines andern Punktes ist für Auffassung, Technik und Sprache unseres Verfassers zu charakteristisch, als daß wir uns deren Mittheilung versagen könnten.

„Auch die Bemerkung, daß ich jeden größern Abschnitt ‚durch irgend eine Heiligen-Biographie einleite', ist unrichtig. Band II und III, die doch Mangold kritisiren will, enthalten 48 größere Abschnitte. Von diesen fangen drei mit der Biographie eines Heiligen an, also nicht jeder größere Abschnitt, sondern ein Sechzehntel. Bei diesen drei Abschnitten war die Voranstellung der Gestalt eines Heiligen geboten: bei dem Abschnitt ‚Die Kirche und die Germanen' mußte der hl. Benedict vorangestellt werden, denn seine edlen Söhne haben die schwere Arbeit gethan, den Urwald gelichtet, die Segnungen des Christenthums verbreitet, die Schätze des classischen Alterthums gerettet; ihr Ruhm ist, wie ihr Verdienst, unsterblich. Bei der Darstellung des zweiten Kreuzzuges ergab sich die Voranstellung des honigsüßen und flammensprühenden Redners, der so viele Tausende zum Mitziehen anregte, des hl. Bernhard, von selber — er hat eine neue Gluth seiner Zeit mitgetheilt. Bei der Schilderung der Schicksale, denen das staufische Haus erlag, ergab sich die Umschau, ob nirgends eine Gestalt sich zeige, die in hervorragender Weise in dieser schrecklichen Zeit die milderen und versöhnenden Züge des menschlichen Herzens darstelle, von selber. Da bot sich unabweisbar das Bild des schönen und hochsinnigen Königskindes aus Ungarn, der hl. Elisabeth, die durch den Glanz ihrer Tugenden den Glauben an den Bestand des Guten in der Welt erhalten und die Verehrung ihrer Zeit und der Nachwelt errungen hat. Nach den unablässigen, gehässigen Streitigkeiten, Verschwörungen, Hinrichtungen, Schlachten ist Demjenigen, welcher diese Zeit vor seinem Geiste vorüberziehen läßt, bei ihrem Anblick zu Muth, wie dem Wanderer durch die Wüste, dessen Auge auf einmal das sanfte Grün einer Oase und dessen Ohr das Murmeln einer Quelle erquickt. — So fühlten auch die Zeitgenossen, so fühlte die Nachwelt. — Kaiser Friedrich II. trug vor Hunderttausenden von Zuschauern ihre Gebeine auf seinen Schultern zu Grabe. Dichter haben sie in ihren Liedern, Componisten in Tönen, Bildhauer in Marmor gefeiert. Ein Geschichtschreiber durfte also in der Sittengeschichte auch ihr Bild zeichnen. Schon die Gesetze der Composition geboten, nach den Scenen des Entsetzens ein reines Bild der Liebe und Demuth zu zeichnen. Der Schriftsteller bedarf also dafür keine Amnestie von Recensenten."

Wo der Verfasser wirklich Irrthümer entdeckt hat, verbessert er sie, wie das ja im reichen Maße die zweite Auflage der ersten fünf Bände beweist, und er scheut sich sogar nicht, an hervorragender Stelle darauf aufmerksam zu machen. So schreibt er ebenfalls in der Vorrede zum vorliegenden Bande: „In der Geschichte der Revolution bitte ich beim Marquis von Favras das Bild vom Haifische, der dem Schiffe nachschwimmt, ob er nicht eine Leiche erschnappen könne, zu streichen. Eine merkwürdige Schrift, welche ein Verwandter von ihm bei Wilh. v. Braumüller veröffentlichte, gibt den Beweis vom reinen Adel seines Charakters."

Wollen wir zum Schlusse dieser Besprechung unser Urtheil über den vorliegenden Band und auch über das ganze Werk kurz zusammenfassen, so dürfen wir wohl behaupten: Was Beherrschung des geschichtlichen Materials und geistvolle Ausnützung auch der neuesten Publikationen anbelangt, kann die Weltgeschichte von Weiß den Vergleich mit jedem ähnlichen Werke aushalten; die sprachliche Darstellung muß in Bezug auf Großartigkeit und doch wieder concrete Präcision des Ausdrucks der stilistischen Gewandtheit unserer ersten Historiker an die Seite gestellt werden; an Großartigkeit aber und Objectivität der Auffassung übertrifft Weiß alle bisherigen größern Darstellungen der Universalgeschichte. Wir sagen damit freilich nichts Neues. Schon im Jahre 1863 haben die Historisch-politischen Blätter bei Besprechung der beiden ersten Bände unsere Weltgeschichte als das beste der für uns vorhandenen Werke bezeichnet, und ganz besonders auch die plastische Anschaulichkeit und lebendige Einführung der persönlichen Träger der geistigen Bewegungen hervorgehoben. Ungefähr zehn Jahre später begründete der sel. P. Bauer in dieser Zeitschrift (III. 384) sein hiermit vollständig übereinstimmendes Urtheil. Auch er lobte die plastische Anschaulichkeit, das treffliche Erzählertalent, die Frische und Lebendigkeit. In neuester Zeit hat ein so berufener Kritiker wie Freiherr v. Helfert zu wiederholten Malen in ganz ähnlicher Weise sich ausgesprochen. Es gereicht uns zu großer Freude, diese völlige Übereinstimmung der Kritik (die Mangold'sche rechnen wir nicht) hier constatiren zu können: sie darf den Verfasser mit Freude und Stolz über das Gelingen seiner großen, so überaus verdienstvollen Lebensaufgabe erfüllen. Wir Katholiken aber müssen unsern Dank für den rastlosen Eifer aussprechen, mit dem der verehrte Herr Verfasser jetzt seit fast 30 Jahren seine beste Kraft und Zeit diesem großen, uns so nothwendigen Werke gewidmet hat.

B. Duhr S. J.

Der Trichterwickler. Eine naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinct. Von **E. Wasmann** S. J. Mit einem Anhange über die neueste Biologie und Systematik der Rhynchites-Arten und ihrer Verwandten. Mit Holzschnitten und Tafeln. 8°. IV u. 266 S. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1884. Preis: *M.* 3.60.

„Trahit sua quemque voluptas." In diesen Worten läge nach den sehr gelungenen Ausführungen des Verfassers die beste Lösung des Räthsels nicht bloß vom Kunsttrieb des Trichterwicklers, sondern vom Instincte der Thiere überhaupt. Durch das sinnliche Wohl- oder Mißbehagen, welches die Thiere bei gewissen Wahrnehmungen und Handlungen empfinden, werden sie im Thun und Lassen mit bewundernswerthem Geschick und auffallender Sicherheit geleitet, um zweckentsprechend ihren individuellen Naturberuf zu erfüllen, sowie für die Erhaltung ihrer Art zu sorgen. Diese angenehmen oder unangenehmen Empfindungen werden veranlaßt und geregelt durch „die specifisch zweckmäßige Anlage des sinnlichen Begehrungsvermögens". Denn die instinctiven Naturtriebe, welche letzterem entspringen und je nach der

Art der Thiere andere sind, werden ihrem Inhalte und Umfange nach zunächst bestimmt durch die besondere innere „organisch-physische" Ausbildung und Veranlagung des jedesmaligen Thierindividuums, hängen aber in letzter Instanz von der allweisen Anordnung des Schöpfers ab, weil jene besondere Ausbildung und Veranlagung nur die Verwirklichung und Verkörperung einer besonderen Idee im gewaltigen harmonisch gegliederten Schöpfungsplane sind. — Es wurzeln somit die instinctiven Handlungen schon im organischen Bildungs- und Entwicklungstriebe des Thieres, welcher die Ausgestaltung des Leibes vom Eizustand bis zu dessen letzter Vollendung besorgt, und sind dem Keime nach in Leib und Seele zum Voraus eingesenkt. Thatsächlich treten sie aber erst in die Erscheinung, wenn die beim sinnlichen Erkennen gewonnenen Eindrücke sowie die hierbei im Begehrungsvermögen erwachenden Begierden die bestimmte Veranlassung dazu geben. Die instinctiven Handlungen erweisen sich ferner nicht bloß als überaus zweckmäßige Handlungen, sie bekunden auch eine wirkliche Zweckstrebigkeit im Thiere. Trotzdem erkennt und erstrebt das Thier nicht den Zweck als solchen, sondern nur die concrete Ausführung dessen, was Mittel zum Zwecke ist. Gott hat den Zweck erkannt und gewollt: dem Thiere überläßt er es, diesen Zweck selbstthätig zu erreichen, nachdem er dasselbe dazu bestens ausgestattet hat. Es soll ihn erreichen nicht wie eine leblose, blinde Maschine, sondern als wahrnehmendes, fühlendes Wesen.

Anschaulich, kurz und klar bringt der Verfasser diese Grundgedanken in folgenden Worten zum Ausdruck:

„Wenn in unserem kleinen Rüsselkäfer beim Anblicke seines Birkenblattes und beim Gefühle seines inneren organischen Zustandes die unwiderstehliche Lust erwacht, sein kunstreiches Spiel zu beginnen, und wenn er hierauf diese Regung seines sinnlichen Begehrungsvermögens thatsächlich befolgt, so ist dieses Begehren sowohl als dessen inspirirte Ausführung instinctiv. Dem Käferchen werden nämlich vermöge seiner specifisch zweckmäßigen Naturanlage eben jene Verrichtungen als sinnlich angenehm vorgestellt, die ihm unter gewöhnlichen Umständen zur Erfüllung seines Naturberufes dienen. Zu diesen Verrichtungen gehört aber ebensowohl das Aufsuchen des Nützlichen, als die Flucht des Schädlichen, ebensogut der Trichterbau, wie der heuchlerische Scheintod des Käfers; zu ersterem bestimmt ihn unmittelbar sein sinnliches Wohlgefallen, zu letzterem hingegen sein sinnlicher Schrecken, der ihn antreibt, jede Störung seines angenehmen Zustandes zu beseitigen .... Die natürliche, erblich angeborene Einheit des specifisch Zweckmäßigen mit dem specifisch Angenehmen, das ist die Lösung der verwickelten Instinctfrage, eine Lösung, die nur einer göttlichen Meisterhand gelingen konnte."

Der Verfasser definirt den Instinct im Einklang mit dem Gesagten als „die specifisch zweckmäßige Anlage des sinnlichen Begehrungsvermögens", versteht aber hierunter nur die ursprünglichen, angebornen Naturinstincte. Eine einsichtsvolle Würdigung der Beobachtungsthatsachen bestimmte nämlich den Verfasser, neben den ursprünglichen Instincten noch erworbene anzunehmen und vermittelst der letzteren die thatsächlich erwiesene Anpassung des thierischen Instinctlebens an die äußeren Verhältnisse, sowie die Wandel-

barkeit der specifischen Instincte innerhalb gewisser Grenzen zu erklären. Während der von der Natur des Thieres selbst bestimmte Grundstock von Instinct fest umgrenzt, bleibend und unwandelbar ist, können jene instinctiven Veranlagungen, welche sich das Thier unter gewissen Umständen erwirbt und durch Vererbung auf seine Nachkommen fortpflanzt, wieder ganz wegfallen oder vielfach sich abändern.

Belehrte uns „der Trichterwickler" nur über diese allgemeinen Grundzüge einer Instinct-Theorie, so würde er ein besonderes Lob kaum erwarten dürfen. Der hl. Thomas hat, wie der Verfasser klar darlegt, dieß Alles schon erkannt und in seinen Schriften in's hellste Licht gesetzt. Auch liegt die Schwierigkeit für das Verständniß des Instinctes nicht in derartigen allgemeinen Erklärungen, sondern in ihrer Anwendung auf die thatsächlichen einzelnen Erscheinungen des Instinctlebens und in den vielen kleinen Nebenfragen, zu welchen jene allgemeinen Sätze Anlaß geben. Es kann sich sodann heute bei Besprechung des Thierinstinctes nicht mehr bloß darum handeln, eine vor Jahrhunderten aufgestellte wissenschaftliche Ansicht einfach zu repristiniren. Die spätere Naturforschung hat auf der einen Seite manches positive Material zu Tage gefördert, welches eine eingehendere Erörterung erheischt, auf der anderen Seite aber auch neue Erklärungsversuche angestrengt, welche die früheren Deutungen ersetzen sollen, thatsächlich aber über die Instinctfrage eine heillose Verwirrung gebracht haben.

Es verlegt deßhalb der Verfasser den Schwerpunkt seiner „Studie" in die zeitgemäße Rechtfertigung der scholastischen Lehre über den Instinct und in die Widerlegung aller ihr entgegenstehenden (darwinistischen, materialistischen, monistischen, mechanischen) Ansichten, welche in neuerer Zeit vorgebracht worden sind, sei es von glaubensfeindlichen Naturforschern, sei es von gläubigen und wohl gesinnten Philosophen. Er hält sich dabei nicht im Allgemeinen, sondern verfolgt Alles bis in's kleinste Detail. Um so concret als möglich verfahren zu können, hat er mit glücklichem Griff ein überaus kunstsinniges Käferlein, den rüsseltragenden Trichterwickler oder Blattkräusler, zur Vorlage gewählt und in seinen instinctiven Gepflogenheiten, sowie in seinen sonstigen Lebenseigenheiten die wirren, verwickelten Falten des Thierinstinctes überhaupt, soweit dieses bei dem dermaligen Stande der Forschung geschehen kann, klar und glatt auseinandergelegt. Was der Trichterwickler uns noch vorenthalten, das sollen uns andere Rüsselträger, seine Stammverwandten, die im Anhange vorgeführt werden, kundgeben. — Ausgedehnte Kenntniß der einschlägigen Literatur und sorgsame eigene Beobachtung stellten dem Verfasser ein ebenso reiches als interessantes Material zur Verfügung, das er für seinen Zweck vortrefflich zu verwerthen wußte. Wenn wir nun schließlich dennoch darin mit dem Verfasser übereinstimmen, daß nach all diesen Aufklärungen immer noch dunkle Flecken am Thierinstincte haften bleiben, so wollen wir doch auch bekennen, daß er ihn für den Recensenten in helleres Licht zu setzen verstand und ihm die Überzeugung verschaffte, hier die beste Erklärung unter allen, die er kennt, vor sich zu haben.

Hinsichtlich der Darstellung sprach uns das frische, bunte Leben, das die

Schrift von Anfang bis zu Ende durchweht, wohlthuend an. Da und dort dürfte sie vielleicht in allzugroße Lebhaftigkeit ausarten und so die ruhige Gedankenfolge erschweren. Der Verfasser versteht es meisterhaft, durch Personification des Unpersönlichen, sowie durch figürliche und blumenreiche Redeweise der Darstellung einen besonderen Reiz zu verleihen; indessen muß er auch hier vor einem Übermaß sich hüten. Dadurch wird zuweilen die Rede etwas dunkel, die Personification zur Caricatur. Die Beweisführung ist durchsichtig, scharf und treffend; die Widerlegung voll Eifer und Kraft, oft auch mit gutem Witz und Sarkasmus gewürzt. Daß die eine oder andere Nörgelei mit unterläuft, die uns kleinlich vorkam, ist nicht von großem Belang.

Was wir beanstanden möchten, ist der Umstand, daß der Verfasser für eine „naturwissenschaftliche Studie" die philosophischen Erörterungen, sowie die Interpretation der Lehre des hl. Thomas allzusehr in den Vordergrund gedrängt hat, und daß er die technischen Ausdrücke der scholastischen Philosophie und zwar in lateinischer Sprache zu ausgiebig gebrauchte, manchmal ohne die nöthige Erläuterung für nicht philosophisch gebildete Leser beizufügen. — Für katholische Philosophen kann es heute allerdings nur erwünscht kommen, wenn Naturforscher die scholastischen Lehren durch die Resultate der Beobachtungswissenschaften bestätigen; sie stoßen sich gewiß auch nicht an lateinischen termini. Dieses gilt aber keineswegs für nicht philosophisch gebildete Leser weiterer Kreise, welche der Verfasser bei seiner Schrift offenbar auch im Auge hatte.

L. Dressel S. J.

Bertran Gomez. Epische Dichtung von **L. Brill.** Münster, Nasse'sche Verlagshandlung, 1885. Preis: elegant gebunden mit Goldschnitt *M.* 4.50.

Venedig! — ... Über dir, du stolze Meerbraut,
Schlägt das Lied die düst'ren Schwingen,
Deiner Ruhmessonne letzten
Wehmuthholden Glanz zu singen;
Und zu melden schwarze Thaten,
Bitt're Frucht, die sie gebären,
Wilden Jammer der Verzweiflung,
Süßes Heil in Reuezähren;
Gluth der Leidenschaft im Manne,
Und im Weibe starke Liebe,
Himmelsmilde im Verzeihen,
Und des Hasses Höllentriebe:
Dieß und And'res, Leid und Freude,
Will es kühn zum Kranze schlingen ...
Du, des Sängers Hort und Meister,
Laß es dir zum Ruhm gelingen!

Mit diesen schönen Strophen kündet L. Brill den Gegenstand seines neuen epischen Gedichtes an und liefert uns zugleich den besten Beweis, daß

er sich in der knappen Form der spanischen Vierzeile ebenso meisterhaft bewegt, wie er sich in der selbsterfundenen Singschwan-Strophe wohl und heimisch fühlt.

Ein eigentliches Epos oder eine Epopöe im engeren Sinne ist Brills Dichtung nicht, sondern eine romantische Erzählung, welche aus dem bedeutsamen Hintergrunde eines großen historischen Kampfes die dramatisch verschlungenen Schicksale einiger weniger Personen in freier Fiction mit lebhaftem lyrischem Stimmungscolorit hervorhebt, und mehr ihr inneres Seelenleben als ihren äußeren Zusammenhang mit der Weltgeschichte darstellt. Hiermit fallen von selbst die Forderungen weg, welche an ein religiöses oder nationales Epos zu stellen wären. Die großen, weltbewegenden Motive, welche in einem solchen nothwendig nach ihrem ganzen Umfang geltend gemacht werden müßten, treten in der anspruchslosen Erzählung ebenso nothwendig auf ein bescheideneres Maß zurück, können dieselben nur als Rahmen umgeben und mit ihrem Geiste heben und verklären, wenn nicht die Erzählung selbst in ihnen episodisch untergehen soll. Durchaus passend hat der Dichter als Form für sein Gedicht jene vierzeilige Strophe erwählt, in welcher zahlreiche spanische Romanzen den Kampf des Christenthums mit dem Islam gefeiert haben, und welche bis heute eine der beliebtesten Formen der romantischen Erzählung geblieben ist. Es liegt darin weder eine Anlehnung an Webers „Dreizehnlinden", noch eine unfreiwillige Nachahmung dieser Dichtung. So gut wie Weber behandelt auch Brill die südländische Form mit großer origineller Gewandtheit und mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit in Stimmung, Ton und Sprache. Nach dieser nothwendigen Vorbemerkung kommen wir zu dem Gedichte selbst.

An einem Juniabend schaut von einem Schloß am Golf ein junges Paar in das bunte Leben der Lagunenstadt. Er ein

dunkler Sohn Hispaniens,
Nervig, stark und schlank gewachsen,
Sie die zarte, lichtgelockte
Tochter aus dem Land der Sachsen.

Erst zwei Monate sind sie vermählt; sie schwelgen noch im vollsten Glück der jungen Liebe, in das nur bisweilen der finstere Ernst des Mannes einen Schatten wirft. So im Plaudern erzählt Hilda ihr Vorleben. Als Tochter eines sächsischen Gambaspielers ist sie nach Italien gekommen, hat in Venedig ihren Vater verloren und dafür in dem ernsten Gomez einen Beschützer und Gatten gefunden. Er ist darum ihr Eins und Alles, ihn verlieren, sich nur von ihm trennen zu müssen — ein unmöglicher Gedanke. Ja selbst zur Vertheidigung des Vaterlandes, meint sie, würde sie ihn nicht ziehen lassen . . . Da, während sie noch plaudern, tönt die Glocke von St. Marcus. Gomez erräth die Bedeutung: „Weib, Signal zum Kriege fürcht' ich . . . Lang schon raunt man am Rialto von des Türken Groll und Grimm; Von des Sultans Gier auf Cypern . . . Weh der Insel, steht bereit er und Venedig ungerüstet." Hilda erschrickt, aber sie klammert sich nur fester um den Gedanken der Unzertrennbarkeit von ihrem Gatten:

„Wir sind schuldlos an der Flamme, schlägt sie auf in hellen Gluthen;
Thöricht, ließen Glück und Ruhe wir an fremder Schuld verbluten."
Drauf in finst'rem Tone Gomez: „An des Glückes Marken lauern
Dunkle Schicksalsmächte — weh uns, lachen wir, wenn And're trauern" (I).

Das Volk Venedigs eilt zur Piazetta, wo der Doge ihm die Schreckenskunde von dem Raubzug des Sultans gegen Cypern verkündigt. Aber nicht der Sultan,

Der Hebräer ist's, Don Miquez, der das Ränkenetz gesponnen.

Bei dem Namen des jüdischen Renegaten geräth das Volk in eine gewaltige Wuth; denn es kennt diesen Verräther und Blutaussauger, dem man nicht ohne Grund den Brand des Zeughauses zuschrieb, der sich zu den Türken geschlagen:

Haß bezwang den Geiz des Juden, Cypern ließ er sich verpfänden,
Schloß dann auf die Wucherschätze, warf sie hin mit vollen Händen,
Baute Schiffe, goß Kanonen, und, gespickt mit Goldducaten,
Zogen Werber aus und kauften ihm ein Heer von Renegaten.
König nennt er sich von Kypros, wie wenn Cypern schon gewonnen,
Schwur dem Sultan zu vom besten Weine jährlich hundert Tonnen.

Die ganze Bürgerschaft ist freudig einverstanden, daß noch vor Ende des folgenden Tages die in aller Hast gerüstete Flotte zum Schutz der Insel ausziehe, damit dem tapferen Bragadino bald Hilfe werde (II).

Auch Bertran ist bei der Menge gewesen und kehrt nun mit dem Entschlusse zurück, ebenfalls sich dem Zuge anzuschließen, er glaubt sich

Schuldig des Verraths am Glauben, an der Freiheit, an der Ehre,

wenn er jetzt zu Hause bleiben wollte. Furchtbar ergreift dieser Entschluß die junge Gattin:

... Ob der Türke Cypern raube,
Kümmert's mich — was ist mir Cypern, Freiheit, Vaterland und Glaube?
Nur in deinen Armen kann ich Vaterland und Freiheit lieben,
Kann an deiner Brust nur glauben — gehst du, mag die Welt zerstieben.

In diesem frevelhaften Tone redet sie weiter — Bertran sieht sich genöthigt, ihr den geheimsten Grund seines Entschlusses mitzutheilen:

... Heil'gem Schwert den Arm zu leihen,
Schwur ich einst, um auszusöhnen Geister, die nach Rache schreien.

Es ist also ein heiliges Gelöbniß, das ihn nach Cypern ruft, und dieses Gelöbniß legte er bei folgender Gelegenheit ab. Der Sproß einer unebenbürtigen Ehe, zog Gomez als Knabe schon über Länder und Meere, sich selbst sein Glück zu gründen, da — auf einer Fahrt nach Griechenland — kam er in den Dienst eines Juden:

Auf der Rückfahrt war's, wir hatten noch die Anker kaum gelichtet,
Als ein Judasproß die Augen lauernd hielt auf mich gerichtet;
Kleine Augen, boshaft stechend, unter weg den borst'gen Brauen,
Schier als wollten Mark und Regung meines Herzens sie durchschauen.
Über's borkendürre Antlitz glitt ein Lächeln, wie er lugte,
Halb des Spottes, halb der Freude, daß er schaute, was er suchte.

In Lissabon gelandet, redet der Jude den Schiffsbuben an: „Junger Fant! (er sprach's bedeutsam), jedes Ding hat Läng' und Breite. Was ist breiter, als das Weltmeer, als das Weltmeer, was ist länger? Streifst du dort das Glück zu fangen? Haha, armer Schattenfänger!" Kurz, der junge Abenteurer tritt in die Dienste des Juden Miquez. Der reiche portugiesische Jude Jusef Nassy, auch genannt Don Miquez, war kein gewöhnlicher kleinlicher Schacherjude. Er liebte das Geld, aber als Mittel zu idealeren Zwecken:

Wisse, Jüngling, Macht des Geldes preis' ich kühn die Macht der Mächte.
Krieg und Frieden unterstell'n ihr, Fürstenstolz und Volksrechte.
Ihr drum galt und gilt mein Streben: Erstlich meinem Volk zum Heile,
Das, zerstreut und rechtlos irrend, nirgends findet Wohl und Weile.
Dann ein Wörtchen mitzureden, wo sich Hochmuth bläht der Großen;
Schutz und Trutz zu werden Allen, die geknechtet und verstoßen.
Endlich, dir gesteh' ich's offen — darf man wahren Ruhm doch lieben —,
Gerne säh' ich meinen Namen in das Buch der Welt geschrieben.
Sieh da! hocherhab'ne Ziele, drob das Herz mir schon entbrannte,
Als ich, jung, am Tajo schreitend, kaum den Stab mein eigen nannte.
Plackte nicht umsonst mich: Masten, stolz wie meine, nirgends ragen,
Gleich an Zahl den Söhnen Israels, Sturm hat keinen je zerschlagen.
Schuf Paläste in Venedig, und in Stambul Prachtbazare,
In Jerusalem, in Rom selbst, kauft man Miquez' echte Waare. —
He, du staunst? — Das Räthsel löj' ich: Gute Christen, kluge Christen
Wählt' ich stets zu meinem Dienste, sonder Falschheit, sonder Listen.
Nicht, weil arg mich dünkt der Jude, nein, weil euch verhaßt der Name,
Fand ich und ergriff dieß Mittel, wie zur Krücke greift der Lahme.

So hat Miquez denn auch den jungen klugen Spanier dazu ausersehen, sein Vertreter in Lissabon zu werden. Und wirklich dient Gomez dem Juden „Monde und Jahre"; aber immer deutlicher erkennt er auch, wie unlauter das Treiben desselben — wie der Renegat sogar mit dem Sultan verhandelte gegen die Christenheit. Der Spanier hätte sich jetzt gerne losgerissen — aber mit unlösbaren Banden hielt ihn die Liebe gefangen, die Liebe zu der Tochter des Juden, die heimlich zum Christenthum neigt. Da tritt an einem Charfreitag Miquez vor Gomez und erzählt ihm, wie Venedig ihn, den Juden, ausgewiesen, und wie er nun Rache an der Republik nehmen will, zu der Gomez ihm helfen soll. Preis und Lohn dieser Hilfe soll Judiths Hand sein, die Miquez dem jungen Manne unter dieser Bedingung geben will. Die „Hilfe" aber besteht darin, daß Gomez das Arsenal Venedigs in Brand stecken soll, während der Sultan mit einer von Miquez ausgerüsteten Flotte plötzlich Cypern überfalle. Vor der Unerhörtheit eines solchen Frevels schaudert der bisher verblendete Gomez denn doch zurück; entrüstet weist er den Antrag des Juden von sich und beredet die Tochter, mit ihm nach Venedig zu entfliehen, sich dort taufen zu lassen und sein Weib zu werden. Sie entfliehen auch wirklich in der nächsten Nacht, werden aber beim Morgengrauen von Ruben, dem Bruder Judiths, eingeholt. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen den Männern; Ruben fällt vom Dolche Gomez' — beim Anblick der

Leiche aber wendet sich auch die Jüdin von dem Geliebten. „Brudermörder!" schreit sie ihm zu und verläßt ihn. Da überkommt den Spanier das ganze Bewußtsein seiner Schuld: reuig sinkt er auf die Kniee.

Und dann schwur ich hoch und heilig, wenn der Türk gen Cypern stünde,
Unverweilt zum Schwert zu greifen, so zu tilgen Schmach und Sünde.

Er zog wirklich nach Venedig; aber den Schwur suchte er zu vergessen, er ward ein reicher Mann — er suchte Vergessen und Ruhe in der Liebe Hilda's, und nun mahnt ihn die Sturmglocke St. Marco's und die Rede des Dogen an sein Gelübde . . . Nach dieser Erzählung wagt auch Hilda nichts mehr gegen die Abreise einzuwenden,

Bringt als Opfer heil'ger Sühne, was zu dulden ihr beschieden,
Und dann spricht sie still ergeben: „Ja, du mußt! so fahr' in Frieden!" (IV.)

Am folgenden Abend sticht die Kriegsflotte in See. Gomez grüßt zum letzten Mal die Gattin:

Auf der höchsten Zinne steht sie, bleich von schwerem Herzeleide,
Daß er länger sie mög' schauen, steht sie da in weißem Kleide. . . .

Das Volk in den Kirchen singt die Litanei von allen Heiligen, um den Segen Gottes auf den Waffenzug der Republik zur Rettung Cyperns und der Christenheit herabzuflehen (V).

Fern im Ost, aus blauer Meerfluth, hell umblitzt vom Sonnengolde,
Schimmert in smaragd'nem Kleide Cibris auf, die wunderholde.

Vor einem Jahre war „der Würger gierentflammt nach Raub und Rache meuchlings in den Zaubergarten eingedrungen, und leider hatte Venedigs Löwe nicht auf gewohnter Wache bereit gestanden". Einen ehernen Ring hatte des Sultans Flotte um die Insel gezogen, und eine Festung um die andere war in des Türken Hand gefallen. Wo Nikosia prangte, starren nur mehr Trümmerhaufen — nun fiel auch Famagusta, das selbst der Heldenmuth eines Bragadino nicht zu retten vermochte. Der Türke ist Besitzer der schönen Insel geworden, um sie gemäß des Vertrages an Miquez — den König von Cypern — abzutreten. Angesichts der Trümmer von Famagusta steht das Zelt Mustapha's.

Und im Siegestaumel drinnen schwelgt die Steppentafelrunde,
Die, gleich Selim, trotz dem Koran frisch den Becher führt zum Munde.
Auch ein dürr' Hebräer-Antlitz grinst inmitt' der wilden Zecher;
„Groß ist Allah! Dir, Mustapha, trinkt Don Miquez diesen Becher!
König jetzt von Kypros, will er deine Großthat herrlich lohnen —
Aber, merk'! es soll dein Rachschwert keinen Christenhund verschonen!" —
„Welch ein König!" höhnt Mustapha, „bang verkroch er sich im Zelte,
Als von Famagusta's Mauern kaum die Christenmeute bellte.
Cypern, Glück zu solchem König! Auf dem Geldsack wird er thronen,
Und das Schwert gar wacker führen — zum Beschneiden der Dublonen!"
Drob Gelächter rings im Kreise — Miquez beißt sich wund die Lippe,
Zwingt zum Lächeln sich, doch denkt er: „Fluch der ganzen Türkensippe!"

Er wagt sogar den türkischen Feldherrn durch den Hinweis auf Bragadino's Tapferkeit zu hänseln. Da begehrt aber Mustapha dem Renegaten in bitterer Rede auf:

„Alter Schach'rer! Deines Stammes nennt man Einen — Judas heißt er,
Hörst du? zubenannt: Verräther, der um Geld verkauft' den Meister;
Als nun dieser, sagt die Märe, sterben ging, da griff zum Stricke
Judas, hörst du? der Verräther, wilder Reue Qual im Blicke.
He! versteh' mich! Volk und Glauben hast um Cypern du verrathen.
Sonder Reu'! Drum schätz' ich Judas höher, als dich, Renegaten!"
Aschfahl und verzerrt das Antlitz, springt Don Miquez auf vom Sitze,
Unter weg den borst'gen Brauen schießt sein Auge Zornesblitze:
„Arger Spötter!" schreit er krächzend, „eh' du noch den Rausch verschlafen,
Segelt meine Brigg gen Stambul; Selim lebt, er wird dich strafen!"

Nun werden die gefesselten christlichen Helden in das Zelt gerufen.

Majestät im Wuchs und Antlitz, tritt einher Venedigs Bester,
Waffenlos, drum faßt das Kreuz er auf der breiten Brust so fester. . . .
Ihm zur Rechten wie zur Linken, ohne Wehr und ohne Zagen,
Schreiten Zwei — Vezier und Pascha schau'n auf sie mit Unbehagen.

Unter den Fünfen ist auch Gomez.

„Gomez hier, der edle Spanier, ein Achill, von Erz die Glieder;
Osman Pascha, euern Hektor schlug nach hartem Kampf er nieder." —
„An den Galgen mit dem Menschen!" schreit der Jude wild dazwischen,
„Meinen Sohn erstach er meuchlings . . ." —
Ihm Mustapha donnermächtig: „Schweig', du breitgemäulter Hetzer!"
Dann zum zornburchbebten Gomez: „Ritter! kennst du jenen Schwätzer?" —
„Leider kenn' ich ihn, den Schurken — — muß ich sein Gedächtniß schärfen?
Hieß für Gold mich in Venedigs Arsenal den Zunder werfen.
That ich's? O! das Gold ihm schleudernd in's Gesicht, das geizverdorrte,
Ging ich erst den Dogen warnen, stieg dann gegen euch zu Borte."

Zuletzt wird es dem gefangenen Spanier zu arg, den erneuten Schimpf vom Juden hinzunehmen, er greift in die Locken, zieht den dort verborgenen Dolch hervor (eine etwas seltsame Art des Angriffs; es wäre wohl glaublicher, wenn er einem der Schergen das Schwert entrisse) und schleudert ihn auf Miquez, der verwundet zu Boden stürzt. Gomez wird in Ketten geschlagen und hinausgeführt; Mustapha wendet sich zu Bragadino und verspottet dessen gläubige Hoffnung auf einen gekreuzigten Gott, der seinen Dienern nicht einmal den Sieg verleihen könne. Wegen einer kühnen Antwort des Helden haut der Türke ihm ein Ohr ab und fordert ihn dann schmeichelnd auf, dem Heiland zu entsagen.

Jener (Bragadino) blickt empor, als säh' er schleierlos den Himmel offen:
„Christus!" ruft er, „all mein Glauben, all mein Lieben dir und Hoffen!
Was du schau'n mich läßt, wie glorreich! Von des Kreuzes Ruhm umfunkelt,
Steigen Sterne auf im Westen — und der Halbmond sinkt verdunkelt.
Hoch ob Wien erstrahlt der eine — Belgrad glänzt im Licht des zweiten —
Und der dritte kommt, zur Freiheit Hellas' edlen Sohn zu leiten.

Herrlich über Kibris leuchtet einst der letzte, meerentstiegen,
Und nach allen Winden siegreich wird des Kreuzes Banner fliegen!"

Erzürnt gibt Mustapha den Befehl, alle gefangenen Christen auf die Folter zu spannen, um sie zum Abfall vom Glauben zu bringen — nur Gomez war zur Sklaverei bestimmt (VII).

Fern in Stambul „auf der Ottomane, vom Cyperweine trunken, ruht Mustapha, in dem Anschaun' eines Bildes tief versunken". Suli, der Sklavenwächter, hatte dieses Bild heute bei dem Spanier gefunden, und Suli war ein goldgieriger Renegat, der aus diesem Bilde ebenfalls Gold zu machen hoffte. Und wirklich erhält er auch den Befehl, Gomez durch List oder Gewalt den Namen derjenigen zu entlocken, die das Bild darstellt. Aber Gomez läßt sich den Namen Hilda's nicht entlocken, und der ganze Zorn des enttäuschten Mustapha fällt auf Suli's Verrätherhaupt. Dieser erhält Frist bis morgen, dann . . . Suli versteht:

„Verrechnet!" knirscht er;
„Und was folgt? — der Sklav' wird sterben,
Und ich, der ihn grausam preisgab,
Ernte Schimpf — vielleicht Verderben."

Suli wird nachdenklich — es überkommt ihn etwas wie Gewissensangst um seine Glaubensverläugnung:

„Weh mir! einem Wüstling dienend, trotz ich Ihm, der bald mich richtet;
Einem Wüstling, der sein Werkzeug, wenn verbraucht, mit Hohn vernichtet."

Aber Suli hat noch einen andern Grund, nicht jeden Gedanken an eine Änderung seiner Lage aufzugeben. Es gibt etwas zu verdienen. Es fällt ihm ein, daß eine reiche Dame ihn mehrmals hat bestechen wollen, zur Befreiung des Gomez ihr behilflich zu sein. Am End' ist die Frau auch heute noch so gesonnen, und heute wäre Suli wahrlich bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Während er zu dem Schloß der Fremden geht, treten wir in das Bagno zu Gomez, den der Schlaf flieht und der in einem Gebete seinem gepreßten Herzen Luft macht; die Gefangenschaft und die Leiden haben seine Seele geläutert — bis auf einen Rest von Haß gegen den Juden Miquez und den Tyrannen Mustapha.

„Freiheit! süßer Laut! o Freiheit! Könnt' ich doch, verfluchte Ketten,
Euch zersprengen, euch zernagen, in die Freiheit mich zu retten! . . .
Ew'ger Richter! sieh, in Demuth beug' ich mich vor deinem Throne,
Nimm den Haß mir aus der Seele, und dann, Herr, verschon'! verschone!"

Da naht es, ihn zu retten; seine Ketten werden gelöst; schweigend folgt er durch die dunkeln Straßen bis zu den Griechenschlössern. In einem derselben empfängt sie ein verschleiertes Weib, führt Gomez in ein Gemach, lüftet den Schleier und vor dem Erlösten steht Judith, die Tochter Miquez'. Sie hat den verwundeten Vater lange gepflegt; er ist endlich gestorben. Judith ist Christin geworden; aber auch ihre alte, immer bekämpfte Liebe zu Gomez brach täglich stärker hervor. Sie hat nicht gewußt, daß er verheirathet war; sie wollte ihn für sich retten, und es kostet einen furchtbaren Kampf,

ehe sie sich darein ergibt, daß es soll für eine Andere geschehen sein. Aber sie thut es, „und herab vom Himmel singt es: ‚Selig, die sich selbst entsagen!'" (VIII.)

Wieder war es Lenz geworden. Auf dem Schlosse zu Venedig kniet eine junge Mutter an der Wiege ihres kranken Kindes. Vieles schon hat das arme Weib erduldet; aber das Leid ist ihr zur Läuterung geworden:

„Ließ vom falschen Glanz mich locken und dem süßen Duft der Rosen;
Dorngekrönter! dein vergaß ich auf dem Pfad, dem dornenlosen.
Dein vergaß ich, Wundgeschlag'ner! da nur Lust mir gab die Stunde;
Führtest drum mich zwischen Dornen, schlugst mir drum so schwere Wunde.
Jetzt erkenn' ich's, und in Demuth beug' ich mich vor deiner Ruthe:
Sieh, hier bin ich, Herr! nur rüste du mich aus mit starkem Muthe!"

Der Gatte, an dem ihr Herz abgöttisch gehangen, ist in die Schlacht gezogen.

Manchmal brachte wohl ein Schifflein Kunde von verscholl'nen Namen,
Von dem Heißgeliebten aber keins von allen, die da kamen.
Und so fiel vom Baum der Hoffnung Blatt um Blatt im Lauf der Tage —
Ach! und heute holt das Schicksal grausam aus zum letzten Schlage.

Ihr einziges Kind ist krank — es scheint, daß Gott auch dieses letzte Opfer von der Ärmsten begehrt, um sie vollständig loszulösen von allem Irdischen. Mit diesem Gefühl auf dem Herzen fällt die vom langen Wachen Übermüdete in Schlummer — und als sie aufwacht, kniet neben der Wiege ein Mann — er hat den ersten und letzten Kuß auf die Stirne seines Kindes gedrückt . . .

„So viel Glück und Schmerz beisammen! Bertran! o, wie soll ich's fassen!
Doch in deines Auges Strahle muß der Schmerz vom Glücke lassen!"

Und Judith?

Ging nach Rom und legte freudig Gold und Gut zu Petri Füßen,
Um im Orden Sancta Clara's für des Vaters Schuld zu büßen.

Das ist der Sang von Bertran Gomez in seinen äußeren Umrissen und seinen poetischen Motiven.

Die Fabel ist spannend, reich und wohlgefügt; sie hat den großen Vortheil, in ihren Außenlinien einen großen, welthistorischen Kampf zu berühren und so einen trefflichen Hintergrund für ihre Seelengemälde zu finden.

Was man daran aussetzen könnte, wäre etwa ein Übermaß künstlicher Combination, wie sie sich besser für den mehr auf Verschlingungen und Peripetien hingewiesenen Prosaroman eignen würden, als für das mehr im Großen einfache Gedicht. So kann man es mit Recht als „gemacht" tadeln, daß Hilda eine Deutsche, eine Westphalin sein muß, die auf hochromantische, psychologisch nicht genugsam überzeugende Weise sich mit dem Spanier in Venedig so bald verheirathet. Des Dichters feiner Tact hat freilich eine in sich berechtigte Begründung beigebracht, die aber, weil erzählungsweise eingeflochten, den Leser nicht hinreichend zum Glauben zwingt. Sodann dürfte

auch in der Hauptlösung, der Befreiung Gomez' durch Judith, ein etwas zweifelhaftes Motiv verwerthet sein. Denn es ist nicht genügend, einzusehen, wie gerade dadurch, daß Gomez auch noch den Vater getödtet, die Liebe Judiths sich zum Spanier gewendet haben soll, nachdem sie ihm wegen des übereilten Mordes am Bruder entsagt hatte. Freilich liegt zwischen Miquez Tod und der Befreiung Gomez' der Übertritt zum Christenthum; aber selbst nach der Taufe muß es Judith harten Kampf gekostet haben, den Mörder ihres Vaters und Bruders zu lieben.

An Charakterzeichnungen der verschiedensten Art ist in dem Gedichte kein Mangel.

Der Hauptheld, Gomez, wird uns von seiner Kindheit vorgeführt. In der unebenbürtigen Ehe der Eltern liegt eine gewisse Erklärung für die etwas ungewöhnliche Art, wie er seine Jugend zubringt; in ihm fließt das stolze Blut des spanischen Granden zugleich mit demjenigen seiner armen Mutter, der Fischerstochter von Toledo. So zieht er als Knabe schon abenteuernd über das Meer — das Glück suchend, arm, aber stolz; rief die Armuth ihm als Losung zu: „Immer schwitzen, nimmer lungern!" so gab der Stolz ihm den Wahlspruch: „Nimmer betteln! lieber hungern!" Sein Verhältniß zu Don Miquez ist eine Folge dieses Doppelgeistes in Gomez. Der Jude ist nicht als kleinlicher Wucherer, als gewöhnlicher Händler aufzufassen, sondern als großartiger Kaufmann, vor dem selbst Hohe sich beugen, dem ein gewisses — wenn auch teuflisch ideales — Streben nicht abzuläugnen ist.

Rechnen mit der Großen Laune, mit der Leidenschaft der Massen,
Rechnen mit der Stunde Pulsschlag und sie kühn am Schopfe fassen —
He! du kannst es! was dir mangelt, lehrt Don Miquez dich, dein Meister;
Drum schlag' ein, Don Miquez lehrt dich herrschen über Gold und Geister.

Sobald Gomez die geheimen Gemeinheiten und teuflischen Absichten des Juden merkt, müßte er freilich das Haus verlassen; allein jetzt zeigt ihn uns der Dichter als von den Reizen der Tochter umstrickt — die Liebe kämpft mit der Pflicht, und dieser Kampf gelangt zu einem wirklich tragischen Abschluß, wo Miquez einerseits das Äußerste der Pflichtverletzung von Gomez fordert, andererseits aber auch das Höchste bietet, was der Spanier nur erwarten kann — die Hand Judiths und die Freiheit für diese, Christin zu werden. In diesem Falle durfte natürlich Gomez nicht mehr schwanken, ohne die Achtung des Lesers zu verlieren. Die eigentliche tragische Schuld des Helden besteht nicht so sehr in dem unlauteren Dienst, den er dem Juden geleistet, sondern in dem Mord, den er am unschuldigen Bruder Judiths begangen. Diesen zu sühnen, gelobt er den Zug gegen die Türken. Daß er trotz dieses Gelübdes Hilda an sein Schicksal kettet, ist eine neue Schuld, und der seelische Proceß, in welchem dießmal die Pflichterfüllung und die Gattenliebe kämpfen, ist vom Dichter recht lebhaft und sehr kräftig geschildert. Dann freilich tritt Gomez zurück; seine Heldenthaten auf Cypern werden nur in zwei Versen erwähnt, nur seine That gegen den Juden stellt ihn wieder einen Augenblick in den Vordergrund.

Im Kerker sehen wir ihn als standhaften und geläuterten Christen, der

entweder des Todes oder der Freiheit werth ist. Am längsten hat er, den die Liebe verführt hatte, gegen den Haß zu kämpfen; aber auch den Haß überwindet er mit der Gnade Gottes, und die Liebe öffnet ihm den Kerker. Zum eigentlichen Helden verklärt sich Gomez auch am Schluß nicht; er hat sich sittlich geläutert, er hat gebüßt und ist zum Manne der Pflicht geworden — mehr wollte uns der Dichter auch nicht sagen, sonst hätte er gewiß mehr über die Beschäftigung Gomez' erzählt und uns denselben auch bei der Entscheidung in Famagusta als thätigen Kämpfer vorgeführt. Ob dieses Letztere nicht auch selbst beim jetzigen Vorhaben des Dichters an der Stelle gewesen, wollen wir hier nicht untersuchen; ein Fehler wäre es jedenfalls nicht gewesen.

Dem Charakter der Hauptperson, seiner Entwicklung analog ist die Gattin geschildert: nur ist hier nicht die südliche Leidenschaftlichkeit der Grund der Schuld, sondern nordische Weichheit und Zähigkeit.

Gomez und Hilda hätten daher niemals ausgereicht, das nothwendige dramatische und epische Leben in das Gedicht zu bringen; sie sind Beide viel zu passiver Natur. Das leidenschaftlich thätige Element vertritt ein anderes Paar, und es möchte Mancher mit gutem Grunde gerade dieses Paar für die schönsten Schöpfungen des Dichters halten. Als Gegenpart zu Hilda haben wir Judith, im Gegensatz zu der weichen, träumerischen, im Grunde kleinen Hilda die stolze, selbständige und schließlich große Judith. Dieser Gegensatz scheint uns sehr glücklich durchgeführt: Hilda läutert sich zur treuen, frommen, wenn man will, heiligmäßigen Ehegattin, Judith verklärt sich zur christlichen Heldin, zur Klosterfrau des strengen Büßerordens. Es ist kein Zweifel, der Dichter hat keinen Augenblick daran gedacht, Hilda über oder auch nur neben Judith zu stellen; Judith hätte als Braut Gomez' nicht getaugt, weil sie ihn mit ihrer Größe erdrückt oder zu seiner Mittelmäßigkeit herabgestiegen wäre.

Weit bedeutender noch als das Bild Judiths ist jenes ihres Vaters, des Juden Miquez, zu dessen Charakteristik freilich die Geschichte selbst die besten Züge entweder ausdrücklich lieferte, oder durch ihr räthselhaftes Schweigen nahelegte. In der That, wäre der Brill'sche Miquez ganz Phantasiebild, so würde er in den Augen manchen Kritikers vielleicht als unwahrscheinlich oder übertrieben gelten. Er ist aber nicht ein poetischer Typus, sondern eine historische Persönlichkeit, deren räthselhafte Charakterzüge der Dichter mit viel psychologischer Kunst erklärt, erweitert und poetisch gestaltet hat.

Jusef Nassy, auch Don Miquez genannt, war zwar ein eifriger portugiesischer Jude und führte sogar mit dem Sultan Selim III. Verhandlungen über die Wiederherstellung des Reiches Israel. Indeß wurde er später wegen seiner ehrgeizigen Pläne ein Renegat und erhielt von Selim, der ihn auch besonders wegen seiner Küchenkenntnisse schätzte, den Titel eines Herzogs von Naxos. Als solcher besaß er die Insel nebst den zwölf vorzüglichsten Cykladen gegen einen Jahrestribut von 14000 Ducaten. Er hatte sich von Selim im Fall der Eroberung die Insel Cypern, wenigstens ihre Einkünfte versprechen lassen und nannte sich seitdem: König von Kypros.

Diese geschichtlichen Thatsachen und einige Andeutungen, z. B. über den

Brand des Arsenals von Venedig, hat der Dichter glücklich verwerthet und sprachlich meisterhaft ausgeführt. Sobald Miquez auftritt, gewinnt die Dichtung erhöhtes Leben und charakteristische Färbung, und darf der Kritiker auch sein subjectives Fühlen zum Ausdruck bringen, so fügen wir hinzu, daß gerade jene Stellen uns nicht bloß das lebhafteste, sondern auch das nachhaltigste Interesse eingeflößt haben. Wir bedauern deßhalb auch, daß diese Person des Juden so ganz hinter der Bühne aus dem Leben scheidet, statt daß wir dem Ende dieses seltsamen Mannes beiwohnten. Überhaupt ist in der Ausführung der Erzählung durch den Dichter eher die Kürze zu bedauern, als über Länge zu klagen. So hätte auch sehr gut etwas weiter auf den Übergang Miquez' vom eifrigen Zeloten des Judenthums zum Renegaten eingegangen werden können; aber wir verstehen andererseits auch sehr wohl den Dichter, der aus künstlerischen Absichten die Person des Miquez nicht zu stark in den Vordergrund treten lassen wollte.

Die Gegensätze der beiden Helden Mustapha und Bragadino sind kurz, aber trefflich ausgeführt.

Die Sprache des Gedichtes ist, wie bereits zu Anfang gesagt wurde, durchaus künstlerisch und dem jeweiligen Charakter der Situation und handelnden Person angemessen. Mit Recht sagt ein Kritiker: „Brill weiß jede Saite in der Menschenbrust anzuschlagen:

„Gluth der Leidenschaft im Manne, und im Weibe zarte Liebe,
Himmelsmilde im Verzeihen und des Hasses Höllentriebe."

Besonders hervorheben möchten wir noch die außerordentlich tief empfundenen und doch so einfach schönen Lieder Hilda's im VII. Gesang, der ein Lebensbild in Liedern genannt werden darf. Bis auf einen oder den anderen jedenfalls unwillkürlichen Anklang sind diese Lieder in ihrer charakteristischen Schlichtheit und Tiefe durchaus Eigenthum des Dichters, und zeigen dessen hohe Begabung für die Lyrik in deutlichster Weise.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Dr. Heinrich Brück. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. XV u. 924 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 10.80.

Der ausgezeichnet kirchliche Geist dieses Lehrbuches, seine gründliche Erudition, sein Reichthum nicht bloß in strict historischer, sondern auch nach dogmatischer und kirchenrechtlicher Richtung hin ist schon bei dessen erstem Erscheinen in dieser Zeit-

schrift anerkannt und gegenüber einem anderen damals erschienenen Lehrbuch hervorgehoben worden (Bd. VI. S. 492—494). Einige kleine Ausstellungen formaler Natur, welche der damalige Referent machen zu müssen glaubte, haben — gewiß zum entschiedenen Vortheil des Buches — schon in der zweiten und abermals in dieser dritten Auflage Berücksichtigung gefunden. Bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, ist das Werk nicht nur für das Studium der Kirchengeschichte ein äußerst vollständiges und brauchbares Handbuch geworden, sondern auch ein reichhaltiges Nachschlagebuch für Jeden, der sich über kirchengeschichtliche, kirchenrechtliche und kirchenpolitische Fragen besonders der neueren Zeit rasch orientiren und die wichtigste und zugänglichste Literatur darüber kennen lernen will. Wir rechnen es der reichen, in den Anmerkungen mitgetheilten Bibliographie zu besonderem Verdienste an, daß sie neben den hervorragendsten Hauptwerken über den jeweiligen Gegenstand auch mit großer Sorgfalt die in katholischen Zeitschriften enthaltenen Specialstudien und Aufsätze registrirt. Eine Menge verdienstvoller Leistungen ist hierdurch vor der Vergessenheit gerettet und leichter zugänglich gemacht. Wir können das treffliche Werk nur abermals auf's Beste empfehlen.

Vita della Seraflca Vergine S. Maria Maddalena de' Pazzi, scritta dal P. Virgilio Cepari d. C. d. G. con aggiunta delle lettere inedite della santa dettate in estasi. Prato, Giachetti, figlio e. c., 1884.

P. Cepari (geb. 1564, gest. 1631), ein ebenso tüchtiger Prediger und Theologe, als Ordensoberer und Schriftsteller, hat das außerordentliche Glück gehabt, der Studienfreund des hl. Aloysius, der Obere des sel. Johannes Berchmans und der Seelenführer der hl. Magdalena von Pazzi zu sein. Im vertrauten Umgang mit so auserwählten Seelen selbst zu einem hohen Grade von religiöser Vollkommenheit herangereift, war er nicht nur befähigt, ihre Lebensschicksale ernst und treu zu beschreiben, sondern auch das geistige Bild ihres Tugendlebens mit der Sachkenntniß und Salbung eines echten Geistesmannes darzustellen. Seine in ihrer Art classische Biographie der engelgleichen Jünglinge Aloysius und Berchmans sind in allen katholischen Ländern verbreitet und die Grundlage aller späteren Bearbeitungen geblieben. Das Leben der hl. Magdalena, das er — man weiß nicht, weßhalb — unvollendet ließ, erhielt durch P. Fazio seinen Abschluß und wurde 1669 in Rom gedruckt und dem Papste Clemens XI. gewidmet. Der vorliegende, sehr correcte und gut ausgestattete Neudruck fügt den 57 von P. Cepari und den 15 von P. Fazio verfaßten Kapiteln jener Biographie zwölf denkwürdige Briefe hinzu, welche die Heilige im Zustande der Ekstase dictirte und welche von den Schwestern Constanze Morelli und Pacifica del Tovaglia sorgfältig Wort für Wort niedergeschrieben wurden. Die Originale derselben befinden sich im Kloster der hl. Maria Magdalena in Florenz, alte Abschriften in verschiedenen anderen Klöstern. Für die Authenticität derselben sprechen die gewichtigsten Zeugnisse. Nur drei davon waren bis jetzt veröffentlicht. Der neue Herausgeber, P. Hektor Venturi, gibt alle zwölf nach einer der besten Copien, die zuvor sorgfältig mit den Originalen collationirt wurden. Einer dieser Briefe (Nr. 2) ist an Papst Sixtus V., ein anderer (Nr. 7) an das Cardinalscollegium, wieder andere an den Cardinal-Erzbischof von Florenz und an Obere verschiedener Orden, zwei (Nr. 9 u. 10) an die hl. Katharina de' Ricci gerichtet. Sie beschäftigen sich sämmtlich mit der inneren, geistigen Erneuerung der Kirche und bekunden eine Demuth und Gottesliebe, die wie Engelsgesang von dem wüsten Revolutionsgeschrei der protestantischen Neuerer absticht, und

unverkennbar alle Züge des guten Geistes an sich trägt. Die alte Biographie hat P. Venturi pietätsvoll in ihrer Ursprünglichkeit belassen, sie dagegen am Schluß um dankenswerthe historisch-kritische Notizen bereichert. In rührendster Weise mahnt das Vorwort daran, daß durch die rohe Gewaltherrschaft des modernen Italien auch das Kloster der Heiligen in Florenz mit der Auflösung bedroht ist, und daß in nicht langer Zeit ihre schuldlosen und hilflosen Töchter an die katholische Privatwohlthätigkeit gewiesen sein werden, um für ihr Leben des Gebets und der Buße eine Zufluchtsstätte zu finden.

Der Studentenbund der Marianischen Sodalitäten, sein Wesen und Wirken an der Schule. Auf Grund historischer Berichte dargestellt von A. Niederegger S. J. 8°. 120 S. Regensburg, Pustet, 1884. Preis: *M.* 1.20.

Vorliegende Schrift gilt dem 300jährigen Jubiläum der Congregationen unter Leitung der Gesellschaft Jesu, ist darum „den Marianischen Sodalitäten zur Jubelfeier ihres dritten Centenariums am 5. December 1884", dem Datum der Bulle Papst Gregor' XIII. von 1584, gewidmet. Sie bespricht die Gründung des Mutterbundes in Rom, den Marianischen Studentenbund in Deutschland und Österreich bis 1584, die Fürsorge des Generals Claudius Aquaviva und die Bulle „Omnipotentis Dei", den Marienbund und die Gymnasial-Erziehung, den nämlichen Bund und den Gymnasial-Unterricht; im Anhange folgen noch einige Curiosa Mariana, meist Gedichte mit Anagrammen und ähnlichen metrischen Spielereien, die im 17. Jahrhundert so beliebt waren. — Wir können das zeitgemäße und fleißig gearbeitete Schriftchen Allen empfehlen. Es beschränkt sein Gebiet auf die Schüler-Congregationen und schildert die Einrichtungen derselben, ihren Einfluß auf Studium und Sittlichkeit der Jünglinge, bis in's Einzelne. Gern hätten wir auch einen Abschnitt über die Congregationen der gebildeten Männerwelt und über den großen gesellschaftlichen Einfluß derselben gewünscht. Vielleicht läßt sich dieß in einer zweiten Auflage nachtragen. In diesem Falle möchten wir auch einige kritische Untersuchungen, welche den Leser aufhalten (besonders S. 3 ff.), in die Anmerkungen verwiesen sehen. Wir wünschen dem Werkchen die beste Aufnahme.

Thomas von Kempen. Vier Bücher von der Nachfolge Christi. (Görres' Übersetzung.) Mit Original-Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich. In Holzschnitt ausgeführt von K. Oertel. Volks-Ausgabe. 4°. 282 S. Leipzig, Dürr, 1884. Preis: *M.* 9.

Diese neue Ausgabe, auf welche wir bereits bei Erscheinen der ersten Lieferung unsere Leser aufmerksam machten (Bd. XXVII, S. 107), liegt nunmehr vollendet vor. Führichs Zeichnungen zur Nachfolge Christi sind durchweg wahre Stimmungsbilder. Sie bereiten das Gemüth mächtig auf den erhabenen Text und begleiten dessen Worte gleich einer ergreifenden Melodie. Sinnvolle Tiefe, Kraft und Erhabenheit der Gedanken, gehoben durch schlagende Gegensätze, zeichnen auch hier wie überall den großen Meister. — Nur Eines ist zu bedauern: daß in einigen, wenngleich wenigen Darstellungen von dem Feigenblatt und dem Feigenblattkranz nicht ausreichenderer Gebrauch gemacht ist. Die Nachfolge Christi ist ein Volksbuch, und zwar ein heiliges, wie es nach der heiligen Schrift kein zweites gibt. Jeder Gegensatz mit dem strengen Text wirkt deßhalb um so störender.

Valeria oder **der Triumphzug aus den Katakomben.** Historische Erzählung von A. de Waal. 4°. 312 S. Regensburg, Pustet, 1884. Preis: *M.* 10.

Eine recht anmuthige Erzählung, von den bisherigen Katakomben-Novellen schon dadurch unterschieden, daß sie den Sieg des Christenthums durch Constantin als Hauptmoment hervorhebt. Die erste Scene versetzt uns in das Lager und das Hauptquartier des großen Kaisers, wo die himmlische Erscheinung des Namenszuges Christi lange unschlüssige Berathungen entscheidet. Das Labarum wird angefertigt und einem jungen christlichen Offizier Candidus übergeben. In Rom ruft die Kunde von Constantins Anmarsch die volle Wuth des Maxentius wach. In dem dunkeln Bilde der letzten Christenverfolgung heftet sich das Interesse hauptsächlich an Valeria, die Tochter des Stadtpräfecten Rufinus und seiner Frau Sophronia, welche, um den wüsten Leidenschaften des Maxentius zu entgehen, sich selbst ersticht. Der Haß des Maxentius wendet sich deßhalb auf Rufinus, der nur in abenteuerlichster Weise seinen Händen entgeht. Valeria, des Vaters beraubt, findet eine Pflegemutter und Beschützerin an Irene, der Mutter des Candidus. Auch diese wird ihr entrissen, und nur bei ganz armen Christen erhält sie noch eine Zufluchtsstätte. Irene bereitet sich mit zahlreichen anderen Christen schon zum Martyrtode, als der Sieg an der milvischen Brücke unverhoffte Rettung bringt. Kaiser und Papst vereinigen sich, um Candidus und Valeria zu einem glücklichen Paar zusammen zu geben. Ein Besuch in den Katakomben, am Grabe der Sophronia, umgibt den frohen Blick in die nun christliche Zukunft mit dem Ernste der Vergangenheit und mit der Weihe des Martyriums. Die Archäologie, welche Cardinal Wiseman so künstlerisch in die Fabel der Fabiola eingewirkt und damit verschmolzen, tritt hier nach jedem Kapitel als gelehrter Anhang auf, was auch seinen Nutzen haben mag, nachdem der Leser an der wirklich spannenden Erzählung seine Neugier befriedigt hat. Der geschichtliche Gehalt zeugt von einer nicht gewöhnlichen Kenntniß des unterirdischen und überirdischen Roms und seiner Geschichte, wie sie nur Einer besitzen kann, der Jahre lang an Ort und Stelle gewohnt. Die Erzählung ist spannend und in einfachem, schönem Stile durchgeführt. Manche Stellen sind von echter, tiefer Poesie durchhaucht, andere etwas hausmännisch und gewöhnlich. Cardinal Wiseman ist künstlerisch nicht übertroffen, wohl kaum erreicht, aber doch in sehr ansprechender und erbaulicher Weise nachgeahmt. Die Ausstattung, Druck, Papier und Illustration, ist brillant — ein wahres Prachtwerk, das reichste wohl, das der heurige Weihnachtstisch aufzuweisen hat. Der Götzenpriester Gordian erscheint in der Illustration zu oft.

Moderne Gegensätze. Roman aus dem wirklichen Leben von Alinda Jacoby. Kl. 8°. 215 S. Preis: brosch. *M.* 1.

Die letzte Gräfin von Manderscheid. Erzählung aus der Geschichte des Erzstiftes Trier. Von Antonie Haupt. Kl. 8°. 222 S. Preis: in eleg. Leinwandbande *M.* 1.60.

Die beiden vorliegenden Erzählungen bilden Bändchen 16 und 18 von Dasbachs Novellenkranz. Ähnlich wie J. P. Bachem in Köln, veröffentlicht auch die Paulinusdruckerei zu Trier in geschmackvoll ausgestatteten Bändchen eine Auswahl von Novellen und Erzählungen, welche eine wirklich gute Unterhaltungslektüre für die katholische Familie bieten sollen. Gewiß ein verdienstvolles Unternehmen; denn das Bedürfniß leichter Lektüre ist nun einmal vorhanden, und wenn wir den Katho-

liken keine passende, sittlich reine, veredelnde bieten können, so wird man, wie es leider nur zu oft geschieht, zu den vergifteten Früchten greifen, mit denen glaubens- und sittenlose Literaten den Büchermarkt überschwemmen. Wenn übrigens sämmtliche Bändchen des Dasbach'schen Novellenkranzes, wie wir bereitwillig annehmen, den beiden uns eingesandten Erzählungen ebenbürtig sind, so werden dieselben auch positiv Gutes wirken und dürfen unbedingt empfohlen werden. Namentlich gilt dieß von der ersten Erzählung „Moderne Gegensätze", welche uneingeschränktes Lob verdient. Eine vortreffliche Tendenz tritt uns in dem Gewande einer gut erfundenen, dramatisch bewegten, fließend erzählten Geschichte entgegen, welche wohl die Bezeichnung „Roman aus dem wirklichen Leben" verdient. Die Verfasserin hat eine scharfe Beobachtungsgabe, und ihre „Modernen Gegensätze" sind Zug für Zug der Wirklichkeit abgelauscht, die Charaktere, namentlich die Frauencharaktere, vorzüglich gezeichnet. Diese Odilie ist so recht ein Pröbchen von jenen „feingebildeten" Dämchen, welche in gewissen Pensionaten „für die Welt" erzogen werden, voll Eitelkeit, Genußsucht, Selbstsucht. Da ist's freilich nicht zu verwundern, daß Sünde und Verbrechen das Ende der Laufbahn ist, wohl aber, daß Gottes Barmherzigkeit auch solche Seelen nach tiefer Verdemüthigung zum Heile zu führen weiß. Den wohlthuenden Gegensatz bildet ihre Cousine Hildegard, ein frommes, selbstloses Mädchen, voll christlichen Glaubens und echt christlicher Liebe, als Jungfrau wie als Gattin und Mutter ein wahres Spiegelbild jener Tugend, welche nichts von Kopfhängerei weiß. Auch die Nebenfiguren der Erzählung sind gut gezeichnet. Kurz das schöne Bändchen verdient warme Empfehlung

Auch „die letzte Gräfin von Manderscheid" ist eine recht gute historische Novelle. Vorzügliche Sorgfalt wurde auf die lebendige Ausmalung des geschichtlichen Hintergrundes verwendet. Der Hof des letzten Kurfürsten von Trier, der Einbruch der französischen Heere, das Treiben und die Feste der Sanscülotten sind frisch und farbenprächtig geschildert. Auch die Erzählung entbehrt nicht der ergreifenden und spannenden Momente; so ist namentlich die Belagerung der Burg Manderscheid, die Flucht Erika's und manche andere Stelle sehr fesselnd. Dagegen scheint uns die Zeichnung der Charaktere hin und wieder nicht so gut gelungen. Schon der Grund des Conflictes, die Weigerung der Gräfin, sich von dem nicht vorgestellten Grafen Boos von Waldeck zur Tafel führen zu lassen, ist doch wohl zu schwach für eine solche psychologische Spannung. Wie Gräfin Manderscheid und ihre Trierer Freunde mit gutem Gewissen sich an dem Feste der Göttin Vernunft betheiligen können, ist uns nicht verständlich. Überhaupt müssen bei einer zweiten Überarbeitung in der Schilderung dieses Sanscülottenfestes etwas kräftigere Schattenstriche angebracht werden. Was die Verfasserin von dem „Dichterheroen" Göthe und seinem „warmen Nationalgefühl" im Götz von Berlichingen sagt, ist auch nicht ganz nach unserm Geschmacke. Gerade solche für die katholische Familie bestimmte Erzählungen sollten doch keine derartigen Empfehlungen unserer leider viel zu viel empfohlenen Classiker enthalten. Sonst ist die Erzählung, wie gesagt, recht gut und wird gewiß mit Spannung gelesen werden.

Bachems Roman-Sammlung. Erster Band: Trüber Morgen, gold'ner Tag. Von Maria Lenzen di Sebregondi.

Der große Erfolg, welchen die Bachem'sche Novellen-Sammlung beim Lesepublikum erzielt hat, und die anerkennenden Äußerungen, mit welchen dieselbe von der Kritik jeglicher Richtung begleitet worden ist, bestimmten die Verlagshandlung, nach Beendigung der ersten Serie der Novellen-Sammlung (20 Bände à 1 Mark, gebunden), mit der Ausgabe einer Reihe von doppeltstarken Bänden (à 2 Mark, elegant gebunden)

unter vorstehendem Titel zu beginnen, um eine Anzahl vorzüglicher Romane größern Umfangs, die in den Rahmen der Ein-Mark-Bände nicht passen, bringen zu können. Die erste Nummer dieser neuen Sammlung ist recht glücklich gewählt. „Trüber Morgen, gold'ner Tag" ist einer der letzten und eigenthümlichsten Romane der verstorbenen Dichterin. Wir wünschen nur, daß auch die folgenden Bände sich auf der ethischen und literarischen Höhe dieses Vorgängers halten, wofür uns übrigens die Umsicht des Verlegers vollauf bürgen kann. Die Ausstattung der Romane ist womöglich noch feiner und eleganter als die der Novellen.

Miscellen.

Philosophie mit dem Bildniß der Verfasserin. So könnte man zum Unterschied von der scholastischen Philosophie, der neueren deutschen Philosophie und Populärphilosophie einen noch neueren Zweig der letzteren nennen, der in Dr. (Doctor) Susanna Rubinstein am deutschen Geisteshimmel aufgegangen ist. „So viel uns bekannt, tritt in diesem Werke zum ersten Male eine jener Frauen, welche Universitätsstudien absolvirt haben, mit einer größeren wissenschaftlichen Arbeit hervor", verkündigte der „Deutsche Frauenanwalt" (Heft 5) 1879. Die Philosophischen Monatshefte und das Literarische Centralblatt ermangelten nicht, die „Psychologisch-ästhetischen Essays" des neuen Doctors gebührend zu registriren, die Wiener Abendpost fand ihr „Buch anziehend selbst für Gelehrte und lehrreich für alle Gebildeten"; die Augsburger Allgemeine Zeitung aber, welche die ausgezeichnetsten Leistungen katholischer Philosophie mit Stillschweigen zu übergehen pflegt, gerieth über die Essays der gelehrten Dame in ein rhapsodisches Entzücken. Von einem „Denkmal ihrer Begabung" sprach sie, von „reizenden, wissenschaftlichen Cabinetsstücken", von „ihrem vornehmen, oft hinreißenden, immer ungemein edlen Stil", von ihrer „feinen, weitreichenden, gediegenen Bildung", von „ihrer großen Belesenheit", von „Feinsinn und Weitblick", von „tiefen, langjährigen Studien", von „großartig gezeichneten Frescobildern", in welchen „Gedanken Buckle's ihre Weiterbildung finden". Wie begreiflich, ließ sich Doctor Susanna solche Complimente nicht umsonst gesagt sein, sie studirte wieder und stand 1884 mit einer „Zweiten Folge" Psychologisch-ästhetischer Essays vor dem Publicum. Sie gab diesem Bande ihr photographisches Bild bei. Ihr dunkles Auge, ihr scharfes Profil, das dunkle, struwwelpetrisch über die Stirne fallende Haar bezeugt Jedem, der auch ihre „großartig gezeichneten Frescobilder" der Völkerpsychologie nicht gelesen hat, daß sie einem der zwölf Stämme angehört, welchen Shylock und Jessica entstammten. Obwohl nach München übergesiedelt, hatte die Augsburger Allgemeine ihre erste Liebe und Bewunderung nicht vergessen; da das Repertoir der wichtigsten

Lobesphrasen erschöpft war, ließ sie nunmehr die ganze neuere Culturgeschichte Revue passiren: Laura Bassi, la belle Wolfienne, L. A. B. Gottsched, geb. Kulmus, die „herrliche, unglückliche Hypatia", die Frau von Mauvissier, Elisabeth von der Pfalz, Christine von Schweden, Sophie Charlotte von Preußen, Katharina II., die Gräfin Kayserling, Karoline von Wolzogen, die pessimistische Selbstmörderin Maria von Herbert, Friederike von Promnitz, Frau von Staël, Johanna Fichte, Karoline Schelling (die Viermännerfrau), Rahel, die Günderode, E. Last, Fräulein Meysenburg, Sophie Germain, Clotilde de Vaux, Clémence Royer, George Sand, Harriet Martineau, Frau Stuart-Mill, George Eliot, Miß Julia Ward Howe, um endlich, erfüllt von den Resultaten weiblichen Denkens, in die Versicherung auszubrechen:

„Einen neuen glänzenden Beweis dafür, daß Frauen auch mit philosophischen Gegenständen mit Erfolg sich beschäftigen können, liefern die ‚Psychologisch-ästhetischen Essays' von Dr. Susanna Rubinstein." Man glaubt fast Lanzelot zu hören: „Allerholdseligste Heidin, süßeste Jüdin! Wenn ein Christ nicht den Schalk spielt und dich gewinnt, so müßte ich mich sehr irren!"

Arme, arme scholastische Philosophie, die du niemals deine Blätter mit dem Bilde einer Verfasserin wirst schmücken können! Armer Aristoteles, der du nichts von dem „Princip der Sinnespräponderanz" und von der Völkerpsychologie Dr. Susanna Rubinsteins geahnt hast! Armer Thomas Aquinas, der du dich zu der frevlen Behauptung verstiegst, daß das Weib an Intelligenz dem Manne weit nachsteht, daß es eigentlich hauptsächlich nur für das Familienleben geschaffen ist, und daß der Mann für alles Übrige an Männern bessere Hilfe findet!

Armer Lotze! Du bist nicht bloß todt, du bist überholt! Armer Lazarus! — nicht du in Bethanien, sondern auch du in Berlin! Du hast an Dr. Susanna deinen Meister gefunden. Sie lobt dich zwar als „einzig" in deiner Art, wenn du dem „Spielen und Leuchten des seelischen Colorits" nachgehst, wenn du „die schwankende und verzitternde Farbenbrechung in den Falten und Furchen (!) der Seele erfassest"! Du giltst ihr an vielen Stellen „als ein Taucher auf seelischem Meeresgrunde!" Aber die eigentliche Seelenwassernixe, die alles dieses Spielen, Leuchten, Schwanken, Verzittern und Tauchen noch unendlich viel besser versteht, das ist sie. Höre nur, was der Herr V. in der Allgemeinen Zeitung Alles in ihr beisammen findet: „eine nicht gewöhnliche synthetische Begabung neben feinsinnigster analytischer Kraft, gründliche Gelehrsamkeit neben künstlerisch vornehmer Darstellungsgabe, erschütterndes sittliches Pathos neben Zügen schalkhaften Humors, lehrhaften, logisch gegliederten Vortrag neben sprudelndem Conversationstalent, männlichen Verstand neben weiblicher Anmuth und Zartheit". Armer Lazarus! Wenn du auch Salomon wärest, Dr. Susanna ist Salomon und Königin von Saba dazu!

Was sogen. Causerie, d. h. leichtes Geplauder, rasche Beobachtung des Sinnfälligen, lebhaftes Interesse für das Kleine, leichtbewegliches Gefühl betrifft, sind die Frauen den Männern allzeit voran gewesen. Der vornehme Salonston ist nicht eine Erfindung der Männer, sondern der Frauen; diese

lieben und pflegen Putz, Schminke und Parfümerie auch im geistigen Leben. Es ist darum nicht zu verwundern, daß Fräulein Susanna in manchen äußern Punkten der Form ganz glücklich mit den männlichen belletristischen Populär-philosophen concurrirt, ja sie in anmuthiger Leichtigkeit der Behandlung wirklich übertrifft — Lotze so gut, wie Lazarus. Wenn die Philosophie mit einer Rose im Knopfloch im Salon erscheint, so muß sie sich's gefallen lassen, Salonsgespräch zu werden, und im Salon ist die Dame unbestrittene Königin.

Sieht man jedoch von dem „Bildniß der Verfasserin" ab, von ihrem photographischen Porträt wie von dem geistigen Bilde ihrer Causerien, und forscht man nach dem Gehalt und wissenschaftlichen Werth ihrer Philosophie, so muß man sich billig wundern, wie sonst ernste Journale dergleichen Schriften als glänzende Leistungen im überschwänglichen Stile empfehlen mögen.

Fangen wir von hinten an, wie das bei den Schriften der Hebräer Sitte ist, so begegnet uns in der „Zweiten Folge" zunächst eine „Charakteristik der indischen Phantasie", d. h. ein Salonsgeplauder über indische Philosophie und Poesie, aus Fr. von Schlegel, Max Müller, Jolowicz, Bopp, Bohlen, Lassen, Duncker fröhlich zusammengepickt, mit zierlichen Seidenfädchen zum Kranze gewunden, aus dem Lotosblumen und artige Sprüchelchen herausnicken, und schließlich mit einem großen neu lackirten Schild versehen; darauf steht unter dem großen Titel „Princip der Sinnespräponderanz" ein schon uraltes, allgemein bekanntes Resultat, das Andere viel gründlicher untersucht und viel treffender charakterisirt haben: „Die gesammte Culturerscheinung des Inderthums trägt eine janusartige Physiognomie, es tritt aus ihr eine zweifache Geistesströmung entgegen. Einerseits brütende Abstraction, ein leidloses und freudloses Aufgehen in der ewigen Allheit, die sich in der unendlichen Vielheit auseinanderlegt, und anderseits ein märchenhaft phantastisches Schweifen und Schwelgen in dem Ungeheuerlichen, ein Spintisiren bis in die zarteste Einzelheit und dabei wieder ein träumerisches Dahinfluthen in der bizarrsten Maßlosigkeit." Die erste (contemplative) Richtung schreibt die Philosophin dem Gehör zu, die zweite (phantastische) dem Gesicht. Warum nicht auch dem Geruch der Tropenblumen, dem Geschmack an Reis und Pfeffer, und dem Tastsinn, der in der indischen Cultur auch seine Rolle spielt? Darüber schweigt sie; denn sie hört Sanscritverse und sieht Grottenanlagen, basta — das ist Philosophie!

Der vorletzte Aufsatz: „Charakteristik der griechischen Phantasie", erklärt erst völlig den Tiefsinn des letzten. Nach einem Abriß der ganzen griechischen Literatur- und Kunstgeschichte, in welchem Dr. Susanna mit sichtlicher Liebe bei Sappho und Hypatia, Eros und Venus verweilt, langt sie endlich bei dem dürren Satze an, der kurz ihre philosophische Theorie zusammenfaßt: „Die Prädisposition zum stereometrischen Sehen ist die causa efficiens (!) vom sinnlich-plastischen Charakter der griechischen Cultur." Die Inder sehen wahrscheinlich planimetrisch und die Germanen trigonometrisch.

Im VI. Essay: „Zur Naturgeschichte des Witzes", stellt Dr. Susanna zusammen, was Andere (wie Kuno Fischer, A. Löwenstein, Fr. v. Schlegel, Eduard Hecker, Theod. Vischer u. s. w.) Geistreiches über den Witz gesagt

haben. Wir wollen keinen Witz darüber machen, da Fräulein Susanna uns sonst Schillers Worte zuschleudern würde:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und an Gott.

Wir aber glauben noch an Gott, wenn auch nicht an die Engelwelt, welche die Augsburger Allgemeine verehrt. Die drei Aufsätze ohne Philosophie nehmen über die Hälfte des Buches ein; für Psychologie bleiben nur 132 Seiten.

„Leidenschaft und Affect" heißt der V. Essay. Er bezeugt wie die übrigen, daß Fräulein Susanna die modernen Dichter fleißig gelesen, auch Gottfrieds Tristan und Isolde, Kants Anthropologie, Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung und Paul Lindau's Nachruf auf die Schauspielerin Ernestine Wegener, worin es heißt: „In Spanien liebt man mit Dolch und Guitarre, in Frankreich mit Champagner und Cancan, in England mit Boxen und Hornpipe und in Deutschland liebt man schwärmerisch innig nach dem Liede: ‚Ach, wie ist's möglich dann'" (S. 117). Hiermit tritt der Aufsatz unter die „großartig gezeichneten Frescobilder" der Völkerpsychologie, wie die Augsb. Allgemeine sagt. Der eigentliche wesentliche Unterschied zwischen Affect und Leidenschaft ist nirgends klar formulirt; um so mehr ist von Liebe und Erotik die Rede, und die ganze Weisheit läuft auf folgende Sätze hinaus: „Nach der Art, wie der Mensch, vom Geiste seiner Leidenschaft aus, die Dinge erfaßt, wie er, von ihm getrieben, handelnd gegen dieselbe Stellung nimmt (!!?), gestaltet sich sein Leben aus. Das dunkle unerfaßbare Wogen und Drängen in der Brust bewegt die Spule, die das Schicksalsgarn webt. Diese verhängnißvolle Causalität ist der Fundamentalgedanke, der wie ein verborgener Geistersang durch den Bau aller Shakespeare'schen Dramen, dieser gigantischen Frescomalereien der Seele, zittert und hallt. Sie ist auch der Nerv und Kernpunkt der Ethik Spinoza's, dieses erhabenen Philosophen, der zuerst ganz und voll auf den dunklen Grund der Seele hinabgetaucht war, um die Perlen seiner Analysen der Affecte zu fischen." Spinoza also nicht bloß Diamantenschleifer, sondern auch — Perlenfischer! Es ist schade, daß Auerbach das nicht erlebt hat!

„Zur Psychologie der Geschlechter" heißt der IV. Essay, ein nett stilisirter Aufsatz aus der modernen höheren Töchterschule, worin der Mann höchst liebenswürdig gezeichnet wird, die Frau noch liebenswürdiger, so daß sie beide, ihrer kleinen Schwächen unerachtet, nicht umhin können, sich gegenseitig zu lieben. Der she-doctor tritt hier bescheidener auf als sonst; *er* gibt eigentlich zu, daß *sie* nicht zum Philosophiren gemacht ist, sucht aber um so mehr die Literatur als Domäne des Weibes festzuhalten. „*Die Frau*," sagt sie, „*steht dem dichterischen Schaffen so sehr näher, als dem wissenschaftlichen Erkennen, daß das Erstere ohne sie gar nicht denkbar ist, während das Letztere sie vollständig entbehren kann.* Für das Gravitationsgesetz von Newton und für die Kategorientafel von Kant war die Existenz der Frau eine ganz irrelevante Sache; aber ob

Shakespeare, Dante, Göthe ohne sie auch zu irgend einer Bedeutung gekommen wären, ist sehr fraglich."

Es ist wirklich viel von einer Fräulein Doctor, daß sie herzhaft zugesteht, „daß die Wissenschaft sie vollständig entbehren kann". Das ist vielleicht das Gescheidteste, was in dem ganzen Buche steht. Sie mag auch ganz Recht haben, wenn sie Göthe's Bedeutung und Weltruf theilweise den Frauen auf Rechnung setzt. Aber Shakespeare verräth sich denn doch wahrlich nirgends als Weibersklave; er steht hoch über den bunten Schöpfungen seiner Phantasie, und nicht eine irdische Beatrice, sondern die himmlische der mittelalterlichen Theologie hat Dante's Weltgedicht inspirirt. Daß zwischen „der blauen Wunderblume der Romantiker und den Frauen ein magischer Geheimbund" bestand (S. 200), mag der Fräulein Susanna zugegeben werden; aber einen Grundirrthum der modernen Welt spricht sie aus, wenn sie sagt, daß das poetische Schaffen ohne die Frau gar nicht denkbar ist. Daran krankt allerdings die ganze neueste Literatur; aber das ist nicht ein normaler, sondern ein krankhafter Zustand, der nur dann zu heilen ist, wenn die Frau wieder aus ihrer thörichten Emancipation in das ihr von Gott angewiesene bescheidene, häusliche Wirken zurücktritt.

Aus dem III. Essay: „Die Bewegungsarten", führen wir als wichtige psychologische Mittheilung an, „daß es zu allen Zeiten größere Schauspielerinnen als Schauspieler gegeben hat", „daß das Geschick des weiblichen Geschlechtes für bloß reproducirende Künste" auf „dem leichteren Schwung der instinctiven Bewegung" (also auf einem Mangel an Herrschaft des Verstandes) beruht — und „daß man in der Befangenheit eine noch so gut eingeübte Clavierpièce nicht auszuführen vermag". Über weitere Kreise der „Bewegungsarten" wird Jeder wohl gut thun, die von Dr. Susanna benützten physiologischen Fachautoren unmittelbar zu consultiren.

Im II. Essay: „Zeit und Raum", wird man sich vergeblich nach einer philosophischen Analyse dieser Begriffe umsehen; dagegen hat es der „Philosoph" Lazarus ermöglicht, zwei Begriffe zu untersuchen, welche der hl. Thomas von Aquin gänzlich vernachlässigt hat, nämlich den Begriff der „Kurzweiligkeit" und der „Langweiligkeit". Letztere waltet in diesem Aufsatz vor.

Noch trostloser ist der I. Essay: „Schicksale der Vorstellungen", woraus wir nur zwei Sätze notiren wollen: „Nur der Mensch allein unter allen Lebewesen ist auch der Abstraction fähig. Diese Bemerkung machte zuerst Locke." Fräulein, da haben Sie sich doch schlecht umgesehen, wenn Sie nicht beachtet haben, daß man schon längst vor Locke, im dunkelsten Mittelalter, die Thiere nicht für abstractionsfähig gehalten hat!

Nur regelloses Durcheinanderlesen der verschiedensten Werke, fragmentarisches Träumen über einzelne Gegenstände der Psychologie, buntes Springen von einem Citat in's andere, belletristisches Spiel mit philosophischen Namen und Begriffen — das ist es, was die Augsb. Allgemeine als „nicht gewöhnliche synthetische Begabung, feinsinnigste, analytische Kraft, gründliche Gelehrsamkeit und erschütterndes sittliches Pathos" ausposaunt.

Solch ein „erschütterndes sittliches Pathos" wird es wohl sein, wenn

Dr. Susanna zu einem Liebesgedicht Sappho's bemerkt: „Wie verschieden ist diese ganz in die organischen Formen projicirte und in die materielle Sphäre sich brechende Liebeserschütterung von dem Melodienschauer der Seele, die das Liebesglühen des modernen Erotikers ausfiebert!" Oder wenn sie sich zu Gunsten der hellenischen Sagen gegen die christlichen Vorstellungen von der Hölle ausläßt: „Es verräth ganz den Schaffensdrang des großen Volkes und seine edle und würdige Auffassung der menschlichen Bestimmung, daß die Unterwelt keine größeren und herberen Strafen zu verhängen hat, als zielloſe Arbeit und vergebliches Abmühen ... Wie nehmen sich dagegen die schauderhaften und ausgesuchten Martern in der Hölle der soi-disant allliebenden Religion aus, wie sie z. B. der Edelmann Owain im Fegefeuer des hl. Patricius schildert?" Noch „erschütternder" aber ist das „sittliche Pathos", wenn Fräulein declamirt: „Jedes andere Gefühl beherrscht das Seelenleben Einzelner, Amor ist aber der mächtigste der Götter", „dessen stille Gottheit in jedes Herzens Schrein einmal einzieht .... Und wie von einer Frühlingsfeier umsäuselt und umduftet, erscheint man auch im Wiederschein der Liebe." Das ist erschütterndes, aber Zwerchfell erschütterndes Pathos, zumal wenn man neben diesen Ergüssen rasender Prosa wie von Gouvernantenhand Kant, Mörike, Plato, Thomas von Aquino, Malebranche und Hutcheson daneben „wissenschaftlich" citirt sieht — Seite 114 und 115.

Von der „Allgemeinen Zeitung" unterstützt, wird die „Philosophie mit dem Bildniß der Verfasserin" gewiß ihr Glück machen und alle Bemühungen des Papstes vereiteln, die alte Scholastik zu repristiniren. Was ist ein Kleutgen oder Sanseverino gegen Doctor Susanna! Wir gratuliren Deutschland deßhalb zu dieser „schönen" Wendung in der Geschichte der Philosophie! Hoffentlich werden sich noch viele höhere Töchter finden, welche in die Fußstapfen des neuen Doctors treten, so daß bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts einige Tausend Philosophien mit dem Bildniß der Verfasserin vorhanden sind. Für die männliche Jugend kann dann das Studium der Philosophie ganz aufgegeben werden. Jede „höhere Tochter" veröffentlicht ihre Photographie nebst einer Philosophie; durch „Sinnespräponderanz" wird jeder junge Mann bald finden, ob sie, d. h. die Philosophie, ihm convenirt, statt abstracter Studien verlegt man sich auf „stereometrisches Sehen", und so werden denn endlich die hellenischen Tage anbrechen, nach welchen das gebildete Deutschland sich schon so lange sehnt, und die Kinder werden schon in der Wiege „Völkerpsychologie" lernen.

Li — Li — Li —
Völkerpsychologie;
La — La — La —
Guten Tag, Mama!

Spiritistische Zeitschriften. Wo der Unglaube die erste Violine streicht, da spielt der Aberglaube den Contrebaß, und wo die guten Engel das Haus verlassen, da zieht Beelzebub und Mephistopheles ein. Sie schließen dann die Läden, zünden bei hellem Tag die Geisterlampe an und schreiben auf

das Hausschild: „Licht, mehr Licht!“ Wer sollte es für möglich halten? Und doch ist es so — im vielgerühmten Sonnenlicht des 19. Jahrhunderts fristen 48 — sage und schreibe achtundvierzig spiritistische Zeitschriften ihr Dasein, und spuken mit ihrer Fledermausweisheit in der ganzen Welt herum.

Deutschland hat ihrer 3: Psychische Studien (Monatsschrift, Leipzig), Spiritualistische Blätter (Wochenblatt, Leipzig), Licht, mehr Licht (Wochenschrift, Waltershausen bei Gotha); Frankreich 5: La Revue spirite, La Lumière, L'Anti-Matérialiste, Traité élémentaire du Magnétisme, Journal du Magnétisme; Belgien 4: Moniteur de la Fédération Belge, Le Messager, Le Phare, De Rots; Holland 2: Spiritisch Tijdschrift, Op de grenzen van twee Werelden; Großbritannien 4: The Medium and Daybreak, Light, Herald of Progress, The Psychological Review; Italien 2: Annali dello Spiritismo, L'Aurora; Spanien 7: El Criterio Espiritista, Revista de Estudios psicologicos, La Luz del Porvenir, La Revelacion, El buen Sentido, La Bandera de la Luz, El Faro; die Schweiz 1: Lumière et Liberté; die Vereinigten Staaten 10: The Banner of Light, Religio-philosophical Journal, Mind and Matter, The Sun, The present Age, Truth Seeker, Psychological Circular, Western Light, Olive branch, Light for all; Südamerika 6: Revista de Societade, Constancia, Revista Espiritista, La Ilustracion Espirita, Nueva Era, El Espiritista; Ägypten 1: La vérité; Ostindien 1: The Theosophist; Australien 2: The Harbinger of Light, The Telephone.

Von Deutschland geht das Licht also über Frankreich, Italien, Ägypten, Indien bis Australien und leuchtet von da über Süd- und Nordamerika wieder bis England zurück. Auch die katholischen Länder sind von dem Aberwitz nicht verschont; sein blühendstes Feld sind aber noch immer die von Schwarmsecten wimmelnden Vereinigten Staaten. Fast Allen gemeinsam ist, daß sie an Hauptstapelplätzen der Freimaurerei existiren und daß sie „Licht, Wahrheit und Freiheit“ an ihre Stirne setzen, nach dem alten Recept: „Ihr werdet sein wie die Götter, wissend das Gute und Böse.“ Statt Licht, Wahrheit und Freiheit bekommen die armen Abonnenten aber für 10 bis 12 Mark jährlich einen Quark zu lesen, an den fast die letzte Viertelstunde verschwendet ist.

Da liegen die „Psychischen Studien“ vor uns, „Monatliche Zeitschrift, vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet, herausgegeben und redigirt von Alexander Asakow, Kaiserlich Russischem Wirklichen Staatsrath zu St. Petersburg.“ X. Jahrgang. 12. Heft. Mitsammt Porto kommt das Heft auf 1 Mark. Was erhält man dafür?

Seite 537—539: drei Seiten Einladung zum neuen halbjährlichen Abonnement. Das ist die Hauptsache. Seite 540—547: Rede des Prof. A. M. Butterow in der allgemeinen Versammlung des 7. Congresses der russischen Naturforscher und Ärzte in Odessa „Über das Studium mediumistischer Phänomene“, sieben, sieben schüchtern-weinerliche, phrasenvolle und gedankenarme Seiten, um eine vorwiegend materialistische Versammlung um mitleidige

Berücksichtigung der spiritistischen Medien zu bewegen. Seite 547—551: ein lateinischer Brief, den der Staatsrath Aſakow im December 1860 aus der andern Welt erhielt und der also lautet: Anima solvit moriendo dolorem Verte mentem ad aeternitatem tristitia dissoluta. Anima dolorem meminisse lata discordia vitae et mortis potentiam prehendere nequit nisi fiducia coelestae (!) divinaeque veritatis et justitiae excelsae in anima tua permanet Ernest Noltke. Da der Geist (obwohl derjenige eines unvergeßlichen Philologen) nicht recht deutlich war und keine Interpunktionen angab, Herr Aſakow aber nicht fest im Latein war, so konnte letzterer den Sinn nicht ganz herausbringen und gibt ihn nun dem Leser als „Philologisches Räthsel" auf. Sehr verlockend ist es nicht, ihm Räthsel lösen zu helfen; denn der Wirkliche Staatsrath gesteht u. A.: „Überdieß war das Wort fiducia (Vertrauen) neu für uns; wir begriffen wohl den Sinn; aber wir selbst würden das Wort fides angewendet haben; seine Construction mit dem Genitiv überraschte uns; als wir im Lexikon nachsuchten, fanden wir, daß unser unsichtbarer Redner dennoch Recht hatte, denn ‚fiducia' hat wirklich den Genitiv neben sich." Wirklich? Auch für einen Wirklichen Staatsrath? Seite 552—556: Abdruck einer Relation über zwei Besessene in Döffingen vom Jahre 1714 aus einer „Evangelischen Hauspostill" von 1742. Seite 556 beginnt die „II. Abtheilung, Theoretisches und Kritisches". Herr Gr. C. Wittig, der dem Herrn Aſakow seine russischen Aufsätze in's Deutsche übersetzt, läßt hier zuerst einen Spottartikel abdrucken, der gegen die „Psychischen Studien" veröffentlicht wurde und vielen Witz bekundet. Er ist betitelt „Der Geist eines Rehbocks und die Psychische Kraft-Theorie". Herr Wittig schreibt ein Dutzend Zeilen dazu, in denen sich aber weniger Witz offenbart, als in dem Rehbock. Seite 563—570 folgen „Erklärungsversuche über Geistermanifestationen, Schutzgeister u. s. w.", wie sie besser und eingehender schon hundertmal gegeben worden sind, als hier von J. Strigel. Seite 570—572 klärt Dr. Georg von Langsdorff die Welt über einen Antrag auf, den die 56. Naturforscher-Versammlung zu Freiburg i. B. aus sehr vernünftigen Gründen verworfen hatte. Als Allotria wird Seite 572—576 die Fechner'sche Philosophie abgehandelt; dann folgt von Seite 576—583 ein Sammelsurium von kurzen Notizen aus Zeitschriften ꝛc., worunter ein paar Witze aus dem Kladderadatsch über geisterſehende Thiere entschieden das Geistvollste darbieten. Soviel geist- und herzensbildende Lectüre erhält man in einem Heft für eine Mark. Häufige solche Lesung dürfte wohl zu einem Zustand führen, „der das Sichtbarwerden von Mäusen der vierten Dimension" ermöglicht, wie der Kladderadatsch sehr wissenschaftlich anmerkt.

Ein bedeutungsvoller Fortschritt in der Chemie.

Die Chemie ist nicht Jedermanns Sache. Sie erfreut sich auch nicht jener allgemeinen Theilnahme bei wissenschaftlich gebildeten Laien, deren ihre populäreren Schwestern, die Geologie, die Zoologie, die Botanik, die Anthropologie, die Ethnographie, sich rühmen können. Die Atome der Chemiker sind trotz ihrer unfaßbaren Kleinheit für Manchen doch recht unliebsame Größen. Und erst die chemischen Formeln! Sie schrecken die Einen wie ein leibiger Popanz oder ein grausiger Wauwau und erinnern Andere an kummervolle Stunden ihrer Schuljahre, in denen die anziehenden chemischen Versuche immer und immer wieder durch dürre, symbolische Formelgleichungen gestört wurden, gegen welche Kopf und Gedächtniß in beständigem Kampfe sich aufbäumten. Die vielfach verschlungenen Pfade einer fremdartigen Induction endlich, auf denen die chemische Forschung zu ihren, der unmittelbaren Erfahrung weit entrückten Schlußfolgerungen sich durchwindet, sind selbst ergrauten Gelehrten stellenweise schwer zu begehen. Indem wir es unternehmen, auch für Nicht-Chemiker über Chemisches in allgemein faßlicher Darstellung zu schreiben, sind wir uns dieser geringen Beliebtheit der Chemie in manchen Kreisen wohl bewußt. Wir glauben aber nichtsdestoweniger bei dem besonderen Gegenstand, den wir ausgewählt haben, nicht nur den Leser in keinerlei Unbehagen verwickeln zu müssen, sondern im Gegentheil auf allgemeine Theilnahme rechnen zu dürfen. Es wird sich nämlich in Folgendem um die Auffindung eines natürlichen Systemes der chemischen Elemente und eines großen alle Elemente beherrschenden Gesetzes handeln, das damit gleichzeitig an's Licht gezogen wurde. Beide sind von größter Tragweite für die Wissenschaft.

Kaum hundert Jahre sind es her, seitdem die Naturwissenschaft an die Stelle des Elementbegriffes des Alterthums, welchem die verschiedensten Dinge in bunter Wahl — Feuer, Wasser, Luft, Erde, Äther, Schwefel, Quecksilber, Salz — der Reihe nach unterstellt worden waren,

den Begriff des Qualitativ-Einfachen oder, richtiger noch, den des qualitativ nicht weiter Zerlegbaren gesetzt hatte. Element oder Grundstoff nennt die Chemie seither, im Gegensatze zu zusammengesetztem Stoff, Alles, was sie experimentell nicht derart zerlegen kann, daß aus einer Substanz zwei oder mehrere andere Substanzen erhalten werden, welche nicht nur verschieden sind unter sich, sondern auch verschieden von dem Stoff, aus dem sie herausgelöst worden sind. Ihr Elementbegriff sieht also ab von der quantitativen Theilbarkeit und legt der Frage von der überhaupt denkbaren Grenze qualitativer Theilung keine weitere Bedeutung bei.

Schon im Jahre 1661 hatte zwar der Irländer Boyle, für seine Zeit ein tüchtiger Physiker und Chemiker, gegen die aristotelischen Elemente sich erhoben „trotz des subtilen Raisonnements der Peripatetiker und der hübschen Experimente der Alchymisten". Schließlich mußte er sich aber doch mit der einfachen Erklärung begnügen, nur dasjenige für ein Element gelten lassen zu wollen, was thatsächlich nicht weiter zerlegt werden könne, und mit der bloßen Muthmaßung, die Zahl der Elemente sei am Ende doch wohl eine größere, als man bisher angenommen habe, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, die alten Elemente durch irgendwelche bessere neue zu ersetzen. Erst an der Neige des letzt verflossenen Jahrhunderts, als die Chemie von den end- und planlosen Sudeleien der Alchymisten sich abwandte und mit Lavoisier zur Wage und zum Meßcylinder griff, um die Stoffänderungen nach Maß und Gewicht genau zu verfolgen und zu buchen, gewann die Boyle'sche Auffassung der Elemente einen wirklichen, scharf bestimmbaren Inhalt. Schlag auf Schlag zerfielen da unter den ebenso geschäftigen als geübten Händen eines Scheele, Dalton, Lavoisier, Berzelius, Richter, Gay-Lussac Stoff um Stoff in bisher ungeahnte Bestandtheile. Immer aber führten diese Scheidungen bald durch mehr, bald durch weniger Zwischenglieder hindurch zu gleichen, überall wiederkehrenden Stoffen, zu unseren heutigen Grundstoffen, die jeder ferneren Scheidung thatsächlich widerstehen. Die Arbeit, welche jene großen Altmeister der Chemie in schnellen Fluß gebracht, haben die späteren Jünger der Chemie bis zur Stunde eifrigst weitergeführt. — In verhältnißmäßig kurzer Zeit war es so der chemischen Scheidekunst gelungen, alle bis jetzt bekannten Stoffe auf wenige Dekaden von Elementen zurückzuführen. Sehen wir nämlich von den paar Grundstoffen ab, über deren vollständige Trennung noch Zweifel gestattet ist, so bleiben uns 70 Elemente. Immerhin eine über-

raschend bescheidene Auswahl von Baumaterial, wenn wir dasselbe mit der unabsehbar großen stofflichen Mannigfaltigkeit vergleichen, die aus diesem Urmaterial aufgebaut worden ist und tagtäglich noch aufgebaut wird — zunächst durch die chemische Verbindung in den zusammengesetzten Stoffen, dann durch die physikalische, sowie die krystallinische oder organisirende Aggregation in den groben Stoffmassen und Stoffmischungen aller drei Reiche der Natur.

Was sind nun diese Elemente? Ehe wir ihre Eintheilung in Erwägung ziehen, müssen wir uns darüber klar werden, was sie insgesammt und im Einzelnen kennzeichnet und unterscheidet.

Wer nie auf den Bänken eines chemischen Hörsaales gesessen und da all die Elemente leibhaftig und in puris naturalibus aufmarschiren gesehen, wer ihre Sonderrollen im chemischen Verwandtschaftsspiel, ihre Gesticulationen, ihr Tanzen und Springen bei chemischen Productionen nicht mit Augen in der Nähe betrachtet, wer nicht Gelegenheit hatte, ihre ganze äußere Physiognomie und innere Veranlagung einer genauen Vergleichung zu unterziehen, der könnte leicht geneigt sein, mit dem Worte „Stoff-Element" oder „Grundstoff" die Vorstellung von etwas Absonderlichem zu verbinden. Das wäre aber ein Irrthum, den wir vor Allem beseitigen müssen. — Thatsächlich sind die 70 Elemente ganz so Stoffe, wie die anderen, welche chemische Verbindungen von Elementen sind. Sie unterscheiden sich weder äußerlich, noch physikalisch von letzteren. Man beobachtet an ihnen denselben Wechsel in Farbe, Geruch und Geschmack, wie an den zusammengesetzten Stoffen; sie treten, wie diese, unter den gewöhnlichen Temperatur- und Druckverhältnissen in allen drei Aggregatzuständen, im festen, flüssigen und luftförmigen auf, sie gehorchen bei Änderung ihrer physikalischen Zustände (beim Schmelzen, Verdampfen, Sieden, Erstarren, Krystallisiren und Gelöstwerden) genau denselben Gesetzen. Ja, selbst in chemischer Hinsicht nehmen sie keine auffällige Sonderstellung ein. Denn nach den neuesten Untersuchungen haben wir uns die Elemente als Anhäufungen von gleichartigen Molekeln vorzustellen, welche Complexe weniger, chemisch verbundener Atome sind und ihre Atome gegen andere austauschen, sie theilweise abgeben oder andere aufnehmen können, — Alles genau so, wie dieses schon längst von den Molekeln der zusammengesetzten Stoffe bekannt war. Das Einzige, was die Elemente als solche kennzeichnet, ist nur die zu Anfang hervorgehobene qualitative Einfachheit, oder schärfer gefaßt, der äußerlich gar nicht hervortretende Umstand,

daß ihre Molekeln aus gleichartigen Atomen bestehen — so beim Element Wasserstoff aus je zwei Wasserstoffatomen, beim Element Phosphor aus je vier Phosphoratomen, beim Element Schwefel aus je sechs Schwefelatomen —, während die Molekeln der zusammengesetzten Stoffe stets verschiedenartige Atome enthalten. So viel zur Klarstellung des Unterschiedes zwischen den Elementen und den Nicht-Elementen.

Betrachten wir nun die einzelnen Mitglieder der kleinen Elemenen-Truppe, deren Schaubühne die ganze Welt ist und deren Schauspiel alle Zeiten umspannt vom ersten Schöpfungsmorgen an bis zum jüngsten Tage, so gewahren wir da eine Verschiedenheit von Gesichtern und Trachten, eine kunterbunte Zusammenwürfelung von Charakteren, einen Wechsel im Handeln und Wandeln, wie dieses in gleichem Maße nicht leicht auf einer wirklichen Schaubühne, weder vor noch hinter den Coulissen, gefunden wird.

Wohl zählt man über drei Viertel der Elemente zu den Metallen und gibt dadurch zu verstehen, daß sie wenigstens in dem, was ein Metall ausmacht, übereinstimmen. Schade nur, daß dieser Metalltypus ein recht elastischer Begriff ist. Prüfen wir ihn genauer, so schrumpft er uns auf die wenig greifbaren Merkmale eines eigenthümlichen Glanzes, den man „Metallglanz" nennt, sowie einer hohen Leitungsfähigkeit für Wärme und Licht zusammen. In allen sonstigen Eigenschaften, die viel sinnenfälliger sind, gehen die Metalle weit auseinander. Wasserstoff, ein vollgiltiges Metall, ist ein luftförmiger, farbloser Körper, Quecksilber eine sehr bewegliche, schwere Flüssigkeit. Die übrigen metallischen Elemente sind zwar feste Körper, sie repräsentiren aber dabei alle Grade der Härte und Plasticität, alle Stufen der Schmelz- und Verdampfbarkeit. Wenn nur wenige derselben, wie Kupfer und Gold, durch besondere Farbe sich auszeichnen und die meisten in ihrem mehr oder minder weißen Glanze nahezu übereinzustimmen scheinen, so beruht dieses auf optischer Täuschung. Wegen ihrer hohen Reflexionsfähigkeit lassen sie nämlich das meiste Licht ohne vorherige Zerlegung an ihrer Oberfläche abprallen und bringen die ihnen eigene Körperfarbe nicht zur Wahrnehmung. Erst nachdem sie das auffallende Licht durch wiederholte Reflexion in absorbirbares und nicht absorbirbares geschieden, bekennen sie uns ihre wahre Farbe. Dieß geschieht unter Anderem, wenn wir die polirten Innenwände eines Metallcylinders, den wir gegen das Licht halten, auf ihre Farbe prüfen. In diesem Fall erscheint z. B. Silber

rothgelb, Zink indigoblau, Gold roth, Stahl violett, Kupfer brennend scharlachroth. Was dann die stoffliche Dichte oder Schwere anbelangt, so unterschied man von jeher leichte und schwere Metalle; beide Gruppen umfassen aber wieder weite Abstände. Unter den leichten Metallen schwimmen die einen — Lithium, Natrium, Kalium — wie Holz auf Wasser; die anderen aber sinken darin unter und sind theilweise mehr als doppelt so dicht als Wasser. Ja, wir begegnen bei den Metallen den äußersten Grenzen stofflicher Dichte, die überhaupt bekannt sind: Wasserstoff ist die dünnste, Platin die dichteste aller Substanzen, der einfachen wie der zusammengesetzten.

Unter den Elementen, die keine Metalle sind, herrscht entschieden noch größerer Wechsel. Ihre Physiognomien gehen derart nach allen Seiten auseinander, daß kein gemeinsames Merkmal sie zusammenfassen läßt, sondern nur der Abgang eines solchen. Die Chemiker pflegten sie deßhalb bisher einfachhin als „die Nicht-Metalle" den Metallen zur Seite zu stellen. Chlor, Sauerstoff und Stickstoff sind unter gewöhnlichen Umständen luftförmig. Brom ist eine sehr flüchtige Flüssigkeit. Die anderen, die alle fest sind, zeigen wieder alle Abstufungen der Schmelz- und Verdampfbarkeit zwischen dem überaus flüchtigen Jod und dem leicht schmelzbaren Phosphor auf der einen Seite und dem unschmelzbaren Kohlenstoff auf der anderen. Die einen sind farblos, die anderen verschieden hell oder dunkel gefärbt; die einen wirken auf unser Geruch- und Geschmacksorgan, die anderen nicht. Die einen sind gefährliche Gifte, andere befördern unser leibliches Wohlsein, wieder andere sind ohne alle Wirkung auf den thierischen und menschlichen Organismus.

Diese merkwürdige Ungleichheit der Elemente spiegelt sich auch in ihrem Vorkommen in der Natur. Da nämlich ihre natürliche Verbreitung thatsächlich der Rolle angepaßt ist, welche sie im Haushalte der Natur zu spielen berufen sind, und da wieder ihre Eigenschaften und ihre Handlungsweise zu den Sonderrollen der einzelnen Elemente stimmen, so läßt die Art ihrer Vertheilung auf ihre verschiedene Veranlagung und Wirksamkeit schließen. Der Sauerstoff, das Lebenselement für Pflanzen, Thiere und Menschen, der Erreger von Feuer, Licht und Wärme, der Verzehrer der Leiber aller Lebewesen, sobald ihnen die Seele entwichen, der furchtbare Lindwurm, welcher durch Fels und Gestein tief in die Erde sich hineinfrißt, steht in dieser Beziehung an der Spitze aller Grundstoffe. Dieses eine Element bildet zum Wenigsten die Hälfte der Masse der uns bekannten Erdkruste. Außerdem sind $^8/_9$ von allem Wasser, das

die Erde bedeckt und ihre Klüfte bis zu den feinsten Poren durchzieht, Sauerstoff, ebenso ist $^1/_5$ der Lufthülle, welche unseren Planeten umwogt, Sauerstoff. Noch mehr, die meisten übrigen Elemente finden sich im Mineralreich an Sauerstoff gebunden, so daß man ihn als die Bindesubstanz betrachten könnte, welche die anderen Grundstoffe an das Erdganze fesselt.

Nächst dem Sauerstoff dürfte das Silicium die massenhafteste Verbreitung aufweisen. Silicium ist aber das Grundelement des Mineralreichs und die stoffliche Basis der ganzen Steinwelt. Es ist mit tausend Fäden in die Vorgänge verflochten, die im Reiche des Leblosen sich jetzt noch abspielen und von Anfang an, seitdem unsere Erde als geballter Himmelskörper durch den Weltraum rollt, sich abgespielt haben. Überall an Sauerstoff gebunden, hat es sicher über die Hälfte des Sauerstoffes für sich in Beschlag genommen. Was für ein Grundstoff nach dem Silicium der verbreitetste sei, ist schwer zu entscheiden. Um diesen Platz könnten sich wohl die folgenden Elemente streiten: Kohlenstoff, Aluminium, Calcium, Magnesium, Kalium, Natrium, Eisen, Schwefel, Wasserstoff, Chlor, Stickstoff, die alle zusammen nahezu das letzte Viertel der Erdmasse ausmachen. Kohlenstoff, der Grund- und Eckstein für die Leiblichkeit alles Lebendigen, die stoffliche Grundlage aller organischen Verbindungen und somit auch aller Organismen, der Angelpunkt, um den sich das endlos verschlungene Spiel der leiblichen Umgestaltungen, der Kraft- und Wärmeentwicklungen in den Organismen dreht, der Hauptnährstoff für das zehrende Feuer der heutigen menschlichen Gesellschaft, dürfte unter den eben aufgeführten Elementen die hervorragendste Bedeutung besitzen.

Die 57 Elemente, die noch erübrigen — sind alle rari nantes in dem Stoffmeere unseres Planeten. Mit Einschluß aller technisch verwertheten Metalle — ohne das Eisen — beträgt ihre Masse zusammengenommen nicht mehr als ein Procent; doch theilen sie sich in dasselbe mit ganz verschiedenen Beträgen. Während Kupfer, Blei, Zink, Zinn, Mangan, Phosphor, Silber, Gold den Hauptantheil an sich reißen, kommt Arsen, Antimon, Bor, Chrom, Strontium, Barium schon bedeutend schlechter weg und bleibt den meisten der 43 Elemente, die außerdem noch da sind, nur mehr ein so spurenhaftes Vorkommen, daß es der ingeniösesten Hilfsmittel, wie der Spectralanalyse, bedurfte, um ihre Existenz überhaupt noch nachweisen zu können.

Diese wenigen Bemerkungen dürften vollauf genügen, um jeden Leser

die Schwierigkeiten ahnen zu lassen, welche die wissenschaftliche Eintheilung eines so bunt zusammengewürfelten Völkchens, wie die Elemente es sind, den Chemikern von jeher verursacht hat. Wohl lassen sich einzelne Eigenschaften, z. B. der metallische Charakter oder die sogenannte chemische Werthigkeit oder der Umfang der Atombindekraft herausgreifen und nach ihnen die Elemente in Gruppen sich gliedern. In den allermeisten, wenn nicht allen Fällen aber sind die so gewonnenen Abgrenzungen nichts weniger als scharf und bleibt ihre genaue Fixirung schließlich dem Belieben des Einzelnen anheimgestellt. Außerdem entsteht noch der Übelstand, daß je nach der besonderen Eigenschaft, welche man zum obersten oder zu einem untergeordneten Eintheilungsgrund auswählt, die Gruppen verschieden ausfallen. — Eine wissenschaftliche Eintheilung soll ferner nicht nur auf das Zusammenstimmen oder Auseinandergehen in einer oder in einigen beliebig herausgegriffenen Eigenschaften sich stützen, sondern auf die Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung im Gesammtcharakter der Elemente. Sie darf bei Beurtheilung dieses Gesammtcharakters auch nicht bloß nach den Analogien im äußeren Erscheinen, etwa bloß nach dem Aussehen und nach den in die Sinne fallenden Eigenschaften, sich richten. Eine wissenschaftliche Eintheilung soll vielmehr auch eine möglichst natürliche und gründliche sein, d. h. sie soll in erster Linie auf die gesammte innere Naturanlage der Elemente sich stützen, welche den Grund des äußeren Erscheinens und Wirkens bildet. Für den Chemiker kann es sich am wenigsten geziemen, bei der Eintheilung der Stoffe an physikalische und sonstige Äußerlichkeiten sich anzuhängen, er muß tiefer greifen und sein Hauptaugenmerk den chemischen Analogien, dem aus der Natur der Elemente unmittelbar entspringenden chemischen Charakter zuwenden. Doch gerade dieses hat seine ganz besonderen Haken. Der chemische Charakter eines Elementes, d. i. die Art seines substantiellen Bestandes und seiner substantiellen Veränderlichkeit unter dem Einfluß physikalischer Eingriffe oder unter der Einwirkung anderer Stoffe, ist selbst ein wahrer Proteus. Er zeigt ein anderes und anderes Gesicht, je nach den Stoffen, mit denen man das Element zusammenbringt, je nach den Umständen, unter denen man den Versuch mit ihm anstellt, je nach dem Standpunkt, von dem aus man sein Thun und Lassen betrachtet.

Unter solchen Umständen kann es nicht mehr befremden, wenn die bisher üblichen Eintheilungen der chemischen Lehrbücher wie die Musterkarten der Handlungsreisenden von einander abweichen, selbst auch nicht,

wenn einzelne sonst ausgezeichnete Lehrbücher auf eine wissenschaftliche Eintheilung ganz und gar verzichten.

Aber wie, sollen denn die Elemente ordnungslos in die Welt gesetzt sein, indessen die uns umgebenden Körper die schönste Ordnung erkennen lassen? Während Pflanzen und Thiere ihrem Körper und ihrer stofflichen Ausgestaltung nach einen wundervollen, weise abgezirkelten Bauplan verrathen, während selbst die todten Steine schön in Reihe und Glied geordnet sich darstellen und die sterngeballten Stoffmassen am Himmel gleich Anfangs in wohlgeregelten Systemen sich aufgestellt, dann in staunenswerther Ordnung und Harmonie ihren Entwicklungsgang vollzogen haben und nun im Raume kreisen, da sollten die Grundstoffe, aus denen sich dieses Alles herausgebildet hat, als wild zersprengte Horde ihr Dasein fristen und in wilder verworrener Jagd ihr Spiel treiben? Ist es nicht von vornherein viel wahrscheinlicher, die Ordnung, welche die ganze Körperwelt bekundet, sei in einer ebenso weisen Anordnung der Grundstoffe schon grundgelegt? Ganz gewiß, für Jeden, bei dem es feststeht, daß die Grundstoffe ebenso das Werk der schöpferischen Allweisheit sind, wie die Himmelskörper, und daß ihre Naturanlage von der göttlichen Weisheit auf das hingeordnet worden ist, wozu sie erschaffen sind, nämlich um durch ihr Sein und Wirken den in der leblosen Körperwelt sich auswirkenden Bildungs- und Entwicklungsplan zu unterstützen und zu tragen, kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß auch die chemischen Elemente ein wohlgeordnetes Ganze ausmachen, daß auch die Grundstoffe ein ordnendes Band zu einem natürlichen Systeme verknüpfe. Und wenn die Chemiker bisher ein solches System nicht kannten, so beweist dieß nur eine recht bedauernswerthe Lücke in ihren Kenntnissen.

Diesem Mangel ist — wenn nicht Alles trügt — heute abgeholfen. Der kühnen Speculation eines Russen, Namens D. Mendelejeff, war es vorbehalten, mit Columbus das Ei auf die Spitze zu stellen[1]. Denn durch eine sehr einfache Überlegung fand er, was schon Viele vor ihm gesucht, aber nicht gefunden, „das Gesetz der periodischen Reihen der Elemente". Er hat damit der Chemie die erste wissenschaftliche Eintheilung der Grundstoffe gegeben.

Der Leser gestatte uns, sogleich das fertige System tabellarisch ihm unter die Augen zu rücken. Das Seltsame dieses Fach- und Gitterwerks wird ihm, so hoffen wir, die Gemüthsruhe nicht stören.

[1] Er veröffentlichte seine erste hierauf bezügliche Arbeit 1869 im „Journal der russischen chemischen Gesellschaft".

Natürliches System der Elemente.

	I. Periode	II. Periode	III. Periode		IV. Periode		V. Periode		VI. Periode		VII. Periode	
	1. Reihe	2. Reihe	3. Reihe	4. Reihe	5. Reihe	6. Reihe	7. Reihe	8. Reihe	9. Reihe	10. Reihe	11. Reihe	12. Reihe	
I. Gruppe	Wasserstoff			Kalium		Rubidium		Cäsium		?		?	Familie: 1.
		Lithium	Natrium		(Kupfer)		(Silber)		?		(Gold)		
II. Gruppe				Calcium		Strontium		Barium		?		?	2.
		Beryllium	Magnesium		Zink		Cadmium		?		Quecksilber		10.
III. Gruppe				Scandium		Yttrium		Lanthan		Ytterbium		?	3.
		Bor	Aluminium		Gallium		Indium		?		Thallium		11.
IV. Gruppe				Titan		Zirkonium		Cerium		?		Thorium	4.
		Kohlenstoff	Silicium		?		Zinn		?		Blei		12.
V. Gruppe				Vanadium		Niobium		Didym		Tantal		?	5.
		Stickstoff	Phosphor		Arsen		Antimon		Erbium		Wismuth		13.
VI. Gruppe				Chrom		Molybdän		Terbium		Wolfram		Uranium	6.
		Sauerstoff	Schwefel		Selen		Tellur		?		Norwegium		14.
VII. Gruppe				Mangan		?		Samarium		Uralium		?	7.
		Fluor	Chlor		Brom		Jod		Thulium		?		15.
VIII. Gruppe				Eisen		Ruthenium		?		Osmium			8.
				Kobalt		Rhodium		?		Iridium			
				Nickel		Palladium		?		Platin			
				Kupfer		Silber		?		Gold			9.

Dem Uneingeweihten könnte diese Tabelle allerdings wie ein Hexeneinmaleins vorkommen oder wie ein kabbalistisches Recept aus einer Alchymistenküche. Bei ihrem Anblick könnte nur zu leicht der Verdacht sich regen, es handle sich hier wohl eher um ein gekünsteltes Machwerk einer

grübelnden Phantasie, als um ein natürliches System. Jene Einfachheit und übersichtliche Klarheit, welche die Werke der Natur auszuzeichnen pflegt, scheint sie wenigstens nicht an der Stirne zu tragen. Wir wollen sehen. Vorerst jedoch noch ein paar Worte zur Erläuterung der Tabelle selbst. Das Eigenthümliche dieser Element-Aufstellung liegt einmal darin, daß sie dem Grade der gegenseitigen Übereinstimmung sowohl, wie der gegenseitigen Verschiedenheit, nach allen Richtungen hin Rechnung zu tragen sucht. Die senkrechten Reihen umfassen die „heterologen" oder unähnlichen Elemente und zwar nach dem Grade ihrer Verschiedenheit, so daß der gegenseitige Abstand auch ein Maß für dieselbe ist. Die wagerechten Reihen enthalten die „homologen" oder ähnlichen Elemente und zwar wieder so, daß die Größe ihrer Ähnlichkeit durch die gegenseitige Nähe in ihrer Stellung sich bemessen läßt. Mendelejeff ordnet sodann alle Elemente unter vier Rubriken: die heterologen in 7 Perioden und 12 Reihen, die homologen in 8 Gruppen und 15 Familien. Die erste und oberste Rubrik ist die der Perioden; dann folgen hinter einander diejenigen der Reihen, der Gruppen, der Familien.

Wie kam nun Mendelejeff zu dieser nagelneuen Art der Eintheilung? Welches ist ihr innerer Grund, welches ihr wissenschaftlicher Ausgangspunkt? Wenn, wie wir oben gesehen, für die Elementen-Gesellschaft die Verschiedenheit der einzelnen Mitglieder ein hervorstechendes Merkmal ist, wenn diese Verschiedenheit in dem Maße groß und allseitig ist, daß sie die Chemiker bisher hinderte, die kleine Schaar unter einen Hut zu bringen, so fragt es sich: läßt sich nicht vielleicht gerade diese Verschiedenheit zum Ausgangspunkt der Eintheilung machen? „Tollkühner Einfall"! könnte da wohl ein allzu philosophischer Denker sagen, „das heißt ja Alles auf den Kopf stellen, — Ähnlichkeit, nicht Verschiedenheit, kann die Dinge systematisch zusammenbringen!" Doch die Chemie ist keine Philosophie! Der Boden der Chemie voller Unebenheiten und Hindernisse erfordert nicht bloß einen eigenartigen Gang und Schritt, er veranlaßt auch manchmal den Chemiker, wenn er überhaupt weiter kommen will, zu ganz sonderbaren Sprüngen, die dem bedächtigen Philosophen schon ein bedenkliches Achselzucken entlocken können. Noch vor wenigen Decennien hat der Italiener A. Avogadro, seiner Zeit weit vorauseilend, so kühn einen Sprung gewagt, daß selbst seine Fachgenossen es für gerathener hielten, ihn ruhig seinem Schicksal zu überlassen. Heute wissen wir aber, daß sein Salto mortale berufen war, der Chemie neues Leben, neuen Aufschwung zu geben. So war es auch mit dem Sprung Mendele-

jeffs; er bedeutet die Rettung aus dem bisherigen elementaren Chaos, wenn es auch über 10 Jahre bedurfte, um ihm die verdiente Anerkennung zu erringen.

Mendelejeff stellte sich in der That die Frage: Liegt nicht der allgemeinen Verschiedenheit der Element-Charaktere *ein gemeinsames, alle Grundstoffe umfassendes Gesetz zu Grunde*? Welches kann dieses sein? Ist vielleicht die Verschiedenheit des gesammten physikalischen und chemischen Charakters der Elemente von einer anderen Grundeigenschaft *gesetzmäßig* abhängig und durch sie bedingt? Welches ist diese? Für den Chemiker war es nun das Nächste, das *Atomgewicht* der Elemente unter diesen Gesichtspunkten in erster Linie in Erwägung zu ziehen. Die Atome gelten ihm ja für die primitiven Träger der Eigenschaften der Elemente, sie sind ihm die wirklichen Acteure beim chemischen Spiele und die Grundfactoren der physikalischen Erscheinungen am Stoff. Das *unveränderliche Gewicht* ist eine Grundeigenschaft, ja das am meisten charakteristische Merkmal der Atome, und kann genau bestimmt werden[1]. Auch dieses Atomgewicht wogt bei den einzelnen Elementen auf und ab, scheinbar ohne alle Regel und ohne jedes Gesetz. Der Leser wird sich hiervon sofort überzeugen, wenn er die folgende Tabelle betrachtet, in welcher die 70 Elemente aufgeführt werden unter Beifügung der Zahl ihres Atomgewichtes.

Silber . .	108	Didym . .	145,4	Niobium .	94	Zinn . .	117,4
Aluminium	27	Erbium . .	166	Norwegium	214	Strontium .	87
Arsen . .	75	Eisen . .	56	Nickel . .	59	Tantal . .	182
Gold . . .	196	Fluor . .	19	Sauerstoff .	16	Terbium .	148,6
Barium . .	137	Gallium .	69	Osmium .	193	Tellur . .	126
Beryllium .	9	Wasserstoff .	1	Phosphor .	31	Thorium .	232
Wismuth .	210	Quecksilber .	200	Blei . . .	207	Titan . .	48
Bor . . .	11	Jod . . .	127	Palladium .	106	Thulium .	169
Brom . .	80	Indium . .	114	Platin . .	194,4	Uralium .	188
Kohlenstoff .	12	Iridium .	193,7	Rubidium .	85	Uranium .	240
Calcium .	40	Kalium . .	39	Rhodium .	104	Vanadium .	51
Cadmium .	112	Lanthan . .	138	Ruthenium	103	Wolfram .	184
Cerium . .	141,6	Lithium . .	7	Schwefel .	32	Yttrium .	89
Chlor . .	35,5	Magnesium	24,3	Antimon .	120	Ytterbium .	173
Kobalt . .	59	Mangan .	55	Scandium .	44	Zink . . .	65,3
Chrom . .	52,5	Molybdän .	96	Selen . .	78	Zirkonium .	90
Cäsium . .	133	Stickstoff .	14	Silicium .	28		
Kupfer . .	63	Natrium .	23	Samarium	150		

[1] Es handelt sich hier selbstverständlich nicht um die *hypothetischen Atome Daltons*. Die Chemie ist über diese ja schon längst hinaus, wiewohl manche Schrift-

Um über den fraglichen Punkt Klarheit zu gewinnen, stellte Mendelejeff die Elemente einfach nach ihrem steigenden Atomgewicht in langer, gerader Zeile neben einander auf und musterte sie einzeln und zusammengenommen mit wohlgeübtem Kennerblick. Und siehe da, alsbald entdeckte er eine merkwürdige Erscheinung, die bisher keinem aufgefallen. In ganz bestimmten Intervallen wiederholen sich immer dieselben Änderungen der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Elemente! Lithium, Natrium, Kalium, Rubidium, Cäsium, die schon längst als echte Geschwister erkannten Alkalimetalle, treten als deutlich erkennbare Marksteine aus der wechselvollen langen Reihe heraus und bezeichnen die schroffen Wendepunkte im Gange der allmählichen Charakteränderung, welche durch die zwischen ihnen liegenden Elemente von einem Extrem in das andere überführt, so daß am Ende jeder Variationswelle stets die stärksten Extreme sich buchstäblich berühren. Zwischen Lithium und Fluor, zwischen Natrium und Chlor, zwischen Kalium und Brom, zwischen Rubidium und Jod, zwischen Cäsium und Thulium vollzieht sich — die ersten beiden Male auf 7 Stufen, die anderen Male auf 17 Stufen — derselbe Übergang von dem elektropositivsten aller Metalle zum elektronegativsten aller Nichtmetalle. Sieben Male wogt so der Elementcharakter periodisch auf und nieder, während unterdessen das Atomgewicht der entsprechenden Elemente ohne Störung stetig und gleichmäßig zur Höhe steigt. Die chemische Verbindungstendenz der Elemente gipfelt jedesmal in den Endgliedern der Variationsgruppe und sinkt von ihnen jedesmal zur Mitte abwärts; der sogenannte chemische Bindewerth oder die Valenz[1] der Atome steigt in den einen Fällen in der Mitte am höchsten, in anderen Fällen hebt er sich die ganze Periode hindurch, um erst mit

steller auch heute noch immer nur von ihnen reden und andere nicht zu kennen scheinen. Die heutigen Atome der Chemie sind reale Größen und bedeuten nichts Anderes, als die constanten, minimalen Gewichtsmengen der Elemente, die in den Molekeln der zusammengesetzten Stoffe vorkommen. Das wirkliche Gewicht der Molekeln aber können wir ebenso sicher aus der Erfahrung ableiten, wie das Gewichtsverhältniß der in den Molekeln enthaltenen Mengen elementarer Stoffe. Das Gewicht der Molekeln sowohl als auch das Gewicht der Atome wird durch ein Vielfaches des thatsächlichen Gewichtes eines Wasserstoff-Atomes ausgedrückt. Wenn wir demnach sagen, das Atomgewicht des Sauerstoffes oder das Gewicht eines Sauerstoff-Atomes ist 16, so soll damit nur ausgedrückt werden, daß 1 Atom des Sauerstoffes 16mal so viel wiegt als 1 Wasserstoff-Atom. Vgl. „Natur und Offenbarung" 1883, Bd. XXIX. S. 385 ff.

[1] Mit diesem Wort bezeichnet der Chemiker die Größe der chemischen Bindekraft eines Atomes, gemessen durch die Zahl bestimmter anderer Atome, welche es chemisch festzuhalten vermag.

dem ersten Gliede der nächsten Periode auf den tiefsten Punkt wieder herabzusinken. Das specifische Gewicht oder die stoffliche Verdichtung der Elemente gipfelt ebenfalls jedesmal in der Mitte der Variationsperiode und sinkt gegen Ende hin; gerade umgekehrt verhält sich das sogenannte Atomvolumen, d. h. die relative Raumerfüllung durch die Elementaratome. Heute wissen wir, daß dieser periodische, vom Atomgewicht abhängige Wechsel auch bei den übrigen Eigenschaften der Elemente stattfindet. Sobald nämlich die Chemiker Vertrauen zu den Mendelejeff'schen Perioden gefaßt hatten, wurde von ihnen eine Eigenschaft nach der andern in dieser Richtung ernstlich in's Verhör genommen. Da zeigte sich denn, daß die Leichtigkeit, mit der die Elemente schmelzen und verdampfen, ihre Dehnbarkeit oder Sprödigkeit, ihr Vermögen, die Wärme und die Elektricität zu leiten, ihre Stellung in der elektrischen Spannungsreihe oder ihr elektrischer Charakter, ja selbst die Spectra, welche sie beim Erglühen hervorbringen, in ganz ähnlicher Weise durch das Atomgewicht beeinflußt werden. Der nordamerikanische Chemiker Carnelley, der sich um diese Untersuchungen ganz besonders verdient gemacht hat, wies in allerneuester Zeit nach, daß sogar das Vorkommen der Elemente in der Natur eine merkwürdige Übereinstimmung mit den periodisch sich ändernden Eigenschaften erkennen lasse[1].

Damit war der Schlüssel zu dem bisher verborgenen Gesetz, das die Atomgewichte der Elemente mit ihren sonstigen Eigenschaften verknüpft, gefunden. Letztere erweisen sich als „eine periodische Function der ersteren". Fehlt es auch heute noch den vorliegenden Beobachtungsergebnissen gar sehr an der nöthigen Genauigkeit, um dieser Function einen mathematischen Ausdruck geben zu können, so kann doch Niemand mehr über ihre Existenz und über die Art ihres Verlaufes im Allgemeinen Zweifel hegen. Noch ein Ruck, und die Thüren öffnen sich, um uns auch das übrige Geheimniß der natürlichen Verkettung der Elementenfamilie schauen zu lassen. Was läßt sich aber Einfacheres denken als diese Überlegungen Mendelejeffs?

Nennen wir nun mit Mendelejeff die Summe der Grundstoffe, welche die Stufen einer periodischen Änderung bilden, eine Periode, so zerfallen die Elemente in zwei kleine Perioden und mehrere, wahrscheinlich fünf größere Perioden, wie die umstehende Tabelle ausweist und auch die frühere (S. 121) es andeutet.

---

[1] Berichte der deutsch. chemisch. Gesellschaft. Berlin 1884. Heft 14. S. 2287 ff.

Die sieben Perioden der Elemente.

I.		II.		III.		IV.		V.		VI.		VII.	
Lithium	7	Natrium	23	Kalium	39	Rubidium	85	Cäsium	133	?	170	?	221
Beryllium	9	Magnesium	24	Calcium	40	Strontium	87	Barium	137	?	172	?	225
Bor	11	Aluminium	27	Scandium	44	Yttrium	89	Lanthan	138	Ytterbium	173	?	230
				Titan	48	Zirkonium	90	Cer	141,5	?	177	Thorium	232
				Vanadium	51	Niobium	94	Didym	145,4	Tantal	182	?	236
				Chrom	52,5	Molybdän	96	Terbium	148,6	Wolfram	184	Uranium	240
				Mangan	55	?	100	Samarium	150	Uralium	188,5	?	244
				Eisen	56	Ruthenium	103	?	152	Osmium	193		
Kohlenstoff	12	Silicium	28	Kobalt	59	Rhodium	104	?	153	Iridium	193,7		
				Nickel	59	Palladium	106	?	154	Platin	194,4		
				Kupfer	63	Silber	108	?	156	Gold	196		
				Zink	65,3	Cadmium	112	?	158	Quecksilber	200		
				Gallium	69	Indium	114	?	159	Thallium	204		
				?	72	Zinn	117,4	?	162	Blei	207		
Stickstoff	14	Phosphor	31	Arsen	75	Antimon	120	Erbium	166	Wismuth	210		
Sauerstoff	16	Schwefel	32	Selen	79	Tellur	126	?	167	Norwegium	214		
Fluor	19	Chlor	35,5	Brom	80	Jod	127	Thulium	169	?	219		

Vergleichen wir nun, ohne uns vorderhand durch die verdächtigen Fragezeichen stören zu lassen, die auf gleicher Stufe stehenden Elemente dieser Tabelle, so überrascht jeden, der mit den Eigenschaften der Grundstoffe vertraut ist, das Zusammenfallen lauter ähnlicher Elemente auf dieselbe Stufe. Mit vollster Deutlichkeit sehen wir dieses jedoch nur in den drei obersten und den drei untersten Horizontalreihen. Für die dazwischen liegenden Reihen macht sich eine andere ganz merkwürdige Constellation geltend, welche ein neues Geheimniß verräth. Während nämlich in den zwei kleinen Perioden nur je ein Element den Übergang von den drei ersten zu den drei letzten Gliedern vermittelt, sind in den großen Perioden dafür elf Elemente eingeschaltet. Diese zeigen zwar unter sich die sprechendste Familienähnlichkeit, ganz sonderbar sind aber ihre Beziehungen zu den kleinen Perioden. Je das viert-erste und das viertletzte Element der großen Perioden offenbaren eine nicht zu verkennende Verwandtschaft mit den beiden Mittelgliedern der kleinen Perioden, mit Kohlenstoff und Silicium, während die drei Elemente, welche auf diese vierten Glieder von oben und von unten folgen, in manchen Stücken ebenso klare Annäherungen an die drei ersten Glieder der kleinen Perioden bekunden. Um auch diesem beachtenswerthen Umstande in der Anordnung der Elemente Rechnung zu tragen, theilte Mendelejeff die großen Perioden in zwei Stücke und rückte ihre letzten sieben Glieder neben die ersten Glieder derselben Periode hinauf. So erhielt er denn zum Schluß die Zusammenstellung, wie sie unsere Tabelle S. 121 gibt, eine Zusammenstellung, die in der That allen Anforderungen genügt.

Wir müssen leider darauf verzichten, in diesen Blättern das Zutreffende dieser Zusammenstellung im Einzelnen nachzuweisen. Dieses würde ein Eingehen auf chemische und physikalische Einzelnheiten verlangen, deren Besprechung allein für Fachschriften sich eignet[1]. Nur der routinirte Chemiker vermag auch den ganzen Werth und die noch nicht abzusehende Tragweite des neuen Elementen-Systems richtig zu schätzen. Wir bemerken hier nur im Allgemeinen, daß die Stellung, welche jedes Element in der Mendelejeff'schen Anordnung erhält, genau, klar und übersichtlich die Beziehungen andeutet, in denen es thatsächlich zu all' den übrigen Elementen steht. Es ist dieses aber das Höchste, was sich überhaupt verlangen läßt. Sie begreift deßhalb auch alle früheren Eintheilungen unter einem höheren Gesichtspunkte in sich. —

[1] In „Natur und Offenbarung", Bd. XXIX. S. 24 ff., haben wir darüber Mehreres mitgetheilt.

Noch viel bedeutungsvoller dürfte der Umstand sein, daß das neue System uns auf fernere, tieferliegende Gesetzmäßigkeiten hinweist, welche einerseits die Atomgewichte selbst regeln, andererseits den periodischen Zusammenhang der Atomeigenschaften mit den Atomgewichten begründen. Man braucht in unserer letzten Tabelle nur die Atomgewichte etwas genauer zu vergleichen, um verschiedenen auffallenden Zahlenverhältnissen zu begegnen, die gewiß nicht zufällig sind. Allein schon dadurch hat sich Mendelejeff ein großes Verdienst um die Fortschritte der Chemie erworben, daß er durch sein System die Aufmerksamkeit der Forscher in neue, viel versprechende Bahnen gelenkt, daß er sie auf bisher ungeahnte Gesetzmäßigkeiten hingewiesen, welche die Elemente beherrschen. Weil deren Klarstellung vor Allem die möglichst genaue Bestimmung der quantitativen Verhältnisse erheischt, so hat eine Reihe von Forschern bereits wichtige Untersuchungen in der Richtung begonnen und auch schon viele frühere ungenaue Angaben richtig gestellt. — Das führt uns zur Besprechung der Fragezeichen in der Tabelle S. 121 und S. 126, die vielleicht manchem Leser auch den Werth der Mendelejeff'schen Speculationen immer noch fraglich erscheinen lassen könnten. Zu dessen Beruhigung wollen wir gleich bemerken, daß heute der Fragezeichen lange nicht mehr so viele sind, wie im Jahre 1869, als das System zum ersten Male in die Öffentlichkeit trat. Diese Fragezeichen und die willkürlich erscheinende Änderung einiger Atomgewichte, welche darin vorkamen, hatten damals sogar die Chemiker gegen die neuen Ideen sehr kühl gelassen und abgeneigt gestimmt. Gerade diese Fragezeichen und Änderungen sollten dem Systeme aber mehr als alles Andere zum Triumph verhelfen!

Sobald nämlich Mendelejeff von der Existenz seines Elementgesetzes überzeugt war und aus den Zahlenverhältnissen, welche bei den zuverlässig bekannten Elementen obwalteten, über den ungefähren Gang der Variation des Atomgewichtes und der anderen Eigenschaften sich orientirt hatte, ließ er sich weder durch die Nichtübereinstimmung einzelner Elemente, noch durch ungehörige Sprünge der Variation an mehreren Stellen beirren; er behauptete vielmehr mit der dem Genie eigenen Kühnheit einfachhin, es lägen in ersteren Fällen unrichtige Beobachtungen vor und es seien in den letzteren die Elementreihen mit Lücken behaftet, welche spätere Entdeckungen ausfüllen müßten. Ohne Zaudern legte er mehreren Elementen, so dem Indium, Beryllium, Cerium, Yttrium, solche Atomgewichte bei, wie ihre Stellung im System sie verlangte, und sagte mit vollem Siegesbewußtsein eine Reihe neuer, unentdeckter Elemente voraus, taufte

sie zum Theil mit Namen, bezeichnete im Voraus ihre Atomgewichte und ihre Eigenschaften. Fürwahr eine große Kühnheit, ein zuversichtlicher Muth! Ganz dazu angethan, den älteren und bedächtigeren Forschern ein spöttisches und mitleidsvolles Lächeln auf die Lippen zu treiben, ganz dazu angethan aber auch, dem baldigen Siege Mendelejeffs einen ganz besonderen Glanz und eine Alles niederwerfende Kraft zu verleihen. Schneller als es wohl der muthige Prophet selbst erwartet hatte, traf Stück um Stück genau so ein, wie es vorhergesagt war.

Mit der Prognose Mendelejeffs noch ganz unbekannt, hatte der ergraute Chemiker Bunsen es unternommen, auf rein experimentellem Wege das Atomgewicht des Indiums zu controliren. Er fand, wie das natürliche System es verlangt, die Zahl 113 statt der früheren 75,6. Dieses glückliche Zusammentreffen der Speculation mit der nüchternen Erfahrung spornte zur Prüfung auch der anderen von Mendelejeff angezweifelten Atomgewichte. Und siehe, Schlag auf Schlag setzte das unparteiische Experiment überall solche Zahlen, wie sie verlangt waren. Noch mehr! 1875 entdeckte Lecoq Boisbaudran ein neues Metall, das er Gallium nannte. Dessen Atomgewicht und Eigenschaften waren aber ganz genau diejenigen, welche der russische Seher seinem „Eka-Aluminium" beigelegt hatte. 1879 fand Nilson ein anderes neues Element, Scandium, das sich wieder genau als das „Ekabor" Mendelejeffs entpuppte. Andere neu entdeckte Elemente, Norwegium, Samarium, Thulium, Ytterbium, paßten nach näherer Prüfung alle in die Lücken, die Mendelejeff für sie offen gelassen. Nach einem derartigen Erfolge fällt es keinem Chemiker mehr ein, Fragezeichen zu bespötteln.

Das neue Elementensystem eröffnet der naturwissenschaftlichen Speculation aber auch Fernsichten in noch weit entlegenere Regionen. Die schwerwiegende Frage von der stofflichen Einheit aller Grundstoffe und aller aus ihnen gebildeten Körper — so oft schon in Discussion gezogen und immer wieder als unlösbar abgewiesen — ist mit dem periodischen Elementgesetze, das die specifischen Eigenschaften der Atome von ihrem Gewichte abhängig macht, abermals in den Vordergrund der theoretischen Erörterungen gedrängt worden. Der Gedanke, daß die eigentliche Masse der Stoffe überall die gleiche Urmaterie darstelle und daß aus ihrer verschiedenartigen Umformung die specifische Verschiedenheit der Atome entspringe, erhält durch Mendelejeffs Entdeckung neue Nahrung. Schon sind eine Reihe neuer Erklärungsversuche aufgetaucht und wurden ältere aus den Schubladen früherer Forscher neuerdings hervorgezogen.

Die Einen wollen die verschiedenen Elemente für verschiedene Verbindungszustände des einen Elementes Wasserstoff erklären; Andere meinen, die Elemente seien Verbindungen einiger weniger noch nicht bekannter Urelemente nach Art der „homologen Reihen" organischer Verbindungen; wieder Andere halten dafür, eine gleichartige Urmaterie niederer Ordnung hätte durch Annahme eines verschiedenen Verdichtungs- und Bewegungszustandes die verschiedenartigen Grundstoffe ergeben. Es gebricht uns leider an Zeit und Raum, diese Erklärungsversuche jetzt einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß wir es einerseits für gewagt halten, endgiltig über diese Frage aburtheilen zu wollen, daß wir aber andererseits doch auch triftige Gründe zu haben glauben, alle diese Erklärungsversuche, *so wie sie vorliegen*, für verfehlt zu halten. Wir erblicken in dem natürlichen System der Elemente vielmehr einen neuen Beweis für unsere schon bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochene Meinung, daß eine monistisch-mechanische Stoffeinheit, welcher die modernen Forscher zusteuern, die specifische Verschiedenheit der Elemente nicht zu erklären vermöge; daß dagegen die dualistische Auffassung, welche ein überall gleiches materielles Princip neben einem bestimmenden verschiedenen Formalprincip zur Erklärung heranzieht, mit den Thatsachen nicht nur im Einklang stehe, sondern dieselben auch allein widerspruchslos deuten könne[1]. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, in *jedem* Falle bieten die Perioden und Reihen, die Gruppen und Familien der Elemente eine glänzende Beleuchtung zu den Worten im Buche der Weisheit: „Omnia in mensura et numero et pondere disposuisti."

L. Dressel S. J.

---

[1] Dr. C. Gutberlet gibt in seiner „Naturphilosophie" (1884. S. 21) mit P. Secchi der mechanischen Auffassung vor der dualistischen den Vorzug. Den Grund, welchen er für dieselbe aus der „neuerdings stark angezweifelten Constanz der Atomgewichte" herleitet, haben wir schon in „Natur und Offenbarung" (1883. Bd. XXIX. S. 713) beleuchtet. So viel uns bekannt, hat besagter Zweifel wenige Chemiker beunruhigt und ist er heute so ziemlich im Sande verlaufen. Er hat in der That auch nichts für unsere Frage zu bedeuten. — Es handelt sich sodann bei Erklärung der specifischen Naturanlage der Elemente nicht bloß um das zufällige Zustandekommen eines *„annähernden Gleichgewichtes"*, sondern vielmehr um die Erklärung des Zustandekommens *specifischer*, den Elementen nachweisbar von Anfang an bis heute *unverändert zukommender* Eigenschaften und Wirkungsweisen, sowie um die Erklärung des *Plan-* und *Gesetzmäßigen* dieser Eigenschaften, sowohl wenn man sie an und für sich betrachtet, als auch im Hinblick auf die Beziehungen, welche sie ohne allen Zweifel zum Universum haben.

Die Kunstthätigkeit des hl. Bernward von Hildesheim.

Gleichzeitig mit dem Doppelartikel über Erzbischof Egbert von Trier, der in dem zweiten Bande des vorigen Jahrgangs dieser Blätter erschien, brachte die „Westdeutsche Zeitschrift" einen inhaltsreichen Aufsatz von Professor Springer in Leipzig, der in seinen bahnbrechenden Grundanschauungen ganz mit dem von uns vertretenen Standpunkte übereinstimmt. Es ist auf diese Übereinstimmung um so mehr Gewicht zu legen, als der genannte Verfasser nicht nur ein hervorragendes Ansehen in der heutigen Kunstliteratur besitzt, sondern sich auch so gestellt hat, daß man ihm gewiß nicht vorwerfen kann, er suche aus kirchlichem Interesse die Schattenseiten des Mittelalters aufzuhellen.

Über die Unabhängigkeit unserer nationalen Kunst im zehnten Jahrhundert schreibt er also:

„Die in der karolingischen Periode eingeschlagene Richtung wird durch das ganze zehnte Jahrhundert fortgesetzt; auf ihren Grundlagen wird insbesondere gegen das Ende desselben weitergebaut. Sie dauert bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts, wo sie einer anderen Kunstweise wich. Es widerspricht dem wirklichen Gang der Dinge, wenn man die karolingische und die unter den sächsischen Kaisern herrschende Kunst scharf trennt, und vollends unhistorisch erscheint der Zwischenschub der byzantinischen Kunst, als ob durch die letztere eine Scheidung und Änderung herbeigeführt worden wäre" (S. 203).

„Die Architektur des zehnten Jahrhunderts steht der Baukunst der folgenden Periode ferner als der Kunst des karolingischen Zeitalters. Sie setzt die letztere fort, wird auf diese Art mit der altchristlichen, mittelbar mit der spätrömischen Kunst enge verknüpft" (S. 206).

„Wir wissen, daß das in Luxusgewerben reich blühende Byzanz mit Werken der Kleinkunst lebhaften Handel trieb. Diese Kunde gab sogar Anlaß zu der Meinung, daß, wie das Abendland überhaupt, so insbesondere Deutschland seinen ganzen Kunstbedarf auf dem Wege der Einfuhr von Byzanz bezogen hätte, eine Meinung, welche noch gegenwärtig selbst in wissenschaftlichen Kreisen Anhänger findet, in Wahrheit nicht bloß übertrieben, sondern geradezu grundfalsch ist. Sie setzt die Annahme einer dauernden

Unterbrechung der Kunstthätigkeit auf deutschem Boden voraus. Daran konnte man glauben, so lange der Begriff der Völkerwanderung buchstäblich aufgefaßt wurde und eine tiefe Kluft Alterthum und Mittelalter zu trennen schien. In Wirklichkeit hat sich z. B. die Goldschmiedekunst, wenn auch unter ungünstigen Verhältnissen und mit stark verminderter Tüchtigkeit, durch alle Stürme des vorigen Jahrtausends erhalten" (S. 206 f.).

„In den Evangelistenbildern wird, wie in allen frühmittelalterlichen Codices, der überlieferte Typus am strengsten festgehalten. Hier berühren sich die abendländische und die byzantinische Kunst ganz nahe. Und weil beide aus derselben Quelle schöpften, entstand die irrthümliche Ansicht, jene sei von dieser überhaupt abhängig gewesen" (S. 224).

Die angeführten Sätze bezwecken auf dem Gebiete der Geschichte offenbar eine Emancipation der deutschen Kunst vom byzantinischen Joche und sind als wichtige Schritte zu einer richtigen Auffassung der Kunst des zehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, die auf die Dauer zum Umbau mancher veralteten Systeme führen müssen.

Gehen wir nun hier auf der Bahn weiter, welche wir unabhängig von Springer, aber zu unserer Genugthuung in wesentlicher Übereinstimmung mit ihm, betreten haben. Wie wir die byzantinische Frage zuerst an Egberts Kunstthätigkeit prüften, wollen wir uns jetzt nach Norddeutschland wenden und untersuchen, welche Stimme die Kunstthätigkeit des vielgenannten Bischofs Bernward in Hildesheim abgibt.

Bernward bietet in manchfacher Beziehung eine auffallende Parallele zum Erzbischofe von Trier. Der ältere Bischof der alten rheinischen Metropole stand wie derjenige des Sachsenlandes in enger Beziehung zum ottonischen Kaiserhause und insbesondere zur Kaiserin Theophanu, welche vorgeblich die byzantinische Kunst in Deutschland auf den Leuchter stellte. Egbert starb im Jahre 993, in dem Bernward den Bischofsstuhl bestieg, und beide haben sich jedenfalls öfters am Hofe der griechischen Kaisertochter und ihres Sohnes Otto' III. getroffen und — über Kunstgegenstände unterhalten. Dazu kommt noch der wichtige Umstand, daß Egbert ein Sohn des Grafen Theodorich II. von Holland war, Bernwards Onkel Volkmar aber als Bischof von Utrecht freundlichen Verkehr mit der gräflichen Familie unterhielt.

Volkmar unterstützte seine Schwester, die früh Wittwe geworden war, in der Erziehung ihrer Kinder und empfahl seinen jungen Neffen dem Bischofe von Hildesheim, der denselben dem Priester Thangmar, dem Vorsteher der Domschule, übergab. Dieser Thangmar begleitete von

nun an als Lehrer, Freund und Rathgeber Bernward auf allen seinen Wegen, schloß ihm die Augen und schrieb auch die Geschichte seines ehemaligen Schülers und Bischofes. Sein Werk ist anerkanntermaßen eine der besten und werthvollsten Lebensbeschreibungen, die überhaupt im Mittelalter verfaßt worden sind. Sie wurde schon in alten Zeiten so hoch geschätzt, daß Abt Theodorich von St. Michael, der Hauptstiftung Bernwards, sie im Heiligsprechungsproceß des genannten Bischofes dem Papste Cölestin III. übergab, und ihr ist der günstige Ausgang der Verhandlungen zum großen Theile zu verdanken[1].

Die Kunstwerke, welche den Namen Bernward so berühmt gemacht haben, sind meist noch in Hildesheim erhalten; treffliche Abgüsse in verschiedenen großen Museen und manchfache photographische Aufnahmen haben sie weithin bekannt gemacht.

Suchen wir also das reichlich gebotene und schon vielfach bearbeitete Material zu verwerthen und den Beweis zu vervollständigen, daß die deutsche Kunst beim Ausgange des zehnten Jahrhunderts eine hohe Blüthe erreicht hatte, die, frei von starken byzantinischen Einflüssen, sich vielmehr an Italien anlehnte, aber doch nur so, daß das nationale Erbe der deutschen Vorfahren weiterentwickelt wurde.

I.

Für das ganze Wesen Bernwards ist jene Stelle bezeichnend, in welcher Thangmar berichtet, wie er den Unterricht des heranwachsenden Knaben gefördert habe; sie lautet also:

„Ich nahm ihn auch zuweilen mit mir, wenn ich in Geschäften des Herrn Bischofes das Domkloster verließ. Häufig brachten wir den ganzen

[1] Von Leibnitz und in neuerer Zeit von Pertz in den „Monumenta Germaniae Historica“ herausgegeben und von Hüffer übersetzt, dessen Arbeit wir benutzen werden, ist sie mit den ebendaselbst edirten Annalen von Hildesheim und einigen Bernwardinischen Urkunden die Hauptquelle. Ihre ausführlichen Nachrichten sind von späteren Handschriften stark benutzt und mit zweifelhaften Ergänzungen versehen worden, auf deren Verwerthung wir verzichten, um auf sicheren Pfaden zu bleiben. — Von neueren Bearbeitungen der Geschichte Bernwards haben wissenschaftlichen Werth und sind benutzt worden: das Buch von Kratz: „Der Dom zu Hildesheim“, die Monographie von Lüntzel über den hl. Bernward, die ein Theil seiner Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim ist, eine archäologische Abhandlung von Wiecker über die Bernwardssäule, ein größerer Aufsatz von Alwin Schultz in dem Sammelwerke von Dohme: „Kunst und Künstler Deutschlands und der Niederlande“, sowie eine Reihe von Notizen im Kölner „Organ für christliche Kunst“ und in Didrons „Annales“.

Tag, während wir ritten, mit wissenschaftlichen Übungen zu, indem wir bald eine nicht weniger umfangreiche Lection lasen, als wenn wir in der Schule dazu Muße hätten, bald dichtend unterwegs uns am Versmaß vergnügten, dann wieder unsere Übung in die Palästra der Prosa versetzten, zuweilen einfach den Inhalt des Gelesenen erörterten und häufig mit künstlichen Vernunftschlüssen uns abmühten."

Zu dieser freien Lehrmethode, die unserm an die Schulstube mit ihrer Schablone gewohnten Geiste so auffallend erscheint, paßt der weitere Bericht, daß Bernward Zeit fand, neben den Wissenschaften auch die technischen Künste zu erlernen.

„Fast keine Stunde, nicht einmal die der Erholung, konnte ihn der Unthätigkeit beschuldigen, und obgleich sein Geist von lebhaftem Feuer für jede höhere Wissenschaft entzündet war, verwandte er nichtsdestoweniger doch auch viel Fleiß auf die leichteren Künste, welche wir die mechanischen nennen. Im Schreiben that er sich besonders hervor, die Malerei übte er mit Feinheit; er war ausgezeichnet in der Kunst, Metalle zu bearbeiten, edle Steine zu fassen (ars clusoria) und in jeglicher Herrichtung, wie es auch später durch viele prächtige Gebäude, die er aufführte, zu Tage trat."

Aus diesen Sätzen des Thangmar ergeben sich zwei wichtige Thatsachen, welche für die folgenden Untersuchungen von grundlegender Bedeutung sind, aber in den kunstgeschichtlichen Werken nicht gehörig gewürdigt wurden. Erstens hat nach dem Wortlaute des glaubwürdigsten Berichterstatters Bernward in seiner Jugend sich in's Kunsthandwerk technisch eingelebt und eingeübt, hat also eine Lehrlingszeit durchgemacht; zweitens ist es klar, daß alle jene Künste, von denen Thangmar in der obigen Stelle redet, damals in Hildesheim betrieben wurden, und daß schon vor Bernwards Zeiten in den Dommerkstätten, welche mehr oder weniger denen der damaligen Benedictinerklöster glichen, geschickte Schreiber, Miniaturmaler, Erzgießer und Goldarbeiter thätig waren, von denen er unterrichtet wurde.

Bernwards Großvater mütterlicherseits war der Pfalzgraf Athelbero von Sachsen. Als die Zeit kam, wo Bernward die theologischen Studien beginnen sollte, rieth dieser ihm, nach Mainz zu gehen, wo er ihn dem berühmten Willigis empfehlen wolle, der sein Freund sei. Der Jüngling nahm das Anerbieten an, und die Empfehlung des einflußreichen Athelbero eröffnete ihm den Zugang in's Haus des Erzkanzlers des deutschen Reiches, dessen Vertrauen er bald gewonnen hatte. Willigis ertheilte ihm die höheren Weihen, nachdem er sich, wie Thangmar sagt, „durch die Strenge

seiner Sitten und die Rechtschaffenheit seines Lebens von seinen Fortschritten im geistlichen Leben überzeugt hatte".

Der Dombau, welchen der Erzbischof im Jahr 978 begann, bot Bernward erwünschte Gelegenheit, im „goldenen" Mainz seine technischen Kenntnisse zu erweitern, sich in der Baukunst zu unterrichten und so seine spätere Kunstthätigkeit auch nach dieser Hinsicht vorzubereiten.

„Als er dann zu seinem Großvater zurückkehrte, wurde er auf's Zärtlichste von ihm aufgenommen und inständig gebeten, nicht von ihm wegzugehen. Er diente also dem Greise mit solcher Unterwürfigkeit und Ausdauer, daß er, wenn die Andern zu ihrer Erholung sich zeitweilig entfernten, Tag und Nacht unabläßig, unermüdet ihm zur Seite blieb, das Benehmen des kranken, altersschwachen Greises auf's Geduldigste ertrug und zwischen ihm und der Familie als Vermittler diente. Zwischen dem Vater und dem Sohne, nämlich dem Herrn Bischof Volkmar, eilte er als Botschafter häufig hin und her und wurde durch das Vertrauen Beider hoch begünstigt. Denn er gefiel dem Bischof so sehr, daß dieser ihn an seiner Statt dem Kloster zu Deventer vorsetzen wollte, und es entstand zwischen dem Bischof und dem Grafen über den hochbegabten Jüngling ein frommer Streit, da jeder ihn um seines Benehmens willen wie einen Sohn bei sich zu haben wünschte. Er aber wollte lieber der Schwäche des gebrechlichen Großvaters eine Stütze sein, als bei dem Bischofe für sich sorgen, und hielt bis zu dessen Sterbetag in treuer Ergebenheit bei ihm aus."

Der Verzicht auf die ehrenvolle Ernennung, um dem alten Großvater bis zum Tode beizustehen, ist ein liebenswürdiger Zug im Leben Bernwards, in welchem überhaupt der Einfluß seiner frommen Mutter, die als Wittwe die erste Erziehung des Kindes geleitet und die Eigenschaften seines Herzens entwickelt hatte, immer wieder hervorleuchtet.

Die ganze Familie war von echt christlichem Geiste beherrscht und zählte viele Mitglieder des geistlichen Standes. Der Bruder der Mutter war Bischof von Utrecht; eine ihrer Schwestern, Rothegardis, starb als Abtissin von Hildewardshausen, und eine ihrer Töchter, Bernwards Schwester Judith, wurde Abtissin von Ringelheim. Auch Erzbischof Erkanbald von Mainz († 1021), Abt Benno, der als Bischof von Meißen starb, und Graf Altmann von Ölsburg, der zwei Klöster gründete, in deren einem seine Tochter Frederun den Schleier nahm, waren ihre Blutsverwandten.

Muß der Künstler ein Mann sein, in dem sich Herz und Verstand, Liebe und Begeisterung für die edleren Ziele der Menschheit harmonisch zusammenfinden, dann war Bernward von Haus aus ein geborener Künstler, und er mußte sich unter den günstigen Verhältnissen, die sein

Talent weckten und ihn zur Kunstpflege aufriefen, zu einer hervorragenden Erscheinung entwickeln.

Der Tod des Großvaters gab Bernward die Freiheit, und die Vorsehung brachte ihm, wie zum Lohne für seine kindliche Liebe, einen glänzenden Ruf zur alten karolingischen Pfalz von Nymwegen, wo Theophanu für ihren Sohn Otto III., welcher im Todesjahre seines Vaters (983) zu Aachen gekrönt worden war, die Reichsregierung leitete.

Der scharfe und geübte Blick der verwittweten Kaiserin erkannte bald den inneren Werth des jungen Priesters, der damals etwas mehr als 30 Jahre alt sein mochte, und sie bewies ihm ihre Achtung dadurch, daß sie ihm die Erziehung ihres Sohnes übertrug und so das Schicksal Deutschlands und Italiens in seine Hand legte. Bernward leitete den kaiserlichen Knaben dergestalt, daß derselbe, wie Thangmar schreibt, wunderbare Fortschritte im Lernen machte und daß durch die freisinnige Weise des Unterrichtes sein Geist zur Übernahme aller Regierungsgeschäfte gezeitigt wurde.

Der Liebe zur Kunst brauchte Bernward am Kaiserhofe keinerlei Schranken zu setzen. Sein Rath ist ohne Zweifel von Einfluß gewesen bei Auswahl der reichen Geschenke, welche Mutter und Sohn mit freigebiger Hand an die Kirchen und Abteien ihres weiten Reiches und an die weltlichen Fürsten versandten, z. B. bei Herstellung der im Innern reich gemalten und mit Prachtbänden versehenen Handschriften, die sie nach Echternach und Magdeburg schenkten, und die zur Zeit entstanden, als Bernward bei ihnen verweilte.

Mit Otto und Theophanu wandelte er durch die weiten Hallen des Schlosses, dessen Decke auf marmornen Kapitälen ruhte, die aus antiken Denkmälern entnommen waren, und deren vereinzelte Reste heute zwischen den Trümmern des Nymweger Valkhofes liegen, um an ruhmvolle Zeiten zu erinnern. Von den hoch über der Waal liegenden Mauern sahen sie hinüber nach Elten, wo in der Nähe einer ehemaligen römischen Burgfeste eine Abtei sich erhob, deren alterthümlicher Thurm in seinen wuchtigen Formen kaum seines Gleichen am Rheine findet, — und weiter in die Gefilde von Emmerich, wo schon der hl. Willibrord eine Kirche erbaut und dieselbe mit einem goldenen Reliquiare geziert hatte, das dort noch heute, leider entstellt und zerdrückt, als das älteste der Rheinlande gezeigt wird.

Rheinaufwärts führte der Weg in wenigen Stunden zur Stadt, neben der die Königsburg des hürnern Siegfried gestanden haben soll,

und aus deren Römerbauten vielleicht manche Reste stammten, welche jetzt die karolingische Pfalz zierten. Dann kamen sie nach Essen, wo Prinzessinnen des ottonischen Hauses in der Abtei Gott dienten und ihre Frömmigkeit durch weltberühmte Geschenke bethätigten. Köln hat Bernward mit seinem Zögling sicher oft besucht; denn in seinen Mauern hatte ja Bruno, der Bruder Otto' I., bis zum Jahre 965 auf dem bischöflichen Throne gesessen, und da blühte das Kloster von St. Pantaleon auf, das, von Theophanu besonders begünstigt, ihre sterbliche Hülle aufnehmen sollte, und dessen Prior Bernward später nach Hildesheim berief. Rheinabwärts ging's rasch und leicht nach Utrecht, zu Bernwards Onkel Volkmar und in die Grafschaft Holland, deren Herren dem ottonischen Hause in besonderer Weise zugethan waren, und in die Abtei Egmont, deren Mönche mit stolzer Freude die neuen Schätze vorzeigten, welche Egbert und seine Familie ihnen geschenkt hatte. Weitere Ausflüge fast durch ganz Deutschland brachten die Reisen Otto' III., den Bernward begleitete.

Nirgendwo konnte Bernwards Kunstsinn sich leichter und besser entwickeln als in dieser Stellung am Kaiserhofe, im Centrum der europäischen Politik, wo die Jugend des Herrschers und die Freigebigkeit der fein erzogenen Regentin allen Künsten des Friedens einen sichern Hort bieten mußten. Aus allen Ländern sah er Geschenke kommen, denen Gegengeschenke antworteten, welche der Pracht des ottonischen Hofes entsprachen, und Thangmar sagt ausdrücklich, daß sein Bernward „auch an überseeischen und schottischen Gefäßen, die der königlichen Majestät als besondere Gaben dargebracht wurden, das, was er selten und ausgezeichnet fand, zu nutzen und nachzuahmen wußte".

Im Jahre 991 starb Theophanu; Bernward aber behielt auch nach ihrem Tode sein Amt bis zum Jahre 993, wo er zum Bischofe von Hildesheim erwählt wurde. Mit beredten Worten schildert sein Lebensbeschreiber seine Tagesordnung, wie er früh am Morgen aufstand, dem Gottesdienst im Dome beiwohnte u. s. w.

„Tag für Tag gab er hundert und noch mehreren Armen auf's Reichlichste den Lebensunterhalt; vielen verschaffte er auch durch Geld und andere Unterstützungen, so weit es seine Verhältnisse erlaubten, Erleichterung. Darauf durchging er die Werkstätten, wo Metalle zu verschiedenem Gebrauche bereitet wurden, und prüfte (librabat) die einzelnen Arbeiten. Es gab keine Kunst, in der er sich nicht versuchte, wenn er sie auch nicht bis zur Vollkommenheit sich aneignen konnte. Er richtete nicht nur in unserm Domkloster, sondern an verschiedenen andern Orten Schreibstuben ein, durch die er eine reichhaltige Sammlung sowohl theologischer als philosophischer Schriften zu-

sammenbrachte. Die Malerei aber und die Sculptur und die Kunst, in Metallen zu arbeiten und edle Steine zu fassen, und alles, was er nur Feines in dergleichen Künsten ausdenken konnte, ließ er niemals vernachlässigen. Talentvolle, vorzüglich begabte Knaben nahm er an den Hof oder auf längere Reisen mit sich und trieb sie an, sich in allem dem zu üben, was in irgend einer Kunst als das Würdigste sich darbot. Er errichtete eine sehr glänzende Kapelle zu Ehren des lebendigmachenden Kreuzes und setzte einen kleinen Theil desselben, ein Geschenk des kaiserlichen Herrschers Otto' III., in die glänzendsten Edelsteine und das reinste Gold gefaßt, dort bei. Er bereitete (paravit) nämlich ein Reliquiar, das von Gold und Edelsteinen glänzte, um das lebendigmachende Holz darin einzuschließen."

Die Hildesheimer Überlieferung zeigte bis in die neueste Zeit neben dem Westchore der Michaelskirche die Werkstätte des hl. Bernward; das 1576 gefertigte Siegel der Goldschmiedezunft der Stadt enthielt ein Bild, das ihn darstellte, wie er in dieser Werkstätte hämmerte; auf dem Domsiegel, das 1480 angefertigt wurde, sowie auf dem Siegel des Abtes Theodorich von St. Michael, welcher 1420—1448 regierte, und auf ältern Bildwerken wird der heilige Bischof mit demselben Kreuze dargestellt, welches noch jetzt in der Magdalenenkirche gezeigt wird und jenes sein soll, das er nach Thangmars Worten „bereitete" (paravit)[1].

Das Kreuz des hl. Bernward, wohl das älteste, dessen Meister bekannt ist, und das einzige, welches von der Hand eines heiligen Bischofes stammt, besteht aus einem hölzernen Kerne, dessen Rückseite mit einer vergoldeten Kupferplatte bedeckt ist, worin das Bild des Gekreuzigten zwischen den Symbolen der Evangelisten eingravirt ist. Die Vorderseite ist mit neun viereckigen Goldplatten verziert, von denen fünf breitere an den vier Enden und im Durchschnittspunkte der Kreuzesbalken festgenietet sind. Dieselben zeigen in ihrer Mitte einen großen Krystall, während die vier andern, schmalern Goldplatten, welche die Kreuzesbalken bedecken, in ihrer Mitte kleinere, aber desto werthvollere Edelsteine erhielten. Diese Krystalle und Edelsteine waren dann mit Kränzen edler Perlen umsäumt, die verloren gegangen sind. Die Ränder von acht der genannten Platten sind mit je 18 Edelsteinen besetzt, und das ganze Kreuz ist mit 230 Steinen bedeckt, zwischen denen sich die reichsten und

[1] Hüffer übersetzt das „thecam paravit" mit: „er ließ eine Kapsel anfertigen". Diese Übersetzung muß angesichts jener Tradition als unrichtig bezeichnet werden. — Überhaupt kann nur übertriebene Zweifelsucht es versuchen, Bernward aus der Reihe ausübender Künstler zu streichen. Ein solcher Versuch ist um so unberechtigter, als bekanntlich im zehnten Jahrhundert die Kunstthätigkeit noch großentheils in den Händen der Geistlichkeit lag, aus denen sie sehr langsam in die der Laien überging.

zierlichsten Filigranfäden umherziehen, um den Grund zu überspinnen. In der Technik ist dieß Hildesheimer Kreuz dem Kreuze gleich, das Bernward der Abtei Heiningen schenkte, welche im Jahre 999 von Hildeswint und ihrer Tochter Walburgis gegründet wurde, und das dort noch gezeigt wird, sowie den Kreuzen in den Domen von Minden und Osnabrück. Hinter den Kreuzen von Essen und Aachen aber steht es schon deßhalb zurück, weil ihm die Emailplatten fehlen.

Trotz des großen Fleißes, der auf die Arbeit verwandt ist, scheint doch die Ausführung die Hand eines Dilettanten zu verrathen, und so ist gerade der Umstand, daß das Aachener und das Essener sowie auch das Mindener Kreuz feiner gearbeitet scheinen, ein Beweis dafür, daß das Hildesheimer wirklich von Bernward eigenhändig und ausschließlich vollendet worden ist. Ein vollständig gesichertes Urtheil wird dadurch erschwert, daß leider eine unverantwortlich rohe Restauration im Jahre 1787 das Bernwardinische Kunstwerk verdorben und tief erniedrigt hat, indem sie besonders die prachtvollen offenen Bogenstellungen, auf denen wie in Aachen, Essen und Minden die großen Edelsteine frei ruhten, geschlossen und verschmiert hat.

Ein kleineres Kreuz ist bei weitem nicht so kostbar als das eben beschriebene, aber insofern interessanter, als seine Rückseite die Inschrift zeigt:

BERNVVAR || DVS · PRESVL || FECIT · HOC

„Bischof Bernward machte dieß",

woraus doch unter Hinzunahme der andererseits gewährleisteten Thatsachen folgt, daß es von seiner Hand stammt. Auf der Vorderseite ist eine in Silber gegossene Figur des Gekreuzigten angeheftet, welche ein Lendentuch trägt, das in einer großen elliptischen Falte bis zu den Knieen herabhängt.

Im Welfenmuseum zu Hannover bewahrt man noch den sehr sinnreich angelegten Fuß eines Kreuzes, dessen Aufsatz verloren gegangen ist. Auch dieß Kunstwerk ist, wie so viele andere, durch eine unglückliche Restauration ziemlich verdorben. Sein Untersatz ist in der Grundform quadratisch und erhebt sich auf vier Füßen. Auf jeder der vier Ecken sitzt ein Evangelist, der die Geschichte des heiligen Kreuzes voll Eifer in sein Buch schreibt. In der Mitte stehen zwei Engel, laut der Inschrift ein Seraph und ein Cherub, und heben den Deckel vom Grabe Adams, der sich vom Todesschlafe aufrichtet und auf dessen Sarge die Inschrift steht:

„Durch den Tod des neuen Adam erhält
Adam sein früheres Leben zurück."

Die Inschriften, welche auf dem Rande des Fußes und auf den vier Verbindungsbändern, die von den Ecken bis zur Mitte gehen, eingegraben sind, besingen das Lob und die symbolischen Beziehungen des vierarmigen Kreuzesholzes zu den vier Weltgegenden, geben also leider keinen Anhaltspunkt zur Lösung der Frage, ob dieß Gußwerk wirklich, wie man erzählt, aus der Werkstätte Bernwards stammt.

Eine zweite Klasse von Arbeiten, die der hl. Bernward anfertigte, waren Kelche. Er schenkte der Abtei Harsefeld im Bremischen „einen unmogliken groten Kelke van klarem Golde unde edelen Stenen", der im Jahre 1630 eingeschmolzen wurde und einen Metallwerth von 600 Goldgulden ergab.

Abt Theodorich von St. Michael, welcher im Jahre 1205 starb, erwähnt noch fünf andere Kelche, die Bernward „gemacht" habe, und einige Verse in einer alten Handschrift sagen, er habe acht Kelche „mit wunderbarer Kunst gegossen" (conflavit).

Erhalten ist keiner dieser Kelche; denn jener, welcher in der Schatzkammer des Hildesheimer Domes bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts als „Bernwardskelch" gezeigt wurde, ist offenbar dreihundert Jahre jünger und wird darum jetzt nur mehr als „Kopie eines Bernwardskelches" ausgegeben.

Eine Patene des Welfenschatzes, der aus Hannover in die kaiserliche Schatzkammer nach Wien geflüchtet ist, soll inschriftlich als Werk des heiligen Bernward beurkundet sein, indem man auf ihr die Worte liest:

Istam patenam fecit Sanctus Bervvardus.
„Diese Patene machte der hl. Bernward."

Da aber in der Patene Reliquien des hl. Godehard eingeschlossen sind, der erst 1131 heilig gesprochen wurde, so ist sie in ihrer jetzigen Gestalt sicherlich nicht von Bernward hergestellt. Vielleicht kann aber die Tradition gerettet werden, wenn man nur den innern Theil der jetzt zum Reliquiar umgewandelten Patene, der älter scheint, dem heiligen Bischofe zuschreibt.

Die Zeitgenossen bewunderten besonders einen Kelch, den Bernward aus Krystall verfertigte, und einen andern, zu dem er ein Onyxgefäß verwandte, das Kaiser Otto III. ihm testamentarisch vermacht hatte. Von beiden redet Thangmar in seinem Berichte über das, was sein großer Schüler für die Domkirche that, indem er schreibt:

„Bernward zierte mit ausgesuchter, glänzender Malerei sowohl die Wände als das Getäfel der Decke, daß man statt des Alten Neues zu sehen glaubte. Für die feierlichen Umzüge an den Hauptfesten ließ er Evangelienbücher anfertigen, die von Gold und Edelsteinen schimmerten, ferner Rauchfässer von außerordentlichem Preise und Gewichte, und überdieß beschaffte er mit wunderbarer Betriebsamkeit noch mehrere Kelche, einen aus Onyx, einen

andern aus Krystall. Noch einen goldenen, der nach öffentlichem Gewichte zwanzig Pfund wog, ließ er aus reinstem Golde zum Gebrauche beim Gottesdienste verfertigen. Auch eine Krone von wunderbarer Größe, die von Silber und Gold schimmerte, hing er in der Kirche auf."

An zwei Stellen betont derselbe Thangmar, daß Bernward Mosaikarbeiten anfertigte, indem er schreibt:

„Außerdem beschäftigte (der Bischof) sich mit musivischen Arbeiten zum Schmucke der Fußböden, und er verfertigte auch Dachziegel nach eigener Erfindung ohne irgend eine Anweisung."

„Die alten Besitzungen seiner Vorfahren, die er unbebaut fand, zierte er durch treffliche Gebäude, schmückte auch einige von diesen nach feinerm Muster durch Vermischung rother und weißer Steine mit mannigfachen musivischen Malereien, so daß ein gar herrliches Werk daraus wurde."

Die Freude an bunten Steinen, die sich im Berichte des Thangmar ausspricht, findet sich auch beim Nachfolger des hl. Bernward. Dessen Biograph Wolfher erzählt:

„Einem von den Bauleuten unserer Kirche, Namens Liudgerus, wurde beim Aufstellen eines hölzernen Gerüstes in der Vorhalle der Kirche durch einen schweren Balken, der herabfiel, der Schenkel nebst dem Schienbein und dem Fuße jämmerlich zerquetscht, so daß er gänzlich gelähmt war. Der fromme Vater (der heilige Bischof Godehard), der ihn früher als treu und brauchbar kannte, ließ ihn deßhalb täglich an seinem Tische mit den Armen essen. Noch mehr als über die Schmerzen seiner Lähmung war der Arme darüber bekümmert, daß er nun für sein Handwerk nicht mehr brauchbar wäre. In allem aber, was er die Knaben thun sah, und was sitzend oder kriechend geschehen konnte, suchte er bereitwillig sich zu üben und nützlich zu machen, und er ließ keine Stunde mit Ausnahme der Essens- und Schlafenszeit verstreichen, in der man ihn nicht geschäftig sah. Unser geliebter Bischof hatte nämlich die Gewohnheit, daß er kleine Knaben oder auch Arme von kräftigerm Alter auf die Straßen oder in die Steingruben schickte, damit sie ihm Steinchen von weißer, schwarzer, rother oder bunter Farbe brächten, die er dann reinigte und glättete, durch solche Bearbeitung und Reibung Edelsteinen ähnlich machte und sehr nützlich an Altären, Büchern und Reliquiaren anzubringen wußte. In dieser Arbeit übte sich jener Arme ganz besonders, wußte es allen Übrigen zuvorzuthun und erwarb sich durch diesen Eifer das Wohlgefallen des Bischofes. Zuweilen gesellte er sich auch zu den Malern und zu denen, welche die Fenster mit Glas versahen, und ging ihnen hilfreich zur Hand."

Derselbe Biograph erzählt, der hl. Godehard († 1038) habe „einen trefflichen Jüngling, Namens Bruno, der die Malerei betrieb", bei sich gehabt, und nicht weniger als 30 Kirchen geweiht, von denen er viele selbst erbaut hatte. Der Bischof Azelin aber, welcher 1044—1054 in

Hildesheim regierte, berief den berühmten Priester Benno, der aus Schwaben gebürtig und von Kaiser Heinrich III. mit der Leitung seiner Bauten zu Goslar beauftragt gewesen war, nach Hildesheim und setzte ihn der Schule vor. Dieser Benno baute dann nicht nur die Mauritiuskirche bei Hildesheim, sondern leitete auch den Neubau des dortigen Domes, wurde später Bischof von Osnabrück und kam von da nach Speier, wohin man ihn eingeladen hatte, um beim Dombau Rath zu ertheilen.

Auf eine außerordentliche Höhe stieg die Kunstthätigkeit in Hildesheim, als im Jahre 1131 Godehard und 1193 Bernward heilig gesprochen wurde; denn diese beiden Heiligsprechungen brachten den Bau der prachtvollen Godehardkirche und die Errichtung eines großen Westchores über dem Grabe des hl. Bernward, sowie die Herstellung von mehreren prachtvollen Reliquiaren und Altären.

Nach Bernwards Zeit hat also die Kunst nicht aufgehört in Hildesheim. Aber auch schon vor ihm blühte sie dort.

Hätte er die Werkstätten eingerichtet, die er als Bischof täglich besuchte, dann würde Thangmar dieß Verdienst nicht verschwiegen haben. Sie bestanden also vor seiner Erwählung, ja aus Thangmars Bericht erhellt, daß Bernward in ihnen seine erste technisch-künstlerische Ausbildung erhielt. Sein Vorgänger, Bischof Otwin, hatte Gold und Edelsteine zu einem Prachtkelche gesammelt, den Bernward vollendete, und schon Bischof Altfried, der 874 starb, hatte in Hildesheim einen neuen Dom „erbaut und mit vieler Zier vollendet".

Aus all diesen Thatsachen folgt, daß Bernwards Kunstthätigkeit in seiner bischöflichen Stadt nicht wie ein Meteor aufging und verschwand, sondern, daß sie nur einen hervorragenden Ring in der Kette der Kunst seiner Diöcese und des Sachsenlandes bildete. Ein Einfluß der Theophanu oder der byzantinischen Kunst konnte also höchstens den Strom der frischen Thätigkeit ablenken; er darf unter keiner Bedingung als Wurzel der Hildesheimer Blüthe angesehen werden. Müssen aber nicht deutliche Anzeichen oder ausdrückliche Nachrichten gefordert werden, ehe man zugeben darf, daß eine solche Ablenkung wirklich stattfand, und daß Bernward durch seinen Aufenthalt am Kaiserhofe in eine neue Richtung kam, die sich von jener unterschied, welche ihm seine Jugendbildung in den blühenden Werkstätten des Domstiftes gegeben hatte? Thangmar sagt, daß er Arbeiten, welche aus Schottland und aus den Ländern jenseits des Meeres kamen, als Vorbilder benutzte. Man hat unter den „überseeischen" Gefäßen irische verstehen wollen; da sie aber in Gegensatz

zu den schottischen gestellt sind, wird man sie besser als byzantinische Kunstwerke erklären. Dann ist der Einfluß von Byzanz auf das vernünftige Maß zurückgeführt und nur zugestanden, daß der kunstliebende Oberhirt auch morgenländische Meisterwerke kannte und nach Kräften benutzte, wodurch seine Kunstthätigkeit nur an Originalität gewinnt, indem sie durch vielseitiges Sehen und Nachdenken sich emporarbeitete, ohne aber zu sklavischer Nachformung sich zu erniedrigen. Das ist denn auch, wie die weitern Untersuchungen zeigen werden, der wahre Sachverhalt.

(Fortsetzung folgt.)

St. Beissel S. J.

Troststimmen aus alter Zeit.

Der Katholik liebt seine Kirche, weil er die festeste Glaubensgewißheit hat, daß sie die von Christus gestiftete Anstalt ist, um allen Menschen die Güter der Erlösung zu vermitteln. Vermöge göttlicher Einsetzung hat sie das unveräußerliche Recht, überall so zu existiren und zu wirken, wie es ihre Aufgabe mit sich bringt. Als unfehlbare Lehrerin der christlichen Offenbarung hat sie die Bestimmung, alle Völker und alle Zeiten in ihren Unterricht zu nehmen. Sie ist ausgerüstet mit den klarsten und zahlreichsten Beglaubigungsurkunden ihrer göttlichen Sendung; wer kann nach ernstlicher und aufrichtiger Prüfung ihnen seine Anerkennung versagen? Sie verkündet es laut durch alle Zeiten, daß sie und sie allein dem menschlichen *Geiste* das biete, wonach er naturnothwendig ringt und dürstet, die *Wahrheit*, den einzig richtigen Aufschluß über die großen Fragen des Daseins, und die Lösung der ohne sie unentwirrbaren Räthsel — daß sie dem menschlichen *Herzen* das mittheilen könne, was ihm vor Allem Noth thut: moralische Kraft und göttlichen Frieden. Und wie sie an den Einzelnen herantritt und ihm die *Pflicht* und den *Segen* ihrer Anerkennung vorhält, so wendet sie sich mit der gleichen Forderung und mit der gleichen Zusage an die Völker.

Der Katholik kennt diesen Beruf der Kirche; er weiß, daß in ihr die Kräfte beschlossen liegen, das Glück der Einzelnen, der Familien, der

Völker zu begründen und den tausendfachen Schäden der modernen Verhältnisse wirksame Abhilfe zu schaffen. Deßwegen ist sein Schmerz so groß, wenn er die Thätigkeit der Kirche so vielfach gehemmt und gestört sieht. Er weiß, daß diese Kirche die Anstalt Gottes ist zum Heile der Welt, daß sie die Braut des glorreich erstandenen und zur Rechten Gottes in göttlicher Machtfülle thronenden Erlösers ist — und darum drängt sich ihm manchmal die Frage auf: wie kann diese Kirche so verkannt sein? wie kann sie solchen Bedrängnissen ausgesetzt sein? Jener Schmerz und diese Frage können beide in ihrer Art jene Freudigkeit und Zuversicht stören, die gerade heute jedem Katholiken in seinem Kreise so nothwendig ist. Jener Schmerz ist vollberechtigt; aber er muß nur ein Antrieb sein, daß wir um so ausdauernder und muthiger die unverletzlichen Rechte der Kirche hochhalten, für sie einstehen, und sie nach Maßgabe der uns zukommenden Befugnisse auf allen Gebieten zur Geltung bringen. Gott hat in der Verwirklichung seiner Pläne der freien Mitwirkung seiner Geschöpfe einen weiten Spielraum gelassen. Nicht so berechtigt, obgleich allerdings leicht erklärlich, ist die zweifelnde und kleinmüthige Frage, wie die Kirche trotz ihrer göttlichen Einsetzung und Sendung so mancherlei Drangsalen ausgesetzt sei.

Nichts Neues unter der Sonne. Es mag nicht überflüssig sein, uns kurz in einigen Beispielen vorzuführen, wie denn die Helden des christlichen Alterthums über diese Frage dachten. Die Bedrängnisse der Kirche sind ja so alt wie sie selbst, und darum war auch diese Frage in der einen oder andern Form stets im Vordergrund. Heute hat die Kirche die trotz aller Anfeindungen errungenen Siege und Triumphe von 18 Jahrhunderten hinter sich; sie kann ihren verzagten Kindern gegenüber den Inductionsbeweis von 18 Jahrhunderten führen, daß sie unbesieglich ist, daß sie ihren Weg inmitten der Bedrängnisse zu gehen hat und daß gerade diese die Stufen zu ihrer Erhöhung sind. So war es in den ersten Jahrhunderten nicht; solch ein leichtverständlicher und greifbarer Beweis aus einer unübersehbaren Reihe von Thatsachen konnte noch nicht erbracht werden. Darum ist es um so interessanter, zu sehen, wie man damals jene sich aufdrängende Frage beantwortete.

Wir können nicht zweifeln, daß bei jenen Heroen des Christenthums das Verlangen nach dem Siege und der Blüthe der christlichen Religion ein überaus glühendes war. Sie waren ja vor Allen von der Überzeugung durchdrungen, daß in ihr allein Wahrheit und Segen den Nationen geboten sei; und wie hätten sie, welche die beseligende Kraft

des Christenthums in so ausgezeichneter Weise an sich selbst erfahren hatten, nicht den lebhaftesten Wunsch hegen sollen, daß diese Religion Aller Herzen sich erobere, daß sie unter ihr glückbringendes Banner alle Völker vereine und in voller Entwicklung der in ihr niedergelegten göttlichen Kräfte den ganzen Erdball zu einem heiligen Gottestempel umwandle? Gewiß, das war ihr sehnlichstes Verlangen. Aber das hinderte sie nicht, einzusehen und auszusprechen, daß die Kirche, gerade um ihre Aufgabe nach Gottes Weisheit und in Gottes Kraft zu lösen, denselben Weg auf ihrer irdischen Pilgerschaft zu gehen habe, den ihr Herr und Stifter beschritten habe. Von welchen Stürmen und Bedrängnissen war die Wiege der Kirche umtobt! Und gerade aus jener Zeit tritt uns eine Freudigkeit des Muthes, eine Zuversicht bei den Trübsalen entgegen, die, wie sie einerseits unsere volle Bewunderung herausfordert, so andererseits uns eine Auffassung der Bedrängnisse vorhält, welche aus dem innersten Kern und Heiligthum des Christenthums geschöpft ist.

Die Drangsale, unter denen die Kirche leidet, werden als Juwelen betrachtet, mit welchen der Herr seine wahre Braut schmückt, um sie vor der ganzen Welt als seine Kirche kenntlich zu machen und auszuzeichnen. So ruft bereits der hl. Martyrer Ignatius († 107 n. Chr.) gegen die Doketen aus: „Diese sind keine Pflanzung des Vaters. Wenn sie es wären, würden die Zweige des Kreuzes zum Vorschein kommen.“ [1] Recht nachdrücklich betont denselben Gedanken der hl. Irenäus († 202). Er hebt den Gnostikern gegenüber es als das Auszeichnende der katholischen Kirche hervor, daß sie Anfeindungen und Bedrückungen ausgesetzt sei. „Die Bedrängnisse derer, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen und alle Drangsale erfahren und wegen der Liebe zu Gott und für das Bekenntniß seines Sohnes dem Tode überantwortet werden, erträgt die Kirche allein in makelloser Weise, oft freilich geschwächt, aber alsbald wieder durch neuen Zuwachs gestärkt und in unversehrter Fülle dastehend: gerade wie auch die alten Propheten Verfolgungen auszustehen hatten, dem Worte des Herrn gemäß, denn so haben sie die Propheten verfolgt, die vor euch waren, weil nämlich derselbe Geist es ist, der in ihr auf neue Weise sich niedergelassen hat und der von denen, welche das Wort Gottes nicht aufnehmen, verfolgt wird.“ [2] Es gilt eben in solchen Perioden besonders das Wort des Stifters der Kirche: „Haben

[1] Ep. ad Trall. 11.

[2] Adv. haer. IV. 33, 9.

sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen. Der Schüler ist nicht über den Meister."

Der hl. Cyprian († 258) beschäftigt sich eingehend mit der gleichen Frage. Er beginnt seinen Brief an Fortunatus mit den einleitenden Worten: „Du wünschtest, theuerster Fortunat, daß ich, weil eine schwere Zeit der Verfolgung und der Widerwärtigkeiten hereinzubrechen droht, zur Vorbereitung und Stärkung der Gemüther unserer Brüder einige Ermahnungen aus den heiligen Schriften zusammenstellte, durch welche ich die Streiter Christi zum himmlischen und geistigen Kampfe ermuthigte. Ich muß deinem so nothwendigen Verlangen nachkommen und, soweit meine Schwäche ausreicht, die aber durch die Hilfe des göttlichen Beistandes gestützt wird, unsern Brüdern im Angesichte des Kampfes aus den Vorschriften des Herrn gleichsam Waffen und Schutzmittel darreichen."[1] Was hat nun der heilige Lehrer seinem Zeitgenossen zu sagen? Welches sind die leitenden Gesichtspunkte, von denen aus er die bedrängnißreichen Zeiten betrachtet wissen will? Er weist darauf hin, daß drangvolle Zeiten zur Prüfung und Bewährung unserer Treue vom Herrn zugelassen würden. Dergleichen schwierige Verhältnisse sind gerade geeignet, unsere echte Gottesliebe klar zu stellen; sie sind ein Schmelzofen, der das echte lautere Gold bewährt und die Schlacken absondert; sie sind es, die den Worten des hl. Paulus gemäß unsere Bewährung vor Gott zuwege bringen[2]. Daraus erhellt, daß nach Cyprian die gedrückte Lage der Kirche für uns ein Sporn sein müsse, desto treuer und standhafter an ihren Satzungen und Geboten festzuhalten. Inmitten langandauernder Schwierigkeiten der inneren Überzeugung vollwerthigen Ausdruck geben, das erfordert eine echt christliche Charakterstärke.

Um diese Charakterfestigkeit auf den Grund und Boden zu stützen, auf dem sie allein bestehen kann, weist der hl. Cyprian auf den Herrn hin, der mächtiger ist als alle Widersacher, und er führt seinen Lesern zahlreiche Stellen der heiligen Bücher vor, in denen diese Zuversicht der Heiligen bei den Drangsalen einen erhebenden Ausdruck gefunden.

Damit aber die hereinbrechenden Stürme uns nicht verwirren oder verzagt machen, müssen wir, wie Cyprian weitläufig darthut, uns recht klar vor Augen halten, daß gerade dergleichen Bedrängnisse von Christus der Kirche als ihr Antheil vorhergesagt sind. Außerdem steht es nun ein-

---

[1] Vgl. Migne, Patrol. lat. t. 4. col. 651.

[2] Vgl. l. c. col. 663.

mal fest, daß Drangsale im Programme der übernatürlichen Vorsehung einen bevorzugten Platz einnehmen. „Was jetzt die Christen zu dulden haben," schreibt Cyprian, „ist nichts Neues, nichts Plötzliches; stets müssen ja die Guten und Gerechten inmitten der Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, inmitten schwerer und vielgestaltiger Anfeindungen den engen Pfad beschreiten." Er tröstet seine Leser sodann, indem er ihnen in großartiger Aufzählung die Gerechten von Abel an die Jahrhunderte herunter vorführt, alle in mannigfachen Drangsalen erprobt. „Wenn also auch wir in weihevoller Hingabe an den Herrn leben, wenn wir nach den alten und heiligen Spuren der Gerechten wandeln, so laßt uns durch dieselben Leiden und Bekenntnisse voranschreiten, indem wir es als den vorzüglichen Ruhm unserer Zeit betrachten, daß, während die alten Beispiele aufgezählt werden können, bei der überfließenden Fülle von Kraft und Glauben die christlichen Bekenner schon nicht mehr in Zahlen sich ausdrücken lassen, wie es ja die geheime Offenbarung bezeugt: Ich sah eine große Schaar, die Niemand zählen konnte, aus jedem Volke und jedem Stamme."[1] Diese leuchtenden Schaaren führt Cyprian seinen Lesern vor, um sie zu ermuthigen, und zeigt ihnen schließlich den herrlichen Ausgang der irdischen Kämpfe — die Krone der seligen Unsterblichkeit, deren Herrlichkeit in's Unmeßbare alles Leid aufwiege.

Der hl. Chrysostomus hat eine eigene Schrift verfaßt „für die, welche an den gegenwärtigen Widerwärtigkeiten Anstoß nehmen". Wir wollen den Gedankengang nur kurz skizziren. Der heilige Lehrer schickt eine umfängliche Erörterung über Gottes Weisheit voraus, die nicht bloß den Menschen, sondern selbst den Engeln unbegreiflich sei; wie könnte daher der Mensch sich unterstehen, das Walten dieser Weisheit in den Zulassungen und Schickungen der Weltregierung meistern zu wollen? Dieser Weisheit muß der Mensch seinen Verstand von vorneherein gefangen geben und die Zulassungen Gottes demüthig anbeten. Und dieses um so mehr, als Gott zugleich die höchste Liebe ist und mit väterlicher Sorgfalt auf's zärtlichste für alle seine Geschöpfe sorgt. In glänzender Weise zeigt dieses der heilige Lehrer auf dem natürlichen und übernatürlichen Gebiete. Durch diese Fundamentalwahrheit von Gottes Weisheit, Liebe, Vorsehung ist den Drangsalen bereits der verletzende Stachel genommen; nur menschliche Kurzsicht und Beschränktheit kann klagen oder die Frage aufwerfen: Wo soll das hinaus? Der

[1] Vgl. l. c. col. 667 u. f.

Heilige erklärt dieses durch einige aus dem Leben gegriffene Beispiele. Wenn ein Unerfahrener sieht, wie der Goldarbeiter das Gold flüssig macht und allerlei Stoffe beimischt, so kann er leicht meinen, das Gold sei verloren, falls er nicht das Ende und den Ausgang der Arbeit abwartet. Oder kommt einer, der auf dem Meere geboren und erzogen wurde und nie etwas vom Landbau gesehen hat, zu einem Landwirthe, wie Manches wird ihm ungereimt und schädlich erscheinen! Wird er nicht den Kopf schütteln und den Landmann tadeln, wenn er sieht, wie das Getreide in den feuchten Boden gestreut und so, wie es ihm scheint, dem sicheren Verderben hingegeben wird? Aber wie ganz anders wird er urtheilen, wenn er einmal eine Ernte erlebt hat? So müssen auch wir das Ende und das Ziel bei den Widerwärtigkeiten in's Auge fassen und glauben, daß wir den Veranstaltungen der Vorsehung gegenüber oft unmündige und urtheilsunfähige Kinder sind. „Wenn du also siehst, wie die Kirche angegriffen und zerstreut wird und das äußerste Ungemach zu leiden hat, wie die in ihr Hochgestellten vertrieben und Strafen unterworfen werden, wie der Bischof in weite Ferne verbannt ist, so schaue nicht bloß auf dieses allein, sondern blicke auf die zu erzielenden Erfolge, auf den Lohn, die Vergeltung, die Kampf- und Siegespreise!" Haben denn, fragt Chrysostomus, die alten Gotteshelden bei jeder Trübsal gleich verzagt gefragt: Wo soll das hinaus? Nein, freudig und standhaft hielten sie aus; das Unterpfand ihrer Hoffnung war die Macht und Weisheit und die Liebe dessen, der die Prüfung verhängte. Oder treffen uns denn die Drangsale ganz unvorbereitet? sind sie uns nicht vorhergesagt? sind wir nicht über ihren Zweck und Nutzen unterrichtet? liegt es nicht bei uns, Vortheil und geistigen Gewinn aus ihnen zu ziehen? oder sind wir etwa die ersten, die leiden? „Wie stand es, sage mir, zu der Apostel Zeiten? gab es nicht tausenderlei Ungelegenheiten? Höre, was Paulus sagt: Du weißt, daß alle, die in Asien sind, mir feind sind (2 Tim. 1, 15). Wohnten die Lehrer nicht in Gefängnissen? waren sie nicht mit Ketten gebunden? hatten sie nicht von Hausgenossen und Auswärtigen das Äußerste zu erdulden? sind nicht nach ihnen wüthende Wölfe in den Schafstall eingebrochen? ... Hat man daran Anstoß genommen? Die standen, blieben stehen und hielten nur um so muthiger aus. Höre nur, was Paulus an die Philipper schreibt: Ich will, daß ihr wisset, Brüder, wie meine eigene Lage mehr zum Fortgang des Evangeliums sich gestaltet hat, so daß die Mehrzahl der Brüder im Herrn vertrauend meinen Banden in außerordentlicher Weise Muth schöpfte, unerschrocken das Wort Gottes

zu verkünden. Siehst du den Muth, das Vertrauen, die Standhaftigkeit, den richtigen Entschluß? Sie sahen ihren Lehrer im Kerker, in Fesseln, in Bedrängnissen, unter Schlägen und nahmen nicht nur keinen Anstoß oder ließen sich verwirren, sondern schöpften vielmehr eine um so größere Zuversicht und gewannen aus den Trübsalen des Lehrers nur eine um so freudigere Energie und Thatkraft ..."

Ja, Chrysostomus geht noch weiter. „Erinnere dich doch, daß gerade zu der Apostel Zeiten noch viel schwierigere Verhältnisse, als heutzutage, vorlagen ... aber nichts von allem diesem hat der Kirche oder jenen herrlichen Männern geschadet, es hat ihnen nur neuen Glanz verliehen ... Man braucht also wegen widriger Ereignisse sich nicht zu entsetzen. Daher schrieb auch Paulus, da er über seine Schüler Unwetter von Gefahren hereinbrechen sah und fürchtete, es möchten einige verwirrt werden: Deßwegen sandte ich zu euch den Timotheus, damit Niemand in diesen Bedrängnissen erschüttert werde; denn ihr wisset, daß wir dazu bestimmt sind (1 Thess. 3, 2. 3); d. h. das ist unser Leben und das ist Stand und Verhältniß des apostolischen Berufes, daß wir unzählbare Leiden zu ertragen haben. Dazu sind wir bestimmt, sagt er. Was heißt das? Wie die Verkaufsgegenstände eben zum Verkauf bestimmt sind, so ist es das apostolische Leben zur Ertragung von Verleumdungen, Bedrängnissen, ohne Unterlaß, ohne Aufhören ..." War es nicht so vor Christus bereits? Warum aber läßt Gott solche Bedrängnisse zu? Der heilige Lehrer findet die Antwort in der Erwägung, daß eben nur in den Leiden und Prüfungen die Tugend sich vollkommen bewährt. Zuletzt sieht er noch einen besondern Trost in der sicheren Erwartung, daß die von den Christen heldenmüthig ertragenen Verfolgungen auch die Heiden selbst von der dem Christenthume innewohnenden Kraft und Göttlichkeit überzeugen werden, daß also die Anfeindungen, weit entfernt, ein Hinderniß zu sein — das sind sie nur den Matten und Schwachherzigen —, nur die Leuchte der Wahrheit um so heller erstrahlen lassen. Denn zum Beweise für die übernatürliche Kraft der Religion tritt da „nicht einer auf oder zwei und drei, sondern das ganze Volk, und zwar nicht nur in Worten, sondern durch die That, durch eben das, was sie erdulden, worin sie siegen, wodurch sie ihre Anfeinder überwinden, was sie mit mehr als diamantener Festigkeit und felsenstarker Ausdauer ertragen, indem sie dabei nicht zu den Waffen greifen, keine Empörung erregen, nicht Bogen und Pfeil gebrauchen, sondern die Rüstung der Geduld, des Maßhaltens, der Sanftmuth, der Standhaftig-

keit anziehen und ihre Bedränger durch die Erduldung der Unbilden beschämen."

Erhabene und trostreiche Gesichtspunkte entwickelt auch Origenes in seiner Schrift „Ermahnung zum Martyrium". Sie ist an Ambrosius und Protoktetus von Cäsarea gerichtet zur Zeit, als eine Verfolgung von Maximinus begann. Origenes beginnt seine Erörterung mit dem Hinweise, daß von Prüfungen und Leiden heimgesucht zu werden, nach der Betrachtungsweise der heiligen Schrift das Zeichen des in Christo fortgeschrittenen Alters und das Unterpfand des im Geiste gekräftigten Lebens sei. „Höret, wie den der Kinderschuhe und der Milch Entwöhnten, gleich rüstigen Kämpfern, nicht eine einfache Bedrängniß, sondern Bedrängniß über Bedrängniß vorhergesagt ist. Wer aber Bedrängniß über Bedrängniß nicht flieht, sondern sie wie ein herzhafter Krieger auf sich nimmt, der erwartet auch alsbald Hoffnung auf Hoffnung, deren er nach einer kurzen mit dem Hinblick auf Hoffnung überstandenen Trübsal sich erfreuen wird." Mag auch unsere Umgebung, so fährt Origenes fort und wir geben seine Gedanken nur auszugsweise, über uns spotten, wir lassen den Muth nicht sinken; wer sollte nicht Bedrängniß über Bedrängniß freudig über sich ergehen lassen, wenn er mit Paulus seinen Sinn auf die herrliche Wahrheit richtet, daß die Leiden dieser Zeit, mit denen wir uns die Herrlichkeit zu verdienen haben, in gar keinen Vergleich kommen mit der Glorie, die an uns offenbar werden soll! Welche Kampfpreise sind doch den Streitern Christi vorgelegt durch Gottes Gnade, „des Gottes, sage ich, der seine Wohlthaten vermehrt, und weit hinaus über das Maß der im Kampf ertragenen Mühsale soviel spendet, als sich eben für einen Gott ziemt, der nicht karg ist, sondern mit großartigster Freigebigkeit seine Gnadenschätze über jene ergießt, welche, das irdische Gefäß (des Körpers) nach Kräften verachtend, ihre Liebe zu ihm mit ganzer Seele beweisen". Origenes glaubt, daß gerade diese sehnsuchtsvolle Liebe zu Gott am geeignetsten sei, die Drangsale nicht bloß zu mildern, sondern sie mit einem Schimmer von Herrlichkeit zu umgeben. Deßwegen ermahnt er seine Freunde, beim bevorstehenden Kampfe diese Liebe in ihren Herzen recht wach zu rufen und sich mit der Hoffnung zu stählen; ja er will, sie sollten „sich freuen, frohlocken und jubeln, wie die Apostel einstens sich freuten, weil sie würdig geachtet wurden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden". Nie und nimmer möchten sie sich diese Freudigkeit trüben lassen. Wolle bei andauernden Stürmen sich diese Heiterkeit des Geistes umwölken, so sollten sie sich

selbst zurufen: „Warum bist du verzagt, meine Seele, und verwirrest mich? Hoffe auf den Herrn! Sind wir aber nicht so geartet, daß wir stets diese Heiterkeit des Geistes bewahren können, so trete wenigstens die Furcht und Verstörung des Geistes nie nach Außen!"

Die Drangsal der Christen ist nach Origenes ein Kampf für die Frömmigkeit, der in sich für so edel und erhaben zu halten ist, daß nur „ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, ein heiliges Geschlecht, ein Volk der Auserwählung" ihn zu übernehmen im Stande sei. Er ist aber zugleich eine Prüfung, die der Herr seinem Volke schickt.

Deßwegen mahnt Origenes, wohl zuzusehen, ob der Starkmuth und die Ausdauer in den Trübsalen derartig seien, daß aus ihnen ein würdiges Bekenntniß hervorleuchte, ein Bekenntniß, das unseres „eifernden" Gottes Erwartung entspreche und selbst unseren Feinden die Bewunderung unseres Glaubens und unserer Hoffnung abnöthige. Damit nun eine solche Forderung nicht zu hoch gespannt erscheine, macht er seine Freunde darauf aufmerksam, daß wir ja alle unter gewissen Bedingungen in den Bund Gottes eingetreten seien, und daß wir diese damals auf uns genommen, als wir die christliche Religion annahmen. Und diese Bedingungen? „Das Evangelium sagt: Wenn Jemand mir nachfolgen will, so verläugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" u. s. w. Origenes legt auf diesen Gedanken der Kreuztragung ein großes Gewicht; daher läßt er es sich nicht verdrießen, zur Ermuthigung seiner Freunde eine Anzahl Stellen aus den Evangelien zusammenzutragen und ihnen zuzurufen, daß ein Christ nur dann Christi Leben in sich habe, wenn er Christi Kreuz trage, und daß sein Leben um Christi willen verlieren heiße: es für Christus den Drangsalen preisgeben. In ihnen, fährt er fort, erschließt sich dem Christen die wahre Kenntniß Christi; in ihnen ist Gelegenheit geboten, jene vom Heiland geforderte Losschälung in großmüthigster Weise zu üben, eine Losschälung, der so herrliche Kampfpreise in Aussicht gestellt sind.

Oder soll etwa der Christ angesichts der hereinbrechenden Verfolgung sich feige zurückziehen? Von dem, der noch an der Schwelle des Christenthums steht, möchte man das allenfalls begreiflich finden; aber wie könnte ein solcher Gedanke jenen kommen, die in feierlichster Weise den Dienst ihres Herrn und Gottes erkoren, d. h. gerade die Beschwerden um Gottes willen erwählt und den Vergnügungen und dem Pompe Satans entsagt haben? Man sieht, Origenes faßt das christliche Leben tief auf; es ist ihm in der äußeren Darstellung deßwegen nothwendig mit Anfeindungen

und Bekämpfungen verknüpft, weil es einen Gegensatz bildet zu Satan. In dem Kampfe zwischen Gott und Satan kann der Christ nicht unbetheiligt bleiben; wenn er standhaft duldet, verficht er Gottes Sache! So rückt Origenes die Bedrängnisse des Einzelnen unter den einen großen Gesichtspunkt des Gottesreiches, dessen Sieg und Größe nun einmal nach dem Plane der Vorsehung aus Leiden sich herausbildet. Daher kann er auch seinen Freunden zur Belebung ihrer Ausdauer das großartige Schauspiel vorhalten, auf das Paulus hinweist: „Wir sind zum Schauspiel geworden der Welt, den Engeln und den Menschen. Die ganze Welt und alle Engel, die guten und die bösen, und alle Menschen, die auf Gottes Seite stehen oder auf Seite seiner Gegner, werden hören, wie ihr den Kampf für das Christenthum kämpft" ... Würden wir ermatten, welche Freude für die Bösen, welcher Hohn würde dann erst von den Dämonen uns entgegengebracht!

Origenes weiß, daß es für die bedrängten Christen seiner Zeit ein besonderer Stachel ist, von der vornehmen heidnischen Welt gerade wegen ihrer gedrückten Lage Spott und Vorwürfe, oder gar höhnende Fragen hören zu müssen, ob etwa darin sich die Macht des Christengottes offenbare. Das zu ertragen, nennt er das *verborgene* Martyrium, nach dessen vollkommener Übernahme man mit gleichem Eifer streben müsse. Um dazu zu ermuntern, weist er kurz aus den heiligen Büchern nach, daß das Volk des Herrn von jeher ein solches Martyrium der Verachtung zu ertragen hatte, daß es aber eine überreiche Entschädigung dafür finde, wenn es in Wahrheit bekennen könne: „Das alles kam über uns; wir aber haben deiner nicht vergessen, o Herr, und haben deinen Bund nicht mißachtet, und unser Herz wurde nicht abtrünnig". Außerdem muß das Volk des Herrn sich lebhaft bewußt bleiben, daß dieses Leben der Ort der Verbannung, daher die Zeit der Trübsal sei, daß der wahre Trost im Zeugnisse des unbescholtenen Gewissens und in der Wahrheit bestehe: „Der Herr kennt das Verborgene der Herzen." So ist es denn überall ein tief aus den Glaubenswahrheiten geschöpfter Trostgrund, den Origenes seinen Freunden zur Erwägung unterbreitet. Von diesen allgemeinen Erörterungen über die Bedrängnisse der Christen geht er zum Gipfelpunkte derselben, zum Martyrium, über, dessen Herrlichkeit er an den alttestamentlichen Beispielen, dann an dem göttlichen Erlöser, an dem Lohne der Martyrer u. s. f. nachweist, überall Bemerkungen einstreuend für seine Freunde, wie sie mitten unter den Qualen für ihren Herrn und Gott ein ruhmwürdiges Zeugniß ablegen sollen.

Er beschließt seine Schrift mit folgender Erwägung, die wir im Auszuge wenigstens geben wollen. Schon lange haben wir Jesu Lehren gehört und nach dem Evangelium lebend ein geistiges Gebäude in unserm Herzen errichtet. Ob wir aber auf Felsengrund oder auf Sand gebaut, das wird die bevorstehende Trübsal entscheiden. Regengüsse, Überschwemmungen, Stürme werden auf unser geistiges Haus eindringen; es wird allen Angriffen gewachsen sein, wenn es auf Christus den Felsen gegründet ist. — Schon lange ist auch in Bezug auf uns der himmlische Säemann ausgegangen, seinen Samen in unser Herz zu streuen. Jetzt ist es an der Zeit, zu zeigen, wie wir diesen Samen aufgenommen haben. Ist er auf den Weg gefallen? Nein, denn wir haben das Wort verstanden und rühmen uns dessen im Herrn. Ist er unter die Dornen gefallen? Nein, Zeugen dafür sind alle, die uns kennen und wissen, daß weder die Sorge dieser Welt, noch die Täuschung des Reichthums, noch die Vergnügen das Wort des Herrn in uns erstickten. Es erübrigt für uns nur noch, daß wir den Beweis liefern, der Same sei auch nicht auf felsigen Grund, sondern in gutes Erdreich gefallen. Und das ist die Aufgabe der Bedrängniß. Da muß es sich herausstellen, ob Christi Wort tiefe Wurzeln in uns geschlagen, ob es bis in das innerste Herz eingedrungen. Denn wer zur Zeit der Drangsal verzagt und kleinmüthig wird, oder an der Bedrängniß Anstoß nimmt, der zeigt eben dadurch, daß Christi Wort keine tiefen und festen Wurzeln in ihm gefaßt habe. Wenn wir aber Muth, Freudigkeit und Ausdauer bewähren, so wird nicht bloß uns selbst ein herrlicher Lohn im Jenseits beschieden werden, sondern unser Beispiel wird ein Segen und eine Errettung für Viele. Origenes führt dieses schön in Betreff der Martyrer aus. Es schreit das Martyrerblut von der Erde zum Himmel um Gnade und Versöhnung. So berührt sich Origenes mit dem berühmten Ausspruche Tertullians: Semen est sanguis Christianorum.

Was das Alterthum mit Recht als Frucht und Segen des Martyriums anerkannt, die Erleuchtung Vieler und ihre Hinwendung zur Wahrheit, das ist jedwedem freudigen und standhaften Bekenntnisse des Glaubens eigen. Und hierin liegt das große Apostolat, das die Vorsehung dem katholischen deutschen Volke in der Gegenwart übertragen hat. Es legt durch seine Ausdauer, seine Treue, seinen standhaften Muth Zeugniß ab für die Kraft seines Glaubens; die Macht dieses Zeugnisses ist nicht verloren. Sie bekundet das Walten Gottes. Diese Einheit und Glaubensfreudigkeit ist das Merkmal der wahren Kirche Christi.

Wenn die alten Lehrer die Bedrängnisse in der angegebenen Weise beurtheilten, so waren sie gleichwohl weit davon entfernt, etwa eine dumpfe Resignation und ein thatenloses Zuschauen anzuempfehlen. Eine Äußerung Tertullians[1] malt die richtige Stimmung. Er berichtet den Einwurf der Heiden an die Christen: „Warum beklagt ihr euch also, daß wir euch verfolgen, wenn ihr leiden wollt, da ihr ja diejenigen lieben müsset, die euch das erwünschte Leiden verschaffen?" und antwortet darauf: „Gewiß, wir wünschen das Leiden, aber so, wie etwa der Soldat den Krieg. Niemand erträgt ihn gern, da er nothwendig auch Unruhe und Gefahr im Gefolge hat. Dennoch kämpft er mit allen Kräften, und wenn er in der Schlacht siegt, so freut er sich, weil ihm Ruhm und Beute zu Theil wird."

J. Knabenbauer S. J.

Vom großen Geysir zum Hekla.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

8. Juli.

Vom Geysir zum Hekla kann ein guter Reiter bequem in einem Tage, d. h. in etwa 13 bis 14 Stunden reiten. Das ist aber fast das Doppelte eines „Thingmannaleið", eine regelrechte Strapaze. Nach der Attischen Nacht oder Götterdämmerung, die wir unter Eyvindurs musikalischer Begleitung am großen Geysir zugebracht, waren wir alle noch etwas müde, und verlangten vor Allem ein vernünftiges Quartier auf den Abend, von dem wir dann des andern Tages den Hekla ohne große Anstrengung erreichen könnten.

Schon vor 4 Uhr hatte uns der große Geysir durch eine kräftige Detonation aufgescheucht; er begnügte sich aber, wie in der Nacht, etwa eine Spanne hoch zu steigen und das überströmende Wasser friedlich den Kegel hinabfließen zu lassen. Gegen 8 Uhr erfolgte eine ähnliche Entladung. Sigurður hatte unterdessen die Pferde herbeigeholt, die bei Haukadalr weideten. Eines, das sich verlaufen hatte, wurde von einem Mädchen nachgebracht, das mit fliegenden Haaren, rittlings, ohne Sattel auf dem Thiere saß, eine recht derbe kleine Amazone. Wir verabschiedeten uns von den beiden Österreichern, welche noch einen Tag am Geysir warten wollten, und ritten hinab nach

[1] Apologet. c. 50.

dem Tungufljót. Wir kreuzten denselben an einer andern Furt. Von den acht Armen waren vier so tief, daß das Wasser den Pferden bis über den Bauch hinaufging. Wir ritten dann am linken Ufer des Flusses hinab, ziemlich nahe an die Hvitá hinüber, die uns jedoch durch langgestreckte Felsbänke verdeckt blieb. Nach rückwärts zeigte sich wieder die lange Schneemauer des Langjökull. Sonst war die Landschaft recht prosaisch — Moorgrund, dürftige Schafweide, Hraun, d. h. Stein- oder Sandfeld. Eine geraume Strecke galoppirte die ganze Karawane auf röthlichem Sande einher und wirbelte ungeheure Wolken auf. Schön ist diese Flußlandschaft nicht. Wir begegneten nur einigen wenigen Höfen. Um diese herum waren, wie überall, bessere Wiesen mit Steinmauern eingedämmt. Unsere „lieben Thiere" durften aber nicht in diese hinein, sondern mußten sich mit dem Moorgras begnügen, das vor den Steinwällen wuchs.

Den Thieren zu lieb wurde fast alle Stunde einmal ein kurzer Halt gemacht, den ich jeweilen benützte, um eine der kleinen Horen zu beten. Der dritte Halt wurde bei Braedratunga gemacht, einem artigen Bauernhof, an dessen Wiesen die beiden Flüsse sich ziemlich nahe kommen. Man kann indeß keinen sehen. Beide sind von langen, einförmigen Felsenmauern verdeckt. Eyvindur ritt nach dem Hofe und holte den Bauer herbei, der uns ziemlich lange warten ließ, dann endlich mit angeritten kam. Die echten Isländer tragen weder Reitstiefeln, Sporen, Gerte noch Peitsche. Sie ziehen zum Reiten nur eine wasserdichte Hose über ihre warmen Wollkleider und die sandalenartigen Lederstrümpfe; dann schwingen sie sich hinauf und lassen nun beständig beide Beine gegen den Leib des Pferdes schlagen, je nach dem Tempo, das sie wünschen, rascher oder langsamer. Sie können dabei eine ungeheure Raschheit entwickeln und die Pferde gehorchen darauf fast besser, als auf Sporen und Gerte. Der kurzgewachsene Bauer, der in gestrecktem Galopp auf uns zuritt, war wie ein kleiner Centaur. Pferd und Mann schienen eins zu sein, und Alles zappelte an dem Doppelwesen. Der Bauer führte uns an dem Hügel links empor, und da sahen wir bald, was er eigentlich sollte und wollte.

Zu unseren Füßen lag die Hvitá, eine stattliche Wassermasse, durch gelbe Sandbänke in dreizehn Arme getheilt, von denen die tieferen sichtlich starke Strömung hatten. Der Fluß ist auch nicht an jeder Stelle zu passiren. Deßhalb mußte der Bauer mit, der die richtige Furt ganz genau kennt. Es ging einen steilen Abhang hinunter; die Pferdchen waren kaum in Rand und Band zu halten. Indem ich an das unfreiwillige Bad dachte, das der österreichische Offizier in Tungufljót bekommen, wurde mir im Anblick des mächtigen Stromes schon etwas romantisch unheimlich zu Muthe. Doch kam mir jetzt auch wieder ein Stück Komik zu Hilfe. Eyvindur und Sigurður banden nämlich sämmtliche Pferde mit Ausnahme der freien Reservegäule an einander, jedes an den Schwanz des vorausgehenden. Eyvindur stellte sich an die Spitze, Sigurður an den Schluß, und so ging es in den ersten Flußarm hinein. Das sah nun so drollig aus, daß ich unwillkürlich laut auflachen mußte. Bald hatte ich nur die Köpfe und

Rücken der Pferde vor mir, welche nach allen Seiten hin Wasser aufspritzten. Die Packkasten geriethen zum Theil in's Wasser, und die Reiter mochten turnen, wie sie wollten, das Wasser stieg an den Stiefelrohren empor. Die Ponies mußten alle Kraft einsetzen, um der Strömung Stand zu halten, und mir kam es vor, als ob der Strom uns mit sich risse. In einigen Minuten war indeß glücklich die erste Sandbank erreicht, und Mensch und Thier konnten sich das Wasser abschütteln. Die freien Reservegäule, die zuerst nicht in's Wasser wollten, sondern nur unter langem Winken, Zuruf und Hieben des Bauern in den Fluß tappten, hatten sich von der Strömung bedeutend weiter hinabreißen lassen und kamen schwimmend bei einer andern Sandbank an. Da hatten sie nun nichts Eiligeres zu thun, als sich in dem gelben Sande zu wälzen. Es sah urkomisch aus, wie sie auf dem Rücken lagen und gen Himmel zappelten. Umsonst wurde ihnen zugewinkt und zugeschrieen. Der Bauer mußte zu ihnen hinab und sie über die Sandbank in den zweiten Flußarm treiben. Dreizehnmal wiederholte sich diese sonderbare Komödie. Fünf Arme des Flusses waren so tief, daß man gerade durchkommen konnte. Hätte es gestern geregnet, meinte Eyvindur, so hätten wir uns auf dem Boot übersetzen lassen müssen. Ein solches fand sich in einer kleinen Bucht des jenseitigen steilen Felsufers; der Bauer benützte es, um nach Hause zu fahren, nachdem er uns Alle glücklich über den Fluß gebracht. Die andern acht Flußarme waren seichter und hatten weniger raschen Strom; doch war das Ganze immerhin ein Abenteuer, wie ich es noch nie erlebt hatte. Ein Fehltritt des Pferdes mitten im Fluß konnte, wenn nicht gefährlich, doch höchst unangenehm werden. Man athmet doch fröhlich auf, wenn man wieder auf festem Grund und Boden ist, und ich hätte fast etwas triumphirendes Heldengefühl empfunden, wenn nicht eben mein Pferd vom Schwanz des vordern hätte losgebunden werden müssen.

Wir hatten noch etwa ein Halbstündchen die Hügel hinanzureiten, bis wir einen guten „Bondabaer" d. h. Bauernhof trafen und unser kleines Mittagsmahl halten konnten. Da wir Alle etwas von der Hvitá mit in die Stiefel bekommen, waren wir schon zufrieden, uns zu wärmen und zu trocknen. Ein junger Mann empfing uns freundlich. „Seilir!" Seid gesegnet! so lautet der Gruß an Männer, „Seilar!" an Weiber. Wir wurden in ein enges, aber ganz behagliches Stübchen geführt. Leisten, Lederrollen und Werkzeuge bedeuteten, daß es zugleich Wohn- und Arbeitszimmer eines Schusters war. Ein Paar massiver, aber gut gearbeiteter Stiefel stand eben vollendet da, zum Preise von 26 Kroner zu haben. Sie schienen musterhaft. Der Mann hatte übrigens eine Maschine. Da stand sie, ein Kind der modernen Zeit, ganz neu und schön polirt zwischen dem alten Hausrath. Kein Zweifel, der Schuster war auch ein studirter Mann. Er holte gleich einen Atlas herbei und suchte darin Köln, Württemberg und die Schweiz. Besonders schien er sich für letztere zu interessiren, der Berge wegen. In einer Ecke befand sich zwischen dem Schustergeräth ein Büchergestell, mehrere Bretter dicht gefüllt. Es befanden sich darunter die „Biskupa Sögur", das heißt zwei starke Bände urkundlicher Quellengeschichte der beiden Bis-

thümer Hólar und Skálholt, und eine isländische Übersetzung von Homers Odyssee.

Dem Beispiel des wackeren Helden folgend, der auch nicht in Eilmärschen nach Ithaka fuhr, ließen wir es uns bei dem Schuster gemüthlich sein und ritten am Nachmittag bloß noch nach Hruni. Die Gegend gefiel mir hier besser. Sie hatte etwas Alpenartiges, ganz nette Wiesen zwischen dem Moorgrund im Thal und den mit Haidekraut bewachsenen Hügeln. Wäre etwas mehr Busch da gewesen, so hätte man an einzelne Partien im schottischen Hochland denken mögen. Zwischen den Hügelkuppen und längergestreckten Hügelkämmen lagerten sich kleine artige Thälchen. Flüsse hatten wir keine mehr zu passiren, außer der „Minni Laxá" — dem kleinen Salm-Fluß, einem Nebenfluß der Hvitá, nach dem Flußübergang vom Morgen ein bloßer Spaß. Schon gegen 5 Uhr trafen wir in Hruni ein, dem Mittelpunkt der gleichnamigen Pfarrgemeinde. Die schwarzgetheerte Kirche und ein großer Hof lagen nebeneinander auf einer Hügelterrasse, die nach dem Thal der Hvitá hin freie Aussicht bot und nach Norden hin von einer Reihe steiler Hügel geschützt war. Einer derselben bot das Profil eines bärtigen Männerkopfes. Die Kirche war wie gewöhnlich; Alles schwarz angestrichen, nur Fenster- und Thüreinfassungen weiß, die Fenster niedrig und eng. In einer Höhe von 8 bis 10 Fuß fing das Dach an, von einem kleinen hölzernen Dachreiter überragt. Das Gehöft war unbedingt das größte und schönste, was wir bis dahin gesehen. Ein Complex von gut gehaltenen Hütten bildete Stallungen und Schober, ein anderer das Wohnhaus, ein dritter Scheune und Vorrathsräume. Vor dem Haus lag ein Garten mit Kartoffeln und einigen Küchengemüsen. Rundum waren große Wiesen gut eingefriedigt, die Einfriedigung sauber und wohl besorgt, die Wiesen fetter und besser, als wir sie noch gesehen.

Den Pfarrer Jakob Briem, dessen in mehreren isländischen Reisebeschreibungen sehr lobend und dankbar gedacht wird, trafen wir noch am Leben. Er war aber keine so „herkulische Erscheinung", wie ihn Preyer schildert; nach dem isländischen Durchschnittsmaß immerhin ein großer, stattlicher Greis, von seinen 70 Jahren noch kaum gebeugt, ein recht freundlicher und lieber Alter. Er hat den Titel Propst (profastur), scheint aber in Ruhestand versetzt. „Prästr" oder Pfarrer von Hruni ist wenigstens jetzt sein Sohn, ein Herr von dreißig Jahren. Er empfing uns zuerst, ziemlich bäuerlich gekleidet und etwas scheu, da wir, wie immer, als „römische Priester" angemeldet waren. Wir wurden aber über alles Erwarten gut logirt und erhielten sogar zwei Zimmer. Das eine war ganz wie ein kleiner Salon möblirt. Da war ein Sopha und ein feiner Tisch; an den Wänden hingen Familienporträts und sogar Photographien der Almannagiá, der Bruará, des Gullfoss und des Skógafoß. Die Frau Pfarrerin, aus Reykjavik gebürtig, war die Freundlichkeit und Dienstfertigkeit selbst und brachte zum Thee wenigstens ein Dutzend verschiedene Sachen und Sächelchen, mehrere Fischsorten, Schinken, Wurst, verschiedene Arten Käse, Kuchen, Bonbons, Alles fein und nett servirt, wie man es in einem Stadthotel nicht besser haben könnte. Man hätte gar nicht mehr gedacht, mitten in Island zu sein.

Der Pfarrer, der uns Gesellschaft leistete, thaute allmählich ein wenig auf und verlor den ersten Schrecken über die römische Invasion. Sein Vater, der Propst, kam von der eigenen Wohnung herüber, die an jene seines Sohnes angebaut war, begrüßte uns sehr freundlich und zeigte uns die Kirche. Sie war gut im Stande, sauber gehalten. Ein Gemälde des letzten Abendmahles und ein schmaler Altar erinnerte daran, daß die Lutheraner von der eucharistischen Lehre sich doch etwas mehr bewahrt haben, als die Zwinglianer und Calviner. Vom Dach herab hingen zwei Kronleuchter mit Flitterglas. Die Stelle der Orgel vertrat ein gutes, kleines Harmonium. Das Merkwürdigste in dem Kirchlein war ein metallenes Taufbecken, deutschen Ursprungs, sicher noch aus katholischer Zeit, mit einer Darstellung der „Verkündigung Mariä" geziert. Am äußern wie am innern Rande war eine Inschrift viermal wiederholt. Die äußere hieß:

ICH · BART · GELVK ALZEIT.

Die innere lautete:

RAHE · WISKNBI.

Der Herr Propst brachte einen Band der Antiquariske Tidskrift (1846 bis 1848; S. 167) herbei, worin die beiden Inschriften besprochen wurden; die erstere ist leicht verständlich; die zweite ist vielleicht ein Anagramm des Künstlers; einen bestimmten Sinn konnten wir nicht herausbringen.

In einem der beiden Zimmer, die uns angewiesen waren, traf ich zu meiner Freude das Millenialbild, das 1874 zum Andenken an Islands tausendjährigen Bestand gedruckt wurde. Das Ganze ist von einem Steinbogen umrahmt, der auf zwei Säulen ruht. In der Mitte ist ein gewaltiger Jökull über dem Meere; aus dem dunkeln Himmel glänzen die beiden Zahlen 874 und 1874. Auf dem Gipfel des Bogens thront Island, als allegorische Heldenjungfrau aufgefaßt, ihr Haar umkränzt mit Feuerflammen und Eiskrystallen. Auf ihrer rechten Schulter sitzt Odins Rabe, über ihrem Haupt flammt der Stern der nordischen Göttersage. Ihre Rechte lehnt an einem gewaltigen Schlachtschwert, die Linke trägt eine Pergamentrolle mit Runen. Unten am Berge steht eine lateinische Inschrift, die auf deutsch etwa so lauten dürfte:

Zehn Jahrhunderte hast du, siegreiche Thule, bestanden;
Mutter! gewähre dir Gott noch ein Jahrtausend dazu.
Zum Allmächtigen fleh'n wir, er möge mit Freiheit dich krönen,
Dich von Übeln befrei'n, enden auf immer dein Leid!

Unter dieser allegorischen Darstellung ist eine kleine Karte von Island angebracht, umgeben von den mythologischen Gestalten eines Drachen, eines Riesen, eines Vogels und eines Stieres, wie sie, alter Sage zufolge, einst die Seemacht des Königs Harald Hárfagr von der Insel abwehrten. Um die Karte steht die erste Strophe von Bjarne Thorarensens Nationallied:

Uraltes Isafold,
Heimath, so traut und hold,

Bergkönigin:
So lang die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt dein mein Sinn!

Als charakteristische Vignetten befinden sich unter der Karte die vier Hauptnaturwunder Islands angedeutet; ein Schneeberg, ein Wasserfall, ein Geysir und ein Vulkan — die beiden letzteren natürlich Geysir und Hekla. Die zugehörige isländische Inschrift sagt:

Ewig eisumhülltes Island,
Altes, liebes Heimathland,
Bleibe uns das Wunderschauspiel,
Das dein erster Bürger fand.

Ein altes Vikingerschiff mit dem Namen Ingolfr und Thorleifr erinnert an die ersten Ansiedler; gegenüber links ist das Symbol des überwundenen Dämonenthums: eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. — Rechts oben ist die Entdeckung Grönlands durch Erikur hinn Roede (982), links diejenige Amerika's (Vinlands, 1000) angedeutet, dazwischen Harfe, Buch und Waffen. Auf Spruchbändern rundum sind 142 Namen der berühmtesten Isländer, darunter derjenige des Patrioten Jón Sigurðsson und des Geographen Björn Gunlaugsson, verzeichnet, während über den Seitendecorationen je ein Adler schwebt, der Vogel, der nach den Saga's „viele Dinge weiß". Auch 34 Namen der ersten Colonisten sind auf der Tafel angebracht, so daß man darauf ziemlich den ganzen Ruhm Islands beisammen hat. Nur die katholische Zeit, ihre großen Bischöfe, Civilisatoren, Geschichtschreiber, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, ihre Bischofssitze und Klöster, kurz das beste und schönste Blatt isländischer Geschichte ist darauf vergessen. Man sollte wirklich denken, Odins Rabe hätte das Festbild dictirt, und Fräulein Isafold wäre heute noch ungetauft, was doch sicher nicht der Fall ist. Denn wir waren ja im Hause eines Propstes.

Wie die Landbewohner im Innern überhaupt, so machte mir auch die Pfarrfamilie von Hruni einen sehr vortheilhaften Eindruck. Es waren so schlichte, herzensgute Leute, an ein im Grunde entbehrungsreiches Leben gewöhnt, damit zufrieden, arbeitsam, still, durch Familienüberlieferung in der Übung christlichen Glaubens erhalten. Wenn den jungen Theologen nicht in Reykjavik und Kopenhagen immer wieder von Neuem eingetrichtert würde, daß Martin Luther dem „verlorenen Christenthum" auf die Beine geholfen habe, so würde das wahre und volle Christenthum, Islands alter Glaube, bei diesem braven Volke unzweifelhaft sehr leicht Eingang finden. Alte, katholische Erinnerungen, Gebete, Andachten, Gebräuche haben sich, wenn auch nicht ungetrübt, vielerorts erhalten. Einen Altar haben sie, wenn auch kein Opfer; an Heiligenbildern nehmen sie keinen Anstoß; alte Gebete und Lieder zur Mutter Gottes vererbten sich im Schooße zahlreicher Familien. Der Protestantismus lebt von dem Gnadenbrode der Staatsbesoldung, der Gymnasial- und Universitätsbildung, der Huld und Protection der Regierung.

Er hat es als Staatsinstitut möglich gemacht, daß sich das Volk drei Jahrhunderte lang willenlos dem Regiment in Kopenhagen beugte. Im Herzen des isländischen Volkes wurzelt er nur insofern, als er noch Trümmer des katholischen Lehrgebäudes, Reste seines sacramentalen Gnadenlebens erhalten hat, nach seiner negativen Seite aber insofern, als ein isolirtes, dem steten harten Kampf mit der Natur preisgegebenes Volk nothwendig ein stärkeres Unabhängigkeitsgefühl und mächtige Freiheitsliebe entwickelt. Das Märchen von einem „Tyrannen in Rom" mußte bei einem solchen Volke leichter verfangen; aber seine Wirkung beruht auf Täuschung und Unwahrheit. Würden die Isländer eine genaue Parallele anstellen zwischen dem politischen Einfluß des Papstthums von 1250 bis 1550 und demjenigen des dänischen Cäsareopapismus von 1550—1850 auf die Zustände ihrer Insel, so müßten sie sich bald klar werden, daß jenes Märchen eben ein Märchen war: kein harmloses, wie ihre vielen Volkssagen, Riesen-, Zwerge-, Elfen-, Räuber- und Gespenstergeschichten, sondern ein sehr verhängnißvolles, weil es unter dem glänzenden Scheine und Namen von Freiheit das eigentliche Palladium der Volksfreiheit an Fremde veräußerte.

Obwohl über meinem Gastzimmer sich die Kinderstube des Pfarrhauses befand und drei junge „Klerikale" abwechselnd verschiedene Schreiübungen abhielten, so schlief ich doch in Folge starker Ermüdung sehr bald ein.

9. Juli.

Am Morgen war noch Zeit, den Hof von Hruni etwas anzusehen. Das übrige Haus stand, wie immer, in einigem Contrast zu der Gaststube. Während diese in modernem Stil gehalten war, hatte sich dort noch das alte, isländische Wesen erhalten. Alles eng, dunkel, winkelig, nicht sonderlich sauber, aber warm und behaglich. Es scheint den Isländern dabei am wohlsten zu sein. Die Ökonomie war gut organisirt. Da es an Stroh fehlt, so wird als Streu Torf gebraucht. Derselbe war in großen, dünnen Quadratstücken gestochen, ungefähr so wie man ihn den Packgäulen als Unterlage für die Kasten auflegt. Diese Stücke wurden in einem besondern Raume getrocknet, in einem andern getrocknet aufgeschichtet, die gebrauchte Streu als Dünger verwandt. Es ist kein Zweifel, daß der isländische Boden bei etwas mehr Sorge und Wirthschaft viel mehr leisten könnte, als er es jetzt thut, und daß durch Herstellung von mehr und besseren Ställen sowohl Viehzucht als Schafzucht sich heben müßte. In dieser Hinsicht gab der Pfarrer von Hruni seinen Pfarrangehörigen sicherlich ein gutes Beispiel.

Als wir gegen halb neun Uhr aufbrachen, kam die ganze Familie, der Herr Propst, der Herr Pfarrer und seine Frau, die Kinder, selbst Knechte und Mägde zum Haus heraus, um uns Lebewohl zu sagen, ganz patriarchalisch gemüthlich. Eyvindur hatte am Abend Regen prophezeit; aber zum Glück traf seine Voraussage nicht ein. Die fernen Berge waren zwar etwas bewölkt, aber der Himmel sonst hell, die Luft frisch, und es ritt sich ganz angenehm Hügel auf, Hügel ab, an langen Kämmen hin und dann wieder in ein Thälchen hinab, durch ganz alpenartige Gegend. Die Laxá, welche wir

passiren mußten, war tief und reißend, ein helles Bergwasser, doch bald durchritten. Von der Laxá ging es nach der kleineren Kalvá hinüber, die schon zum Flußgebiet der Thjórsá gehört, dem andern Hauptstrom der südlichen Insel. In etwa fünf Stunden erreichten wir diesen stattlichen Strom, der ziemlich in der Mitte von Island — zwischen dem Árnarfells-Jökull und dem Tungnafells-Jökull — entspringt und, durch viele Nebenflüsse aus dem Norden verstärkt, hier wohl so breit ist, wie der Rhein bei Mainz. Da er sich nicht in Arme spaltet, wie die Hvitá, sondern seine eiskalten Wogen in einem einzigen tiefen Bett dahinwälzt, so hatte das Reiten hier ein Ziel: wir mußten die Fähre von Thjórsárholt aufsuchen und uns in einem Boot hinüberrudern lassen.

Time is money, dieses Schibboleth unserer gelddurstigen Cultur, ist den Isländern, wie allen gemüthlichen Naturkindern, noch ein unbekannter Grundsatz, und es hat etwas wahrhaft Beruhigendes und Heiteres, sie in ihrem unzerstörbaren Frieden zu beobachten. Als wir bei dem weitläufigen Hofe anlangten, der die Fähre beherrscht, kamen erst Männer, Weiber und Kinder heraus, um uns anzusehen. Dann hatten unsere beiden Führer ihre Fraubasereien mit ihnen, das einzige gesellige Vergnügen, das ihnen außer unsern ermüdenden Fragen zu Gebote stand. Dann wurden Ruder und Stricke herbeigeholt, und endlich trollte man an die Fähre hinab. Dort mußten alle Pferde ausgeschirrt, Kasten und Pferdegeschirr in das Boot geladen werden. All das geschah in ungetrübter Behäbigkeit. Ich hatte bequeme Zeit, mir eine kleine Skizze der Flußlandschaft zu entwerfen. Das rechte Flußufer liefen oben langgestreckte Trapphügel entlang, steil nach dem Flusse abfallend, mächtigen Bastionen vergleichbar, nach unten verliefen sich die Hügel in Moorland. Gegenüber am linken Ufer lagen weite Sand- und Steinwüsten, mit ihrem gelben Rand scharf abstechend von den eisengrauen Wogen des mächtigen Flusses. Weiterhin erhoben sich kahle, graue Hügelrücken in langen Horizontallinien hintereinander. Über ihnen starrte gigantisch die ungeheure stumpfe Schneepyramide des Eyjafjalla-Jökull — Alles Eis und Schnee, nur da und dort von schwarzen Felslinien durchzogen, viel breiter als der Snaefells, ein prächtiger Titane. Durch ihn erhält die Flußlandschaft eine anziehende, melancholische Erhabenheit.

Die Überfahrt hatte ein ganz anderes Gepräge, als die gestrige über die Hvitá. Die Thjórsá ist ein wirklich großer, gewaltiger Strom. Unsere Bootsleute mußten tüchtig arbeiten, um dem Andrang seiner Wellen zu widerstehen. Zwischen Kisten und Sattelzeug bildeten wir eine sehr drollige Gruppe. Das Lustigste an der Geschichte waren aber die „lieben Thiere", die sämmtlich hinüberschwimmen mußten. Erst unter ungeheurem Halloh und Gescheuche entschlossen sie sich endlich, in's Wasser zu gehen. Ein Theil kehrte wieder um, schüttelte und wälzte sich. Sie mußten schließlich förmlich hineingejagt werden. Der Strom trieb sie weit von unserm Boote hinab. In bedeutenden Entfernungen tanzten die vierzehn Köpfe nach dem andern Ufer hin. Dort ging nun die alte Komödie los; denn die Gelegenheit war günstig. Eine gute Weile zappelte die ganze Gesellschaft auf dem Rücken im gelben Ufer-

sande und strolchte dann langsam zu uns herüber, unterwegs nach Futter suchend. Über eine Viertelstunde verging, bis wir wieder aufsitzen konnten. Die Thierchen waren abscheulich schmutzig; mein Schimmel war ganz gelb geworden. Doch Striegel und Bürste sind unbekannt; der nächste Bach mag sie waschen. Mittagsrast machten wir nach mehr als fünfstündigem Ritt in Fellsmuli am Skarðsfjall. Durch einen stockdunkeln kleinen Gang führte uns der Bauer in die beste Stube, die er hatte, die zugleich Wohn-, Kinder- und Schlafstube war. Unter dem nach beiden Seiten sich abdachenden First waren vier Bettalkoven, zwei auf jeder Seite, so daß zwischen den beiden hintern gerade noch ein kleiner Tisch Platz hatte, den wir, auf den Betten sitzend, zu unserer Mahlzeit benützen konnten. Ein kleines Giebelfenster erleuchtete den ärmlichen Raum. An dem dritten Bette saß, in Ermangelung der unnöthigen Stühle, die Hausfrau und ihre Schwester, ein erwachsenes Mädchen, und wiegten abwechselnd ein kleines Kind. An dem vierten Bett gegenüber stand ein Mädchen von 4 bis 5 Jahren und spielte mit zwei kleinen Kätzchen, welche die alte Katze, freundlich spinnend, behütete. Zwischen diesem und dem nächsten Bett war auf einem Holzgestell eine große Stockuhr aufgestellt, wie es schien ganz neu, mit wohllackirtem Gehäuse, das Prachtstück der Stube. Denn Alkoven, Tisch und Alles war sonst von rohem Holz. Darunter lagen etliche alte Erbauungs- und Unterhaltungsbücher, ganz fett und zerlesen. An der noch freien Hinterwand der Stube hingen Kleider und Hausrath in buntestem Wirrsal, wohl die halbe Garderobe der Familie. Wie mag es da während des langen Winters sein, wenn der Schnee vom Hekla und Eyjafjalla herniedersteigt bis an die Thjórsá, wenn die Tage kaum vier bis fünf Stunden lang sind, und man vor Schnee kaum zur Kirche reiten kann, wenn die Stockfischbündel in den Vorrathskammern zu Ende gehen und es draußen noch immer nicht grün werden will? Der kälteste Monat ist in ganz Island der März; die Durchschnittstemperatur dieses Monats ist an der Westküste (Stykkisholm) —2,8° C.; hier im Thale der Thjórsá mag sie zwischen Zero und — 3° schwanken. Im Juli, dem wärmsten Monat, steigt sie zu +9 bis 10° C. Die Durchschnittstemperatur des ganzen Jahres mag zwischen +4 bis +5° C. liegen. Darauf sind diese Häuschen eingerichtet. Brennholz und Kohlen hat man nicht; Torf und Reisig reichen knapp aus, um eine kümmerliche Heizung zu Stande zu bringen. Die Luft ist in diesen Stübchen dann nicht ambrosisch; die Reinlichkeit muß unter der Sorge für die Wärme leiden. Von dem civilisirten Firlefanz großstädtischer Arbeiterwohnungen ist da nichts zu finden. Aber die Leute sind unzweifelhaft viel glücklicher und zufriedener, schlichter und frömmer, als durchschnittlich die Arbeiterwelt der continentalen Fabrikstädte. Der Bauer ist sein eigener Herr; die Bäuerinnen sind zwar keine Putzmacherinnen, aber gewöhnt, ihre Kinder selbst in allem Nöthigen zu unterrichten. Die größeren Kinder sind die Stütze ihrer Eltern. Knechte und Mägde sind keine Heloten, sondern rechnen mit zur Familie. So herrscht in diesen einsamen Gehöften noch die naturgemäße Ordnung, welche der Staatsschulmeister nahezu in allen Staaten Europa's mehr oder weniger zerstört hat.

Unsere Mahlzeit, etwas Suppe und Rindfleisch, lieferte der Inhalt einer Blechbüchse. Was davon übrig war, gaben wir den Leuten, welche die größte Freude darüber bezeigten. Der Vater gab gleich der Mutter davon und diese den Kindern und die Kinder den Katzen. Der Bauer führte uns darauf zu zwei merkwürdigen Höhlen, von welchen die eine als Milchkeller, die andere als Schafstall diente. Zu der ersteren mußte man durch ein enges Felsloch hineinkriechen, das sich ganz nahe am Gehöfte befand; dann öffnete sich eine weite Halle, von oben durch ein rundes natürliches Steinrohr erleuchtet, ganz von derselben Gestaltung wie der Strokkr. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß wir uns in dem unterirdischen Wasserreservoir einer früheren warmen Quelle befänden, die einst, ähnlich siedend und springend, wie der Strokkr, durch ein Erdbeben oder andere vulkanische Umwälzungen von seinen weiten Verzweigungen und Zuflüssen abgeschnitten wurde. Wir untersuchten den kleinen Krater auch oben; der wulstige Rand sah ganz wie der des Strokkr aus.

Den Nachmittag begnügten wir uns mit einem Ritt von guten drei Stunden. Wir hatten den Hekla jetzt seiner ganzen Länge nach vor uns und nichts mehr dazwischen, als das breite Flachland, das sich von der Thjórsá zu der Vestri-Rángá hin ausdehnt und das mehr als einmal von dem Aschenregen des Vulkans überschüttet worden ist. Am Fuße des Skarðsfjall liegen bis Skarð noch gute Wiesen. Dann aber gelangten wir in eine förmliche Steppe, erst Steinfeld, dann Sandfeld, dann wieder Steinfeld, zum Theil mit Sand überschüttet. Wir kamen an mehrere halbzerstörte Höfe. Wie Eyvindur berichtete, hatten die Bewohner wegziehen müssen, weil die von Nordost daherstürmenden Sandwirbel ihnen die Wiesen verdarben und die Wohnung unausstehlich machten. Die Ruinen starrten uns überaus traurig an. Wir waren nicht viel weiter gekommen, da erhielten wir selbst eine Probe des verheerenden Naturschauspieles, das die armen Leute aus ihrem Heim vertrieben hatte. Haushohe Staub- und Sandwolken, röthlich gelb, wie die Wolken eines ungeheuren Brandes, wirbelte der Wind langsam über die Flußebene dahin. Sie kamen auf uns zu und mischten sich bald mit den Staubwirbeln, die unsere Karawane aufwühlte. Man mußte den Mund schließen und die Kappe bestmöglichst über die Augen herabdrücken. Obwohl wir einen wackeren Galopp anschlugen, dauerte der Steppenritt wohl eine halbe Stunde, und wir wurden ganz mit feinen Lavastaub überschüttet. Ich meinte, in der Tartarei zu sein, als wir so über die Ebene dahinsausten. Die sandige Tatarei verwandelte sich indeß bald in die steinige Tatarei, auf welcher es sich nicht mehr so angenehm ritt. Man erhielt einen Puff um den andern. Schließlich fand aber auch das sein Ende. Wir erreichten die schönen Wiesen am Vestri-Rángá, die durch die Vorberge des Hekla vor dem Sandsturm geschützt sind. Da lag ziemlich nahe am Fluß der Hof Galtalaekur, wo wir Rast halten sollten. Daß wir gerade hierher geführt wurden, war, wie sich nachher herausstellte, ein diplomatischer Streich Eyvindurs, der mit den Leuten sehr gut bekannt, wenn nicht verwandt war. Graf Wolfegg hatte ihm angedeutet, daß er wohl einen netten Pony zu kaufen

und mitzunehmen gedächte, und da nun die Leute in Galtalaekur mit Pferden handelten, so wollte er hier den Handel einfädeln. Wir standen uns dabei besser, als wenn wir noch über den Fluß nach Naefrholt geritten wären, das hart unten an einer Berghalde des Hekla liegt. Ein rechtes Mausloch! In Galtalaekur dagegen hatten wir nicht bloß den Hekla und seine Vorberge der ganzen Länge nach vor uns, sondern auch freie Aussicht über das weite Thal hin. Nach Nordosten, hart an der Thjórsá, steht der Burfell, eine schwerfällige abgestumpfte Felspyramide; südlich davon zieht sich die Vestri-Rángá entlang eine zackige Kette niederer Lavahügel, hinter welchen der Hekla als breiter langgestreckter Rücken emporragt, weit herab mit Schnee bedeckt, dessen kleinere und größere Felder durch schwarze Felslinien begrenzt werden. Gegenüber, nach Nordwesten, hat man die Hügel bei Hruni, von denen wir herkamen, dazwischen die große Sandsteppe, nach beiden Seiten von Wiesenland begrenzt. Unfern von dem Gehöfte trafen wir ein allerliebstes Plätzchen. Zwischen gutbewachsenen Hügeltrassen bildete die Vestri-Rángá einen kleinen Wasserfall. Eine kleine Insel im Fluß und das jenseitige Ufer war mit isländischem Wald bestanden, dahinter die Lavahügel und dann der Schnee des Hekla, über den ein großer Wolkenmantel herabwallte. Die untergehende Sonne brachte ein lange andauerndes, prächtiges Farbenspiel hervor. Das Grün des Ufers ward tief und kräftig, die wilden Hügelklippen erglänzten in röthlichem Licht; zarte Rosawölkchen schwebten um die Schneefelder des alten Vulkans, während mächtige weiße Cumuli sich langsam in der Abendröthe verklärten und lange Strata, golden und röthlich angehaucht, in dem strahlenden Himmel verliefen. Dazu alles weihevoll still; nur der Wasserfall rauschte sein Abendlied, ein Bild des tiefsten Friedens.

Und doch, welche furchtbaren Erdrevolutionen haben sich innerhalb der letzten acht Jahrhunderte an dieser Stätte vollzogen! Nach Thorvaldur Thoroddsen sind seit 1104 nicht weniger als 18 Ausbrüche des Hekla geschichtlich bestätigt. Preyer und Zirckel, welche noch einige in der Nachbarschaft hinzurechnen, gelangen zu der Zahl 26. Keine achtzig, oft keine zwanzig Jahre vergingen, ohne daß die Kräfte der Tiefe die ganze Umgegend erschütterten und der Berg wochen- und monatelang riesige Feuersäulen gen Himmel und verheerende Lavaströme zu Thale sandte. Im Jahre 1300 schien der ganze Berg entzwei zu bersten, und die Asche drang über ganz Nordisland hin; 1510 wurden Lavastücke westlich bis zu dem Bischofssitze Skálholt geschleudert; 1597 öffneten sich auf einmal 18 Krater, und die halbe Insel ward mit dem Aschenregen bedeckt; 1766 wurden fünf weit auseinander liegende Gehöfte zerstört; bei dem letzten Ausbruch im Jahre 1845 erreichte die Feuersäule nach der Berechnung des Geographen Gunlaugson eine Höhe von 7000 bis 14 000 Fuß, die Asche wurde vom Winde bis zu den Shetlands- und Orkney-Inseln getrieben. Daß das Innere des Berges noch nicht zu völliger Ruhe gelangt ist, beweisen die kleineren Ausbrüche, die 1878 nordöstlich vom Hekla, in einem öden und verlassenen Landstrich stattfanden.

Gewaltigen Schaden richtete der vorletzte Ausbruch, im Jahre 1766, an, nachdem Island schon zuvor durch andere Vulkanausbrüche, Krankheiten

und Viehseuche furchtbar heimgesucht worden war. Die Eruption der Kötlugjá (Katla) 1755 wirkte unmittelbar und durch Überschwemmungen so verheerend, daß fünfzig Bauernhöfe aufgegeben werden mußten. Da, in der Nacht vom 2. auf den 3. April 1766, nach einem erträglich milden Winter, erschütterte plötzlich ein Erdbeben die ganze Umgegend. Gegen $3^1/_2$ Uhr Morgens stieg unter ungeheurem Getöse eine gewaltige, schwarze Sandsäule am Gipfel des Berges auf und warf glühende Steine und Feuergarben in die Lüfte. Bimssteine von 3 Ellen Umfang wurden zwei bis drei Meilen weit geschleudert; magnetische Steine, von denen einer über 7 Pfund schwer, flogen drei Meilen weit aus dem Krater und schlugen so tief in den gefrorenen Boden, daß man sie nur mit Hebestangen herausbrechen konnte. Noch im Laufe des Vormittags bedeckte der Aschenregen auf 30 Meilen nach Nordwesten hin alle Vegetation mit handhohem Sande. Zum Glück wandte sich der Wind am Mittag nach Nordosten hin; sonst würde die Thalfläche der Thjórsá und alles umliegende Land, gleich andern einst fruchtbaren Theilen Islands, vielleicht in eine trostlose Wüste verwandelt worden sein.

Der breite Fluß wurde so von Bimssteinen überschüttet, daß man ihn an den Ufern kaum mehr zu unterscheiden vermochte, und selbst das Meer war auf eine Weite von 30 Meilen so davon bedeckt, daß die Fischernachen sich nur mit Mühe durchkämpfen konnten. Der kleinere Fluß Vestri-Rángá, an dessen Fall wir so gemüthlich saßen, wurde durch Steine und Asche völlig von seinem Laufe abgelenkt und ergoß sich als Überschwemmungsfluth über die Wiesenflächen des Thales. Fünf Höfe wurden zerstört und weite Strecken von Wiesen und sogenanntem Wald verwüstet. Die unheimliche Finsterniß, welche der Ausbruch bewirkte, erstreckte sich nach Finn Jónssons Bericht über das ganze Nordland. Bei Thingeyrar, dem einstigen Benedictinerstift, 31 Meilen vom Hekla, war bei Tage ein weißes Blatt Papier von einem schwarzen nicht zu unterscheiden. An dem vormaligen Bischofssitze Hólar, noch zwei Meilen weiter, wollten Leute zwischen dem Sandregen die Sterne flimmern gesehen haben. Im Bezirk Skagafjördur herrschte völlig nächtliches Dunkel. Am 9. April erfolgte ein neuer, gewaltiger Ausbruch: zwei mächtige Feuersäulen loderten gen Himmel, vier Krater öffneten sich, zwei davon wälzten Lavaströme den Berg hinunter, der dritte entlud siedend heißes Wasser, der vierte schleuderte Sand, Asche, Feuer und glühende Steine aus. Am 21. April wurde die Feuersäule auf 16 000 Fuß Höhe geschätzt. Dann ruhte das gewaltige Feuerwerk bis zum 18. Mai. Am 31. Mai öffnete sich ein fünfter Krater. Im Ganzen fanden von Anfang April bis zum 5. Juli 24 größere Ausbrüche statt, immer unter furchtbarem Donner und Getöse. Eine Menge Schafe und Rindvieh ging zu Grunde, weil die Weiden weit um den Vulkan herum verschüttet waren. Die Fische, die bereits zum Laichen die Flüsse heraufgekommen waren, gingen meist zu Grunde. Zum allgemeinen Jammer gesellte sich noch eine Art Skorbut, der unter den Einwohnern große Sterblichkeit herbeiführte.

Im Herbst 1845 waren die Schafheerden, welche man bis in die verlassensten Bergesöden und an die Grenze des ewigen Schnees hinauf weiden

läßt, noch nicht eingetrieben, als am 2. September Morgens 9 Uhr ein gewaltiger Knall eine neue Eruptionsperiode des Hekla eröffnete. Dieselbe richtete nicht so viel Unheil an, wie jene von 1766, dauerte aber viel länger, bis in die Mitte des folgenden Jahres hinein. Der Stein- und Aschenregen des ersten Ausbruches wandte sich dießmal der Südküste zu. Um 11 Uhr begann ein dichter Hagelschauer von gelbgrauen Lapilli von der Größe mittlerer Hagelkörner. Zugleich trat eine schreckenerregende Finsterniß ein. Gegen Mittag wurde es so finster wie in einer sternlosen Winternacht. Man sah keinen Schritt weit vor sich. In den Hütten mußte man Licht anzünden, und die Leute, die auf dem Felde waren, konnten ihren Heimweg nicht mehr finden. Erst nach einer Stunde begann es wieder zu tagen. Weithin war die Erde einen halben Zoll hoch mit schwärzlichem Gries bedeckt; dann folgte ein Regen von schwarzem und stahlgrauem Sand, der fein, aber schwer war, und endlich eine ganz feine, schwarze Asche. Dieser Sandregen hielt bis zum folgenden Tage an. Am 3. September stand das neue Aschenlager meilenweit anderthalb Zoll hoch. Ein Lavastrom brach schon in den ersten Tagen der Eruption an dem südwestlichen Gehänge des Berges hervor, schritt aber langsam voran und erreichte erst Anfangs October die Nähe des Gehöftes Naefrholt. Schutt und Felstrümmer vor sich herschiebend dehnte sich die dichtflüssige Masse auf eine Breite von etwa zwei Meilen aus. Die Höhe des Stromes wurde oben am Berge auf 80 Fuß, unten auf größere Entfernung noch auf 40—50 Fuß geschätzt. Nach etwa einer Woche begann die Oberfläche zu erkalten und eine feste Kruste anzusetzen; doch schien überall noch das rothglühende Innere durch und brach wiederholt die noch schwache Rinde. Die Hitze war so groß, daß man dem Strom auf etliche zehn Schritte nicht nahen konnte, ohne das Gesicht zu bedecken. Bei Tage sah die feuerflüssige Masse schwarzblau aus, bei Nacht leuchtete sie wie glühendes Metall. Eisenstangen, die man hineinsteckte, wurden in wenigen Minuten rothglühend, und dichte Dämpfe qualmten beständig in die kältere Luft empor. Heftigere und minder heftige Ausbrüche wiederholten sich in den folgenden Wochen. Am 19. October setzte sich zuerst wieder Schnee an der Spitze des Berges fest. Die Eruptionen dauerten indeß bis in das folgende Jahr fort, im Ganzen sieben Monate. Am 6. April erhob sich die Aschensäule zum letzten Mal; einige Tage später begann das neue Steinfeld unten am Krater sich mit Schnee zu bedecken. Der Lavastrom ergoß sich dießmal nur über unfruchtbare Gebiete. Aschen- und Steinregen verheerten zwar ansehnliche Strecken rund um den Berg, so daß wegen Mangel an Futter viele Schafe umkamen; aber ganze Landestheile wurden von der Verwüstung nicht betroffen. Doch möchte ich die Berichte darüber nicht gerade für übertrieben halten. Auf die Bevölkerung übte auch dieser Ausbruch eine schreckhafte, drückende Wirkung aus. Die spärlichen Weideplätze auszunützen, die zwischen den Sandsteppen, Steinfeldern, Lavaströmen und Felstrümmern sich kümmerlich erhalten haben, erfordert die naive Genügsamkeit und den standhaften Gleichmuth kräftiger Naturkinder, welche ihre Versicherung gegen Lebens- und Feuersgefahr dem lieben Gott anheimstellen.

10. Juli.

Wir waren in Galtalaekur ziemlich eng logirt. Neben einem wirklichen Bett, etlichen buntbemalten Familientruhen und unsern Pferdekasten blieb für zwei andere improvisirte Betten gerade noch Raum, aber dann war auch Alles vollgepfropft. Wir schliefen indeß gut und konnten mit frischer Kraft zu unserer Bergtour ausrücken. Da ich nichts davon wußte, daß schon Madame Ida Pfeiffer und manch' andere Damen auf den Hekla geritten sind, so hatte dieselbe noch immer den Reiz eines kleinen Abenteuers. Ich träumte von Feuer und Schnee, Abgründen und Kratern, und wenn auch der Berg offenbar viel niedriger war, als ich mir vorgestellt hatte, so hatte doch seine Einsamkeit eine eigenartige Größe. Ein junger Bursche des Gehöftes bot sich als Hekla-Führer an, und da Eyvindur den Berg nicht kannte, nahmen wir ihn an, und bald commandirte er uns auf einem prächtigen isabellenfarbigen Wallachen. Der Weg war allerliebst. Wiesen bis fast an den Fluß. Die Schafe waren noch in Hürden, als wir vorbeiritten. Die Vestri-Rángá, so oft von den Ausbrüchen des Vulkans verschüttet oder so erhitzt, daß die Fische darin zu Grunde gingen, war eiskalt. Tief, hell und wasserreich, bei starkem Gefäll, machte sie sich wie ein munterer Bergfluß. Das jenseitige Ufer war mit Wald bestanden; der Weg schlängelte sich zwischen mächtigen Felstrümmern hin, um welche sich eine ungewöhnlich kräftige Vegetation entwickelt hatte. Über Moor und Weiden gelangten wir zu dem Hofe Naefrholt, der im Jahre 1846 wegen der drohenden Nähe des Lavastroms verlassen worden war, jetzt jedoch längst wieder bewohnt ist. Der Führer sprengte zu dem Hofe, holte uns aber rasch wieder ein und wies uns einen breiten, steilen Hügel hinan, der fast wie ein Stück Alp aussah. Es war etwa 8 Uhr, ein prächtiger Morgen. Die Aussicht nach dem Thale wurde uns bald durch jene lange Reihe von Hügelzacken versperrt, die sich vom Thale wie eine Art Vormauer des Berges ausnimmt. Hinter derselben, am Rinnsal eines kleinen Bergbaches, ritten wir über eine Stunde in sanfter Steigung die Hügelkette hinan, die dem Hauptberge parallel, von Südwest nach Nordost läuft. Einzelne Felspartien, besonders oben, waren ganz lieblich und malerisch, die Tour mehr Erholung, als Anstrengung. An den Felsen walteten röthliche Töne vor; an ihrem Fuß und an den Klüften hinaus sproßten noch immer Gras und Gebüsch. Durch einen kleinen Engpaß gelangten wir in eine fast kreisrunde Thalmulde, die wohl 2 km Durchmesser haben mochte. Am Ende derselben wurde, der Pferde wegen, ein längerer Halt gemacht. Denn es wuchs hier noch schönes Gras zwischen Haidekraut, Rauschbeeren und Gebüsch, namentlich zwei Arten kleiner Weiden. Die eine war graugrün, die andere aber hatte ein sehr fettes, volles Grün und zierliche Blättchen, die sich wie Myrtensträußchen ausnahmen. Nachdem wir an dieser freundlichen Oase gerastet, änderte sich nun aber die Scenerie. Nur vereinzelte Flecken von Gebüsch zeigten sich noch wie Teppichbeete in weiten, steilansteigenden Sandflächen, während lange Felsmauern völlig schwarzer, knorriger Schlacken zeitweilig zu kleinen, engen Hohlwegen zusammenrückten, dann wieder in weiteren Abständen phantastisch das Sandfeld begrenzten. Kein Mensch, kein

Thier, keine Pflanze, kein fröhlicher Bach mehr. Kein Laut stört die feierliche Stille. So gelangt man zu dem ersten Hauptjoch des langgestreckten Berges, der sich in plumpen Felsmassen immer höher aufthürmt, bis seine blendenden Schneelager endlich in den Wolken verschwinden. Da lag denn die trostloseste Wüste vor uns, die ich noch je in meinem Leben gesehen. Über eine Stunde weit nichts als Sand und Trümmer. Alles Grau in Grau, eingerahmt von blendender Schneefläche und schwarzen Felslinien, diese in der Nähe wohl bizarr, gespenstisch, auf einige Entfernung eintönig, starr und todt. Auch die Sicht nach dem Thale hin ist farblos und öde.

Anstrengend war der Ritt nicht; die Steigung war eine mäßige, und die Pferdchen wußten sich zwischen dem Geröll immer einen erträglichen Weg zu finden. Erst an einer schneebedeckten Halde mußten wir absitzen und die Thiere über den Schnee hinaufführen. Sie belohnten uns diese Artigkeit dadurch, daß sie uns noch über einen breiten Sattel trugen, der schneefrei war, aber auf dem uns bereits kalte Schneeluft entgegenwehte. Hohe Schlackenmauern und Steinhaufen, meist völlig schwarz, setzten hier dem mehr als $3^1/_2$stündigen Ritt ein Ziel. Die Pferde wurden im Kreise aneinander gekoppelt, jedes an den Schwanz des andern, und da standen sie, ohne Futter, in der größten Gemüthsruhe ein paar Stunden lang.

Während wir uns an den seltsam gestalteten Felsen einige Ruhe gönnten, Sigurður sich mit den Pferden beschäftigte, verschwand der „Hekla-Führer" plötzlich, ohne ein Wort zu sagen. Graf Wolfegg hatte es bemerkt und war ihm gleich gefolgt. P. von Geyr klagte über Unwohlsein und wollte nicht weiter. Während ich ihn zu bereden suchte, mitzukommen, verstrich einige Zeit. Unterdessen war der Führer weg und wurde erst nach zehn Minuten auf einem höhergelegenen Schneefeld wieder sichtbar. Von da hinauf war nämlich so ziemlich der ganze Bergrücken mit Schnee bedeckt. Doch durchzogen am untern Theile schwarze Schlackenmauern das Feld in verschiedenen Richtungen und theilten es in kleinere Felder der verschiedensten Gestalt ein. Der blendende Schnee und die diabolisch-schwarze Masse bildeten den schreiendsten Contrast. Erst weiter oben öffnete sich ein großes, ununterbrochenes Schneefeld bis zum Gipfel hinauf. Ich wollte mit Sigurður nacheilen. Aber in den schweren Reitstiefeln war das keine leichte Sache. Jetzt mußten wir über die Schlackenhaufen klettern, die voller Löcher waren und bei festem Schritt nachgaben; jetzt kam wieder ein Stück Schnee, das zwar fest genug war, um einen nicht ganz einsinken zu lassen, aber doch noch so weich, daß das Gehen recht beschwerlich wurde. Von diesen Schlackenhügeln aus schien der Gipfel aus drei breiten Kuppen zu bestehen, deren Calotten oben schneefrei waren, während die Abhänge nach Norden hin völlig mit Schnee überdeckt waren. Zu unserer großen Freude zertheilte sich der Wolkenmantel, von dem der Berg seinen Namen hat und der sich den ganzen Morgen darüber gelagert hatte. Ein kalter Wind strich über den Berg hin, und die Sonne, welche blendend auf dem Schnee glitzerte, vermochte nur wenig Wärme zu spenden. Als wir höher gestiegen waren, traten die beiden äußeren Kuppen zurück; über den Schneefeldern der mittleren aber zeichneten sich deutlich drei Spitzen ab, so

gestellt, daß sie eine Vertiefung, einen Krater, zu umschließen schienen. Hiermit mögen vielleicht die drei Spitzen gemeint sein, die in mehreren Reisebeschreibungen erwähnt werden. Von dem Thale aus zeigten sich am folgenden Morgen deutlich fünf verhältnißmäßig kleine, dunkle Spitzen über dem breiten weißen Mantel.

Da der Führer aus Galtalaekur statt schwerer Reitstiefel nur leichte Lederstrümpfe anhatte, so gewann er uns bald einen weiten Vorsprung ab und tanzte die Schneefläche hinauf, als ob es ebener Boden wäre. Die Schildkröte ließ sich indeß von dem Hasen nicht verblüffen, sondern kroch ihm geduldig nach. Der Weg hinauf nahm starke anderthalb Stunden in Anspruch, eine Kleinigkeit gegen die Bergexcursionen, welche ich früher in der Schweiz und ihrer Nachbarschaft gemacht hatte.

Die Höhe des Hekla wird bekanntlich sehr verschieden angegeben, von Einigen auf 5108 Fuß, von Paykul und Thoroddsen auf 4961 Fuß, von dem norwegischen Geologen Kjerulf auf 4562 Fuß. Er wird also jedenfalls 500 Fuß, vielleicht 1000 Fuß niedriger sein, als der Rigi, etwa 1000 Fuß höher als der Vesuv (3569 Fuß), aber um die Hälfte niedriger als der Ätna (10 280, nach A. 11 400). In Island selbst übertreffen ihn an Höhe der Öraefa-Jökull (6241 Fuß), der Snäfells-Jökull (5808 Fuß), der Eyafjalla-Jökull (5432 Fuß) und der Herdubreid (5290 Fuß). Wenn Captain Burton deßhalb den Hekla einen Humbug, einen Schwindel nennt, so trifft dieser Vorwurf wohl ein wenig die jugendlichen Phantasien, welche sich Mancher über den weitentlegenen, obligaten Schulvulkan zurechtträumen mag, oder auch die Beschreibungen einzelner Reisenden, welche von schauerlichen Abgründen und schwindelnden Klippen, qualmenden Spalten und anderen Schrecken erzählen. Mit den Schreckniſſen und Herrlichkeiten der Schweizer und Tiroler Alpen lassen sich die Gletscherberge und Vulkane Islands schon ihrer geringen Höhe wegen kaum vergleichen. Auch unter ihnen böten die noch wenig bekannten Höhen des Vatna-Jökull weit mehr Abenteuerliches als der Hekla dar. Aber ein Schwindel ist deßhalb der Hekla nicht, so wenig als der Rigi. Vielmehr ist ein Hekla-Ausflug für Island ebenso charakteristisch und lohnend, wie eine Rigi-Tour für die Schweiz, und es ist wohl der Mühe werth, das eigenartige Naturschauspiel, das sich von seiner Höhe aus darbietet, einmal zu sehen.

Von den fünf Kratern, welche die Geologen nach dem Ausbruch von 1845 constatirt und beschrieben haben, sind zwei auch dem ungeübten Auge deutlich erkennbar. Ein kleiner, schwach rauchender Spalt deutet noch die furchtbaren Gewalten an, welche acht Jahrhunderte lang von diesem Feuerherde aus halb Island in Angst und Schrecken versetzten. Viel deutlicher aber gemahnt an sie das ungeheure Labyrinth von Kuppen, Höhen, Bergsätteln, Felsrücken, Hügelreihen, das in unregelmäßigen Stufen nach beiden Seiten von dem langgestreckten Hauptgrat des Vulkans zu Thale steigt, oben weithin mit dem Leichentuch eines fast ewigen Schnees bedeckt, aus dem öde Hügel von Sand und Grus, Schlacken und Auswürflinge aller Art gleich Hünengräbern melancholisch emporstarren, unten grau, schwarz, röthlich,

gelblich, die rohe Töpferform einer erst werdenden Landschaft, die noch nicht Zeit gefunden hat, sich mit den Anfängen der Vegetation zu bekleiden. Erst im weiten Thale der Thjórsá begegnet das Auge gelbgrünlichen Farbtönen, die an die alpenartige Landschaft erinnern, welche wir die Tage zuvor durchwandert hatten. Ortschaften und Thürme gibt es jedoch nicht. Die grasbewachsenen Steinhütten der Gehöfte verschwinden wie Maulwurfshaufen in den sie umgebenden Wiesen, und diese selbst verschwimmen wiederum in den weiten Strecken von Hraun, Sand, Steinfeld, das sie von allen Seiten umgibt. Langgestreckte Hügelrücken schließen das Thal der Thjórsá von jenem der Hvitá ab. Dieses ist wieder von ähnlichen einförmigen Bergzügen begrenzt, Alles auf die Ferne graublau, öde, traurig. Eine gewisse wilde Schönheit erlangt das Bild nur durch die unabsehbare, fast horizontale Schneemauer der Láng-Jökull, die sich schimmernd darüber hinreckt. Unter ihm breitet sich weiter nach Nordosten hin die furchtbarste, trostloseste Wüste aus, ohne Gras und Busch, ohne Hütte und Nest, nur nackter Stein, Lava und Asche, bis weit über die Mitte der Insel in's Nordland hinauf.

Zwei Jahre zuvor hatte ich auf dem Rigi gestanden. Welch ein Gegensatz! Wanderer aus allen Ländern Europa's, dicht gedrängt, um im buntesten Sprachenconcert ihr Erstaunen über den herrlichen Sonnenuntergang zu äußern. Der Comfort von London und Paris oben auf der Bergeshöhe, ein Schienenweg hinab zu Thale, Dampfer und Locomotiven an all den Seen in der Runde. Waldgründe und Alpen bis an die Zone des ewigen Schnees hin, Farbe, Leben, Freude bis in die unnahbaren Gletscher hinauf. Im Strahl der Abendsonne schienen selbst sie lebendig zu werden. Die ganze Landschaft jauchzte in wonniger Gluth. Hier aber der Ernst und die Stille des Todes. Das eigene Wort wurde einem fast unheimlich in dieser Einsamkeit. Um uns der Frost des Winters, mitten in der schönen Julizeit, und fern am Horizont wieder riesige Massen von Schnee und Eis, dazwischen Wüste und Steppe. Keine Stadt, kein Dorf, kein Kirchlein, keine Erinnerung menschlichen Lebens und Treibens. Kein Vogel nistet da, kein Moos bekleidet die schwarzen Trümmer. Das Freundlichste ist noch der reine, weiße Schnee. Aber auch er kann sich nicht zur gemüthlichen Winterlandschaft entfalten. Feuersgewalt hat sie nach allen Seiten in ein wirres Labyrinth zerrissen, besonders nach dem Süden hin. Da thürmen sich, von todten Felsabhängen und Lavamauern abgegrenzt, nebeneinander die Schneekolosse auf, die wir früher vom Meere aus angestaunt, der Torfa, der Tindfjalla, der Merkr, der Goðalands, der Katla, der Eyjafjalla-Jökull. Wolken senkten sich von diesen nach dem südlichen Meere hin, so daß die Westmanns-Inseln nicht deutlich sichtbar waren. Dagegen that sich neben der Eis- und Schneewüste im Süden eine düstere Steppe nach Westen hin auf, die kahlen Berge am Thingvallavatn, die hügelige Steinöde nach Cap Reykjanes hin. Keiner der Berge hat so schöne charakteristische Zeichnung, wie etwa das Wetterhorn, die Jungfrau, der Tödi, der Glärnisch oder andere Schweizerberge. Doch alle zusammen bilden ein Panorama, das sich wie ein seltsamer Traum dem Gedächtniß einprägt. Man glaubt in eine ganz fremde Welt geblickt zu haben,

in welcher der arktische Norden schon alles Leben zu ertödten droht, während die vulkanischen Kräfte des Erdinnern unaufhörlich gegen seine Herrschaft sich auflehnen. Zwischen Feuer und Eis, von beiden verwüstet und heimgesucht, grünt in den Thälern der Gletscherabflüsse bis zum Meere hin eine kärgliche Pflanzenwelt, und weit zerstreut auf entlegenen Gehöften pflanzt eine kleine Schaar muthiger Ansiedler die Kunde fort, daß freie Männer aus Norwegen einst diese Wüste zur Heimath auserkoren, um keinem königlichen Machtgebote ihr Haupt beugen zu müssen. In dieser Bergeseinsamkeit muß sich indeß auch jener ernst männliche Trutz der Freiheit einem Höheren beugen. Was ist ein Mensch, was ist ein ganzes Volk gegen die Urgewalten der Natur, wie der Schöpfer sie hier riesengroß allem menschlichen Treiben und Sinnen entgegenstarren läßt: Feuer, Fels, Eis und Meer? Man würde sich nicht wundern, Prometheus da oben an Felsen geschmiedet zu treffen, oder durch die Klüfte herauf den Ruf der Verdammten zu hören, der Dante einst durch Mark und Bein fuhr. Den Kämpen der Freiheit aber ruft der gewaltige Berg zu:

Königen mögt ihr entrinnen,
Euer Knie vor keinem krümmen,
Throne zertrümmern,
Burgen brechen,
Meere durchmessen
Auf morschem Kiel,
Selbst richten und rechten
Im Lande der Freiheit!
Aber auch im Lande der Freiheit
Thront ein König euch.
Silbern wallt seines Mantels Saum
Über Hekla's Höhen,
Und wenn er sich regt,
Rast Feuersgluth
Aus tobenden Tiefen
Zum Himmel empor.
Wer hilft euch,
Haus und Heerden,
Wenn sein Donner dröhnt
Im Bergesinnern,
Hoch die Lohe lodert
Über Land und Meer,
Aschenregen weht
Über Weg und Wogen,
Wenn der Fels fließt
Wie Meeresfluthen
Den Berg hernieder?
Was ist Freiheit?
Fleht um Frieden
Beim höchsten Herrn!
Betet am Bergeshang,

Daß er euch berge,
Staue den Gluthenstrom,
Hemme die Wuth
Der offenen Hölle!

Unsere frommen und biedern deutschen Altvordern hielten den „Heckelberg", wie sie den Hekla nannten, für ein Thor der Hölle, und die vulkanischen Erscheinungen der letzten Jahrhunderte zeigen zum wenigsten, daß es dem Schöpfer weder an Erfindungsgeist noch an Macht gebricht, eine Hölle anzuzünden.

Ernst stiegen wir den weiten Schneeabhang wieder hinunter. Die bunten Steine, die ich mir unten sammelte, waren alle Brennproducte der furchtbaren Gluth, die einst hier getobt hatte. Obwohl wir nicht eilten, sondern den Pferdchen und uns wiederholt Rast gewährten, waren wir um fünf Uhr Nachmittags wieder in Galtalaekur und hatten alle Muße, den Berg von unten und seine Nachbarschaft noch einmal mit Muße zu betrachten.

A. Baumgartner S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

IX. Der Misanthrop (1666).

Wir sind auf der Höhe Molière'scher Kunst angelangt. „Europa," sagt Voltaire mit Recht, „betrachtet den ‚Misanthrop' als das Meisterwerk höherer Komik." Und dieses Meisterwerk der Komik stellt sich in den schroffsten Gegensatz zu aller bis dahin bekannten Lustspielweise, es tritt gleich an eine Grenze, wo Drama und Lustspiel im landläufigen Sinne sozusagen aufhören; ja es bildet, wie man bemerkt hat, eine Comédie sans comédie, erfaßt das Erhabene von der komischen Seite und bannt das Lächeln, das es hervorzaubert, gleich wieder durch eine Thräne.

Kein Werk Molière's ist von so allgemeiner Tragweite, so gänzlich ohne Nationalität, von so objectiver Menschlichkeit, und doch ist auch wieder keine Dichtung des Komikers so ganz sein subjectivstes Eigenthum, sein eigenstes Spiegelbild, so ganz mit ihren feinsten Fäserchen in ihrer Zeit und ihrem Lande wurzelnd, wie der Misanthrop.

„Ernstlich beschaue man den Misanthrop," sagt Göthe, „und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dar-

gestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stückes tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns so oft selbst zur Verzweiflung bringt und, wie ihn, aus der Welt jagen möchte. Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit Andern nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann. Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Subject."

Man hat sich lange und erbittert darüber gestritten, ob Molière in diesem Stück das Lächerliche der Tugend oder bloß eine Lächerlichkeit habe zum Ausdruck bringen wollen, welche die Tugend im Menschen begleiten kann; man hat ferner gefragt, wer eigentlich das Ideal Molière's gewesen, der maßlose gestrenge Alceste oder der zugeständnißreiche Weltmann Philint.

So wenig es uns zweifelhaft ist, daß Molière keinen Augenblick daran gedacht hat, die Tugend als lächerlich darzustellen, und daß er dieß auch wirklich nicht thut, so unentschieden stehen wir vor der zweiten Frage, d. h. welcher von beiden Männern das Ideal für den Dichter gewesen — vielmehr ob überhaupt einer der Beiden dem Dichter als Ideal vorgeschwebt habe. Beiden geht zum vollen Ideal eine Complementär-Eigenschaft ihres Charakters ab: Alceste dürfte etwas discreter und klüger, dagegen Philint bedeutend wahrer und fester und weniger Schmeichler sein[1]. Aber so „vernünftig" Molière den Freund des Misanthropen auch reden läßt, so sehr er es versteht, diesem Weltling die Zustimmung aller oberflächlich Urtheilenden zu gewinnen, so hat er doch Sorge getragen, die tiefsten Sympathien, die rechte, unwillkürlichste Herzensneigung aller Edeln dem derben, ehrlichen Geradaus von Alceste zu sichern. Das bischen Lachen schadet dieser Sympathie nicht im geringsten, und eben darin zeigt sich unserer Meinung nach die Größe der Kunst, das ganze Glück der Conception, daß wir herzlich über einen Menschen lachen können, ohne in die mindeste Gefahr zu kommen, ihn auch nur einen Augenblick lächerlich im unedlen Sinn zu finden.

Der Name Misanthrop, d. h. Menschenhasser, ist eigentlich schlecht gewählt für den Charakter des Alceste. Alceste haßt keinen Menschen und noch weniger die Menschheit, wenn er auch bisweilen Worte im Munde führt, die dieß zu bedeuten scheinen — er ist bloß Idealist oder, wenn man will, Fanatiker der Wahrheit. Wenn die Menschen wahr wären in allen Beziehungen des Lebens, ehrlich im Sprechen des richterlichen Urtheils wie in den Freundschaftsversicherungen der Höflichkeit, so hätte Alceste nicht das Mindeste gegen Welt und Menschen einzuwenden. Er ist noch keineswegs weder zum cynischen

[1] Das Ideal Molière's ist eigentlich im Grunde die Nebenperson der Eliante, welche ganz trefflich zwischen Philint und Alceste steht, und eben weil sie dieß thut, Philint und nicht Alceste ihre Hand reicht. „Alceste ist kein Ideal, sondern ein Idealist."

Pessimisten noch zum griesgrämigen Sittenprediger oder zum Einsiedler des Hasses geworden — er möchte leben und leben lassen, lieben und geliebt sein, er ist sogar *verliebt* — aber man müßte ehrlich mit ihm sein und wahr in Allem, und erlauben, daß auch er die Wahrheit ganz und überall hochhalte und ausspreche. Alceste ist bei alledem kein ungeschliffener Tölpel, er hat sogar ein feines Urtheil und eine Art edler vornehmer Höflichkeit. Ja wenn die Welt nur anders wäre, als sie ist, so wäre Alceste in jener anders gestalteten Welt ein Ideal. Wir begreifen darum sehr wohl die Anekdote, welche man von dem Herzog von Montausier erzählt. Da dieser Edelmann bei Hof allgemein wegen seiner furchtlosen Geradheit und seines unbeugsamen Gerechtigkeitssinnes gefürchtet war, so sagte man vielfach, Molière habe ihn als Vorbild zu seinem Alceste genommen. Als das Gerücht auch dem Herzog zu Ohren kam, ging er, ein zweiter Sokrates, der nächsten Vorstellung des Misanthrop beizuwohnen und ließ am folgenden Tage den Dichter zu sich rufen. Dieser kam zitternd und nichts Gutes ahnend in das Hotel des Herzogs; allein statt der Vorwürfe umarmte ihn dieser und dankte ihm für die Ehre, daß er ihn zum Vorwurf eines so vollkommenen Ehrenmannes genommen, wie es sein Alceste sei.

Aber der Herzog von Montausier konnte den Hof Ludwig' XIV. nicht ändern, ebenso wenig als Alceste, obwohl sie beide Recht haben darin, daß die Lüge aus der Welt verschwinden müsse, daß es der Menschen „Beruf sei, *freimüthig* zu sein und *wahr*".

Liegt nun in der *Vergeblichkeit*, in der vom *Zuschauer sofort erfaßten Aussichtslosigkeit des Kampfes von Seiten eines edlen Mannes gegen Lüge und Schweifwedelei die tiefe Tragik des Stückes*? Nach der eben angeführten Stelle Göthe's sollte man dieses glauben. Indeß hat Molière noch einen viel gewaltigeren Conflict erfunden. *Es ist der Widerspruch im Herzen Alcests, der Widerspruch seiner Liebe zur Menschheit und seines Abscheues gegen die Vertreter dieser Menschheit*, und damit dieser Widerspruch möglichst stark und concret zugespitzt werde, ist Alceste verliebt — verliebt wie ein ernster Mann, dem die Liebe Lebenssache ist, aber verliebt in eine Coquette, welche wie kaum eine zweite gerade die Fehler an sich hat, welche Alceste am meisten verabscheut. Die „Liebe" Alcests ist durchaus nicht Nebensache oder wie gewöhnlich bloß des Interesses, des Knotens und der Mode wegen da. Sie ist eines der großen Güter, um welche Alceste sich im Verlauf des Stückes betrogen fühlt. Er verliert seinen Proceß, d. h. sein *Recht und Eigenthum*; er verliert seinen *guten Namen*, er verliert die *Freiheit seiner Meinung* und Wahrhaftigkeit und schließlich die auf den ehrlichsten Absichten ruhende und *edelmüthigste Liebe*, d. h. jedes Band lockert sich, welches ihn in täglichem Verkehr mit der großen Gesellschaft hätte halten können. Bezeichnend ist auch, daß der Dichter einen Augenblick seinem Stücke den Untertitel „l'Atrabilaire amoureux" gegeben und dadurch genugsam die Stellung der „Liebe" in der Ökonomie des Stückes angedeutet hatte.

Molière ist selten in Liebesscenen so wahr, so leidenschaftlich, wie gerade hier. Und diese urwüchsige Leidenschaftlichkeit wird bei Alceste noch gehoben durch den Abstand gegen die übrige derbwahre Redeweise; man fühlt es, diese Ausbrüche kommen von Herzen, wenn sie sich auch bisweilen in Worten banaler Galanterie ergehen sollten.

Der Ärmste mag noch so klar einsehen, daß Celimene ihn betrügt, daß er seine Liebe an eine Unwürdige verschwendet, er kann sich von dieser Liebe nicht trennen. Er hofft immer. Alles verzeiht er. Wo die Geliebte von allen Freiern verlassen, als Betrügerin entlarvt dasteht, die mit den Herzen gespielt, da bleibt Alceste ihr treu; ja eine neue Hoffnung geht ihm auf, daß die Verschmähte jetzt wenigstens seine treue Liebe annehmen, sich bekehren und treu sein werde. Als Celimene im Ton gekränkter Unschuld den Alceste bittet, auch er möge sie nur hassen, antwortet er:

... Kann ich's, Verrätherin?
Kann ich Herr werden über meine Liebe?
Und wenn ich Euch auch glühend hassen wollte,
Wär' wohl mein Herz bereit, mir zu gehorchen?
(Zu den Umstehenden): Ihr seht, wohin unwürd'ge Liebe führt,
Und euch mach' ich zu Zeugen meiner Schwäche.
Doch, wahr zu sprechen, das ist noch nicht Alles,
Ihr werdet seh'n, wie ich noch weiter gehe,
Wie sehr mit Unrecht man uns weise nennt,
Und wie wir immer Menschen sind und bleiben.
(Zu Celimene): Ich will vergessen, Falsche, was Ihr thatet,
Will Eure Frevel zu entschuld'gen suchen
Und sie als eine Schwäche nur betrachten,
Zu der Verderbniß unsrer Zeit Euch trieb,
Wenn Ihr vermöchtet einzugeh'n auf den
Entschluß, den ich gefaßt: zu flieh'n die Menschen,
Und Euch entschlößt, mir in die Einsamkeit,
In der ich fortan leben will, zu folgen.
Das ist's allein, wodurch Ihr vor der Welt
Den Fehltritt mit den Briefen sühnen könnt
Und mir es möglich macht, nach all dem Aufsehen,
Das Eure That erregt, Euch noch zu lieben!
Celimene: Ich auf die Welt verzichten, eh' ich alt're?
Und mich in Eure Einsamkeit begraben?!
Alceste: Ei nun, wenn Ihr mich wahrhaft liebet,
Was kann Euch an der Welt gelegen sein?
Befried'ge ich nicht alle Eure Wünsche?
Celimene: Die Einsamkeit erschreckt bei zwanzig Jahren.
Ich fühle mich nicht groß, nicht stark genug,
Um einem solchen Vorschlag beizustimmen.
Wenn ich durch meine Hand Euch kann beglücken,
So könnt' ich mich zu solchem Bund entschließen,
Und Hymen ...
Alceste: Nein! Denn jetzt verabscheut Euch
Mein Herz; die Weig'rung schmerzt mich über Alles.

Da Ihr bei einem Ehebund in mir
Nicht Alles finden könnt, wie ich in Euch,
So geht! ich mag Euch nicht, und diese Kränkung
Befreit für immer mich aus Euern Banden.

Das war der letzte Schlag, den die Welt dem edlen Manne versetzen konnte. Er wendet sich von der Unwürdigen ab zu der achtenswerthen Freundin, und seine Worte an diese in diesem Augenblick zeigen am besten, daß er nicht der Menschenfeind im gewöhnlichen Sinne, daß er wohl enttäuscht, aber nicht verbittert ist.

Euch schmücken hohe Tugenden, Madame,
Und Ehrlichkeit nur fand ich stets bei Euch;
Seit lange schon hab' ich darum Euch hoch
Geachtet; laßt mich immer so Euch schätzen,
Und zürnet nicht, daß nicht in diesem Aufruhr
Mein Herz sich läßt von Eurer Liebe fesseln.
Unwürdig fühl' ich mich, und sehe ein,
Daß ich für solchen Bund nicht war geschaffen,
Daß zu gering für Euch die Huld'gung wäre,
Die ein verschmähtes Herz Euch bieten kann.

Und als Philint sich dann als Bräutigam Eliante's vorstellt, da wünscht er den Beiden Glück:

O könntet Ihr zu Eurem Glücke stets
Den treuen Sinn, die Liebe Euch bewahren!
Verrathen und getäuscht, will ich entflieh'n
Dem Abgrund, wo das Laster triumphirt,
Und mir ein Plätzchen suchen auf der Welt,
Wo man mit Freiheit Ehrenmann kann sein.

Auch in diesem letzten Wort spricht sich kein Haß der Menschen aus; nur den freien, ungehinderten Triumph des Lasters kann der edle Mann ohne Herzbrechen nicht mehr ansehen, er will den Hof und die Stadt, die hohle, verlogene hohe Gesellschaft fliehen und sich auf das Land zurückziehen, wo die Verhältnisse einfacher, natürlicher und wahrer sind. Man hat immer gesagt, dieser Abschluß des Stückes sei kein eigentlicher Schluß, er löse die Frage nicht und fordere unwillkürlich zu einer Fortsetzung, einem zweiten Stücke heraus. Wir glauben indeß, daß man hier Molière durchaus Unrecht thut, und daß es ein unwillkürliches Verkennen des echten Alceste-Charakters in sich schließt, wenn man auch nur das geringste Bedenken trägt, daß in dem Entschlusse desselben die rechte und volle Lösung der Frage liegt.

Nur wenn Alceste ein mürrischer, mit sich und der Welt unzufriedener, unklarer Hypochonder wäre, wenn er in finsterem Stolze sich als den einzig Guten, als den Mittelpunkt der Welt betrachtete, an dem sich die ganze Menschheit versündigt hätte: nur dann würde er auch inmitten seiner Pächter und Gutsnachbarn nicht die Ruhe und das Glück finden. Aber Alceste will

nur Eines — und das ganze Stück ist dessen ein Beweis: er will „mit Freiheit Ehrenmann sein", er will ein Plätzchen,

Où d'être homme d'honneur on ait la liberté.

Dieß Plätzchen aber wird er auf dem Lande finden. Freilich, die Menschen sind überall Menschen, sie tragen überall ihr schweres Theil von Egoismus, Lügenhaftigkeit und Verstellung: aber der Egoismus und die Lüge sind auf dem Lande noch nicht zum unantastbaren System geworden, man darf sich ohne Gefahr die Wahrheit sagen und sich Jener erwehren, die Einem nicht gefallen; die Erziehung, der Gesellschaftston, das hohe Beispiel haben dort das Verkehrte noch nicht geadelt und die Unwahrheit heißt dort noch Lüge, die Ungerechtigkeit Betrug und Unrecht; der Ehrenmann mag vielleicht wenig Nachahmer finden, aber er ist doch wenigstens frei, und der gesunde Sinn des Volkes wird ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er im Grunde einzig Recht hat.

Man hat Abhandlungen und Bücher über das sogenannte „Räthsel des Alceste"[1] geschrieben. Der Schlüssel zu diesem merkwürdigen Seelen- und Lebensbilde hat die französischen Kritiker und Philosophen fast ebenso viel beschäftigt, als andere Erklärer der Hamlet Shakespeare's[2]. Uns scheint, daß hier wieder das alte Wort sich bewahrheitet, für die Erklärungssucht sei nichts räthselhafter als das Selbstverständliche. Wenn es eines Schlüssels bedarf, um Alcests Charakterräthsel zu lösen, so nehme man doch denjenigen, welchen Molière selbst uns bietet, anstatt sich zuerst einen Alceste eigener Phantasie neu zu construiren und dann zu finden, daß Molière's Schluß das Räthsel dieses Phantasie-Alceste nicht löst. Molière läßt uns über seine Absichten nicht im Dunkel, nur muß man ohne Vorurtheile zu lesen wissen.

Was ist Alceste? Nach Göthe's Wort: der reine Mensch, der bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist und wie mit sich, so auch mit Andern nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte. Es ist nicht anders möglich, als daß im Leben eines solchen Menschen sich der Conflict mit den „Verstellungen, Flachheiten", Lügen und Betrügereien der künstlich verbildeten Gesellschaft, besonders der glänzenden Hofgesellschaft des damaligen Paris, immer mehr zuspitzen muß, daß es einen Augenblick geben wird, wo der natürliche Mensch, das Unnütze seines Kampfes einsehend, entweder die Waffen zur Übergabe streckt, mit den Wölfen anfängt zu heulen und, sich selbst untreu, ebenfalls die Maske der Verstellung und Lüge anlegt, oder dem Kampfe entsagt und sein Heil in der Flucht vor dem Feinde sucht, um in Abgeschiedenheit wahr und ehrlich zu sein. Beide Eventualitäten würden sich zu einem dramatischen Abschluß eignen, und beide sind gleich tragisch, der erste für den Helden, der zweite für die menschliche Natur überhaupt. Molière hat den zweiten gewählt.

---

[1] So noch im Jahre 1879 L'énigme d'Alceste, nouvel aperçu historique et moral sur le XVIIe siècle par Gérard du Boulan. Paris, Quantin.

[2] Vgl. A. Laun, Molière's Charakterkomödien, S. 32.

Statt uns einen philosophischen Einsiedler vorzuführen, der aus irgend einem Grunde sich schon von dem großen gesellschaftlichen Haufen abgesondert hätte, und uns von diesem die Verlogenheit des Lebens schildern zu lassen, greift der Dichter recht in den dramatischen Entwicklungsmoment eines reichen, reinen und edlen Menschenlebens hinein, und zeigt uns, wie der philosophische Einsiedler wird. Alceste muß die Welt lieben und gern in der Welt bleiben wollen — denn eben dadurch wird er uns sympathisch, und nur so erlangt seine Lostrennung, ja das blutige Losreißen von der Welt jenen tieftragischen Zug. Und doch, wir sehen ihn beruhigt scheiden. Er läßt sein Herz nicht in der Welt zurück, und darum wird er in der Einsamkeit glücklich werden. Was uns bei dem Schluß am meisten traurig stimmt, ist der Anblick einer ganzen socialen Ordnung, welche nicht werth war, einen solchen Mann zu besitzen, ja welche diesen Mann ausstieß, weil er ihr sich nicht gleichmachen wollte. Alcestes letztes Wort, daß er hingehe, wo man mit Freiheit ein Ehrenmann sein könne, ist ein durch das ganze Stück begründetes Verdammungsurtheil gegen die Hofgesellschaft Ludwig' XIV.!

Der Misanthrop ein Tendenzstück gegen den Hof des hohen Gönners Molière's? Die Idee scheint neuer als sie es in der That ist.

Die besten und vernünftigsten Erklärer sind darüber einig, daß nicht bloß das Hauptinteresse, sondern auch der Hauptkunstwerth unseres „Lustspiels" in den meisterhaften Portraits der verschiedensten Vertreter der vornehmen Gesellschaft liege, daß wir es im Misanthrop nicht so sehr mit einer dramatisch lebhaften, das Interesse gefangennehmenden Handlung, als vielmehr mit einer äußerst geschickt geführten, abwechslungs- und farbenreichen Conversation zu thun haben, kurz mit einem Stück, das sich weit mehr der dialogisirten Boileau'schen Satire als der sonst so lebensprudelnden Molière'schen Komödie nähert. Nur durch die Tendenz — welche eine durchaus künstlerisch berechtigte ist — werden auch die vielen Nebenpersonen der Hofleute zu wesentlichen Theilen der Fabel. Sie greifen hinreichend in die Verhältnisse der Komödie als Sittenbild ein, um mehr als müßige Staffage des Bildes zu sein. Alle repräsentiren in Haltung und Sprache die eigenthümliche Bildung ihrer Zeit und das damalige Salonleben, das bei aller Frivolität noch nicht den späteren Cynismus angenommen hatte. Sie reflectiren gern und gefallen sich in moralischen Aperçus. Sie sind nicht allein Objecte der Satire, sondern auch selbst Satiriker — ein Kunstgriff, durch den es dem Dichter gelang, nicht allein die damals beliebte salonfähige médisance zu malen, sondern auch über alle damaligen Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten eine Fülle von Witz und Satire auszugießen. Darüber aber kann kein Zweifel mehr bestehen, gegen wen sich die Spitze dieser Satire kehre. Wie die Femmes savantes die höhere Komödie dessen sind, was uns die Précieuses ridicules als Posse vorführen, so ist der Misanthrop die hochkomische Verklärung derjenigen Possen, welche uns die Marquis und Marquisen des Pariser Hofes vorführten. Molière greift dießmal seiner an, trifft aber tiefer und wirkt moralischer.

Sehen wir uns nach diesen leitenden Bemerkungen über den Hauptcharakter und das Ziel der Komödie die innere Structur derselben genauer an. Gerade bei einer Analyse des Stückes tritt am besten der Mangel einer wohlgegliederten Handlung und das Vorwiegen der Conversation zu Tage; denn ein Resumé, welches sich bloß auf das beschränken wollte, was geschieht, d. h. was zur äußeren Haupthandlung gehört, würde gerade jene Stellen nicht berühren, an welche man doch zuerst denkt, wenn vom Misanthropen Molière's die Rede ist.

Alceste will (Act I, Scene 1) mit seinem „ältesten Freund" Philint ganz plötzlich brechen. Warum?

Ich sah Euch übermäßig Jemand schmeicheln
Und ihm die größte Zärtlichkeit beweisen,
Mit Anerbieten und mit heißen Schwüren
Betheuert Ihr ihm Eure Liebesgluth —
Und frag' ich Euch nachher, wer ist der Mann,
Kaum wißt Ihr mir zu sagen, wie er heißt.
Sobald er fort, verfliegt auch Eure Gluth,
Und Ihr behandelt ihn wie einen Fremden.
Bei Gott! unwürdig ist es und abscheulich,
So zu verrathen seine eig'ne Seele.

. . . Aufrichtig soll man sein, als Ehrenmann
Kein Wort, das nicht von Herzen kommt, je sprechen.
Nein, nein! ich dulde die Methode nicht,
Die jetzt beliebt ist bei der feinen Welt;
Denn nichts hass' ich so sehr, als die Grimassen
Von Jenen, die sich groß thun mit Versprechen,
Die gleich bereit sind mit Umarmungen,
Sehr viele Worte machen, die nichts sagen,
Wetteifern in der Höflichkeit mit Allen,
Und Ehrenmann und Laffen gleich behandeln . . .
Nein, nein! kein Herz, das gut geartet ist,
Will eine Achtung, die sich Jedem schenkt;
Die höchste selbst kann uns nur wenig freuen,
Sobald man alle Menschen gleich behandelt.
Auf einen Vorzug gründet sich die Achtung,
Und wer gleich Alle achtet, achtet Keinen.
Da Ihr nun hierin mit dem Zeitgeist geht,
Beim Himmel! nein, da seid Ihr nicht mein Mann;
Ich will sie nicht, die große Höflichkeit,
Die keinen Unterschied macht im Verdienst,
Ja, Euch mit Einem Wort es ganz zu sagen:
Wer Aller Freund ist, kann mein Freund nicht sein!

Soweit hat Alceste gewiß ziemlich Recht. Leider läßt er sich durch den Widerspruch Philint's nun aber auch weiter treiben, indem er behauptet, die Wahrhaftigkeit gehe über die Discretion, man müsse den Menschen in's Gesicht sagen, was man über sie denke. Er redet sich dabei selbst in einen

solchen Eifer hinein, daß er zweimal den Vorsatz ausspricht, mit dessen Ausführung schließlich das Stück auch endigt:

Ich halt's nicht aus, bin wüthend — habe vor,
Mit diesem Menschenvolke ganz zu brechen — ...
Und oftmals faßt mich plötzlich das Gefühl,
Den Menschen zu entflieh'n in eine Wüste.

Hier redet Alceste in der Leidenschaft, er übertreibt daher seinen Abscheu gegen die Menschen; denn was er tadelt und wogegen er sich ereifert, das bleibt tadelnswerth und ist nicht so sehr die Menschennatur als der „Zeitgeist" — die Gesellschaftsart bei Hof und in den vornehmen Kreisen der Stadt. Dieß geht nicht bloß deutlich aus den Worten, sondern ebenso klar aus den Beispielen hervor. Unter diesen Beispielen führt uns der Dichter mit großem Geschick auch wie zufällig jene beiden an, welche die Verwicklung des Stückes abgeben sollen: den Proceß und die Liebe.

Wer stimmte Alceste nicht bei, wenn er uns das Portrait seines schurkigen Gegners entwirft und sich dann gegen eine Gesellschaft ereifert, welche diesen Schurken äußerlich wenigstens achtet, ihm überall den Vortritt läßt u. s. w.? Aber nun kommt gleich wieder die Übertreibung, hervorgerufen durch die Opposition Philints gegen das, was richtig ist. Jetzt will nämlich Alceste gar nichts mehr für den Proceß thun; Vernunft, Recht und Gesetz ständen auf seiner Seite, und verliere er den Proceß trotzdem, so werde es ihn freuen:

zeigen wird mir dieser Streit,
Wie weit die Menschen wohl die Frechheit treiben;
Ob sie so schlecht, verrucht und gottlos sind,
Mein Recht vor aller Welt mir abzustreiten.

Er redet sich dabei so in's Feuer, daß er schließlich

möcht' um jeden Preis —
Weil's einzig daständ' — den Proceß verlieren.

Man bemerke, daß die eigentliche krankhafte Misanthropie, d. h. die Übertreibung, bei Alceste nicht bei ruhigem Zustand hervortritt, sondern nur in Augenblicken der krankhaften Aufregung, und zwar, weil der Freund ihm schon das als übertrieben darstellt, was noch vernünftig ist. Fände Alceste für das Richtige in seinen Anschauungen bei dem Freunde Verständniß und Anerkennung, so würde er schwerlich zu den Extremen kommen, bei denen wir über ihn lachen, und die wirklich krankhaft sind. Der Widerspruch Philints aber wird auf dem Lande fehlen, und somit thut Alceste wirklich gut, sich auf's Land zurückzuziehen. So stimmt die anscheinend so entgegengesetzte erste Scene des Stückes ganz und gar mit der letzten überein, und diese bringt uns durchaus die volle Lösung der in jener exponirten Schwierigkeit. Es muß dieß immer und immer wieder hervorgehoben werden, damit man das Stück und die Tendenz des Dichters richtig versteht.

Also für den Proceß will Alceste sich nicht weiter bemühen; — aber, fragt Philint den Freund nicht ohne Bitterkeit:

... Diese Biederkeit,
Die Ihr gewissenhaft verlangt in Allem,
Die strenge Rechtlichkeit, die Ihr so pflegt,
Bemerkt Ihr sie an der Geliebten denn?
Ich staune nur, da mit dem menschlichen
Geschlechte Ihr zerfallen scheint, daß Ihr
Trotz Allem, was es hassenswerth Euch macht,
Doch Eure Liebe einem Wesen schenket!
Und was mich mehr noch Wunder nimmt, das ist
Die selt'ne Wahl, die Euer Herz getroffen. ...

Die Erwählte Alcests ist nämlich ein Ausbund alles dessen, was der Liebhaber an der übrigen Gesellschaft tadelt. Sie ist verlogen, kokett, eitel, schmeichlerisch — und macht sich dazu noch über die treue ehrliche Liebe Alcests lustig[1].

Die Antwort, welche Alceste dem Freunde gibt, zeigt so recht, wie weit er von jeglicher Art schwarzer Misanthropie entfernt ist. Er hofft, die Geliebte „von den Lastern unserer Zeit durch seine Liebe zu reinigen". — Eben sind die Freunde wieder auf dem Punkt, durch Philints Widersprechen lebhaft zu werden, da tritt Oronte, der Dichter, ein und veranlaßt eine Scene, welche selbst im Repertoire Molière's einzig dasteht an feiner Komik in Situation und Dialog. Was Eingangs der ersten Scene dieses Actes nur in Gesprächsform behandelt wurde, das führt uns der Dichter jetzt in Handlung vor und erhöht eben durch das voraufgehende Gespräch das spannende Interesse der nachfolgenden Handlung. Alceste kommt in die Lage, einem Dichter sagen zu müssen, daß sein Gedicht nichts tauge! Wie windet sich der Ärmste, an dieser fatalen Nothwendigkeit vorbeizukommen! Wie bemüht sich seine edle, höfliche Natur, die Wahrheit und den Anstand zu ver-

[1] So sehr für den ersten Augenblick das Liebesverhältniß zwischen Alceste und Celimene überrascht, einen um so tieferen Einblick gewährt es in die Ökonomie des Stückes. Die zwei Hauptpersonen sind auf diese Weise: ein Misanthrop und eine Klatschbase, d. h. zwei Satiriker eigener Art, die, jeder nach seiner Weise, der Gesellschaft um sie herum den Spiegel vorhalten. Der Eine ist in seiner strengen Redlichkeit und Aufrichtigkeit tief empört über das Übel der verdorbenen, verlogenen Welt; er zeigt seinen Unwillen unverhohlen und sagt ohne Rücksicht den Leuten ihre Sache in's Angesicht; — die Andere ist auch unzufrieden mit Allem und Allen, selbst ihren besten Freunden, aber sie hat ihre Freude an den Schwächen und Narrheiten; sie thut den Leuten schön in's Gesicht, aber hinter deren Rücken spielt sie um so lustiger mit der Zunge. Besser also hätte der Dichter seinen Zweck nicht erreichen können, eine Satire auf die Schwächen der Gesellschaft zu schreiben. Die beiden Spiegel mögen in gewissem Sinne Vexirspiegel sein; aber sie fangen doch lebhaft und rasch alle Verkehrtheiten auf und corrigiren sich gegenseitig durch den Gegensatz ihrer Übertreibungen. Daß die Gegenüberstellung so extremer Charaktere als die eines Liebespaares dramatisches Leben entwickeln muß, ist ein weiterer Vortheil der Molière'schen Erfindung, die sich so, von allen Seiten betrachtet, als ein Meisterschuß erster Art erweist.

einigen, wie sucht er nach Wendungen, die zugleich wahr und höflich sind! Das ist der wahre, unverfälschte Alceste, die edle Seele und der unverfälschte Geschmack. Und ihm gegenüber der eitle Dichterling, bis in's Einzelste hinein dem Leben abgelauscht! Welcher Kritiker ist nicht hundertmal in der Lage Alcestes gewesen und in unterthänigster Weise um ein „competentes Urtheil" angegangen worden, das, einmal ausgesprochen, wohl nicht gerade ein Duell, aber doch eine Incompetenzerklärung — um es höflich zu sagen — zur Folge hatte!

Eine Analyse einer solchen Scene ist unmöglich, und auf die Gefahr hin, daß sie den meisten Lesern schon längst geläufig ist, theilen wir sie als eine der schönsten Perlen Molière'scher Dichtung und französisch-classischer Kunst noch einmal unabgekürzt mit, eben weil man nicht oft genug sich solche Muster wirklicher Kunst vorhalten kann, wo wir mit den Erzeugnissen der Aftermuse so überschwemmt sind. Auf die einzelnen Schönheiten hinzuweisen, wäre eine Beleidigung des Lesers; jenes „Mein Herr!" Alcestes, der vergebens zu Wort zu kommen sucht, — jene Einleitungen des Dichterlings, ehe er die Lesung des Sonetts beginnt, — jene indirecte Kritik Alcestes, der einem fingirten Dritten sagt, was er dem Dichterling zu sagen hat u. dgl., sind in Frankreich längst in den Citatenschatz der Alltagsconversation übergegangen, so überraschend sind sie beim ersten Anblick und so tief haften sie, einmal gehört und gelesen, als der treffendste Ausdruck für eine häufig vorkommende Sache im Gedächtniß.

Oronte (zu Alceste): Ich höre unten, Eliante
Sei ausgegangen und auch Celimene.
Als man mir aber sagte, Ihr wärt hier,
Kam ich herauf, um Euch zu sagen, daß
Mein Herz die höchste Achtung vor Euch hat,
Daß diese Achtung lange schon in mir
Den Wunsch erzeugte, Euer Freund zu sein.
Gern laß' ich dem Verdienst Recht widerfahren,
Und brenne drauf, daß Freundschaft uns vereine.
Ich glaube, daß man einen solchen Freund,
Wie mich, so leicht nicht von sich stoßen wird.

(Während der Rede Oronte's ist Alceste zerstreut und scheint nicht zu hören, daß man zu ihm spricht. Er erwacht erst aus seiner Zerstreutheit, als Oronte fortfährt:)

Ihr seid's, mein Herr, dem diese Rede gilt!

Alceste: Wer? Ich, mein Herr?

Oronte: Ja, Ihr! Verletzt sie Euch?

Alceste: Nicht doch! Die Überraschung nur ist groß,
Und unerwartet kommt mir diese Ehre.

Oronte: Es darf Euch meine Achtung nicht befremden;
Denn von der ganzen Welt könnt Ihr sie fordern.

Alceste: Mein Herr —

Oronte: Dem glänzenden Verdienst, das man
An Euch bemerkt, kommt nichts im Staate gleich.

Alceste: Mein Herr —

Oronte: Was mich betrifft, ich zieh' Euch allem,
Was ich hier Schätzenswerthes finde, vor.
Alceſt: Mein Herr —
Oronte: Ein Blitz erſchlag' mich, wenn ich lüge!
Und zum Beweis, was ich für Euch empfinde,
Erlaubt, daß ich von Herzen Euch umarme
Und Platz in Eurer Freundſchaft mir erbitte.
Schlagt ein darauf, wenn's Euch beliebt. Ihr ſagt
Mir Eure Freundſchaft zu?
Alceſt: Mein Herr —
Oronte: Nicht möglich! — Was! Ihr nehmet Anſtand?
Alceſt: Mein Herr, Ihr thut mir zu viel Ehre an.
Allein die Freundſchaft ſchließt ſo ſchnell ſich nicht,
Und, glaubt mir, man entweihet ihren Namen,
Wenn man bei jedem Anlaß ihn gebraucht.
Einſicht und Wahl läßt dieſen Bund entſteh'n;
Eh' wir ihn ſchließen, müſſen wir uns kennen.
Wir könnten Beide ſo geartet ſein,
Daß wir es ſpäterhin bereuen müßten.
Oronte: Mein' Treu, das heißt als weiſer Mann geſprochen,
Und muß ich drum nur um ſo mehr Euch ſchätzen.
Vielleicht daß mit der Zeit wir Freundſchaft ſchließen;
Bis dahin aber bin ich ganz der Eure.
Kann ich bei Hofe irgendwie Euch nützen?
Man weiß, ich gelte etwas bei dem König;
Er hört auf mich und geht, bei meiner Treu,
Auf ehrenvollſte Weiſe mit mir um.
Und kurz — ich ſteh' Euch jeder Art zu Dienſt.
Und, da Ihr ſeid ein Geiſt von großer Klarheit,
Möcht' ich, um unſre Freundſchaft zu beginnen,
Wohl ein Sonett Euch zeigen, das ich jüngſt
Gemacht, und hören, ob's zum Drucken reif.
Alceſt: Mein Herr, das zu entſcheiden taug' ich nicht;
Ich bitt', erſpart mir's.
Oronte: Wie?
Alceſt: Ich hab' den Fehler,
Daß ich zu ehrlich bin in ſolchen Dingen.
Oronte: Das grade wünſch' ich, und es wär' nicht recht,
Da ich mich Eurem Urtheil unterworfen,
Wenn Ihr mich täuſchtet und Etwas verſchwiegt.
Alceſt: Nun, wenn Ihr's wollt, ſo kann es mir ja recht ſein.
Oronte: „Sonett". ('s iſt ein Sonett:) „Die Hoffnung ..." (Einer
Geliebten gilt's, die Hoffnung mir gegeben.)
„Die Hoffnung ..." (— keine Verſe ſind's voll Pomp,
Nur Verslein, leicht und zärtlich, ſüß und ſchmachtend ...)
Alceſt: Man wird's ja ſeh'n!
Oronte: „Die Hoffnung ..." (Zwar, ich weiß nicht,
Ob Euch der Stil wird leicht genug erſcheinen,
Und ob die Wahl des Ausdrucks Euch befriedigt) ...

Alceſt: Man wird's ja ſeh'n, mein Herr!
Oronte: Auch müßt Ihr wiſſen,
Daß ich's in einer Viertelſtund' vollendet.
Alceſt: Nur zu, mein Herr! die Zeit thut nichts zur Sache.
Oronte (lieſt): „Die Hoffnung, es iſt wahr, ſcheucht unſre Sorgen
Und wiegt uns eine Zeit den Unmuth ein,
Doch bin ich deßhalb Phillis nicht geborgen,
Zeigt hinter ihr ſich nur ein leerer Schein."
Philint: Ich bin von dieſem Stückchen ſchon entzückt.
Alceſt (leiſe zu Philint): Was! hättet Ihr den Muth, das ſchön zu finden?
Oronte: „Ihr habt Euch gütig gegen mich bewieſen,
Doch hättet Ihr es wen'ger nur gethan,
Und möchtet Ihr es jetzt damit beſchließen,
Da Ihr mir einzig gabt der Hoffnung Wahn."
Philint: Ach, wie das Alles reizend ausgedrückt!
Alceſt (leiſe zu Philint): Zum Henker, Schmeichler! Solch Gewäſch zu loben!
Oronte: „Soll mir auf ewig nur das Warten bleiben,
Auf's Höchſte meine glühe Liebe treiben,
So bleibt als Zuflucht nur der Tod zum Schluß.
Umſonſt, o Phillis, wollt Ihr mich zerſtreuen,
Man muß zuletzt ſich der Verzweiflung weihen,
Wenn man, wie ich, nur immer hoffen muß."
Philint: Ha, welch ein Schlußfall! allerliebſt, vortrefflich!
Alceſt (leiſe zu Philint): Die Peſt auf Deinen Fall! Zum Teufel, Schmeichler!
Fiel'ſt Du doch lieber ſelbſt und bräch'ſt die Naſe!
Philint: Ich hörte nie ſo fein gedrehte Verſe.
Alceſt: Verwünſcht!
Oronte (zu Philint): Ihr ſchmeichelt mir und glaubt vielleicht ...
Philint: Ich ſchmeichle nie.
Alceſt: Was thuſt Du denn, Verräther!
Oronte (zu Alceſt): Doch Ihr, mein Herr, wißt, was vereinbart wurde;
Ich bitt' Euch, ſprecht mit aller Offenheit.
Alceſt: Mein Herr! die Sach' iſt immer delicat;
Als Schöngeiſt will man gern geſchmeichelt ſein.
Als Jemand, den ich hier nicht nenne, einſt
Mir ſeine Verſe zeigte, ſagt' ich ihm,
Es müſſe ein Verliebter wohl beherrſchen
Den Kitzel, der zum Schreiben oft uns drängt,
Er müſſe jenen großen Eifer zügeln,
Mit derlei Spielerei Aufſeh'n zu machen,
Und daß man oft — zeigt allzu hitzig man
Sein Machwerk rund — des Narren Rolle ſpiele.
Oronte: Gebt Ihr vielleicht mir dadurch zu erkennen,
Es ſei nicht recht von mir ...
Alceſt: Das ſag' ich nicht.
Ich ſagte ihm, daß mich ein ſchlechtes Werk
Langweilt, daß ſich ein Mann durch ſchlechte Verſe
Leicht in Verruf bringt, hätt' er übrigens

Auch hundert gute Eigenschaften; denn man
Beurtheilt stets die Welt nur nach den Schwächen.

Oronte: Habt Ihr vielleicht was am Sonett zu tadeln?

Alceſt: Das sag' ich nicht. Ihm aber stellt' ich vor,
Wie diese Wuth, zu schreiben, heutzutage
Sehr ehrenwerthen Leuten schon geschadet.

Oronte: So schreib' ich schlecht? Soll ich wohl Jenen gleichen?

Alceſt: Das sag' ich nicht. Ihm aber sagt' ich schließlich:
Was treibt Euch denn so zwingend, daß Ihr reimt?
Und wer, zum Henker! jagt Euch in die Presse?
Ein schlechtes Buch ist nur den armen Teufeln,
Die schreiben, um zu leben, zu verzeih'n.
Glaubt mir, und widerstehet der Versuchung;
Verbergt dem Publikum, was Ihr gemacht,
Und gebt um Alles nicht den Namen hin,
Den Ihr als Ehrenmann am Hofe tragt,
Um aus den gier'gen Händen eines Druckers
Den eines schlechten Autors zu erhalten ...
Das war's, was ich ihm beizubringen suchte.

Oronte: Vortrefflich, Herr! ich glaub' Euch zu versteh'n,
Doch könnt' ich wissen jetzt, was am Sonett ...

Alceſt: Aufrichtig denn — es taugt für's Cabinet.
Ihr habt nach schlechten Mustern Euch gebildet
Und wißt Euch nicht natürlich auszudrücken.
Was heißt das: „Wiegt uns unsren Unmuth ein"?
Und das: „Zieht hinter ihr nur leerer Schein"?
Was: „Möchtet Ihr es jetzt damit beschließen,
Da Ihr mir einzig gabt der Hoffnung Wahn"?
Und was: „Man muß sich der Verzweiflung weih'n,
Wenn man, wie ich, nur immer hoffen muß"?
Der bilderreiche Stil, mit dem man prangt,
Entbehrt der Eigenthümlichkeit und Wahrheit;
Es ist ein Spiel mit Worten, Ziererei:
So redet nie und nimmer die Natur.
So ungeschliffen unsre Väter waren,
Ihr Sinn war besser, reiner ihr Geschmack,
Und lieber, als was heute man bewundert,
Ist mir ein altes Lied, das also lautet:

„Wollt' König Heinrich geben
Mir auch sein ganz Paris,
Daß ich darum mein Leben,
Feinsliebchens Lieb' verließ:
Ich sagt' zum König Heinz:
‚Paris, Paris sei deins,
Mein Liebchen ist mir lieber da,
Mein Liebchen ist mir lieber.'"

Der Reim ist dürftig und der Stil ist alt,
Doch, seht Ihr selbst nicht, daß es mehr gilt, als

Die Künsteleien all, die baar des Sinnes,
Und daß sich das Gefühl nur also ausspricht?

„Wollt' König Heinrich geben" u. s. w.

So spricht ein Herz, das von der Lieb' beherrscht!

(Zu Philint): Ja, ja, Herr Lacher! allen Euern Stutzern
Zum Trutz sind' ich dieß schöner, als den Pomp,
Den falschen Glanz, den heut' man preist und anstaunt!

Oronte: Und ich sag' Euch, daß meine Verse gut sind.

Alceſt: Um das zu finden, habt Ihr Eure Gründe,
Doch müßt Ihr's dulden, daß ich andre habe,
Die wohl den Euren nicht zu weichen brauchen.

Oronte: Mir ist's genug, daß Andre Werth drauf legen.

Alceſt: Weil sie zu heucheln wissen, und ich nicht.

Oronte: Ihr haltet also Euch allein für geistreich?

Alceſt: Mehr wär' ich's sicher, lobt' ich Eure Verse.

Oronte: Ich kann mich trösten, daß sie Euch mißfallen.

Alceſt: Ihr werdet Euch darob schon trösten müſſen.

Oronte: Ich möcht' wohl seh'n, wie Ihr auf Eure Weise
Denselben Gegenstand behandeln würdet?

Alceſt: Aus Unglück schrieb ich auch so schlechte Verse —
Doch hütet' ich mich wohl, sie je zu zeigen.

Oronte: Ihr sprecht sehr kühn, und diese Arroganz ...

Alceſt: Laßt Euch von einem Andern Weihrauch streu'n.

Oronte: Mein kleiner Herr! ich bitt', nehmt's wen'ger hoch!

Alceſt: Mein großer Herr! ich nehm' es, wie's just recht!

Philint (zwischen Beide tretend):
Ei, meine Herrn! das geht zu weit. Laßt ab!

Oronte: Ja, ich hab' Unrecht, und ich räum' das Feld.
Mein Herr! ich bin Eu'r ganz ergebner Diener.

Alceſt: Und ich, mein Herr! Ihr ganz oemüth'ger Diener.

Die Beiden gehen als Feinde von einander; die freimüthige Kritik hat dem armen Alceſt ein Duell auf den Hals gebracht und seinen Unmuth so gesteigert, daß er schon jetzt fort will in die Einsamkeit. Aber Philint mag ihn nicht verlassen, und es müssen in der That noch ganz andere Enttäuschungen auf den Helden hereinbrechen, ehe der Dichter ihn wirklich ziehen läßt.

Es sind also drei, wenn auch nur sehr schwache Fäden, welche aus dem ersten in den zweiten Act hinüberleiten: der schwebende Proceß, die Liebe zu Celimene und nun noch, als neuhinzugekommenes Moment, das Duell. Die Hauptaufmerksamkeit sammelt sich indeß bei der ersten Scene des zweiten Actes auf Alceſts Verhältniß zu Celimene.

Der seltsame Liebhaber fällt gleich mit der Thüre in's Haus hinein: die Geliebte ändert entweder ihre Art, oder der Bruch ist unvermeidlich. Bisher waren Gegenstand seiner Unzufriedenheit die ihm unerlaubt scheinenden Concessionen, welche man aus Höflichkeit der Unwahrheit und Lüge machen zu müssen glaubte; jetzt bei der Geliebten sind es die Übergriffe, welche die

Höflichkeit in das eigentliche Gebiet der Treue und Liebe macht. Mit diesem Thema kommt er indeß bei der coquetten Celimene an die Rechte; hat der Ärmste sich eben fruchtlos mit einem Freunde oder gar mit einem Dichter herumgezankt, so weiß die Frau ihm erst recht zehn Worte für eins zu geben. Auch hier können wir wieder dieselbe Bemerkung machen, wie bei der ersten Unterredung mit Philint: was Alceſt ursprünglich verlangt, ist nur vernünftig, was er tadelt, ist tadelnswerth; erst durch den Widerspruch gereizt, geht er nun auch hier wieder in's Extrem, so z. B. wenn er in Gegenwart der beiden Marquis offen von Celimene verlangt, sie solle sich auf der Stelle entscheiden, wem von den Dreien ihr Herz gehöre. Die beiden Besucher fallen glücklicherweise mit ihren pikanten Erzählungen drein, und der ehrliche Alceſt steht grollend und harrend in der Ecke und hört den allerliebst bissigen Charakteristiken zu, welche die Beiden, von der geschickten Celimene verlockt und verleitet, über Freunde und Bekannte in bunter Reihenfolge vorführen. Allein schließlich wird's dem treuen Alceſt doch zu arg; in das Medisancegesäusel fährt er wie ein Wirbelwind hinein, als schon Niemand mehr an den finstern Schweiger dachte:

Frisch zu! nur los! frisch drauf, ihr lieben Herrn von Hof!
Ihr schonet Keinen! Nein, ein Jeder nach der Reih'!
Und doch, es braucht' bloß Einer ihrer jetzt zu kommen,
Gleich säh' man Euch in Hast entgegen ihm schon eilen,
Die Hand ihm reichen und mit schmeichlerischem Kuß
Den Eid besiegeln, daß Ihr seid sein steter Diener!

Die Herren wollen diesen Vorwurf dadurch abwerfen, daß sie Celimene als Mitschuldige nennen; allein das reizt Alceſt noch mehr. Celimene hat die Herzlosigkeit, sich auf Seiten der Marquis zu stellen und den braven Alceſt, den sie zu lieben vorgibt, dem Gelächter der Freunde preiszugeben. Wo ihr nun dafür aber die Freunde zu große Schmeicheleien sagen und behaupten, sie sei ohne Fehler, da hält's Alceſt nicht mehr aus. Er sieht alle ihre nur zu zahlreichen Fehler, und sie weiß, wie er sich müht, sie darauf aufmerksam zu machen. Die Herren machen Miene, fortzugehen. Celimene hält sie zurück. Alceſt sagt:

Geht, meine Herrn, wann's euch gefällt; doch ich,
Ich werd' nicht eher geh'n, bis ihr gegangen.

Er will und muß heute sehen, für wen sich Celimene entscheidet. Allein kaum hat er diesen ungemüthlichen Vorsatz ausgesprochen, so kommt der Gerichtsdiener, um ihn vorzuladen wegen des Duells mit Oronte, das man gütlich hat umgehen wollen, wenn Alceſt nur in etwa Genugthuung leisten will. Diesen befällt schon gleich die Angst, man möge die Unwahrheit von ihm verlangen; er verschwört sich, die Verse nicht schön finden zu können.

Es komme denn direct vom König das Gebot,
Die Verse gut zu finden, um die man sich abmüht,
Werd' ich, beim Henker! immer sie als schlecht bezeichnen,
Und sag': Den Strick verdient ein Mensch, der sie gemacht!

Ohne eine neue Seite des Charakters entwickelt zu haben, ja selbst ohne besondere dramatische Steigerung hat dieser zweite Act uns bloß weiter in die Anschauungsweise des Helden, in seine Gedanken über Höflichkeit, Coquetterie und Liebe eingeweiht, und uns bei dieser Gelegenheit eine wahre Gallerie von Sitten und Zeitbildern vorgeführt. Noch weniger für die äußere Entwicklung des Stückes leistet der dritte Act; dafür aber ist er um so reicher an Charakterschilderungen voll höchster Meisterschaft.

Kaum hat Alceste und nach ihm auch Celimene sich entfernt, und bleiben die beiden Marquis noch allein übrig, als sie auch ihrer bisher zurückgehaltenen Rivalität gegeneinander die Zügel schießen lassen und Einer den Andern um so abfälliger und bissiger behandelt, als eben Jeder glaubt, er sei der Bevorzugte Celimenens. Die fadeste Eitelkeit des Hofjunkerthums kann nicht besser persiflirt werden. Da tritt — ein neues Charakterbild — Arsinoe auf, die abgefeimteste alte Coquette, eine Art weiblicher Tartüff. Sie kommt als honigsüße Freundin, um Celimenen den allergrößten Liebesdienst zu erweisen, d. h. sie auf ihre Fehler, natürlich vor Allem auf ihre Coquetterie aufmerksam zu machen. Die Rede, in welcher sie dieses thut, ist ein wahres Muster von Katzenfreundschaft, und es ist nichts entgegengesetzter zu denken, als diese Rede Arsinoe's und die derbe Art, wie Alceste im zweiten Acte der Geliebten im Grunde dasselbe gesagt hat; bei ihm fühlte man in jedem Wort die ehrliche treue, betrübte Liebe, bei jener tritt in jeder Silbe fast der giftgefüllte feine Wespenstachel niedrigsten Neides hervor. Aber bei Celimene findet selbst eine Arsinoe ihre Frau, und es ist nichts komischer als die Art, mit welcher die junge Coquette den Heuchlerton der Alten aufnimmt und ihr in gleicher Münze heimzahlt. Solche Dialoge sind wahre Triumphe Molière'scher Kunst. Es fehlte noch, und Molière beeilt sich, es zu thun, daß Arsinoe und Alceste, zwei Extreme eigenster Art, einander gegenübergestellt würden: Arsinoe, die Verlogene und Falsche, unter dem Deckmantel der Wahrheit und Liebe, und Alceste, der Aufrichtige, Liebende, trotz seiner Rauhheit und Paradoxie. Während sich also Arsinoe und Celimene mit aller Höflichkeit herumbeißen und der Leser Gelegenheit gehabt hat, zu merken, daß auch die alte Sünderin noch darauf ausgeht, einen Mann zu gewinnen, tritt Alceste zum Besuch Celimenens herein, und diese läßt die Beiden allein unter dem Vorwand, einen wichtigen Brief schreiben zu müssen. Arsinoe ändert Alceste gegenüber sofort den Ton; sie bedauert, ähnlich wie Oronte im ersten Act, daß die hohen Verdienste eines Mannes wie Alceste vom Hofe noch immer nicht anerkannt seien — indeß es gäbe doch immer noch Leute, die ihn nach seinem Werthe schätzen, — und sollte Alceste es nur wünschen, so könnte sie, Arsinoe, bei ihrem Einfluß schon gewiß eine Stelle bei Hof erwirken. Bei dem in die Augen springenden Parallelismus der Reden Oronte's und Arsinoe's ist es äußerst interessant, die charakteristischen Unterschiede in der Art zu beobachten, wie ein ziemlich hirnloser eitler Dichter, um ein Lob zu erschmeicheln, und eine ausgelernte Coquette, um einen ehrlichen Mann zu umgarnen, dasselbe sagen. Da Alceste keine Stelle bei Hof will, weil er keine verdient hat, und weil er bei Hof nicht mehr gradaus und wahr sein könnte, geht Arsinoe ge-

schickt auf sein Verhältniß zu Celimene über und will eben von dieser ein Portrait entwerfen: da unterbricht sie Alceste kurz mit der Frage, ob sie denn auch bedenke, daß es ihre Freundin sei, von der sie so rede! Aber die Heuchlerin hält fest, sie will Alceste nur warnen, kann aber natürlich nur Verdachtsgründe beibringen, und davon will Alceste nichts hören.

Ich wollt', man ließe das allein mich wissen,
Was man mit voller Klarheit mir beweisen kann.

Aber auch das will Arsinoe thun: Alceste soll klar die Untreue Celimenens sehen, nur soll er die Alte nach ihrem Hotel begleiten — ja sie geht noch weiter und bietet ihm schon im Voraus einen Ersatz für die verlorene Celimene an, und wer das ist, versteht der Leser sehr wohl. Es ist zu bemerken, daß Alceste bei Arsinoe nicht aufbraust und in keine Extreme geht, eben weil der Charakter Arsinoe's selbst ein Extrem und ganz schlecht ist, und es daher eine gewisse Erniedrigung des edlen Alceste gewesen wäre, sich vor einem solchen Charakter auch nur das Mindeste zu vergeben. Dieser dritte Act schließt äußerst dramatisch spannend. Wird Arsinoe dem Alceste wirkliche, offenbare Beweise der Untreue Celimenens bringen? Bei der großen Coquetterie Celimenens ist dieß durchaus nicht unwahrscheinlich — aber was wird dann Alceste beginnen?

Der vierte Act hebt mit dem Ergebniß des Versöhnungsversuches an, von welchem zu Schluß des zweiten Actes die Rede war. Das Äußerste, wozu Alceste sich nach langem Widerstreben hat bewegen lassen, ist die Erklärung, „daß es ihm leid thue, so kritisch angelegt zu sein, und daß er wünsche, er habe das Sonett schöner finden können".

Sie mußten hierauf Beide sich umarmen,
Und damit war die Sache abgemacht.

Die edle Eliante, welcher man diesen Ausgang erzählt, drückt wohl das Gefühl Aller aus, wenn sie sagt:

In seiner Art steht er (Alceste) ganz einsam da;
Und ich gesteh', daß ich sehr hoch ihn achte.
Denn die Aufrichtigkeit, auf die er stolz ist,
Ist edel ja an sich und heldenmüthig,
Ist eine seltne Tugend heutzutage.
Ich wünscht', es hätt' sie Jeder so, wie er!

Noch unterhalten sich Eliante und Philint über die seltsame Neigung Alcestes zu Celimene, da stürzt dieser herein und verlangt von Eliante, sie solle ihm Genugthuung wegen einer Beleidigung verschaffen, die Celimene ihm angethan. Alceste hat von Arsinoe einen Brief Celimenens an keinen Geringeren als an den Dichter Oronte erhalten, worin gerade diesem Nebenbuhler Hoffnung gemacht wird, den Alceste doch, wie er mit Bitterkeit gesteht, am wenigsten gefürchtet hatte. Philint will zweimal versuchen, mit allgemeinen Redensarten den Freund zu beruhigen. Der aber versteht dießmal keinen Spaß, und wenn er wirklich streng den unberufenen Prediger zum Schweigen verweist, so kann man ihm das nicht übel nehmen, weil man

vorher gesehen, wie er sich ja alle Mühe gegeben, nur sichere Beweise zu erlangen, die Ermahnungen Philints also wirklich eine Beleidigung einschließen, die zudem noch zur ungeschicktesten Zeit vorgebracht wird. Eliante also soll Alceste rächen. Aber wie? Indem sie selbst seine Hand annimmt! Obgleich nun Eliante vorher bekannt hat, sie sei nicht im mindesten abgeneigt, Alceste zu heirathen, wenn er von Celimene lassen sollte, so kann sie doch aus Anstand und Edelmuth in diesem Augenblick nicht Ja sagen; sie antwortet ausweichend, aber so, daß Alceste weder die Hoffnung verliert noch sich gebunden fühlen kann. Darüber erscheint Celimene, und das Unerwartete geschieht. Alceste beginnt die Geliebte zur Rede zu stellen und diese weiß — ohne irgend etwas aufzuklären — durch ein tartüffmäßiges Zugeben der Schuld den armen Liebhaber selbst in's Unrecht zu setzen:

Ich kam, zu klagen — und ich werd' gescholten,
Argwohn und Schmerz treibt sie auf's Äußerste,
Sie läßt mich Alles glauben — und sie rühmt
Sich dessen noch, was ich als Schuld ihr vorwerf'.

Der Streit ist noch unentschieden — der Sieg jedoch neigt sich bedeutend auf Seite Celimenens: da erscheint Alcestes Diener, ein rechter Tolpatsch, der in dieser ernsten Stunde etwas possenhaft dazwischen tritt. Er bringt allgemeine schlechte Kunde vom Proceß; auch sei ein Freund dagewesen und habe gerathen, Alceste und der Diener sollten sich baldmöglichst aus dem Staube machen, man könne sie sonst gefangen nehmen. Wie nun der Diener das Schreiben des Gerichtes und des Freundes dem Herrn reichen will, findet er keines von beiden, er hat sie in der Eile vergessen, und Alceste muß selbst nach Haus, um den Thatbestand zu untersuchen, so daß er für jetzt den Disput mit Celimene nicht fortsetzen kann. Damit schließt der Act. Die Schwäche und der Nothbehelf in diesem Schluß springen sofort in die Augen; denn wenn Alceste soviel daran gelegen war, mit Celimenen in's Reine zu kommen, so brauchte er ja bloß den Diener allein zurückzuschicken und die Schreiben holen zu lassen, statt selbst hinzugehen.

Jetzt ist's aus! Alceste hat den Proceß trotz seines offenbaren, allgemein anerkannten Rechtes verloren, weil sein Gegner ein reicher, einflußreicher Schuft ist; man zeigt zudem in der Stadt ein infames Buch herum, das er, Alceste, soll geschrieben haben, und dieser Dichterling Oronte, dessen Verse er nicht hat loben können, ist der Erste, der es auf Alcestes Rechnung setzt.

Das ist die Treu' und Redlichkeit, die Tugend,
Die Ehre, die man hier zu suchen hat!
Fort, fort! das ist zu viel des Ärgers hier —
Hinweg aus diesem Busch, der Räuberhöhle;
Denn da ihr Menschen ganz wie Wölfe lebt,
Sollt' unter euch ihr nimmermehr mich seh'n!

So steht denn sein Entschluß fest, sich auf's Land zurückzuziehen. Philints philosophisch-moralische Gegengründe können ihn nicht bewegen; er sagt mit Recht:

Mich heißt Vernunft, zu meinem Wohl, zu geh'n,
Ich kann die Zunge nicht genug beherrschen,
Nicht steh'n dafür, was ich noch sagen könnte . . .

Kurz, er muß sich zurückziehen, und will daher Celimene fragen, ob sie ihn genugsam liebt, um die Einsamkeit mit ihm zu theilen, das wird auch in dieser Hinsicht seinem Schwanken ein Ende machen. Da tritt Celimene mit Oronte ein; auch dieser drängt die Coquette, zu entscheiden, ob sie ihm oder Alceſt den Vorzug gibt. Celimene sucht geschickt auszuweichen, aber Alceſt besteht auf seinem Willen, ebenso Oronte, und es fehlte nicht viel, so wären die beiden Gegner zu Freunden geworden — eine meisterhaft komische Wendung! — Da kommt Eliante mit Philint dazu; Celimene glaubt bei ihnen Hilfe gegen die drängenden Liebhaber zu finden, allein auch Eliante, die Freundin, sagt ganz einfach: „Ich bin für die, die reden, was sie denken." Noch streiten sich die Liebhaber und Celimene, da stürzen auch schon die zwei Marquis, Acaſte und Clitander, in Begleitung Arsinoe's herein mit der Forderung nach sofortiger Aufklärung. Arsinoe ist ihnen nur gefolgt, „um das Vergnügen zu haben, Celimene sich von allem Verdacht reinigen, sich ganz und gar rechtfertigen zu sehen". Ein Brief Celimenens an Acaſte scheint in die unrechten Hände gelangt und ist wenigstens die Ursache, daß an den Tag kommt, wie die Coquette eigentlich vier bis fünf Liebhaber heimlich ermuthigte und gleich heimlich jeden vor den anderen schlecht machte. Acaſte verliest den Brief in Gegenwart der drei Anderen; ein Jeder von ihnen, Alceſt, Oronte und Clitander, werden in demselben mit den bissigsten Ausdrücken, den verächtlichsten Beschreibungen bedacht. Nach der Vorlesung ziehen sich die drei Geprellten voll Zorn und voll Verachtung für die Coquette zurück, nur der treue Alceſt bleibt; er fertigt kurz die alte Närrin Arsinoe ab, welche sich ihm ziemlich unverblümt anbietet, und wendet sich entschlossen an die vollständig entlarvte und zerschlagene Celimene. Er hat sie immer für das gehalten, was sie war, aber trotzdem hat er sie geliebt, weil er glaubte, sie werde sich bessern; diese Hoffnung hegt er auch jetzt noch, aber er will einen Beweis der Buße und Besserung, und so stellt er ihr denn die Frage, um derentwillen er überhaupt gekommen war: ob sie mit ihm in die ländliche Einsamkeit gehe, und da sie das nicht will, gebietet ihm seine Vernunft, allein zu gehen. Ihre Wege sind fürder getrennt. Der Verstand siegt über die Leidenschaft; aber das treue Herz des Mannes ist gebrochen. Es kann heilen in der stillen Abgeschiedenheit; aber jung werden und wieder lieben — wie man in der Stadt und großen Welt liebt —, wird es niemals. Philints letzter Vers wird sich nicht bewahrheiten — Alceſt wird sich nicht mehr in seinem Entschluß wankend machen lassen:

Zu meinem Wohl räth mir Vernunft, zu gehen,

wie er es selbst schon früher sagte.

Das ist in trockener Analyse der Misanthrop, den man mit Recht die Komödie ohne „Komödie", d. h. ohne Komödie im gewöhnlichen Sinne genannt hat, ein Versuch, der nur einem Molière gelingen konnte, das erste

und gleich meisterhaft gelungene Beispiel des später so fein ausgebildeten Charakter- und Conversationsstückes — ganz Psychologie, Charakter- und Zeitgemälde — dessen ganze Tragweite aber nur derjenige erfaßt, welcher es in seiner Umgebung als dritten Theil der gewaltigen Trilogie betrachtet, in der Molière die innere Verlogenheit der damaligen höhern Gesellschaft geißeln wollte.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

„Monumenta Germaniae Paedagogica."

Nächst dem Riesenwerke der Bollandisten und den „Monumenta Germaniae Historica" ist wohl kein so umfassendes Werk in neuerer Zeit erschienen, als die „Monumenta Germaniae Paedagogica" zu werden versprechen. Dieses pädagogische Gesammtwerk soll das Schulwesen aller Länder deutscher Zunge, genauer: aller Länder des ehemaligen römisch-deutschen Reiches, umfassen und vom Beginne des Mittelalters bis in die neueste Zeit fortgeführt werden. Den Plan dazu verdanken wir Herrn Dr. Karl Kehrbach in Berlin, der sich durch kritische Ausgaben der neueren deutschen Philosophen bereits einen Namen gemacht und seit Jahren keine Mühe gescheut hat, um für sein großartiges pädagogisch-didaktisches Werk Mitarbeiter aller christlichen Bekenntnisse und aller deutschen Gegenden zu gewinnen.

Er selbst drückt den Grundplan des Werkes mit den Worten aus:

„Die gesammte Entwicklung des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens soll in ihren wesentlichen literarischen Manifestationen, ohne Bevorzugung einer besonderen Schulgattung, eines besonderen Zeitraumes oder einer besonderen Confession, überhaupt ohne jeden Parteistandpunkt durch die ‚Monumenta Germaniae Paedagogica' vorgeführt werden."

Zum Glücke fand Herr Kehrbach an Herrn Rudolf Hofmann zu Berlin (W. Kronenstraße 17) einen ebenso einsichtsvollen als edelmüthigen und uneigennützigen Verleger, der sich gern den zu bringenden Opfern unterzog; denn daß bei einem derartigen Werke nicht an Gewinn zu denken sei, sieht jeder Kundige ein.

Der Plan des Werkes wuchs unter den Händen des Herausgebers an Umfang. Anfangs war beabsichtigt, von den Humanisten des 16. Jahrhunderts auszugehen, die sich ja selbst als die „Neuen" — moderni — im Gegensatze zur mittelalterlichen Lehr- und Erziehungsart ausgaben. Aber wenn diese radicalen Freunde des Heidenthums behandelt wurden, warum sollte man ihre besseren Vorgänger, die christlichen Humanisten, übergehen? Die von Gerhard Groot bereits um 1370[1] gestifteten „Brüder des gemein-

[1] Die Bestätigungsbulle des Papstes Gregor XI. ist vom Jahre 1376. — Über

samen Lebens" waren die eigentlichen Erneuerer der classischen Bildung nördlich von den Alpen; ein Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Rudolf von Langen, Dringenberg, Wimpheling ꝛc. leisteten Großes längst vor einem Ulrich von Hutten. Sie fußten jedoch auf den Wissensschätzen des Mittelalters, deren Licht wohl ab und zu an einzelnen Orten erblaßt, aber nie ganz erloschen war. So ergab sich von selbst die Hereinziehung auch des Mittelalters in die große Sammlung des pädagogischen Schatzes deutscher Nation. Hierzu bildet die „Pädagogik der Kirchenväter" die Einleitung, da die patristischen Schriften die Grundlage der mittelalterlichen Bildung waren.

Die „Monumenta Germaniae Paedagogica" zerfallen je in vier große Hauptabtheilungen:

I. Schulordnungen: Lehrpläne, einzelne Schulgattungen, Verordnungen für Erziehung und Unterricht, Methoden in den Ländern deutscher Zunge.

II. Schulbücher.

III. Pädagogische Miscellaneen, d. h. diejenigen pädagogischen Documente, die weder in die Abtheilung der Schulordnungen noch der Schulbücher passen, wie Abhandlungen zur Pädagogik, pädagogische Theorien und Gutachten, Selbstbiographien von Schulmännern, Schulreden, Tischzuchten, Acten über Erziehung und Unterricht einzelner Personen, z. B. fürstlichen Standes, Dichtungen über Schulwesen, Briefwechsel unter Schulmännern, Schulkomödien.

IV. Zusammenfassende Darstellungen, welche nach dem Plane des Herrn Dr. Kehrbach die übrigen Theile der „Monumenta" entlasten; „derartige zusammenfassende Monographien können über jedes Unterrichtsgebiet erscheinen, ebenso wie über ganze Gruppen von Schulordnungen und Miscellaneen".

Schon diese kurze Übersicht überzeugt uns von der Großartigkeit des Unternehmens, das sich über ein volles Jahrtausend und über alle Länder deutscher Zunge erstreckt, das alle Schulen, alle Erziehungs- und Unterrichtsmittel, alle Anordnungen der kirchlichen und staatlichen Schulbehörden, die welterobernden Anstrengungen der religiösen Orden auf dem Felde der Jugendbildung umfaßt.

Nur eine glühende Begeisterung für die Sache selbst und für die Verdienste des deutschen Volkes um das Schulwesen konnte den Herausgeber dahin bringen, sein ganzes Leben einem solchen Unternehmen zu weihen. Es handelt sich um kostbare Ausgrabungen, nicht im Peloponnes, in der Troas oder in Mysien, sondern im eigenen deutschen Vaterlande, um Ausgrabungen in den Staats-, Kloster-, Gemeinde- und Privat-Archiven, um Hebung kostbarer Schätze der Jugendbildung und Wissenschaft, in gewisser Beziehung um ein ähnliches Werk, wie wir es dem hochverdienten Professor Janssen in Be-

Gerh. Groot (Geert Groote) s. K. Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen. Köln 1883. 2. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.

treff der politischen und kirchlichen Geschichte des deutschen Volkes verdanken. Die breitgetretenen Pfade des bloßen Behauptens und Nachschreibens sollen verlassen, die Denkmale einer tausendjährigen Erziehungsgeschichte sprechend vor Augen geführt, die Verdienste auch der katholischen Kirche und ihrer Orden vor aller Welt dargelegt werden. Erst wenn dieses Sammelwerk vollendet ist, läßt sich eine gründliche Geschichte der Pädagogik schreiben.

Selbstverständlich übersteigt das riesige Unternehmen die geistigen Kräfte eines einzelnen Mannes und die materiellen Mittel eines wenngleich vermöglichen Verlegers. Jedoch hat der Herr Herausgeber bereits eine große Zahl rüstiger Mitarbeiter gewonnen; sodann ist zu hoffen, daß die deutsche Reichsregierung und die deutschen Einzelregierungen auch für diese „Ausgrabungen" auf geistigem Gebiete noch etwas übrig haben und thatkräftig einspringen werden, sobald die ersten Bände der „Monumenta" darthun werden, was und wie es geleistet werde.

Es möge uns nicht verübelt werden, wenn wir hier ein vielleicht in katholischen Kreisen mögliches Bedenken berücksichtigen, als ob nämlich die „Monumenta Germaniae Paedagogica" in einem unserer heiligen Kirche minder wohlwollenden Sinne oder in protestantischer Färbung bearbeitet würden. Thatsächlich verbürgt der Herausgeber, daß „das Unternehmen bei möglichst strengem Einhalten historischer Objectivität über politischen und confessionellen Parteihader sich in wohlthuender Weise erheben wird", und der Schreiber dieser Zeilen hat sich zur Mitarbeiterschaft erst entschlossen, nachdem er die vollkommene Sicherheit hatte, daß er strengkatholisch nicht nur schreiben darf, sondern auch „soll". Nur das Eine haben sich alle Mitarbeiter versprochen: in keiner Weise und nirgends einem anderen religiösen Bekenntnisse wehe zu thun, wie sehr auch der eigenen confessionellen Überzeugung voller Ausdruck gegeben werde. Die katholischen Abtheilungen des Werkes, die auch einzeln käuflich sein werden, treten nicht in einem verwaschen liberalen, sondern in kirchlichem Sinne auf, wahren jedoch zugleich die bürgerliche Duldsamkeit gegen Andersgläubige — ein Vortheil, der von der anderen Seite zugleich unserer Kirche, ihren Einrichtungen und Orden zugute kommt. Die Wahrheit über Alles, scheltendes Poltern nirgends!

Für die gewissenhafte Einhaltung der „Simultaneität" bürgen die Namen der katholischen Mitarbeiter, von welchen wir einige sine ira et studio ausheben: Professor Dr. Bach in München, Prof. Dr. Brück in Mainz, Pfarrer Dr. Falk in Mombach, Prof. Dr. Joh. Janssen in Frankfurt a. M., Domherr Dr. Landsteiner in Wien, Domcapitular Dr. Moufang in Mainz, Prof. Dr. K. Werner in Wien, Dr. Wiedemann in Salzburg. Hierzu kommen noch Angehörige verschiedener Orden, unter ihnen die PP.: Albin Czerny in St. Florian, Denifle zu Rom, Frieß in Seitenstetten, Janauschek in Zwettl, Lebinger in St. Paul, M. Kinter zu Raigern, Gabriel Meier in Einsiedeln, H. Schmid in Kremsmünster, V. Staufer und H. Ulberich zu Melk, Weiß in Rain, Willi in Mehrerau, Cyrill Zydek in Neu-Reisch (Mähren); außerdem die Jesuiten: Ebner in Linz, Ehrle in Rom und der Unterzeichnete.

Es möge nun gestattet sein, die besondere Arbeit des Unterfertigten näher, und zwar der Kürze willen in der ersten Person der Einzahl zu schildern.

Erst nach sehr reiflicher Überlegung entschloß ich mich zu dem Werke, zwar mit dem schweren Bedenken, ob meine Lebenstage noch für eine Arbeit von 6—7 Octavbänden hinreichen werden, aber mit dem festen Entschlusse, mit Aufgebot aller Kraft und Zeit für die „Monumenta Germaniae Paedagogica" das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen der Gesellschaft Jesu — die Ratio Studiorum S. J. im weitesten Sinne — zu bearbeiten.

Dieser Antheil zerfällt in zwei gesonderte Werke:

1. „Ratio studiorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu per Germaniam olim vigentes"; — ungefähr 4—5 Bände gr. 8°.

2. „Dramata in scholis S. J. per Germaniam exhibita", 2 Bände gr. 8°; eine Auswahl guter oder wenigstens charakteristischer „Schulkomödien" (Dramen) der Jesuiten auf deutschem Boden.

Bereitwillig wurde mir das Archiv unserer deutschen Ordensprovinz zur Verfügung gestellt. Weil dasselbe großentheils die Provinzial-Archive unserer ehemaligen Germania Superior, des Rhenus Superior und Inferior, ja viele Stücke aus der frühesten Zeit des Wirkens eines sel. Canisius und der ersten in Deutschland auftretenden Jesuiten, außerdem alle von den römischen Generälen erlassenen Verfügungen und eine Anzahl hochwichtiger örtlicher Anordnungen enthält, so liegt die große Wichtigkeit und der Reichthum dieser Hauptquelle am Tage. Ferner fand sich manches Actenstück, entweder in der Urschrift oder in oft zwei- und dreifachen gleichzeitigen Abschriften vor — ein Umstand, der eine philologisch-genaue Texteskritik ermöglichte. Da sodann alle an einzelne Provinzen der Gesellschaft Jesu vom P. General erlassenen Verfügungen wenigstens im Auszuge in jeder Provinz in den „Liber Ordinationum PP. Generalium" eingetragen werden müssen, und dieses Verordnungsbuch dreifach im Archiv unserer Provinz vorhanden ist, so überzeugte ich mich, daß kaum eine wichtigere Schulverordnung unseres Ordens mangelt. Endlich steht mir im Nothfalle das Hauptarchiv der Gesellschaft Jesu offen.

Obgleich ich nicht zum ersten Male das Schulwesen unserer Gesellschaft behandle, so staunte ich doch über das ungewöhnlich reiche, meist ungedruckte Material, das nicht einmal den Ordensangehörigen im vollen Umfange bekannt ist. Mit jedem Tage wuchs der Stoff, und bereits machen die druckfertig geschriebenen Urkunden zwei starke Bände aus; nahezu zwei Drittel derselben sind ungedruckt, viele längst vor der Ratio studiorum erlassen.

Die Gesellschaft Jesu hat keinen Grund, diese kostbaren Schätze geheim zu halten, sie findet im Gegentheile in der Veröffentlichung derselben eine ruhmreiche Rechtfertigung ihres Wirkens und ihrer Geschichte.

Erst nach Gewinnung eines Gesammtüberblickes über das Vorhandene machte ich eine längere literarische Reise an die königl. Bibliothek in Berlin, an die kaiserl. Universitäts- und die kaiserl. Hofbibliothek in Wien, und

wurde überall mit der zuvorkommendsten Güte aufgenommen. Eine gute Ernte lohnte diese Reisen: die nähere Bekanntschaft mit dem Herausgeber und dem großherzigen Verleger, auf dessen Kosten die Reise ging, persönliche Besprechungen über das Gesammtwerk und den mich treffenden Theil desselben förderten meine Arbeit wesentlich, und so konnte ich rüstig wieder an die Ausbeute unseres eigenen Archivs gehen. Kaum hatte sodann der Herr Geh. Medicinalrath Dr. Mooren in Düsseldorf von meinen Forschungen gehört, als er mir seine Bibliothek und Gastfreundschaft auf seinem Landgute Issum bei Geldern anbot; auch dort fand ich in den ersten Tagen des December 1884 manches Werthvolle, was mich dem berühmten Augenarzte zu großem Danke verpflichtet.

Was nun meine Ausgabe der Ratio studiorum S. J. (im weitesten Sinne) betrifft, so mußte ich mir eine kleine Abweichung von der III. Abtheilung des Gesammtplanes zur Pflicht machen. Herr Dr. Kehrbach will in derselben, den „pädagogischen Miscellaneen", diejenigen pädagogischen Documente, die weder in die Abtheilung „Schulordnungen" noch in die der „Schulbücher" passen, behandelt wissen. Aber in den pädagogischen Documenten S. J. sind solche kleinere Verordnungen zugleich mit den wichtigsten in ein Ganzes vermengt, und es stand uns nicht zu, die Urkunden wegen des Systems zu zerhacken. So ergab sich für meinen Arbeitstheil als natürlichste Eintheilung:

1. Schulurkunden der Gesellschaft Jesu, kritisch herausgegeben, mit den nöthigsten geschichtlichen und archivalischen (bezw. bibliographischen) Einleitungen und den unvermeidlichsten Anmerkungen.

Damit man eine Ahnung von diesem großen Gebiete habe, setze ich die hauptsächlichsten Unterabtheilungen bei, deren logische Reihenfolge und Vollständigkeit jedoch noch nicht feststeht.

a. Constitutionum pars 4. „de Collegiis", lateinisch und deutsch.
b. Schulordnungen und pädagogische Vorschriften vor der Ratio studiorum.
c. Bemühungen der Generalcongregationen um eine feststehende Ratio studiorum.
d. Die erste Vorlage der Ratio stud. von 1586 mit den Rückäußerungen über dieselbe aus den deutschen Provinzen.
e. Die endgiltige Ratio stud. von 1599 nach der editio in Germania princeps (Mainz 1600), lateinisch und deutsch.
f. Weitere Schulverordnungen seit 1600; Fürsorge für Gründlichkeit und Gleichförmigkeit der Lehre (pro soliditate et uniformitate doctrinae).
g. Anordnungen für Collegien niedrigsten, mittleren und höchsten Ranges. Die Universitäten S. J., sowohl die ganz als die theilweise von Jesuiten versehenen.
h. Urkunden über die Convicte: convictus alumnorum et pauperum, über päpstliche und Klerikal-Seminarien; über das Seminarium Germanico-Hungaricum zu Rom.

i. Regeln der Bescheidenheit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe; Tischzuchten der Convictoren; Spiele, Ferien der Schüler.

k. Gymnasien und Lyceen.

l. Philologische Seminarien seit 1616.

m. Urkunden über den philosophischen Unterricht.

n. Urkunden über den Unterricht in der Theologie und den morgenländischen Sprachen.

o. Urkunden über die Studia Generalia oder Universitäten der Gesellschaft Jesu.

p. Visitationsrecesse der Generäle, Provinzial-Congregationen und Provinziäle der deutschen Assistenz.

q. Documente über die Ratio stud. im Kampfe mit der Pseudoreform von 1760 an; letzte Zugeständnisse; die Katastrophe.

2. Fortlaufende und zusammenfassende Darstellungen des im vorhergehenden Urkundenbuch enthaltenen Stoffes, unter steter Verweisung auf die in den Documenten verstreuten Stellen. Hier bietet sich zugleich die Gelegenheit zur Aufnahme vieler kleinerer Verordnungen, die im ersten Theile keinen Platz fanden.

3. Schulbücher der Gesellschaft Jesu, von den Principien an bis zur Theologie hinauf. Classiker-Ausgaben. Handbücher. Besonders die Katechismen des sel. Petr. Canisius und deren überreiche Bibliographie.

4. Miscellaneen. Marianische Congregationen der Studirenden. Schuldisciplin, Excesse, Strafen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, scharfe Verordnungen hierüber. Akademische Feierlichkeiten und die Schuldramen. Akademische Promotionen und Würden. Unterordnung der Würdenträger unter den Rector. Religionsunterricht und Kirchenbesuch, Empfang der Sacramente ꝛc.

Bedenkt man, daß manche Unterabtheilung des ersten Theiles oder des Urkundenbuches (a—q) für sich eine starke Broschüre ausmacht, daß bisweilen ganze Systeme der Erziehungs- und Unterrichtslehre in einzelnen Erlassen gewissermaßen erschöpfend entwickelt werden und fast immer eine ziemliche Reihe von Urkunden aufeinander folgt, so wird man einsehen, daß das Urkundenbuch leicht bis zu zwei oder gar drei Octavbänden anschwellen kann. Dafür werden die drei übrigen Theile je einen Band ausmachen.

Der Umfang der Schuldramen soll zwei Bände nicht übersteigen.

Anfangs beabsichtigte der Herausgeber, daß ich meine Abtheilung zuerst lateinisch und später in deutscher Übertragung erscheinen lasse, und wirklich war schon ein Theil meiner Documente mit lateinischen Kopf- und Fußnoten reingeschrieben. Aber die Rücksicht auf den zu großen Umfang meines Arbeitstheiles, auf die abnehmende Kenntnis des Lateins, auf die zunehmende Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes und endlich auf die Kostspieligkeit bestimmte uns, nur die Theile des Institutum der Gesellschaft Jesu und die eigentliche Ratio studiorum lateinisch und deutsch, die Urkunden selbst in ihrer Ursprache, die Bemerkungen und Abhandlungen aber deutsch herauszugeben.

Noch eine Bitte in Betreff des von mir zu bearbeitenden Erziehungs- und Unterrichtswesens der Gesellschaft Jesu.

Vielleicht liegt noch da und dort in der Ecke einer Pfarr-Registratur, in den Dachkammern eines katholischen Pfarrhauses irgend eine örtliche Verordnung für eine Jesuitenschule, oder in den Bibliotheken von Privaten ein für den jetzigen Besitzer werthloses jesuitisches Schul- oder Komödienbuch, das für mich von hohem Werthe sein kann. Möge man mir dieß Alles leihweise abtreten oder, was noch besser, gegen Bezahlung völlig überlassen[1].

Es handelt sich um ein Ehrendenkmal nicht allein des deutschen Volkes, sondern auch der katholischen Kirche, ihres Priesterstandes und ihrer religiösen Orden; um die Wahrheit, deren Fackel auch in nicht erkannte und mißkannte Jahrhunderte hineingetragen werden soll, um Verscheuchung alter Vor- und Mißurtheile, um ein Arsenal von Erziehungsweisheit, welche den kommenden Geschlechtern zum Heile dient.

G. M. Pachtler S. J.

---

[1] Diejenigen katholischen Redactionen, welche den folgenden Aufruf noch nicht veröffentlicht haben, bitte ich um Aufnahme desselben:

Bitte an den hochw. Klerus und an katholische Männer aus dem Laienstande Deutschlands.

Zu dem großen Bibliothekwerke „Monumenta Germaniae Paedagogica" (Herausgeber: Dr. Kehrbach; Verleger: Hofmann u. Comp. in Berlin) habe ich die zwei Abtheilungen zu bearbeiten:

1. „Ratio studiorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu per Germaniam olim vigentes."

2. „Dramata in scholis S. J. per Germaniam exhibita" (Schulkomödien der Jesuiten in Deutschland).

Sehr wahrscheinlich findet sich seit Aufhebung der Jesuitenschulen noch manches Stück in Privatbesitz, das für meine Arbeit wichtig wäre; z. B. Schulbücher der Jesuiten von der untersten Lateinklasse bis zum vierten Jahre der Theologie; Classiker-Ausgaben, besonders editiones castigatae; örtliche Schulvorschriften von Seiten der Ordensobern, der kirchlichen oder Gemeindebehörden; Disciplinarverfügungen; Schuldiarien; Lectionspläne; Tischordnungen in Convicten oder Seminarien S. J.; — ferner Schuldramen, die, von deutschen oder nicht-deutschen Jesuiten verfaßt, auf deutschen Jesuitenschulen aufgeführt worden sind.

Ich bitte nun die hochw. Geistlichen und die gebildeten Herren, die etwa im Besitze solcher Stücke sind, um gefällige Mittheilung, ob sie geneigt wären, mir dieselben entweder leihweise oder käuflich zu überlassen.

Blijenbeck (Holland), 26. December 1884.

G. M. Pachtler S. J.

Adresse: G. M. Pachtler.
P. adr. H. Aymans.
Goch (Rheinpr.). Deutsche Francatur.

Recensionen.

Rescripta authentica sacrae Congregationis Indulgentiis sacrisque Reliquiis praepositae, necnon Summaria Indulgentiarum, quae collegit et cum originalibus in archivio sacrae Congregationis Indulgentiarum asservatis contulit *Josephus Schneider*, Societatis Jesu sacerdos, sacrae Congreg. Indulg. et ss. Reliq. Consultor. 8°. VIII et 724 pag. Ratisbonae, Pustet, 1885. Preis: *M.* 7.20.

Schon der Titel des Werkes legt ein neues Zeugniß ab von dem unermüdlichen Fleiße des so unerwartet rasch aus diesem Leben geschiedenen P. Joseph Schneider S. J. Das Werk kündigt sich in der Vorrede an als ein vom Verewigten noch nahezu vollendetes. Die letzte Hand hat ein Freund des Verstorbenen, P. Fr. Beringer S. J., angelegt, dem in der ewigen Stadt selbst die Mittel und Wege zu Gebote standen, etwa aufstoßende Zweifel und Schwierigkeiten leicht zu heben.

Die Absicht des Verfassers ging dahin, einen Nachtrag, gewissermaßen eine Vervollständigung dessen zu liefern, was in letzterer Zeit sowohl durch die vom hochseligen Pius IX. kurz vor seinem Tode anbefohlene und gutgeheißene Sammlung oder „Raccolta" der Ablaßgebete, als auch durch den von dem glorreich regierenden Heiligen Vater Leo XIII. autorisirten Codex der Ablaßdecrete (Decreta authentica) der katholischen Welt geboten ist.

In der Raccolta ist die authentische Sammlung der allgemein geltenden Ablaßgebete hinterlegt; in den Decreta authentica die authentische Sammlung der allgemein gültigen Normen und Gesetze bezüglich der Abläße, deren Gewinnung und deren Bedingungen. In dem vorliegenden Bande Rescripta authentica ist außer dem Nachtrag der seither erlassenen Ablaßgesetze oder Bewilligungen eine Ergänzung nach zweifacher Richtung hin erfolgt.

Die erste und wesentlichste Ergänzung bezieht sich auf diejenigen Abläße, welche nicht allen Gläubigen ohne Weiteres zugänglich sind, sondern welche sich an die Zugehörigkeit zu bestimmten Bruderschaften, Vereinen, Congregationen, Orden, oder an den Besitz gewisser geweihter Gegenstände, Kreuze, Medaillen u. s. w. knüpfen. Die Raccolta schloß diese Ablaßverzeichnisse planmäßig aus; in den Rahmen der Decreta authentica paßten sie ebenfalls nicht. Und doch ist eine von der heiligen Ablaßcongregation gutgeheißene Zusammenstellung dieser Art von um so größerer Wichtigkeit, weil nur dann die Druckerlaubniß für die Ablaßsammlungen einzelner Vereine, Bruderschaften u. s. w. seitens

der bischöflichen Behörden gegeben werden kann, wenn schon eine derartige Sammlung mit Approbation der heiligen Ablaßcongregation vorliegt.

Diese Sammlungen oder Summarien nun bilden den zweiten Theil vorliegenden Werkes. Er allein schon sichert dem Ganzen einen dauernden Werth. Mit der großen Sorgfalt, welche auf Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben verwendet ist, hat der Verfasser es zuwege gebracht, daß die von Prinzivalli im Jahre 1862 veranstaltete authentische Sammlung weit überholt, die Zahl der Summarien von 55 auf 81 erhöht worden ist.

Eine andere Ergänzung, welche in den Rescripta authentica, d. h. in deren erstem Theil, dem Leser geboten wird, besteht in einer Auswahl von Particular-Erlassen der heiligen Ablaßcongregation. Diese gewinnen an unmittelbarem Interesse und Werthe, je näher sie der Gegenwart rücken und eine noch giltige Norm für bestehende Orte, Kirchen, Orden, Congregationen u. s. w. bilden. Begreiflicher Weise ist denn auch der Verfasser in der Mittheilung der jüngeren Erlasse, speciell seit Anfang dieses Jahrhunderts, freigebiger gewesen, als in der Mittheilung früherer, schon überholter Antworten und Decrete. Doch ist die Mittheilung der ausgewählten Particulardecrete früherer Zeit keinenfalls werthlos. Sie ist im Gegentheil von hohem Interesse für eine genauere Kenntnißnahme des geschichtlichen Ganges in der dießbezüglichen kirchlichen Disciplin. Einem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß zu gewissen Zeiten sich ein Wendepunkt in der Ablaßdisciplin bemerkbar macht, nach dieser oder jener Richtung hin, so speciell mit der Zeit der großen Päpste Benedict' XIV. und Pius' IX.

Als Quellenwerk für die Abläße wird in Zukunft das Buch kaum mehr zu entbehren sein. Die Ausstattung und der für den Umfang des Werkes billige Preis machen dem Verleger alle Ehre. Wiewohl der Umfang dieses Bandes den der Decreta authentica um volle acht Bogen übersteigt, so ist doch der Preis von beiden Bänden der gleiche. Die beigefügten Register erhöhen entschieden die Brauchbarkeit des Buches. Das eine derselben, welches als conspectus rerum einen Überblick des angesammelten Stoffes gibt, hat um so größeren Werth, als bei demselben ein steter Hinweis auf die denselben Gegenstand behandelnden Nummern der Decreta authentica erfolgt, und somit in kurzem Resultate die rechtsgiltigen Normen für die verschiedenen Ablaßgattungen und Ablaßbedingungen sich zusammengestellt finden.

G. Schneemann S. J.

Der Staatssocialismus und die persönliche Freiheit. Eine Beleuchtung der modernen Rechtsbegriffe. Von **Wilhelm Maier.** 8°. XV u. 383 S. Regensburg und Amberg, J. Habbel, 1884. Preis: *M.* 4.

Der Verfasser bespricht in einzelnen Essays die wichtigsten Fragen der Gegenwart, welche das ganze sociale Leben der Menschheit berühren. Er deckt in geistreicher Weise und in gewandter Sprache den bodenlosen Abgrund auf, welcher dem Staate und der Gesellschaft überhaupt entgegenklafft und bis an dessen Rand die heutige Menschheit schon hingeführt ist. Die Verlogenheit, mit der selbstsüchtige Parteiführer Freiheit, Cultur, Gleichberech-

tigung auf ihre Fahnen schreiben, findet besonders in Kap. 5—10 beredte Schilderung. — Im Ganzen möchte wohl eine leichter verständliche und weniger mit Metaphern beladene Ausdrucksweise wünschenswerth sein; zu den leichter fließenden und ansprechendsten Abschnitten dürften die Partien von Kap. 22 an zählen, in welchen die wirthschaftlichen Fragen, besonders die Verhältnisse von Arbeit, Geld und Kapital zur Behandlung kommen. — Verfasser selbst sagt in seiner Vorrede, es habe sich der Inhalt des Werkes auch ganz gut betiteln lassen als „Individuum oder Persönlichkeit" oder als „das Unpersönliche in Staat und Gesellschaft". Nach seinem Begriff, den er von „Persönlichkeit" und im Gegensatz zu ihr von „Individualität" aufstellt, würde ganz richtig mit jenen Titeln die Grundidee bezeichnet, aus welcher der Verfasser alle seine Sätze zu entwickeln sucht. Nach S. 364 ist „die Individualität im Gegensatz zur Persönlichkeit ein Begriff des rein natürlichen Lebens, der sich nicht weiter erstreckt, als das Naturgebiet reicht; ein Individuum ist der Mensch auch dann, wenn man ihn nur für ein vorübergehendes, zeitlich vergängliches Wesen betrachtet; auf die Ewigkeit braucht man damit nicht nothwendig Bezug zu nehmen". Person ist der Mensch nach S. 11 „nur durch seine Beziehungen zur höchstpersönlichen Intelligenz, zu seinem Schöpfer und Urbild, zu Gott ... Auf sich selbst und die Welt isolirt ist der Mensch unabweisbar ein Sklave der Natur, und der Leib das dominirende und alleinherrschende Princip seines Lebens.... Der Mensch ist nur noch ein Individuum, keine Person". Diese Grundidee kann aber keineswegs als die philosophisch richtige gelten. Daher ist es nur vortheilhaft für das Werk, daß jene Titel nicht gewählt sind; noch vortheilhafter wäre es, wenn auch in den Erörterungen selbst nicht Alles formell auf diese Idee sich zurückführte. Doch dürfen wir wohl behaupten, die eigentliche Substanz des Werkes und die Bedeutsamkeit der einzelnen entwickelten Sätze ist durchaus nicht so sehr von der Richtigkeit jener Idee oder Definition vom Persönlichen und Unpersönlichen abhängig, daß sie damit stände und fiele. Wird statt des Wortes „Persönlichkeit" der vom Verfasser eigentlich gewollte Inhalt des Wortes gesetzt, die von Vernunft und Glauben geforderte wesentliche Abhängigkeit des Menschen von Gott und seine Verantwortlichkeit Gott gegenüber in allen seinen privaten und socialen Beziehungen: so werden die eigentlichen Resultate, welche in dem Buch niedergelegt sind, nicht im Mindesten betroffen. Hauptgedanke ist, daß der Mensch sowohl in seinem Leben als Einzelwesen, als in seinem gesellschaftlichen Leben die Würde eines geistigen, an Gott durch heilige Pflichten geknüpften Wesens nicht verläugnen darf; die Heilung all' der Schäden, woran die Gesellschaft leidet, kann sich nur dann vollziehen, wenn der Einzelmensch sowohl wie die Gesellschaft ihr richtiges Verhältniß zu Gott und in Folge dessen auch das richtige gegenseitige Verhältniß des Menschen zum Mitmenschen erfaßt haben, wenn die ganze Gesellschafts- und Rechtsordnung sich auf religiösen, christlichen, katholischen Grundsätzen wieder aufbaut. — In den Ausführungen der einzelnen Themata können wir freilich nicht alle Sätze unterschreiben; zuweilen will es uns bedünken, daß das Geistreiche die Genauigkeit und Schärfe des Ausdruckes überböte, oder auch,

daß unterschiedslos etwas verurtheilt würde, was nur nach gewisser Beziehung eine so scharfe Verurtheilung verdient. Besonders will uns bedünken, daß die Verurtheilung, wie sie S. 346 und 366 das römische Recht erfährt, denn doch eine gar sehr übertriebene sei. Nach dem Verfasser ist „die Einführung des römischen Rechtes eines der schwärzesten Kapitel der christlichen Geschichte ... Dasselbe widerstreitet ebenso der Vernunft und wahren Menschlichkeit, wie es im schärfsten Contrast steht zum christlichen Glauben ... es verewigt und legalisirt den Krieg Aller gegen Alle u. s. w." Diese Anklagen müssen der Absicht des Verfassers gemäß auf das römische Recht in derjenigen Ausgestaltung gehen, in der es in den christlichen Zeiten zur Herrschaft gelangte, d. h. in seiner christlichen Umbildung, bei welcher die heidnischen Härten ausgemerzt waren. In dieser Gestalt dürfte es jedoch im Großen und Ganzen eine mehr als stillschweigende Sanction seitens der Kirche erhalten haben: damit ist aber der „schärfste Contrast" gegen Vernunft und christlichen Glauben unvereinbar. In der That war sogar das rein heidnische römische Recht gar nicht von einer der menschlichen Vernunft hohnsprechenden Idee getragen. Es gab nur einzelne gegen die Vernunft verstoßende Auswüchse, welche leicht abgeschnitten werden konnten, ohne das ganze Rechtsgebilde mit seinen Theilen zu berühren. Vor Allem gehört dazu die Rechtslosigkeit der Sklaven. Will man etwa noch in seiner Darlegung der höchsten öffentlichen Gewalt und der individuellen Rechtsbefugniß insoweit eine Übertreibung finden, daß die durch die Beziehungen des Menschen zu Gott gezogenen Schranken nicht hinlänglich ausgedrückt seien: so ist das ein negativer Mangel, welcher die menschliche Seite des Rechtes und die natürliche Billigkeit in der Ordnung der gegenseitigen menschlich socialen und individuellen Beziehungen kaum beeinflußt. Bis in die kleinsten Detailbestimmungen zeigt sich im Gegentheil eine so ausgeprägte Billigkeit und Geradheit, wie sie nicht leicht in andern Rechtssatzungen getroffen wird, und was erst die christlich eingefügten Modificationen angeht, so gingen diese aus einer Pietät gegen Gott und Religion hervor, nach welcher man in unsern meisten neuen Gesetzgebungen umsonst suchen darf. Jedenfalls aber wurden die Mängel des Heidenthums da nicht mit eingeführt, wo das römische Recht in christlichen Ländern zur Geltung kam: es konnte nur eine sporadische Verirrung einzelner, wenn auch nicht weniger Rechtsgelehrten sein, wenn diese dem heidnischen Absolutismus gegen Vernunft und christlichen Glauben das Wort redeten.

Übrigens wollen wir mit dieser Bemerkung nur eine nebensächliche Seite des besprochenen Buches berührt haben. Die Gesammtrichtung des Werkes und der Nachweis, daß außer der Kirche Christi und ihren Grundsätzen kein Heil zu hoffen sei, auch nicht für die Wiedergeburt eines zeitlichen Glückes der menschlichen Gesellschaft, machen es einer gründlichen Beachtung werth.

A. Lehmkuhl S. J.

Verismo e Verità. Ai poeti moderni. Per *Gaetano Zocchi* S. J. Terza edizione, con molte aggiunte. 12°. 204 pag. Prato, Giachetti, figlio e c., 1881. Preis: *M.* 1.20.

L' ideale nell' arte. (Maffei, Prati, Aleardi, de Amicis, Zanella.) Per *Gaetano Zocchi* S. J. 12°. 225 pag. Prato, Giachetti, figlio e c., 1883. Preis: *M.* 1.20.

Della Decadenza del pensiero Italiano per *Luigi Previti* d. C. d. G. 8°. XXXII e 450 pag. Firenze, M. Ricci, 1884. Preis: *M.* 4.

Von Mitarbeitern der Civiltà Cattolica verfaßt und zum Theil schon als Aufsätze in derselben Zeitschrift erschienen, haben die vorstehenden Schriften auch das gemein, daß sie sowohl den in der neuesten italienischen Literatur herrschenden Geist, als auch dessen hervorragende Erscheinungen einer strengen, unerbittlichen Kritik unterziehen, von dem ernsten Standpunkt des christlichen Humanisten aus, der, an den trefflichsten Vorbildern des Alterthums und der classischen Poesie Italiens herangeschult, von der poetischen Kunst nicht bloß harmonische Formschönheit, sondern auch würdigen geistigen Gehalt, wahre Idealität und sittliche Tadellosigkeit fordert. Während der geistreiche, oratorisch hochbegabte P. Zocchi seinen Studien und Kritiken die Form vereinzelter, leichtgehaltener, von Lebendigkeit und Feuer übersprudelnder Essays gegeben hat, faßt P. Previti das Literaturleben des neueren, revolutionären Italien in ernsterem, getragenerem Stil zu einem großen, wohlgegliederten Gesammtbild zusammen. Eine Übersetzung oder Bearbeitung der drei trefflichen Schriften würde zur Orientirung der deutschen Katholiken über das Geistesleben des modernen Italien wesentlich beitragen; wir müssen uns zu unserem Bedauern mit einigen kurzen Andeutungen begnügen.

„Verismo" würde wohl am einfachsten mit „Realismus" zu übersetzen sein. Es ist das Schlagwort und die Parole jener Literatenschule, welche nach dem Vorbilde französischer und deutscher Literaten auf das christliche Ideal und damit nahezu auf jedes Ideal verzichtet hat, der sogenannten „Natur", d. h. deren sinnlichen Erscheinungen bis über alle Grenzen des sittlich Erlaubten, Schönen und Würdigen hinaus nachgeht, sie in ihrer ganzen Nacktheit studirt und anatomisch zergliedert, sklavisch nachzuahmen sucht und den italienischen Büchermarkt mit Unbedeutendheiten und Obscönitäten, Liederlichkeit und Gemeinheit aller Art überfluthet. An „Geistreichigkeit", d. h. witzigen Einfällen, lebendigen Bildern, Leidenschaftlichkeit, Ironie, selbst Wuth fehlt es diesen Leuten nicht. Sie haben Ovid und Boccaccio, George Sand und Zola, in Übersetzung auch Byron, Heine u. dgl. gelesen und bemühen sich, die etwas kühleren oder angeblaßten Schlüpfrigkeiten des Nordens mit der Gluth und dem Farbenspiel einer südlichen Sonne zu durchdringen. Haß gegen Papst, Kirche, Jungfräulichkeit, religiöse Orden, Andacht, Religion, sogar blasphemische Anwandlungen bis zu fast dämonischer Wuth, Nachbeterei des Auslandes bei chauvinistischer Begeisterung für das neuere Italien, revolutionäre Rodomontaden, Verabscheuung Österreichs, Verehrung Garibaldi's und Victor Emanuels, Sympathieen mit den deutschen Culturkämpfern und mit der neuesten französischen Republik sind andere Ingredienzien dieser jungen

Schule, welche im Wahren das „Schöne" und im Schönen das „Wahre" zu suchen vorgibt.

Eine solche Poesie mußte natürlich vor Allem bei der Jugend verhängnißvoll wirken, und an sie wendet sich P. Zocchi zunächst, um sie von diesem Sumpfe zurückzuführen zu den freundlichen Gefilden wahrer Poesie, wie sie einst so herrlich blühten vom Fuß der Alpen bis nach Trinakrien.

1. Die neue Poesie des neuen Italien. 2. Die neue Poesie und die Kunst. 3. Die neue Poesie und die Religion. 4. Giacomo Leopardi und die Natur. 5. Josue Carducci und die Götter. 6. Die neue Poesie und die Gottlosigkeit. 7. Die neue Poesie und die Moral. 8. Die neue Poesie und das Wahre. 9. Alte Kritik und moderne Kritik. 10. Die neue Poesie und die Ästhetik. 11. Die neue Poesie und der menschliche Typus. 12. Die barbarischen Oden und die Metrik. 13. Die neue Poesie und die Erziehung.

Das sind die Titelüberschriften seiner ersten, höchst anziehend geschriebenen Essays. Zahlreiche Proben bezeugen, daß er in seiner scharfen Kritik durchaus nichts übertreibt, und daß die neue, an Leopardi sich anschließende Schule, die Stecchetti, Guerrini, Chiarini, Cavalotti und Carducci e tutti quanti, durch Rebellion gegen die höchsten Ideale, Ausländerei, geistige Erbärmlichkeit, Verwüstung von Form, Stil und Sprache, die so reiche, schöne italienische Literatur auf einen tiefen Grad der Verwilderung herabgezerrt haben. Schrill und wüst tönt aus seichtem Liebesgezwitscher und wollüstigen, bacchantischen Liedern freche Gotteslästerung und der Schrei nach Revolution auf:

Ich wollte, diese meine arme Feder
Verwandelte sich in ein glühend Eisen,
Das Fett zu stempeln zwischen ihren Augen
Der übermüth'gen, fürstlichen Canaille!

Erwartet keine Milde, keine Schonung
Am heil'gen Tag des ewiglichen Zornes.
Zu viel der Thränen sind vor euch geflossen;
Ihr Lumpenhunde! fort, an die Laterne!

So dichtet z. B. Josue Carducci, der Professor des „Schönen" in Rom, und sein Gedicht ist „Gerechtigkeit" überschrieben. In einer andern seiner Odi barbare aber, die in Deutschland die liebevollste Aufnahme gefunden haben, schleudert derselbe Versifex dem Gekreuzigten die folgenden gräßlichen Blasphemien zu:

Addio semitico nume! continua
nei tuoi misteri la morte domina;
o inaccessibile rè degli spiriti,
tuoi templi il sol escludono.

Cruciato martire, tu cruci gli uomini,
tu di tristizia l' aer contamini;
ma i cieli splendono, ma i campi ridono,
ma d' amore lampeggiano
gli occhi di Lidia.

Leb' wohl, semitischer Gott! In deinen
Mysterien weilt ewiglich der Tod.
Unnahbarer König der Geister!
Deine Tempel schließen die Sonne aus.

Gekreuzigter Martyrer! Du kreuzigst die Menschen,
Verpestest die Luft mit Traurigkeit.
Doch der Himmel glänzt, die Felder lachen,
Und von Liebe strahlen
Die Augen Lydiens.

So denken und dichten die lieben Freunde der „christlich-germanischen" Culturkämpfer in Rom. Guerrini aber, welcher dem Satan freudig für den verbotenen Apfel dankt und sich als Priester Epikurs besingt, mahnt die Mädchen, doch ja an keine Hölle zu glauben, sondern lustig auf den Tanz zu gehen:

Wüßtet ihr, ihr lieben Mädchen,
Mit wie tollen Teufelssprüngen
Auf den Straßen, auf den Plätzen
Die Verdammten Polka tanzen,
Würdet flugs ihr dahin laufen,
Um euch Satan zu verkaufen!

Andere Proben sieht sich der italienische Kritiker selbst abzubrechen genöthigt; sie berechtigen ihn vollkommen, die sogenannten Veristen „idealisti della porcheria" zu nennen. Höchst bemerkenswerth ist der Nachweis, daß der vielgepriesene Carducci die eigentliche Natur der italienischen Sprache völlig verkannt — und in seinen Odi barbare den höchst unglücklichen Versuch gemacht hat, das wesentlich unprosodische, dafür an Reimen und Melodie überreiche Idiom in ungereimte, prosodisch sein sollende Oden-Metra zu zwingen (Verismo ecc. 165 ss.), bei denen es ihm schließlich doch nicht gelingt, den Reim ganz fahren zu lassen. „Der Vers," so urtheilt Zocchi von diesen Oden, „ist immer hart, rauh, wüthend; es ist, als fletsche er einem in's Gesicht und wolle es zerkrallen. Durch die bis in's Übermaß getriebene Einförmigkeit des Rhythmus werden die Oden eintönig; durch die endlose Aneinanderreihung von Daktylen werden sie unangenehm; durch die erzwungenen, der italienischen Syntax ganz unnatürlichen Constructionen werden sie häufig unverständlich und quälen schrecklich die Nerven."

Von den Essay's der zweiten Sammlung (L' ideale nell' arte) besprechen die drei ersten, dem Titel gemäß, allgemeine ästhetische Fragen: 1. Künstler und Handwerker. 2. Die Kunst und die schöne Natur. 3. Das Ideal und das Wahre. Die übrigen charakterisiren kurz eine Reihe von Erscheinungen der neueren italienischen Literatur: 4. Die Manzonianer. 5. Maffei und Prati. 6. Aleardo Aleardi. 7. Edmund de Amicis. 8. Abbate Zanella. 9. Zeitgenössische katholische Dichter.

P. Zocchi huldigt nicht jenem extremen Classicismus, der früher in Italien Mode war, noch weniger der italienischen Romantik (welche er vielleicht doch zu ungünstig abschätzt, wenn er sie „einen wilden Wald von Ungeheuerlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, Falschheiten, Widersprüchen, Träumen

und Phantasmagorieen" nennt. L' ideale p. 35), sondern einem gemäßigten Classicismus, wie er in der naturgemäßen Entwicklung der italienischen Poesie begründet ist. Doch vertheidigt er die gemäßigte Romantik Manzoni's (p. 55 s.) oder vielmehr den schönen Mittelweg, welchen dieser große Dichter zwischen Classicismus und Romantik einschlug, gegen die lächerlichen Anfeindungen der Veristen. Als Übersetzer Geßners, Schillers und Klopstocks hat sich Andreas Maffei einiges Verdienst erworben, als Dichter leidet er an einer matten, lendenlahmen Melancholie. Der zeitweilig hochgefeierte Joh. Prati wird nicht mit Unrecht als ein Beispiel von verhängnißvoller Ausländerei hingestellt. Sein „Armando" ist wirklich bloß eine verunglückte Nachahmung des Faust: „Prosa und Poesie, Epik, Lyrik, Dramatik, Stimmen der Erde, Stimmen der Luft, Stimmen des Wassers, Stimmen des Feuers, Stimmen von Insekten und Blumen, Menschen und Geistern, Gespenstern und wirklichen Personen, Chöre von ganzen Massen, Soliloquien von Schlummernden und Dialoge von Wachenden vereinigen sich zu einem Wirbelsturm, der durch 440 Seiten hindurchgeht, ohne daß man auch nur den Grundgedanken des Verfassers gewinnen kann" (p. 85). Aleardo Aleardi repräsentirt die Revolutionspoesie, die noch nicht völlig mit Gott und Religion gebrochen hatte — ein Übergang von Manzoni und Pellico zu der neuen Schule. Edmund de Amicis dagegen gehört schon ganz den Modernen an; er hat sich als Reisebeschreiber von Spanien, Holland, Marocco, Konstantinopel und Paris ein sehr großes Lesepublikum erworben, in zahlreichen Versen bald dem Realismus, bald dem liberalen Idealismus gehuldigt, im Ganzen aber — wenn auch in milderer Form als die Veristen — unkatholische und antikatholische Anschauung verbreitet. Als Beispiel eines tüchtigen katholischen Dichters wird dagegen der Abbate Zanella vorgeführt. Seine Poesie (terza edizione 1877) und seine Nuove poesie (1878) verbinden würdigen Gehalt mit großer Formschönheit. Von andern katholischen Dichtern führt P. Zocchi leider nur die Namen vor.

„Vom Niedergang des italienischen Geisteslebens" — so lautet die vernichtende Kritik, welche P. Previti in der dritten der vorstehenden Schriften an den vermeintlichen geistigen Errungenschaften Jung-Italiens geübt hat. Er durchgeht alle Gebiete: Philosophie (1—111), Sociologie (112—128), Politik (129—147), Pädagogik (148—183), Literatur im Allgemeinen (184—305), Roman (306—324), Theater (325—356), Geschichte (357—427), Kunst (428—437), und constatirt überall dieselben Erscheinungen: Abfall von Gott und Religion, Abfall von allen idealen Bestrebungen, niedriges, materialistisches Treiben, geistige Anarchie, wachsende Gedankenlosigkeit, Unfruchtbarkeit, Unselbständigkeit, Ausländerei und Fremdherrschaft. In kindischem Hochmuth hat Italien dem väterlichen Scepter des Papstthums den Gehorsam aufgekündigt und ist dafür nach jeder Richtung hin der unwürdigsten Knechtschaft anheimgefallen. Das großartige Patronat der Päpste über Kunst und Wissenschaft ist gestürzt: dafür hat Italien Hegel und Spencer als maßgebende Propheten bekommen, Byron und Heine geben seinen Dichtern den Ton an, und Zola ist Lehrmeister des guten Geschmacks geworden.

Schon Gioberti hatte über den Verfall der Philosophie geklagt, aber zugleich mit Rosmini denselben beschleunigt. Durch den Ontologismus vorbereitet, nistete sich der Hegelianismus in Italien ein. Bertrand Spaventa, August Vera, Raffael Mariano waren seine Bannerträger. Doch das war auch noch zu hoch. Hegel wurde durch Comte verdrängt. Zum Hauptpropheten des Positivismus warf sich Bonavino auf; ihm folgten die Apostaten Ardigò, Trezza und andere Leute vom „selben Mehl". Mantegazza entwickelte die Anthropologie zu einer fisiologia del piacere; dann zogen Moleschott, Schiff, Herzen in Italien ein; Bufalini, Burresi, de Meis, Vignoli führten Anthropologie, Physiologie und Zoologie auf materialistischen Bahnen weiter; Tamburini, Luciani, Michieli und Albertani traten die von dem Russen Herzen angebahnten Pfade aus; Lombroso schaffte die moralische Responsabilität ab; de Dominis, der erst Kirchmann nachgeschrieben, bemühte sich, die darwinistische Evolutionstheorie in Italien einzubürgern. Den Mißbrauch, der mit den Naturwissenschaften getrieben wird, und die wirklichen Fortschritte auf diesem Gebiete hält P. Previti wohl nicht genug auseinander. Der erstere ist indeß arg genug; die Positivisten begnügen sich durchaus nicht mit wirklichen Resultaten der Experimentalwissenschaft, sie kämpfen verkappt und offen gegen das Christenthum an, und besonders die apostasirten Priester unter ihnen, wie Ardigò und Trezza, legen hierin eine wahrhaft dämonische Wuth an den Tag. Die Metaphysik und alle ernstere philosophische Speculation wird völlig zurückgedrängt, Neues kaum geleistet. Kant, Hegel, Spencer, Darwin und andere ausländische „Wissenschaft" wird italienisch zugerichtet oder zu buntem Mischmasch verbunden. Das ist der Fortschritt der italienischen Philosophie.

Die Sociologie lehnt sich in ihren Hauptrepräsentanten Angiulli, Boccardo und Schiattarella an Comte und Spencer an, die Politik an die Grundsätze der französischen Revolution, an Montesquieu, Rousseau, Proudhon und andere Franzosen. Die liberalen Theorien Romagnosi's, Rosmini's, Rossi's, Ferrari's liefen, wie die praktische Taktik Cavours, darauf hinaus, die Schrecken des rothen Gespenstes ein wenig zu mildern und einzuschränken; aber die eigentliche Seele Jung-Italiens auf politischem Gebiet war und blieb der energische Giuseppe Mazzini, der theoretisch und praktisch vor keinem Mittel zurückschreckte, um Italien von „Königthum und Priesterherrschaft und dem ganzen alten Socialgebäude" zu säubern.

Die Pädagogik der Revolution weist auf Rousseau's Emil, Pestalozzi und die josephinischen Schulexperimente in Toscana und der Lombardei zurück. Im Verlauf des jetzigen Jahrhunderts hat sie sich unter philanthropischem Mantel immer kirchenfeindlicher entwickelt, so bei Lambruschini, Mayer, Thouar, Matteucci, Parravicini, Celesia. Eine Pädagogin in diesem Sinne hat Italien an der Dame Franceschi Ferrucci erhalten. Durch naturalistische Bildung soll die „lateinische Rasse" wieder zum Triumph gelangen, wird aber vorläufig nur dem christlichen Glauben und der christlichen Sitte entzogen.

In der Literatur erhoben sich die revolutionären Elemente schon bald, nachdem Manzoni's erste Erfolge einen neuen Frühling der Dichtkunst ver-

heißen hatten. Ganz frei davon war er selbst nicht, ebenso wenig als seine Vorgänger Alfieri, Parini, Foscolo und Monti. Die Romantik, wie sie sich in Italien entwickelte, leistete der Bewegung großen Vorschub. Guerrazzi und Nicolini traten schroff gegen das Papstthum auf. Der leitende Mann war aber auch hier Mazzini, der Literatur und Kunst nur als Mittel zu dem einen großen Ziel des Umsturzes betrachtete. „Die Kunst und das Vaterland," so lautet sein Princip, „würde derjenige gleichzeitig verrathen, der sich davon abwendete, um rein individuellen Impulsen zu gehorchen. Italien ist bis dahin noch nicht geschaffen, und wir müssen Alle streben, es zu schaffen. Jeder, der schreibt, leistet, so weit möglich, Allen Bürgschaft für das künftige Vaterland. Die Kunst ist wahrhaft das Priesterthum der Erziehung für die künftigen Generationen."

Die Ideen des gewaltigen Demagogen wuchsen zur siegreichen Macht heran durch den radicalen und liberalen Journalismus, der sich wie ein verheerender Strom über die ganze Literatur ergoß, Alles aufhetzte und durcheinander brachte, die Geister der Jugend irreleitete und im Publikum alle richtigen Anschauungen untergrub. Balbo hat seine Wirksamkeit kernig gezeichnet: „Wenn die Volkssouveränität, wie Einige meinen, wesentlich die Souveränität des Pöbels ist, dann ist die Herrschaft frivoler Journale die Souveränität der Nichtswisser, und diese ruft auf dem Gebiete des Wissens durchaus ähnliche Wirkungen hervor, wie jene in der bürgerlichen Gesellschaft: Rohheit, Zügellosigkeit und Anarchie." Hauptpflanzstätte des modernen Journalismus war Mailand; das Beispiel seiner zahlreichen Revuen und Tagesblätter zündete bald in den andern Theilen Italiens. Die ältesten Hauptorgane waren die von Vissieux gegründete Antologia, die 1832 von Mazzini in Paris gegründete Giovine Italia und das Crepuscolo, an dem sich unter Leitung Carlo Tenca's Visconti-Venosta, J. Zanardelli, Tullio Massarani und viele andere der wüthendsten Mazzinisten betheiligten.

Literaturgeschichte und Kritik gestaltete sich unter der Organisation der geheimen Revolutionsgesellschaften naturgemäß zur bloßen Parteisache. Alles Katholische wurde verunglimpft oder todtgeschwiegen, selbst die classische ältere Literatur Italiens in den Koth gezogen, die elendesten radicalen Machwerke als Blüthen der Literatur gepriesen. In diesem Sinn verdarb Ginguené die große Literaturgeschichte Tiraboschi's und setzte Salfi sie fort; im selben Geist ist Libri's Storia delle scienze matematiche und Emiliani-Giudici's Storia delle lettere italiane geschrieben. Als andere Kritiker dieser Art thaten sich hervor: Atto Vannucci, Luigi Settembrini, Desanctis, Giuseppe Guerzoni, vor Allen aber der schon erwähnte Apostat Trezza, der nach seiner Apostasie die Weltanschauung des Lucrez viel schöner fand als jene des Apostels Paulus.

Und die Poesie? Die arme Poesie! Auf die freundlichen Gestalten eines Manzoni und Pellico folgt nun die Schaar der Carbonari-Poeten, die mit geballter Faust gegen Papst und Österreich fluchen, Sacramente und Glauben schmähen, ihre innere Zerrissenheit der unglücklichen Heimath andichten und die schönsten ihrer Talente im Dienste demagogischer Wühlerei

entwerthen: Gabriel Rossetti, Giovanni Berchet, Scalvini, Giannone, Sestini, Giambattista Niccolini, der melancholische Leopardi, der hochtrabende Terenzio Mamiani, der wüthende Pietro Sterbini; dann die Poeten der Giovine Italia: Mameli, Poerio, der Hofpoet des Hauses Carignan: Giovanni Prati, der apostasirte Priester Francesco dall' Ongaro, der Religionsspötter Giuseppe Giusti und Aleardo Aleardi. So wüthend sich alle diese Heroen des „italienischen Gedankens" gebärdeten, sobald ihnen nur ein Tropfen Weihwasser in's Gesicht kam, so sind sie noch einigermaßen anständig gegen das nun folgende Geschlecht der „decolletirten und pornographischen Autoren", wie P. Previti sie nennt, den Satansdichter Josue Carducci und die Veristenschule, Guerrini, Panzacchi, Chiarini, Rapisardi, Cavalotti.

Manzoni war es gelungen, in den Promessi sposi einen Roman zu schreiben, den Göthe und Walter Scott für den schönsten aller Romane hielten — ein in diesem Genre classisches Meisterwerk. Unter den Augen des Meisters indeß sank das Genre bald zur elendesten Tendenzschreiberei und Lohnfabrikation herab. Während die Romanschreiberei der dreißiger, vierziger, fünfziger Jahre wenigstens noch einigen Anstand wahrte, haben die Veristen auch hier das letzte Kleidungsstück von sich geworfen und waten im Schmutz.

Auch die Dramatik, welche durch Alfieri, Manzoni und Pellico gehoben worden war, sank unter Niccolini (Arnold von Brescia), Cossa (Messalina), Cavalotti (Cantico de' cantici) zum Tummelplatz der wüstesten Leidenschaften und endlich zur Schule des Scandals herab.

Nachdem Sismondi und Botta den Kampf gegen die Kirche auf dem Felde der Geschichte eröffnet hatten, wimmelte es bald von Landsknechten, die sie darin unterstützten — Storie, Ricordi, Memorie, Biografie, groß und klein, machten das Papstthum herunter und hoben die Männer der Revolution auf den Schild. Politische Tendenz durchsäuerte Alles, erst klagend, kritisirend, angreifend, dann nach der Einnahme von Rom die Besiegten insultirend und siegesstolz die eigenen Kämpen verherrlichend.

Seitdem Italien das kostbare Vermächtniß des katholischen Glaubens von sich geworfen, ist es auch das privilegirte Land der Kunst nicht mehr. Schaaren von Fremden haben sich in seinen ehrwürdigen Kunststädten eingenistet, die technischen Kunsttraditionen an sich gerissen, Sinn und Geist der Bevölkerung aber mit verderben helfen. Die einheimischen Maler und Bildhauer huldigen großentheils dem Verismus, und der geschmacklose Kunsteklekticismus der modernen Welt ist längst in Italien eingezogen.

Das ist ungefähr das Bild, das P. Previti von dem Niedergang des italienischen Geisteslebens entrollt. Einige Schroffheiten hätten sich vielleicht vermeiden lassen, wenn er neben dem Schattenbild auch das Lichtbild (d. h. die Leistungen und Bestrebungen der glaubenstreuen Katholiken) in den Rahmen seiner Betrachtung gezogen und das Ganze nicht ausschließlich nach Fächern, sondern eigentlich historisch gruppirt hätte. Manche Wiederholung wäre damit ebenfalls weggefallen. Es wäre dann auch deutlicher hervorgetreten, daß der große Kampf der Gegenwart nicht ein Kampf der Nationalitäten, sondern ein Kampf verschiedener Weltanschauungen ist. Wir Katholiken Deutschlands

lieben die Katholiken Italiens als unsere Brüder von ganzem Herzen; durch die Beziehungen des Papstthums zu Italien ist ihre Heimath gewissermaßen eine zweite Heimath für uns. Wir selbst leiden unter dem Druck, welchen der Geist des Protestantismus und des Unglaubens auf Deutschland wie auf Italien ausübt; doch dieser Geist ist nicht der Geist des deutschen Volkes, so wenig als der moderne Staat Italien das wirkliche italienische Volk darstellt.

Der Kreis von Wissenschaft und Literatur, welchen der Verfasser beherrscht, ist ein überaus ausgedehnter, wenn auch da und dort in Bezug auf fremde Literaturen eine kleine Irrung mit unterläuft; sein Urtheil ein ernstes und gediegenes, die Darstellung bei reichstem Wechsel eine wirklich meisterhafte. Die leitenden Principien sind klar und faßlich dargelegt, die Autoren und ihre Werke kurz und treffend charakterisirt, die mitgetheilten Proben gut gewählt, die Pragmatik der verschiedenen Erscheinungen mit scharfem Blick erfaßt. Aus der bunten Bücherwelt schaut er auch in's praktische Leben und beobachtet das mechanisch-realistische Treiben und die niedrigeren Triebkräfte der Literatur. So schildert er z. B. am Schluß des Roman-Kapitels meisterlich, wie man heutzutage in Italien Romane macht:

„Ein junger Mensch, dem es nicht an Talent fehlt, der aber, der Familienabhängigkeit überdrüssig geworden, auf eigene Faust lebt und nun all das Seine durchgebracht, ist bei der letzten Lire angekommen. Wie weiterleben? Nun, er denkt sich: ‚Meine Feder kann auch zu etwas nütze sein'; er hat gehört, daß ein gewisser Verleger eine Serie von Originalromanen herausgeben will, er stellt sich ihm vor, bietet sich ihm an und verdingt sich ihm für so und so viel die Seite. Der arme Mensch geht nach Hause, läßt seine Phantasie los, versetzt sich im Geiste in das ihm geläufige Pariser-Quartier, findet — sieht — und schreibt — darauf eine Seite über independente Moral — ein Theatercoup, wie er ihn beim täglichen Besuch der Winkeltheater gelernt hat — dann vier elegische Zeilen auf ein Grab — — die Arbeit ist fertig, der Hunger hat die Hand des Schreibers zur größten Eile gedrängt, er will nun den versprochenen Arbeitslohn haben, er reicht sein Manuscript ein. Und das Resultat der Prüfung? Daß der Verfasser ein Dummkopf ist. ‚Sie verstehen keine Romane zu schreiben! Nun denken Sie sich — da ist ja keine halbe Seite, wo schlecht von den Jesuiten gesprochen wird, nicht eine Zeile gegen die spanische Inquisition, und das zieht doch immer. Da müßte 'was hinein über das „Eppur si muove" des Galileo Galilei, und ein paar Hiebe auf diese Esel von Cardinälen und Dominicanern! Mit einer Arbeit wie diese schlagen wir nicht einmal die Druckkosten heraus.' — Und der arme Mensch geht wieder nach Hause. Da im tiefsten Grunde seines Gewissens regt sich noch das Andenken an seine Mutter; es war eine gute Frau. Doch der Wille, sein Brod redlich zu verdienen, ist schon lange abhanden gekommen, also — von vorne, aber jetzt scharfgeladen mit ordentlichen Dosen von Lästerungen, Verleumdungen, Beleidigungen gegen Religion und Sitte; er sinnt auf eine möglichst schmutzige Verwicklung, es erscheinen Zerrbilder der ehrwürdigsten Gestalten der Kirche — — das Herz bebt, die Feder will nicht weiter — doch woher Geld für die einmal liebgewordenen Ausschweifungen? Der Roman ist fertig; er ist ein Schmutzwerk, eine Gottlosigkeit; aber man ist damit zufrieden. Die Pressen stöhnen, in Kurzem wird der Roman besprochen, ja der Ruf des Verfassers ist gleich so hoch gestiegen, daß der Redacteur einer Zeitung kömmt und ihn um den Schluß

der Annonce bittet, die morgen kommen soll: ‚Der Verfasser des unvergleichlichen Romans u. s. w. bereitet für unsere Abbonnenten eine Arbeit vor u. s. w.‘

Das ist die Geschichte des modernen Romans: und das sind die Früchte einer Revolution, welche wie ein sengender Wind aus der Wüste Unfruchtbarkeit und Tod über das Volk gebracht hat, das einst die schönste Literatur besaß, nächst jener von Hellas und Latium."

Es ist begreiflich, daß diese melancholische Betrachtung öfters wiederkehrt. Wir theilen den berechtigten Schmerz des Verfassers, vereinigen uns aber auch mit der Hoffnung, die er am Schluß der Vorrede ausspricht:

„Die Augen fest auf den unerschütterlichen Felsen des Vaticans gerichtet, wo ein neuer Aaron mit ausgebreiteten Händen unaufhörlich um die Freiheit seines Volkes und seiner Kirche fleht, erwarten wir ruhig das neue Unterpfand der ewigen Verheißungen. Die Hilfe wird nicht zögern, dess' sind wir gewiß; denn die Kirche kann nicht untergehen und Gott hat den Völkern die Möglichkeit des Heiles nicht entzogen!"

A. Baumgartner S. J.

Weltgeschichte von Dr. **F. J. Holzwarth.** Sieben Bände. Mainz, Fr. Kirchheim, 1876—1881. Preis: *M.* 28.80. Zweite Auflage in 50 Lieferungen à 60 *Pf.*

Die Kirchheim'sche Verlagshandlung versandte vor Kurzem den Prospect und die erste Lieferung der zweiten Auflage von Holzwarths „Weltgeschichte". Dieses Unternehmen verdient in hohem Grade die Beachtung der Katholiken Deutschlands. Es sei uns daher gestattet, auf die erste Auflage des Werkes zurückzugreifen, deren Erscheinen zwar den Lesern dieser Blätter seiner Zeit (Bd. X. S. 597) angezeigt wurde, ohne daß indessen nach der Vollendung eine eingehendere Besprechung erfolgt wäre.

Die Abfassung einer Weltgeschichte wird ihrer innersten Natur nach als ein Werk von der weittragendsten Bedeutung zu betrachten sein. Von demjenigen, der sich dem Wagniß unterzieht, eine Weltgeschichte zu schreiben, die ihrem inneren Wesen und den Anforderungen der Zeit auch nur leidlich entsprechen soll, ist man gewiß berechtigt, den Ausweis von seiner Befähigung und seinem Berufe zu verlangen. Diesen Ausweis vermochte der bereits in Gott ruhende hochwürdige Verfasser des vorliegenden Werkes in vollem Maße zu erbringen. Dr. Holzwarth hat durch eine lange Reihe von Jahren die katholische Literatur Deutschlands um eine bedeutende Anzahl von schätzenswerthen Geschichtswerken profanen und kirchlich-religiösen Inhaltes bereichert. Sie alle scheinen bloß den Unterbau, die entferntere Vorbereitung für seine Weltgeschichte, die theilweise noch ein opus posthumum wurde, abgegeben zu haben.

In der Vorrede und Einleitung unterrichtet uns der Verfasser über Plan und Zweck seines Werkes. In einer mäßigen Anzahl von Bänden wollte er alle Seiten des menschlichen Lebens und Webens zu „Einem Bildercyklus des ganzen Menschenlebens" zusammenfassen. Das Werk sollte weder ein Hilfsmittel für Fachgelehrte, noch ein gewöhnliches Schulbuch, sondern

vielmehr ein Lesebuch für weitere gebildete Kreise abgeben. In Betreff des Stoffes mußte daher eine strenge Ausscheidung eintreten. Von jedem Volke und aus jeder Epoche sollten nur die maßgebenden Thatsachen und Factoren Berücksichtigung finden, und zwar in Gestalt von mehr oder weniger abgerundeten Gesammtbildern. Eine Weltgeschichte, die sich eine solche Aufgabe vorsteckte, war unstreitig katholischerseits in Deutschland ein dringendes Bedürfniß. Die Werke von Annegarn und Weiß, von Kiesel und Bumüller sind trotz ihrer anerkannten Vorzüge für diesen Zweck theils zu niedrig populär, theils zu gelehrt, theils zu ausführlich, theils zu kurz.

Aus dem ganzen Werke leuchtet uns eine Auffassung der Geschichte entgegen, von welcher der Verfasser ganz durchdrungen war. Ihm ist die Weltgeschichte die „Darstellung dessen, was die Menschheit vom Anfange an bis zum Ende der Zeiten unter der Leitung der göttlichen Vorsehung durch den Anschluß an den in ihr gegenwärtigen Christus oder durch Widerstreben gegen ihn ersonnen, gewollt und ausgeführt hat, bis zum Anbruche jenes Tages, wo er sie als sein Erbe und Reich in seine ewige Herrlichkeit einführen wird. Oder: die geschichtliche Darstellung des Ganges der Menschheit an der Hand Christi zum Weltgerichte" (I. 5—6). In Betreff seiner Methode bemerkt Dr. Holzwarth: „Das katholische Deutschland verlangt nach einer Weltgeschichte, welche auf Grund umfassender Studien die geschichtlichen Thatsachen wahrheitsgetreu berichtet, im Lichte der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit beurtheilt und so erzählt, daß der Leser, der Gegenwart entrückt, Augenzeuge der weltbewegenden Scenen der Vergangenheit zu sein glaubt" (Vorr. III).

Im Großen und Ganzen ist der Verfasser dem Streben nach diesem hohen Ziele in anerkennenswerthester Weise getreu geblieben. Wir müssen uns im Einzelnen auf wenige Bemerkungen beschränken. Als sehr gelungen ist gleich der erste Abschnitt: „Die ältesten Überlieferungen", zu bezeichnen. Es wird u. A. die Unmöglichkeit einer ursprünglichen Wildheit dargethan und der Gang der religiösen Entwicklung, wie der materiellen Cultur geschildert. Im Anschlusse an den hl. Thomas von Aquin verlegt Holzwarth die Entstehung der Abgötterei in die Zeit unmittelbar vor Abraham. Die Abschnitte über die alten orientalischen Reiche in Vorderasien, Indien und Ägypten, bekunden des Verfassers eingehende Studien über die Ergebnisse der modernen Assyriologie, Ägyptologie u. s. w. Eine Glanzpartie bildet bei der Geschichte des Volkes Israel die Schilderung des heiligen Gesetzes. Die griechische Geschichte bietet eine Fülle von anregenden und fesselnden Schilderungen. Besonders gelungen fanden wir das Kapitel über Homer und die homerische Welt. Die Entdeckungen Schliemanns konnten leider noch nicht zur Verwerthung gelangen. Bei der römischen Geschichte befleißigte sich der Verfasser der möglichsten Kürze, ohne indessen dem vollständigen Überblicke in die äußere und innere Entwicklung des herrschgewaltigen Römervolkes Eintrag zu thun. Der erste Band (das erste „Buch") behandelt die „vorchristliche Welt" und schließt mit der Seeschlacht von Actium (31 v. Chr.), welche die Alleinherrschaft des Octavian besiegelte. Mit den Schlußworten leitet er auf das zweite Buch über: „Das römische Weltreich" in seinem Ringen mit dem

Christenthum, Germanenthum und dem Islam, bis auf Karl den Großen. „Ein neues Schauspiel," lesen wir (I. 664), „eröffnet sich vor unserem betrachtenden Auge; das Ringen zwischen dem himmlischen Lichte und der irdischen Finsterniß; alle seit Jahrtausenden aufgehäufte Schlechtigkeit der Welt hat der Riesenbau des römischen Reiches in sich aufgenommen; wie wird es geschehen, daß die verderbten Säfte verdrängt, daß die Glieder gesund werden, daß an ihm das Bild der neuen, der wiedergeborenen, der gottwohlgefälligen Menschheit erfreuend und erbauend erstrahle?"

Die öffentlichen Zustände im römischen Reiche und die einzelnen Kaiser sind im zweiten Bande meist treffend charakterisirt. Erhebend ist auch die civilisatorische Bedeutung der katholischen Kirche geschildert. Doppelt bedauern wir es daher, daß Dr. Holzwarth bei seiner tiefen Religiosität und seiner Meisterschaft in der Darstellungskunst vor der Aufgabe zurückschreckte (II. 66), ein lebensvolles Bild von der hehren Gestalt unseres göttlichen Erlösers zu entwerfen. Es hätte das gewiß nicht wenig dazu beigetragen, das neue, übernatürliche Lebensprincip, welches der Menschheit durch das Erscheinen des Gottessohnes auf Erden eingegossen wurde, dem Leser deutlicher und kräftiger zum Bewußtsein zu bringen. Indessen gestaltet sich die vielverschlungene Geschichte der antiken Welt, der ersten Christenheit und der Germanen zu einer herrlichen Apologie der Vorsehung, des Christenthums und der Kirche.

Die glanzvolle Schilderung der Pippiniden bildet den würdigen Eingang zum eigentlichen Mittelalter, welches im dritten und vierten Buche, beziehungsweise Bande, seine Darstellung findet. Die Bearbeitung dieser Partieen ist mit sichtlicher Vorliebe unternommen und mit der größten Sorgfalt ausgeführt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur auf einige von den herrlichen Charakterbildern aus jener großen Zeit des Nähern eingehen. Die Darstellung trägt häufig den Stempel zeitgenössischer Berichterstatter und ist daher überaus frisch und muthet den Leser ganz heimisch und traulich an. Mit Sorgfalt ist die Kirchengeschichte, speciell die Papstgeschichte behandelt; ebenso hat auch hier, wie überhaupt im ganzen Werke, die Culturgeschichte eine eingehende Behandlung gefunden. Weniger einverstanden sind wir mit der Darstellung der spätern Karolinger, die doch in gar zu düstern Farben gemalt sind. Schon ein Blick auf die Gesetzgebung und die Geistescultur dieses Zeitalters beweist hinlänglich, daß es auch hier an Lichtpartieen keineswegs mangelt. Auch die Erzbischöfe Heribert von Mailand und Adalbert von Bremen, die Kaiser Heinrich V. und VI. scheinen uns nach derselben Richtung hin etwas einseitig behandelt, während die Mediceer hingegen in zu lichter Gestalt auftreten. Rühmend ist jedoch hervorzuheben, daß im Übrigen eine Menge von sogenannten dunkeln Punkten nach den Ergebnissen der neueren Geschichtsforschung gebührend in's Licht gesetzt wurden. Sehr wohlthuend wirkt im Großen und Ganzen das maßvolle Urtheil, mag nun Lob oder Tadel gespendet werden. — Dasselbe ist von den drei letzten Bänden zu sagen, welche die Neuzeit, von der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts an bis auf unsere Tage zu ihrem Gegenstande haben. Über fast alle historischen Fragen von Belang wird der Leser mit derselben Gründlichkeit und

Objectivität orientirt, wie es bei der Geschichte des Alterthums und des Mittelalters geschehen. Die Ursachen der Reformation, wie der Revolution sind mit besonders rühmenswerther Klarheit und Vollständigkeit angegeben. Im siebenten Bande hätte indessen der Einfluß der geheimen Gesellschaften bei den Revolutionen von 1789, 1830, 1848 nicht übergangen werden dürfen. Bei der Geschichte von Italien und Spanien ist diesem Factor gebührend Rechnung getragen worden. Einige Ungenauigkeiten werden hoffentlich bei der neuen Auflage berichtigt werden.

Unser Gesammturtheil können wir nur dahin zusammenfassen, daß wir die Weltgeschichte des Dr. Holzwarth für eine der verdienstvollsten und segensreichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Geschichtschreibung halten.

Die neue Auflage soll laut Vorwort (Lief. 1, S. IV.) weder den Plan des Werkes noch die demselben zu Grunde liegenden Anschauungen irgendwie berühren. „Die vorgenommenen Änderungen," heißt es ebendaselbst, „bezwecken neben einer abgerundeteren Darstellung hauptsächlich eine größere Übersichtlichkeit des reichhaltigen Stoffes; auch hat dieser letztere, namentlich in seinem culturhistorischen Theile, einerseits durch die Aufnahme mehrerer neuen Abschnitte und andererseits durch eine eingehendere Behandlung der bereits vorhandenen, eine Erweiterung erhalten, die nur dazu beitragen kann, den Werth des Werkes zu erhöhen." Möge denn eine recht zahlreiche Subscription dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung sichern! **K. Brischar** S. J.[1]

Was zieht uns nach Rom? Beantwortet aus den Excerpten eines Convertiten. Zweite Auflage. 126 S. Leipzig, Lorenz, 1884.

Seit dem Beginn des Culturkampfes drängte sich dem Schreiber dieser Zeilen der Gedanke auf, die Verfolgung der Kirche werde zahlreiche Pro-

[1] Während der Drucklegung dieser Recension ging uns aus Rom die Trauerkunde zu, daß der Verfasser derselben am 8. Januar fromm im Herrn verschieden ist. Eine Lungenentzündung raffte ihn im besten Mannesalter dahin. P. Karl Brischar war am 7. October 1840 zu Horb in Württemberg geboren. Er trat, kaum 15 Jahre alt (20. November 1855), zu Gorheim bei Sigmaringen in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Nach Vollendung seiner Studien wirkte er eine Reihe von Jahren als Professor der Geschichte theils in Feldkirch, theils in Wijnandsrade (Holland). Im letzten Frühjahre wurde er als Mitarbeiter für die durch Cardinal Hergenröther geleitete Herausgabe der Regesten Leo' X. nach Rom berufen. Als Frucht seiner schriftstellerischen Thätigkeit sind zahlreiche Beiträge in verschiedenen Zeitschriften, u. a. den „Stimmen aus Maria-Laach", zu nennen. Um letztere hat der Verstorbene sich außerdem in jüngster Zeit durch die Anfertigung der jetzt im Druck begriffenen Register zu den drei Serien derselben ein hohes Verdienst erworben. Aus seiner Feder stammen ferner die in der Wörl'schen Sammlung „Katholische Studien" erschienenen zwei Monographien: Athanasius Kircher (Würzburg 1877), und: P. Adam Contzen S. J., ein Ireniker und Nationalökonom des 17. Jahrhunderts (Würzburg 1879). — P. Brischar war ein unermüdlicher Arbeiter, voll Eifer für die Ehre Gottes. Dabei war er die Anspruchslosigkeit und Kindlichkeit selbst. Die Tugenden des Ordensstandes leuchteten an ihm in hohem Grade hervor; insbesondere zeichneten ihn ein vollkommener Gehorsam und eine tiefe Demuth aus. R. I. P.

testanten von wirklich conservativer Gesinnung zurückführen zum alten Glauben. Die vorliegende Conversionsschrift, ein Büchlein, reich an interessanten innern Erlebnissen und Beobachtungen, hat uns in dieser Ansicht bestärkt.

Der Verfasser gehörte der streng lutherischen Richtung an; er stand bis vor nicht langer Zeit inmitten jener gläubigen Strömung, in welcher die Namen Vilmar, Harleß und Löhe einen besonders guten Klang hatten. Die lutherische Theologie, überhaupt das Lutherthum ist ihm so gründlich bekannt, daß man, um mit den „Histor.-polit. Blättern" zu reden, eher einen ehemaligen lutherischen Theologen, als einen sächsischen Gutsbesitzer und Regierungsbeamten a. D. in ihm vermuthen sollte. Seine einstigen Glaubensgenossen werden daher Mühe haben, den moralischen Eindruck, welchen seine Conversion nothwendig hervorruft, mit der herkömmlichen Phrase zu beseitigen: es sei im Grunde das echte Lutherthum seiner Seele stets verschlossen geblieben.

Das strenge Lutherthum also, verbunden mit einer wahrhaft conservativen Gesinnung und einem redlichen Streben nach Wahrheit bildete den Standpunkt und den Charakter unseres Verfassers.

„Da brach der Culturkampf aus" — wir überlassen nunmehr das Wort unserm Convertiten — „Da brach der Culturkampf aus. Die liberale Presse schimpfte aus allen Tonarten auf Syllabus und Encyklika. Was ist Syllabus? Was Encyklika? Jetzt lasen wir die vernehmten Schriftstücke, gleichzeitig mehrere erläuternde Broschüren. . . .

„Wunderbar schlugen die Worte an unser Ohr, welche Papst Pius IX. vertrauensvoll und freimüthig an Kaiser Wilhelm richtete:

‚Majestät!

Alle Anordnungen, welche seit einiger Zeit von Eurer Majestät Regierung getroffen werden, zielen immer mehr auf die Zerstörung des Katholicismus ab. . . .

Wenn es aber wahr ist, daß Eure Majestät dieß nicht billigt . . ., wird Eure Majestät dann versichert sein, daß dieselben nichts Anderes zuwege bringen, als den Thron Eurer Majestät selber zu unterwühlen? Ich spreche mit Freimuth, denn die Wahrheit ist mein Panier, und ich spreche, um einer meiner Pflichten in erschöpfenden Maßen nachzukommen, die mir auferlegt, Allen das Wahre zu sagen, und auch dem, der nicht Katholik ist; denn Jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Art und in irgend einer Weise, welche hier darzulegen nicht der Ort ist, gehört, sage ich, dem Papste an. . . .'

„Die muthvollen Worte," so fährt der Verfasser fort, „die muthvollen Worte des seiner Freiheit beraubten greisen Oberhauptes der Kirche an den siegreichen, von einer halben Million Bajonette umgebenen Kaiser machten einen geradezu elektrisirenden Eindruck auf uns. . . .

„Wie die von einem Ministerium Falk nach constitutioneller Regel contrasignirte Antwort ausfallen mußte, war zu erwarten. Der Culturkampf wurde in verschärftem Maße fortgeführt. Dabei sprach der Kanzler das große Wort: er wolle das Werk Luthers vollenden. Nun fiel es uns wie Schuppen von den Augen. Was ist das Werk Luthers? Die Reformation, das Werk der Glaubensspaltung in Deutschland, das Werk der Zertrümmerung der Einheit der Kirche, das Werk der Zerstörung der kirchlichen Autorität."

Interessant ist es, im weitern Verlaufe des Schriftchens zu sehen, wie jetzt Stück für Stück all die protestantischen Vorurtheile fallen, wie nie geahntes Licht über die katholische Lehre und die Einrichtungen der katholischen Kirche sich ausgießt. Doch wir müssen dem Convertiten selbst wiederum das Wort geben.

„Von Jahr zu Jahr," so schreibt er, „hatten wir unter Betrachtung des Culturkampfes uns überzeugt, daß das Kirchenthum der protestantischen Orthodoxie auf Illusionen beruhe. Illusion, wenn sie glaubt, das Schisma des 16. Jahrhunderts eine Reformation, schismatische Prediger und eidbrüchige Mönche Reformatoren nennen zu können; Illusion, wenn sie die lutherische Bibelübersetzung für die richtigste Wiedergabe des Urtextes, wenn sie dieselbe eo ipso mit Gottes Wort identisch erklärt; Illusion, wenn sie meint, jeder einzelne Christ könne durch Lesen der Bibel zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit gelangen; Illusion, daß die Bibel die alleinige und ausreichende Quelle der christlichen Erkenntniß sei; Illusion, daß man ohne die Tradition zur richtigen Erkenntniß der göttlichen Offenbarung gelangen könne; ... Illusion, daß nur zwei Sacramente in der heiligen Schrift begründet seien; Illusion, ... daß die Lehre von der Rechtfertigung sola fide schriftgemäß."

Den innern Entwicklungsgang unseres Convertiten weiter zu verfolgen, würde uns zu weit führen. Mit Freuden aber begrüßen wir in seiner Conversion eine neue Frucht des Culturkampfes. Er selbst gesteht: „Ohne den Culturkampf wäre wohl mancher von uns im Protestantismus stecken geblieben." Mit dem Culturkampf und durch denselben wurden die Reden des Centrums unter die Protestanten geworfen; die katholische Literatur war den Protestanten nicht mehr so hermetisch verschlossen; so las unser Verfasser die „Histor.-polit. Blätter", die „Stimmen aus Maria-Laach" und andere katholische Blätter. Besonders klar wurde ihm, dem ehemaligen Anhänger der „Kreuzzeitung", das Haltlose der sogenannten Conservativen, welche, auf dem Boden einer Revolution des 16. Jahrhunderts stehend, für das 19. Jahrhundert conservativ sein wollen — freilich nur für sich, ihr Kirchenthum und ihre Dynastie, während sie zur Revolutionirung der katholischen Kirche und anderer legitimen Mächte hilfreiche Hand bieten.

Wir legen das interessante Buch aus der Hand mit dem Eindruck, daß die Geister sich mehr und mehr scheiden. Das Resultat kann nur sein, daß die schlechten Elemente der consequenten Gottesfeindschaft dem Nihilismus verfallen, daß die besseren dagegen voll und ganz zum vollen und ganzen Christenthum, d. h. zur katholischen Kirche zurückkehren. Zu dem letztern Ergebniß wird auch die vorliegende Schrift, die bereits in zweiter Auflage erscheint, das Ihrige beitragen.

Mögen die Stürme des Culturkampfes — nicht dessen cäsaropapistische Versumpfung — nur weiter brausen! Die kirchenfeindlichen Mächte wird er hinwegfegen. Die Eiche aber, welche vom Sohne Gottes gepflanzt ist, wird fortgrünen, und die abgerissenen Äste werden durch neue, gewaltigere ersetzt werden.

L. v. Hammerstein S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Kinderbewahr-Anstalt in ihrem Zwecke und in den Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes dargestellt von F. X. Gutbrod, Stadtpfarrer in Burgau. Mit den Beigaben: a) Die erste Hilfe bei Verletzungen der Kinder, von Geheimrath Professor Dr. von Nußbaum in München; b) Verzeichniß der sämmtlichen Kinderbewahr-Anstalten in Bayern, Zeit ihrer Gründung, Namen der Gründer und die Zahl der aufgenommenen Kinder. 8°. VIII u. 143 S. Augsburg, Huttler, 1884. Preis: *M.* 2.

Alle Kinderfreunde und insbesondere alle, die sich an der Einrichtung und Leitung von Kinderbewahranstalten zu betheiligen haben, werden diese Schrift mit Nutzen lesen. Der hochwürdige Herr Verfasser, aus einer fünfzehnjährigen Erfahrung auf diesem Gebiete schöpfend, verbreitet sich über den Zweck jener Anstalten, über deren Leitung und das dazu nöthige Personal, über den Unterricht und die Erziehung, sowie die dazu verwendbaren Mittel mit großer Sachkenntniß und auch durchgängig mit praktischem Blick und sicherem Tact. Das Buch ist im Ganzen frisch und lebendig geschrieben. Der vielen Ausrufungszeichen, wie sie stellenweise auftreten (z. B. S. 3 u. 4), hätte es nicht gerade bedurft. An anderen Stellen macht sich eine etwas zu weitgehende Redseligkeit bemerkbar. — Warum der Leitung durch Ordensgenossenschaften nur nebenbei und dann noch mit einer gewissen Zurückhaltung Erwähnung geschieht, ist uns nicht recht verständlich. Thatsächlich sind ja die ausgezeichneten Resultate der Leitung durch Ordenspersonen allgemein anerkannt, und gerade in Bayern, das vom Verfasser stets vorzugsweise berücksichtigt wird, hat diese Art der Leitung wegen der glänzenden Erfolge eine so große Verbreitung gefunden, daß z. B. von den 45 Kinderbewahranstalten Oberbayerns 30 derselben Ordensgenossenschaften anvertraut sind. — Etwas überraschend ist die Erklärungsweise, die für die Unart der Kinder, Alles zu zerbrechen, gegeben wird. Der Verfasser führt dieselbe auf den „Trieb des Neugestaltens" zurück („Das Kind sucht seinen Spielzeugen eine andere Form zu geben — ein Zeichen von Selbständigkeit und Selbstgestaltenwollens!"), sowie auf die „Wissensbegierde" des Kindes („Seinem Auge sind nur die äußeren Formen und Umrisse seines Spielzeuges erkennbar und verständlich; es möchte nun wissen, wie denn das Ding auch innen aussieht — und darum schlägt es oder bricht es seine Puppe oder sein Pferd zusammen"). — S. 12 muß es Cl. Brentano, nicht Cl. von Bretano heißen.

Das Studium und die Privat-Lectüre. Siebenzehn Conferenzen, den Zöglingen des bischöflichen Convictes gehalten von J. Bern. Krier, Director. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. VIII u. 291 S. Luxemburg, Brück, 1884. Preis: *M.* 2.

Ein Buch, das jeder Gymnasiast von der ersten bis zur letzten Seite durchlesen sollte: so wichtig ist der Gegenstand, den es behandelt, und so trefflich die Belehrungen, die über denselben ertheilt werden. Dazu kommt die ansprechende Form; in einfacher,

aber edler Sprache wissen die Vorträge überall den rechten Ton zu treffen, der die jugendlichen Herzen bewegt, hebt, begeistert. Eine reiche Auswahl passender Beispiele, Dichtercitate und Aussprüche großer Männer würzt die einzelnen Vorträge. In dem ersten Theile handelt der Verfasser über die wahre Auffassung der Arbeit und des Studiums, wobei die ideale Seite gebührend zur Geltung gebracht wird, über die Vortheile des Studiums und über die Art und Weise, das Studiren mit Erfolg zu betreiben; in letzterer Hinsicht werden sowohl die allgemeineren Grundsätze lichtvoll entwickelt, als auch praktische Anweisungen für die vorzüglichsten Übungen den Studirenden ertheilt. Der zweite Theil der Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit der Privatlectüre, indem nicht nur über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit derselben, sowie über die Methode, um mit Nutzen zu lesen, gehandelt wird, sondern auch die Frage: „Was sollen wir lesen?" für die deutsche und die französische Literatur zu eingehender Erörterung kommt. Wird bei Aufzählung der Bücher zuweilen etwas hoch gegriffen, so verschlägt das nicht viel; auf solche Weise reichen die Listen auch noch für den abgehenden Gymnasiasten mit aus. Wir stehen nicht an, diese Schrift des Herrn Krier eine pädagogische Leistung ersten Ranges zu nennen. — Für eine neue Auflage empfehlen wir nur, das unserer Meinung nach verfehlte Dichtercitat auf S. 49 fortzulassen.

Katholischer Kindergarten oder Legende für Kinder. Von Franz Ser. Hattler, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einem Titelbild in Farbendruck und vielen Holzschnitten. Dritte Auflage. Gr. 8°. X u. 630 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 5.

Blumen aus dem Katholischen Kindergarten. Von Franz Hattler S. J. Kinderlegenden, vom Verfasser selbst aus seinem größeren Werke „Katholischer Kindergarten" ausgewählt. Vierte Auflage. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einem Titelbild und vielen Holzschnitten. 12°. VIII u. 222 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: 80 *Pf.*

Diese zwei vorzüglichen Kinderbücher des bekannten Volksschriftstellers erscheinen bereits wiederum in neuer Auflage — ein deutlich redender Beweis für die große Beliebtheit, welche sich dieselben im katholischen Hause erworben haben. Wir unsererseits können nur das uneingeschränkte Lob und die dringende Empfehlung wiederholen, womit wir beide Bücher gleich bei ihrem ersten Erscheinen unsern Lesern vorführten.

Die Wunder von Lourdes. Von Heinrich Lasserre. Autorisirte Übersetzung. 8°. XXIII u. 431 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 3.

Herrn Heinrich Lasserre hört man immer gern erzählen von der Mutter Gottes von Lourdes. Aus Dankbarkeit für die wunderbare Heilung seiner Augen hat er sich zum Geschichtschreiber der Wunder von Lourdes gemacht. — Da erscheint wieder ein recht anziehendes und frommes Büchlein von dem Verfasser. Es enthält zwar nur vier Wunder in einer sehr bunten Auswahl von Begnadeten: es ist ein sehr frommer Geistlicher, ein etwas launisches Fräulein, ein sehr ungeduldiger Schreiner und eine recht brave christliche Familienmutter. Aber es ist Alles so eingehend, so farbenreich und lebendig erzählt, daß wir fast ebenso viele Dramen vor uns zu haben glauben.

Das ist es eben, was Lasserre beabsichtigte. Er wollte das Wirken Gottes an einzelnen wenigen Thatsachen bis in's Kleinste hinein vorführen. Die beigebrachten Beweisstücke setzen die Wahrheit der Erzählung über allen Zweifel. — In dem fünften Abschnitt kommt der Verfasser auf seine eigene wunderbare Heilung zurück, und man ist überrascht, als Vermittler derselben den päpstlichen Nuntius Cardinal Czacki und den französischen Ministerpräsidenten Freycinet anzutreffen. — Die Übersetzung und Ausstattung ist durchaus tadellos, und so empfehlen wir das schöne Büchlein auf das Wärmste. Es liefert den schlagenden Beweis, daß auch in unseren Tagen der liebe Gott nicht aufhört, der Welt Gutes zu thun durch Maria, den ausgestreckten Finger der göttlichen Barmherzigkeit.

Urtheilssprüche des hl. Petrus. Von A. Le Pas. Aus der dritten französischen Auflage übersetzt von Vikar Groß. Kl. 8°. 298 S. Aachen, A. Jacobi & Co., 1884. Preis: *M.* 2.

Zu origineller Auffassung und spannender Durchführung des gewählten Themas — das muß man eingestehen — zeigt der Verfasser entschiedenes Talent. Er beleuchtet die moralische Seite des menschlichen Lebens bis in verborgenste Winkel und Ecken des Herzens hinein: einzelne Kapitel können bei allem Genuß der Lectüre an einem hartfühligen oder einseitig gebildeten Gewissen ein gutes Stück Selbsterforschung vollführen und manchen trügerischen Schein einer eingebildeten Rechtschaffenheit zu nichte machen. — An ungetheiltem Lobe hindern uns jedoch einige Mängel, die wir nicht verschweigen dürfen. Es war zwar ein glücklicher Gedanke, beim Gerichte des Jenseits anstatt Gottes den hl. Petrus das Richteramt verwalten zu lassen, und so in ausgiebigerer Weise die Möglichkeit für Begründungen und Erörterungen bei den Urtheilssprüchen zu gewinnen: aber auch St. Peter dürfen keine Urtheile oder Begründungen in den Mund gelegt werden, welche theologisch unrichtig sind, oder doch theologisch nicht gebildeten Lesern falsche Schlüsse zu nahe legen. Von diesem Fehler ist das Büchlein leider nicht frei. Nach S. 45 z. B. muß man zu dem Schlusse kommen, auch „ein nicht freiwilliger Todtschlag" könne als Todtschlag bestraft werden; während doch der Wahrheit gemäß nur die vorhergegangene schuldvolle Nachlässigkeit, je nach ihrer Schwere und der Voraussicht möglicher Folgen, gestraft wird, ohne Rücksicht auf den erfolgten oder nicht erfolgten Todtschlag. Im Gegensatz zu dieser vom Verfasser geübten Strenge ist Kapitel XI „der Ehrenmann" in der Art und Weise wohl gar zu schüchtern gehalten; offenbar ist es eine übertriebene Milde, wenn in Kapitel XXIV denen sofort der Himmel geöffnet wird, welche uns der Verfasser noch für eben diese Zeit mit gar bedenklichen Schwächen zeichnet. — Als Beispiel eines Gerichtes über Ordensfrauen wird eine Betschwester im schlimmsten Sinne des Wortes gewählt: daran wäre an und für sich nichts zu tadeln, weil bei der Ausführung wahrhaft aufopferungsvolle Seelen zu derselben in Gegensatz treten; doch ist es kaum zu billigen, eine Person herauszugreifen, welche zudem noch gleich bei ihrem Eintritt in's Ordensleben die Pflichten der Pietät gegen altersschwache Eltern soll verletzt haben: ein solcher seiner Natur nach höchst seltener Fall, welcher dazu in Wirklichkeit noch schwerer zu bestimmen ist, hätte wohl einem andern Platz machen dürfen. — Was die Übersetzung angeht, so ist dieselbe eine recht gelungene; sie läßt es den Leser kaum fühlen, daß er nicht das Original vor sich hat.

Hundertfünfzig Marien-Geschichten zur Belebung des Vertrauens auf die mächtige Fürbitte der allerseligsten Jungfrau. Gesammelt und heraus-

gegeben von Dr. Jos. Ant. Keller, Priester der Erzdiöcese Freiburg. Mit einem Stahlstiche. 12°. XII u. 356 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 2.50.

Mit Recht wird auf dem Titel des Büchleins hervorgehoben, daß die hier zu einem ebenso reichen wie lieblichen Strauße vereinigten Marien-Geschichten das Vertrauen auf die Gottesmutter beleben und stärken wollen. Und dazu sind dieselben in der That allesammt vorzüglich geeignet. Die Auswahl ist eine wohlgelungene; die Begebenheiten werden in möglichster Kürze erzählt; die Sprache empfiehlt sich dadurch, daß sie zwar edel, aber prunklos ist. Die Erzählungen haben, wie im Vorwort versichert wird, alle die kritische Sonde passiren müssen. Dem Leser selbst ist die Kritik dadurch ermöglicht, daß in den meisten Fällen, auch bei den sehr zahlreichen Begebenheiten aus der Neuzeit, die Namen der Personen und Orte, Datum u. s. w. angegeben sind. Bei allen Beispielen aber wird die Quelle, woher sie genommen, genau citirt. Das erhöht natürlich den Werth des Inhaltes bedeutend. Die ganze Sammlung ist nach zwölf Haupttiteln übersichtlich geordnet. Wir können das in seiner Art vorzügliche Schriftchen somit nicht nur zur Privatlectüre, sondern auch zur Verwerthung bei Predigt und Christenlehre rückhaltlos empfehlen.

Martin Luthers Leben nach den ältesten und neuesten Geschichtsforschungen von Michael Herrmann, Beneficiat in Großmehring. Zweite, verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Mit einem Kapitel über das Luther-Jubiläum. 8°. VIII u. 360 S. Regensburg, Coppenrath, 1884. Preis: *M.* 3.60.

Diese Luther-Biographie verbindet das historische und das polemische Element in recht geschickter Weise. Mag auch bei einem geschichtlichen Stoffe eine ruhige, rein geschichtliche Behandlung manche Vortheile vor einer in polemischem Tone geschriebenen und mit polemischen Excursen durchsetzten Darstellung voraus haben, so läßt sich doch nicht läugnen, daß der hier vorliegende Stoff zu einer polemischen Behandlung gewissermaßen herausforderte. Insbesondere waren es die zahlreichen für das Luther-Jubiläum von protestantischer Seite veröffentlichten Festschriften, welche den Verfasser nach Schild und Schwert greifen ließen. Die in denselben verbreiteten Geschichtsfälschungen werden demgemäß vielfach in recht eingehender Weise berücksichtigt; eine besondere Aufmerksamkeit schenkt der Herr Verfasser der Luther-Biographie des Stuttgarter Stiftspropstes Dr. Burk. Es sind nicht bloße Behauptungen, mit denen Herr Beneficiat Herrmann den Verdrehungen der Wahrheit entgegentritt; das von ihm beigebrachte Beweismaterial zeigt vielmehr, daß er in den Schriften Luthers und in der Luther-Literatur im Allgemeinen recht bewandert ist. Da die Biographie sich nicht an die Gelehrten, sondern an das Volk wendet, ist noch als besonderer Vorzug des Buches hervorzuheben, daß die ganze Darstellung sich in einer für das Volk faßlichen Form bewegt. Über den Charakter seiner Polemik äußert sich der Verfasser selbst in der Vorrede: „Durchgehends habe ich rückhaltslos geschrieben, ohne jene Scheu, welche fürchtet, anzustoßen, und deßhalb eher die Gegensätze abzuschwächen sucht, als sie auszusprechen.“ Wenn der Verfasser ebendaselbst schreibt: „Wir haben keine bündigen Lebensgeschichten Luthers, welche den katholischen Standpunkt einnehmen“, so scheint er das in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete Schriftchen Jakob Wohlgemuths: „Doctor Martin Luther“ (Trier 1883), jedenfalls ganz übersehen zu haben.

Der letzte Häuptling von Killarney. Eine historische Erzählung von Philipp Laicus. 8°. 534 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 4.80.

Mit diesem neuesten Werk betritt Laicus wiederum das Feld des historischen Romans. Ließ bereits „die Rose vom Wetternsee" bei dem Verfasser so mancher gelungenen socialen Erzählung ein unverkennbares Talent für die geschichtliche Dichtung erkennen, so überholt das neueste Werk: „Der letzte Häuptling von Killarney", doch bei weitem an Kraft und allseitiger Durchbildung jenen genannten Versuch. Wir haben zwar keinen Mangel an Schilderungen und Erzählungen, welche sich das große Volksmartyrium der katholischen Iren zu den Zeiten Elisabeths und Cromwells zum Gegenstand genommen haben; indeß wird man bei der Actualität der neuirischen Frage und bei den mancherlei Anknüpfungs- und Vergleichungspunkten, welche die Verfolgung des katholischen Irland mit der heutigen Verfolgungsgesetzgebung vieler Länder bietet, den neuen Versuch einer dichterischen Behandlung dieses gewaltigen Stoffes nicht überflüssig finden und nach der Lesung des Romans wohl eingestehen, daß Laicus einen glücklichen Wurf gethan hat. Er scheint unseres Erachtens die irische Geschichte vom einzigen Standpunkte betrachtet zu haben, der eine richtige Lösung bieten kann; seine Erzählung schließt mit dem zeitlichen Untergang seiner Helden — aber die Ewigkeit tritt auf der letzten Seite ganz ergreifend in ihr unantastbares Recht der Vergeltung. Laicus ist begeistert für Irland — aber er ist nicht blind gegen seine Schwächen. Die Erzählung, äußerst lebhaft und mit einer gesunden Kraft fortschreitend, ist äußerst reich an poetischen Momenten. „Der Narr von Longford" ist eine ergreifende Erfindung, die sich nach und nach in ihrer ganzen packenden Gewalt herausbildet; die rührende Zuneigung des furchtbaren Cromwell für den Pagen, die Scene mit der „Hexe von Haidworth" u. dgl. sind wohl geeignet, einen tiefen Eindruck auf den Leser zu machen, während die Figur des „Jesuiten" etwas zu sehr in den Hintergrund der Handlung gedrängt ist, indem man doch auch gerne etwas mehr von seiner Wirksamkeit in Erfahrung brächte. Sein Martyrium freilich ist trefflich dargestellt. Alles in Allem können wir den „letzten Häuptling" als eine durchaus gesunde und kräftigende Lesung den Freunden des Erzählers und überhaupt Allen auf das Beste empfehlen.

Bilder aus dem Rheinland. Culturhistorische Skizzen von Leopold Kaufmann. 8°. 282 S. Köln, Bachem, 1884. Preis: *M.* 2.70.

In diesem Werkchen werden uns recht dankenswerthe Beiträge zur rheinischen Culturgeschichte geboten, die zum Theil weit mehr sind, als der anspruchslose Titel besagt. Das Äußere des vorliegenden Büchleins ist ebenso elegant als sein Inhalt, die typographische Ausstattung ein Spiegelbild der schmucken, stilistisch feinen Darstellung. Inhaltlich sind die hier zu einem Ganzen verbundenen Aufsätze allerdings recht verschieden. Da finden wir zwei Künstlerbiographien und das Leben eines Kunstfreundes skizzirt; je ein Abschnitt ist dem Leprosenhause und dem Kreuzberge bei Bonn gewidmet, während „Erinnerungen an Unkel" und „Jugenderinnerungen an Ahrweiler" uns liebliche Genrebilder rheinischen Lebens vor Augen führen. Gerade diese Mannigfaltigkeit, die indeß durch den Umstand, daß sich Alles auf den Rhein, seine Ufer und Anwohner bezieht, ungezwungen zur Einheit sich verbindet, macht diese Bilder zu einer überaus angenehmen und anregenden Lectüre. Gewiß wird sich der Wunsch des Verfassers erfüllen, es möchte sein Werkchen Freunden seiner schönen Heimat nicht unwillkommen sein.

1. **Prinzeßchens Irrfahrten.** Von Emma von Brandis-Zelion. 16°. 70 S. Paderborn, Schöningh (J. Esser), 1884. Preis: cart. *M.* 1.20.

2. **Die Violinspielerin.** Roman von Emma von Brandis-Zelion. 8°. 236 S. Ebendaselbst.

Von der so rasch beliebt gewordenen Verfasserin des Romans „Der Erbe von Adlerhorst" liegen uns zwei Neuheiten zur Empfehlung vor — ein Märchen und eine Künstlernovelle. Das erstere ist eine sehr anziehende Geschichte der kleinen namenlosen Prinzessin, die nicht ganz so groß war wie eine Stubenfliege, und daher ganz wie geschaffen scheint, nicht bloß leicht in Verlust zu gerathen, sondern auch ihr prinzeßliches Näslein in gar Alles zu stecken. Anfangs hat der Leser etwas Mühe, sich zu den liliputanischen Verhältnissen der Heldin herabzulassen; sobald indeß die eigentliche Handlung in der Erzählung beginnt, schwinden die wahrhaft beengenden Proportionen, und die Phantasie findet schließlich unter den kleinen Naturwesen — Ameise, Biene, Libelle, Schmetterling u. s. w. — das winzige Menschenwesen bedeutend natürlicher. Ohne gerade eine specielle Tendenz oder erziehliche Absichten zu verfolgen, bietet die Vorlesung oder freie Wiedererzählung der verschiedenen Irrfahrten Prinzeßchens den Kindern nicht bloß angenehme edle Unterhaltung, sondern auch Gelegenheit zu mancherlei Belehrung und Ermahnung. Die Erzählungsweise ist im Allgemeinen dem Gegenstand angepaßt; nur zu Anfang besonders dürften die Sätze weniger lang und umständlich sein.

„Die Violinspielerin" ist wie gesagt ein Künstlerroman, der sich gegen den „Erben von Adlerhorst" schon vortheilhaft durch tiefere Charakteristik und rascheren Gang der Handlung — wenn nicht gar durch größere Kühnheit des Wagens in Conception und Pinselführung auszeichnet. Die Violinspielerin könnte fast als eine Tendenzschrift aufgefaßt werden; denn sowohl ihre Verwicklung als ihre Lösung besteht in einer Mesalliance. Die zweite sühnt, was die erste verdorben. Außerdem ist auch das Künstlerthema ein sehr gewagtes — kurz der Roman stellt sich eine äußerst schwierige, delikate Aufgabe, und es ist wohl das beste Zeugniß für das Können der Dichterin, daß sie dieser Aufgabe im Großen und Ganzen gerecht wird. Einzelne Theile sind wahre Glanzpartien der Schilderung, Psychologie oder Erzählung. So fein und rein indeß der Roman, wie er vorliegt, auch sein mag — und daß er dieß ist, hat man bereits wiederholt hervorgehoben —, möchten wir die Dichterin doch vor ähnlichen Versuchen warnen. Die Episode mit dem Violinvirtuosen Sturmwall läßt bei aller Virtuosität der Behandlung doch eine gewisse Peinlichkeit des Gefühls zurück. Herrlich ist geradezu der Charakter des Kritikers Dörnlein erfunden und geschildert; fast dünkt es uns, als läge nach dieser Richtung die eigentlichste Stärke der Dichterin, und die als Feuilleton in der Kölnischen Volkszeitung erschienene treffliche Novelle „Die Ahnfrau von Burg Eichenkron" hat uns in dieser Meinung bekräftigt. Vielleicht dürfte dieser Hinweis für die künftigen Arbeiten der vielversprechenden Verfasserin nicht ohne Nutzen sein.

Sakristeitafeln, gezeichnet von Stiff, Pfarrer; in polychromem Drucke ausgeführt von B. Kühlen in M.-Gladbach. Preis: à *M.* 3; mit stilgerechtem Rahmen *M.* 12.50.

Es ist oft nicht leicht, in würdiger Weise der Regel nachzukommen, wonach in jeder Sakristei die Namen des Kirchenpatrons und des Diöcesanbischofs, sowie die Gebete angegeben sein sollen, welche in der heiligen Messe einzulegen sind. Und doch

sind diese Angaben besonders da, wo fremde Priester sich einfinden, nöthig, und man erspart viele Fragen, wenn den Vorschriften Genüge geleistet ist und eine in die Augen fallende Tafel alle nöthige Auskunft bietet. Die oben angezeigten Sakristeitafeln, welche in zwei Ausgaben vorliegen, nämlich die eine mit romanischen, die andere mit gothischen Verzierungen, kommen deßhalb einem berechtigten Wunsche in anerkennenswerthester Weise entgegen. Sie empfehlen sich sowohl durch ihre reiche und geschmackvolle Ausführung, wie durch praktische Anlage, indem die veränderlichen Gebete auf Kärtchen gedruckt sind, welche an ihrer Stelle dem Blatte leicht eingefügt werden können. Mit Recht hat der hochwürdigste Herr Bischof Hefele von Rottenburg in seiner Empfehlung die beiden Tafeln „wahre Kunstblätter" genannt, und es werden dieselben jeder Sakristei zur Zierde gereichen.

Benützen wir die Gelegenheit, um auf die Serien der bunten Bilder der Verlagshandlung von Kühlen, besonders auf die Serie der Katechismusbilder, aufmerksam zu machen. Wenn dieselben sich auch nicht mit den prachtvollen Miniaturbildern des Verlages von Pustet messen können, so zeichnen sie sich doch durch große Billigkeit aus, indem 100 hübsch ausgestattete und durch glückliche Verwerthung guter Architekturformen zu einer gewissen Bedeutung erhobene Bilder nur 1—1½ Mark kosten. — Für strenge Stilisirung dürften die Bilder der Imprimerie St Augustin in Brügge, für kostbare, feine Ausführung die von Pustet in Regensburg, für den gewöhnlichen Bedarf die von Kühlen in M.-Gladbach besondere Empfehlung verdienen.

Miscellen.

Janssen und der Luthermythus nach dem Urtheile eines englischen Protestanten. Das „Athenäum", welches unter den kritischen Zeitschriften Englands einen der hervorragendsten Plätze einnimmt, bringt in Nr. 2980 (vom 6. Dec. 1884) S. 729, bei Besprechung des Buches von Dr. Verres: „Ein historisches Lutherporträt", folgenden Einleitungspassus:

„Es ist eine merkwürdige Eigenschaft des menschlichen Herzens, daß ein Religionsstreit Jahrhunderte lang dauern kann, ohne daß auch nur im geringsten eine Abnahme des Parteihasses oder des Interesses beim lesenden Publikum bemerkbar wäre. Was aber ungleich merkwürdiger ist: nach einem Zeitraume von fast gänzlicher Erschlaffung des Streites kann er plötzlich und mit vulkanischer Gewalt wieder ausbrechen.

„So haben sich während der letzten fünf Jahre die bittersten Phasen der Reformationsstreitigkeiten erneuert. Der Kampf um Luther, welcher jetzt in Deutschland tobt, und nicht bloß in Büchern und Zeitschriften, sondern auch in Tagesblättern geführt wird, kann kaum auf die neuerliche Lutherfeier zurückgeführt werden. Thatsächlich datirt er seit der Veröffentlichung von Janssens ‚Geschichte des deutschen Volkes' im Jahre 1881—1882. Die Lutherfeier darf in der That als eine Folge des Streites angesehen werden.

„Parteiisch und mit Fehlern behaftet, wie Janssens Buch unzweifelhaft ist, bezeichnet es dennoch eine Epoche in der historischen Wissenschaft Deutschlands (it still marks an epoch in the progress of historical scholarship in Germany). Mit seiner Menge von neuem Material, seiner sorgfältigen Auswahl, seiner Weite des Blickes überflügelt es ebenso weit Ranke's ‚Geschichte Deutschlands seit der Reformationszeit', als diese ihrerseits Geschichtsbücher von der Art Menzels in Schatten stellte.

„Daß die gewöhnliche Erzählung von der Reformation und von Luther, wie sie sich in den Werken einer gewissen Klasse protestantischer Theologen findet, rein mythisch (purely mythical) ist, war eine Thatsache, welche bei jedem Gelehrten, der diese Periode auch nur oberflächlich untersucht hatte, unzweifelhaft feststand. Sie seufzten schweigend über Carlyle's ‚Herrencult' (Hero-Worship) und lachten über Mr. Froude. Als aber Dr. Janssen im Jahre 1881 seine erdrückende (crushing) Untersuchung des Luthermythus veröffentlichte, gab es einen gewaltigen Aufruhr (tremendous uproar) in Deutschland. Unglücklicherweise ist Janssen ein bitterer katholischer Parteigänger [sic!], und während seine Darstellung der Reformation mehr als ausreichend ist, ihr mythisches Ansehen zu zerstören, hat er den Werth seines Buches auf traurige Weise (sadly) herabgesetzt durch einen Versuch, die Geschichte der katholischen Kirche und ihr Verhalten vor und während der Reformation zu rechtfertigen.

„Es wird vielleicht ein Tag kommen, wo eine Geschichte der Reformation von einem unparteiischen Geschichtsforscher geschrieben werden kann. Sie wird Luther darstellen als das gerade Gegentheil eines Apostels (the reverse of an apostle), aber das Papstthum nicht vertheidigen."

„Um aber auf unseren Gegenstand zurückzukommen," fährt das Blatt nach einigen abschweifenden Zeilen fort, „so rief das Werk Janssens mit einem Schlage Ebrard, Köstlin, Kawerau und noch eine Menge weniger bedeutender Gegner auf den Kampfplatz; der Streit verbreitete sich auf die Zeitungen, und ein Theil der Berliner Presse stürmte gegen den andern. Seinen Höhepunkt aber erreichte er in der Gründung des ‚Vereins für Reformationsgeschichte', welcher in kurzen Worten bezeichnet werden kann als eine Gesellschaft zur Unterdrückung Janssens und zur Fortsetzung des Luthermythus (which may shortly be described as a society for the suppression of Janssen and the perpetuation of the Luther myth)."

Die Laienmoral Herbert Spencers.

Wer mit aufmerksamem Blick die großen geistigen Kämpfe verfolgt, welche seit dem Ausgang des Mittelalters die sogen. civilisirte Menschheit bewegen, kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß diese Kämpfe von Stufe zu Stufe auf ein tieferes Niveau herabgesunken sind. Fast möchte man glauben, wir seien heute bereits auf der allerniedrigsten Stufe angelangt.

Zur Zeit der Glaubensspaltung bewegte sich der geistige Kampf um die katholische Kirche. Die Kämpfenden standen auf dem gemeinsamen Boden des Christenthums; dieses galt beiden Parteien als heiliges, unantastbares Kleinod. Später folgte unter Anführung der englischen Deisten der Kampf des Naturalismus gegen das gesammte Christenthum. Die ganze übernatürliche Offenbarung wurde über Bord geworfen und die menschliche Vernunft zur einzigen Quelle der Wahrheit erhoben.

Bald aber führte die Logik der von den Deisten aufgestellten Principien weiter zum Atheismus. Der Glaube an Gott, an ein jenseitiges Leben und eine ewige Vergeltung, an dem doch die alte Welt selbst in den verkommensten Tagen von Hellas und Rom festgehalten hatte, wurde als Aberglaube oder thörichter Wahn bei Seite geschoben; der Cult der Humanität, des reinen, sich selbst genügenden Menschenthums wurde gepredigt. Doch hielt man noch an der wesentlichen Verschiedenheit des Menschen vom Thiere fest; der sogen. Spiritualismus erkannte dem mit Vernunft und freiem Willen begabten Menschen eine bevorzugte Stellung im Reiche der sichtbaren Natur zu.

Aber selbst hier war auf der abschüssigen Bahn kein Halt zu finden. Auch dieses letzte Gemeingut der Menschheit, dieser letzte Überrest eines herrlichen Erbes aus besserer Zeit ist schon in Gefahr und wird von einer mächtigen, sich in den Nimbus der Wissenschaft hüllenden Partei mit einer Art von Fanatismus angegriffen. Wir kämpfen heute nicht mehr bloß um katholische Kirche, nicht mehr um Christenthum, nicht

mehr um den Glauben an Gott und ein ewiges Jenseits, sondern um die Würde des Menschen selbst, um seine Vernunft und seinen freien Willen, um den ganzen sittlichen Werth des menschlichen Lebens.

„Mechanik der Atome" lautet das große Zauberwort dieser neuen Partei, der Partei des materialistischen Monismus oder consequent durchgebildeten Darwinismus. Mit diesem Zauberwort glaubt sie ohne einen allweisen Schöpfer und Ordner der Dinge alle Geheimnisse der belebten und unbelebten Natur — den Menschen mit seinem Denken und Wollen mit einbegriffen — erklären zu können.

Nur Ein Gebiet schien sich bisher den mechanischen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung noch zu entziehen: das Gebiet der Sittenlehre. Zu sehr schien sich der gesunde Menschenverstand gegen den Versuch zu sträuben, das ganze sittliche Leben und Treiben des Menschengeschlechts von den tiefsten Abgründen des Lasters bis hinauf zum höchsten Heroismus christlicher Entsagung mit mechanischen Kräften und chemischen Agentien zu erklären. Und doch dieser Versuch mußte gemacht werden, wollte der mechanische Materialismus nicht schon von vornherein sich bankerott erklären. Das Gebiet der Sittenlehre ist ja so recht der Prüfstein aller philosophischen Systeme, und der Boden, auf dem der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum, zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche der Finsterniß, der schon im Paradiese begann und sich durch die ganze Weltgeschichte hindurchzieht, vor Allem zum Austrage kommen muß.

Ohne Sittlichkeit und Recht kann einmal keine menschliche Gesellschaft, kein dauerndes Gemeinwesen, am allerwenigsten ein Staat bestehen. Hat man daher Gott den Herrn mit seinen sittlichen Geboten aus der Schöpfung hinausgewiesen, so macht sich gebieterisch die Forderung geltend, irgend einen Ersatz, eine „weltliche oder Laienmoral", an deren Stelle zu setzen, eine Moral, die dem Menschen unabhängig von Gott irgend einen sittlichen Halt biete und ein geordnetes Zusammenleben irgendwie ermögliche. Welche praktischen Versuche zur Durchführung einer solchen „Laienmoral" an den unschuldigen Kinderherzen in Frankreich schon seit mehreren Jahren gemacht worden, ist bekannt; ebenso bekannt sind die entfernteren Vorbereitungen zur Begründung einer solchen „weltlichen" Sittenlehre in andern Staaten.

Aber der denkende Geist des Menschen verlangt nach Gründen für die ihm auferlegten sittlichen Gebote, und sein freiheitsliebender Wille läßt sich ohne zwingende Gründe kein fremdes Joch gefallen. Es war daher von Anfang an nothwendig, für die aufgestellten weltlichen Sittenlehren

irgend eine wissenschaftliche Grundlage zu finden. Dieser Aufgabe unterzog sich nun vor Allen Herbert Spencer, der als der Hauptrepräsentant, fast möchten wir sagen, als der Prophet des materialistischen Monismus auf dem Gebiete der Sittenlehre angesehen werden kann und zu dem Darwin selbst als zu „unserem großen Philosophen" (Abstammung des Menschen, 1871, Bd. I. S. 87) und zu „unserem Lehrer" voll Verehrung aufzublicken pflegte.

1. Spencers Hauptwerk auf dem Gebiete der Sittenlehre sind die „Thatsachen der Ethik"[1]. Wie wichtig dieses Werk seinem Verfasser erschien und welche hervorragende Stellung es unter seinen verschiedenen Schriften einnimmt, sagt er uns selbst im Vorwort. „Diesen letzten Theil meiner Aufgabe halte ich für denjenigen, für welchen alle vorhergehenden nur die Grundlage bilden sollten." Gerade die fundamentale Wichtigkeit dieses Werkes bewog ihn, es nicht in der ursprünglich beabsichtigten Reihenfolge als abschließenden Theil seiner „Synthetischen Philosophie" erscheinen zu lassen, damit er nicht etwa durch Krankheit oder Tod an der Vollendung der Aufgabe gehindert würde, die ihm in allen seinen schriftstellerischen Thätigkeiten als letztes Ziel vorgeschwebt hatte. „Es liegt mir um so mehr am Herzen, dieses abschließende Werk, wenn ich es nicht mehr sollte vollenden können, wenigstens im Umriß auszuarbeiten, als die Aufstellung von Gesetzen des guten Handelns auf wissenschaftlicher Grundlage zum dringenden Bedürfniß geworden ist. Jetzt, da die sittlichen Gebote allmählich immer mehr die Autorität verlieren, die ihnen bisher kraft ihres vermeintlichen heiligen Ursprunges zukam, erscheint die Säcularisirung der Sittlichkeit durchaus geboten."

Die Spencer'schen Versuche einer wissenschaftlichen Laienmoral haben nicht nur in England, sondern noch mehr in Deutschland und theilweise auch in Frankreich und Italien freudige Aufnahme und lauten Beifall gefunden. „Unsere Zeit" (Jahrgang 1882, I. S. 746) vergleicht den Philosophen des Darwinismus ob des seltenen „Universalismus der wissenschaftlichen Bildung" und der „stupenden Gelehrsamkeit" mit Aristoteles und spendet seinen ethischen Ausführungen das größte Lob. B. Carneri colportirt in seinen verschiedenen Schriften und besonders in der Zeitschrift „Kosmos" die Spencer'schen Doctrinen. Alfred Fouillée (Cri-

[1] Data of Ethics by Herb. Spencer. 3. Edit. London 1881. Eine deutsche Übersetzung nach der zweiten englischen Auflage besorgte Dr. B. Vetter, Stuttg. 1879.

tique des systèmes de morale contemporains. Paris 1883. p. 12) vergleicht die Sittenlehre Spencers mit einem aufsteigenden Gestirn und meint, die Entwicklungslehre gewinne bei den „wissenschaftlichen Geistern" jeden Tag mehr Anklang. „Immer mehr begreift man, daß außerhalb dieser Lehre keine Erklärung für die Entwicklung der Wesen möglich ist als das Wunder, d. h. die Abdankung der Wissenschaft" (a. a. O. S. 13). Ja, der Ministerpräsident und Freimaurer Jules Ferry hat öffentlich in der französischen Kammer die Spencer'sche Ethik als eines von jenen Werken gepriesen, die am meisten geeignet seien, als Grundlage für den Unterricht bei der Laienmoral zu dienen (cf. La vie vaut-elle la peine de vivre? par W. H. Mallock, traduit par Forbes S. J. 2me Edition. Paris 1882. p. X).

Gewiß Grund genug für uns, die Leser dieser Zeitschrift wenigstens in die Hauptgeheimnisse dieses neuen Evangeliums einzuführen. Wir thun dieß um so lieber, als wir der festen Überzeugung sind, daß schon eine einfache Auseinandersetzung dieses von den Anhängern des Darwinismus so eifrig zu Markte getragenen Systems in den Augen jedes die Wahrheit aufrichtig suchenden Geistes einer völlig vernichtenden Kritik gleichkommt [1].

2. Um die Sittenlehre H. Spencers zu verstehen, muß man sich ganz in die von ihm allseitig durchgeführte und von der darwinistischen Schule angenommene Evolutions- oder Entwicklungstheorie hineindenken.

Gewiß viel Schönes und Erhebendes bietet die Natur dem denkenden und beschauenden Geiste. Wer hätte nicht schon freudiges Entzücken empfunden und sein Herz gehoben gefühlt beim Aufblick zum gestirnten Himmel in stiller Nacht, oder beim Ausblick auf eine ausgedehnte herrliche Landschaft mit ihren Hügeln und Thälern, ihren Flüssen und Seen, ihren Städten und Dörfern, oder beim Durchwandern von Wiese und Wald an einem schönen Frühlingsmorgen, wenn die Thautropfen an den Blüthenkelchen in den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten und ein tausendstimmiges Loblied aus allen Zweigen erklang! Fürwahr, Niemand kann sich mit offenem Auge und Herzen der Betrachtung der Natur hingeben, ohne von Staunen ergriffen zu werden über die wundervolle Ordnung und Harmonie, Schönheit und Zweckmäßigkeit, die ihm im Ganzen wie im kleinsten Theile überall entgegentritt. Jeden Tag

[1] Wir hoffen übrigens, die nachstehenden kritischen Bemerkungen über die Sittenlehre Spencers anderswo in Bälde ergänzen und eingehender begründen zu können.

entdecken ja unsere Naturforscher neue Gesetze, neue wundervolle und zweckmäßige Einrichtungen. Spencer selbst gesteht irgendwo, daß mit dem Fortschritte der Wissenschaften auch die Zahl der ungelösten Räthsel in der Natur sich mehrt. Bis heute ist es noch keinem Genie gelungen, auch nur den tausendsten Theil der lebendigen Kunstwerke zu erklären, die mit verschwenderischer Fülle vor unseren Augen ausgebreitet sind und in deren schwacher Nachahmung der höchste Ruhm aller menschlichen Künste besteht.

Diese ganze wundervolle Einrichtung nun — so belehrt uns Spencer mit seiner Schule — ist nicht das Werk eines denkenden Geistes, eines weisen Schöpfers und Ordners, sondern das Ergebniß des blinden, geistlosen Zufalls. Vor so und so viel Millionen Jahren gab es nur Atome, die nach allen Seiten wirr durcheinanderflogen und sich nach allen Seiten stießen, drückten, zogen und schoben. Nach langen vergeblichen Anstrengungen entstand durch Zufall aus diesem unermeßlichen Wirrwarr allmählich ein großer einheitlicher Entwicklungsproceß, der es im Laufe der Zeit durch Mischung und Combination der Atome zu immer höheren Formen und Functionen und schließlich, durch alle Zwischenstufen hindurch, bis zum Menschen mit seinem bewußten Denken und Wollen, seinen Künsten und Wissenschaften gebracht hat.

Die Menschen also, die heute als große Gelehrte und Naturforscher, als Schlachtenlenker und Staatsmänner sich die Bewunderung der Mitwelt erobern, sind die Nachkommen zottiger Vierhänder, die auf den Bäumen herumkletterten und durch unarticulirte Naturlaute die Wälder der Urwelt erschreckten. Und gehen wir noch weiter in die Vergangenheit zurück, so finden wir zu unserer tiefen Beschämung, daß wir vielleicht zu Olims Zeiten nichts Anderes waren als eine Art unförmlichen Meeresschleims (Bathybius). Haeckel hat uns zuerst in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" auf diesen unschönen Ursprung hingewiesen und damit unzweifelhaft mit kindlich-naiver Offenheit einen Gedanken ausgesprochen, der in der consequent durchgebildeten Entwicklungslehre liegt, wenn ihn auch Spencer und Darwin in ihrer vorsichtigeren Zurückhaltung nicht offen ausgesprochen haben. Spencer selbst weiß uns in seiner Biologie und Psychologie genau zu schildern, wie alles Leben — das geistige Denken und Wollen mit einbegriffen — durch verwickelte Combinationen als *Resultante* der Atomkräfte entsteht, und die ganze Grundlage seiner ethischen Theorie ist ja der Grundsatz, daß das menschliche Handeln sich allmählich aus dem thierischen entwickelt

hat, ähnlich wie dieses „als Abkömmling jenes Handelns zu betrachten ist, welches das Leben in jeder Form zu seiner heutigen Höhe emporgehoben hat“ [1].

3. Wie läßt sich nun von diesem Standpunkte des crassesten Materialismus, der keinen Wesensunterschied zwischen Thieren und Menschen anerkennt, die Thatsache erklären, daß bisher allgemein bei allen Völkern die Sittlichkeit als ein ausschließliches Vorrecht der Menschen gegolten hat? Schon Aristoteles bezeugt es als eine von selbst einleuchtende Wahrheit, daß allein der Mensch das Gute und Böse, das Recht und Unrecht wahrnehmen könne [2]. Es fällt gewiß einem vernünftigen Menschen, selbst einem eingefleischten Darwinisten, nicht ein, ein Pferd der Ungerechtigkeit zu zeihen oder einem Hunde Habsucht vorzuwerfen. Wenn also das Handeln des Menschen nur dem Grade nach, bezw. bloß durch „höhere Complicirtheit“ von dem Handeln der Thiere unterschieden ist, wie kommt es, daß man dem Menschen allein Sittlichkeit oder Unsittlichkeit zuschreibt?

Darauf antwortet uns Spencer, das sittliche Handeln sei jene Form des Handelns, „welche das Handeln überhaupt auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung annimmt“ [3], oder es sei jenes Handeln, welches seinem Zwecke am besten angepaßt und folglich am erfolgreichsten ist [4]. Aber mit dieser Antwort kommen wir nicht weit. Oder sind etwa die gebildetsten, geistreichsten, begabtesten Menschen immer die sittlich am höchsten stehenden? Waren nicht viele unserer größten Genies, unserer fähigsten Dichter und Staatsmänner in sittlicher Beziehung ganz erbärmliche Menschen? Wenn manche erfahrenen Börsenritter durch die raffinirtesten, schlau durchdachten und listig durchgeführten Gaunerstreiche ihre Taschen füllen, so ist ein solches Handeln gewiß „hochentwickelt“ und seinem Zwecke vollkommen angepaßt. Ist es deßhalb sittlich gut?

Doch unser Philosoph weiß sich zu helfen. Durch eine höchst oberflächliche und unvollständige Induction findet er heraus, das sittlich gute Handeln sei jenes, welches dem Zweck der Erhaltung und Förderung des eigenen und fremden Lebens richtig angepaßt sei. Vollkommen gut ist somit jene Handlung des Menschen, welche „gleichzeitig die größte Summe des Lebens für den Einzelnen, für seine

[1] A. a. O. S. 7 u. 115.

[2] Polit. I, 2. 1253 a 15: Τοῦτο γὰρ πρὸς τὰ ἄλλα ζῷα τοῖς ἀνθρώποις ἴδιον, τὸ μόνον ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ καὶ δικαίου καὶ ἀδίκου καὶ τῶν ἄλλων αἰσθησιν ἔχειν.

[3] A. a. O. S. 21. [4] A. a. O. S. 23.

Nachkommenschaft und für seine Mitmenschen zu Stande bringt“ [1].

Unter dem Leben, von dem hier die Rede ist, haben wir das gegenwärtige, irdische, animalische Leben zu verstehen; denn ein ewiges Leben in einem bessern Jenseits kennt Spencer nicht. Wie sollte auch die „größere Complicirtheit seiner Functionen“ den Menschen über die Sphäre des thierisch-sinnlichen Lebens erheben können?

Hieraus sieht nun der Leser schon, in welcher Richtung sich die ganze Spencer'sche Sittenlehre bewegt. Erhaltung und Förderung des irdischen Lebens „nach Länge und Inhalt“, das ist die oberste Forderung und die höchste Norm der Sittlichkeit. Alles, was die „Fluth“ des irdischen Lebens nach allen Richtungen hin erhält und vermehrt, ist sittlich gut. Der größte Heilige ist derjenige, der es am besten versteht, sich und Andern das Leben hier unten auf unserm kleinen Planeten recht lang und recht glücklich zu gestalten. Daraus allein schon geht hervor, welch hohe sittliche Bedeutung in der Spencer'schen Moral eine gesegnete Mahlzeit oder gar eine erfrischende Badekur in Ems oder Wiesbaden hat. Und welche unberechenbare ethische Bedeutung haben nicht erst die Bestrebungen der modernen Hygieine, welche den Strom des Lebens so wesentlich vermehren!

So gestaltet sich die Sittenlehre Spencers schon von ihrem ersten Beginne an zu einer Philosophie des Lebens nach dem Herzen Epikurs, und nach mehr denn zweitausendjähriger Entwicklung sind wir glücklich wieder auf dem Punkte angelangt, von dem wir nach Spencer ausgegangen sind. Wie wahr dieß ist, zeigt uns der englische Philosoph selbst noch deutlicher, indem er durch eine weitere im Dienste seiner vorgefaßten Meinungen angestellte Induction darzuthun sucht, daß das sittlich „Gute ganz allgemein das Erfreuende ist“ [2], weil ihm ja nur um der Freude und Lust willen das Leben begehrenswerth erscheint. Das absolut Gute ist somit absolut freudebringend ohne Beimischung von Schmerz; das relativ Gute bringt wenigstens einen Überschuß von Lust über Leid. Sobald eine Handlung mehr Schmerz als Freude bringt, ist sie schlecht. Als Beispiel einer annähernd absolut sittlich guten Handlung zeigt uns Spencer eine Mutter, die ihren Säugling stillt. Diese Handlung ist, wenn die Mutter gesund, leben- und freudebringend für Mutter und Kind, und zwar ohne Beimischung von

[1] A. a. O. S. 27. [2] A. a. O. S. 33.

Schmerz. Stillt dagegen eine kränkliche Mutter ihr Kind, so ist diese Handlung nicht mehr absolut, sondern höchstens noch relativ gut, weil sie von Seiten der Mutter mit einer Verminderung oder Schädigung des eigenen Lebens verbunden ist, ja sie wird sittlich schlecht, sobald die Selbstschädigung der Mutter größer ist als die dem Kinde zu Theil werdende Förderung [1].

Damit ist denn das eigentlich moralisch oder sittlich Gute, das bonum honestum et morale, das seit den Tagen Plato's und Aristoteles' alle Denker so viel beschäftigte und von jeher als der allereigentlichste Gegenstand der Sittenlehre gegolten hat, glücklich aus dieser entfernt. So unglaublich es scheinen mag, so ist es doch wahr: Spencer hält das bonum morale im hergebrachten Sinne nicht einmal der Erwähnung, geschweige denn der Widerlegung werth. Wozu auch „alte" Begriffe widerlegen? Eines und Alles in der neuen Sittenlehre ist das ergötzende Gute, das bonum delectabile.

Damit ist, wie Jeder sieht, die Ethik auf ein ganz neues, ihr bisher fremdes Gebiet geschoben, auf ein Gebiet, das auch dem Thiere zugänglich ist. Das von der Ethik zu lösende Problem lautet jetzt nur noch: Wie muß man es anfangen, um sich und Andern das Leben möglichst lang und genußreich zu gestalten? Wie kann man am besten das Leben allseitig genießen? Die Ärzte sind offenbar die berufensten Priester dieser neuen Religion. Hierdurch wird aber auch jedem Denkenden klar, daß es vom Spencer'schen Standpunkte aus ewig unerklärlich bleibt, warum bisher bei allen Völkern aller Zeiten die Sittlichkeit als ein ausschließliches Vorrecht des Menschen gegolten. Oder will uns etwa die neue Philosophie von ihrem Standpunkte aus läugnen, daß die Thiere ein dem menschlichen im Wesentlichen gleichwerthiges Leben besitzen und der Freude und dem Schmerze zugänglich sind?

4. Es könnte scheinen, die bisher entwickelte Lehre sei, abgesehen von der Voraussetzung des allgemeinen Entwicklungsprocesses, nichts weiter als der vulgäre, längst widerlegte Utilitarismus oder Hedonismus, wie ihn die englischen Philosophen, besonders Bentham, breitgetreten haben, und wie er noch vor etwa zwei Jahren vom Berliner „Lessing-Verein" in H. Gizycki preisgekrönt worden ist.

Spencer warnt uns aber davor, von seinem System eine so ge-

[1] A. a. O. S. 284.

ringe Meinung zu haben. Er tauft sein Kind, das er zum Erlöser der nach „Laicisirung" dürstenden Menschheit bestimmt hat, den „rationellen Utilitarismus", damit wir schon durch den Namen daran gemahnt würden, daß wir hier nicht ein gewöhnliches Adamskind vor uns haben.

Der gewöhnliche Utilitarismus verkennt nach Spencer — und alle andern vergangenen und gegenwärtigen Moralsysteme sollen an demselben Fehler leiden — die Bedeutung des Causalitätsprincips. Er sucht das Handeln durch Beobachtung seiner Folgen zu bestimmen, glaubt aber irriger Weise, dieses Resultat lasse sich nur auf empirischem Wege durch Induction gewinnen. Der „rationelle" Utilitarismus dagegen faßt die empirisch gewonnenen Resultate speculativ zusammen und erklärt sie auf deductivem Wege aus allgemeinen Principien. Die Astronomie z. B. hat diesen Weg schon durchlaufen. Zuerst sammelte man durch Beobachtung Thatsachen, dann folgerte man daraus durch Induction allgemeine Gesetze, schließlich erklärte man nach dem Vorgange von Copernicus, Kepler und Newton diese Gesetze auf deductivem Wege aus einem allgemeinen Princip als Ergebnisse der Wechselwirkungen zwischen den Massen im Raum. Denselben Weg nun muß auch die Ethik durchlaufen, will sie aus ihrem heutigen „unentwickelten Zustand" heraustreten und zur Wissenschaft werden. Das kann, so wir richtig verstehen, nichts Anderes bedeuten, als daß sich Spencer auf dem Gebiete der Ethik die Rolle des Copernicus und Newton zugedacht hat.

Welches sind nun diese Principien, aus denen sich deductiv die Grundsätze der Ethik herleiten lassen? Spencer erwiedert: Keine andern als die Principien der Physik, Biologie, Psychologie und Sociologie, und zwar in dem Sinne, wie diese vier Wissenschaften von der Evolutionslehre verstanden werden. Ihnen muß die Ethik ihre Grundwahrheiten entlehnen. „Wenn das ganze sichtbare Universum sich entwickelt hat — wenn unser Sonnensystem als Ganzes, die Erde als ein Theil desselben, das Leben im Allgemeinen, welches die Erde trägt, wie auch das Leben jedes individuellen Organismus — wenn die bei allen Geschöpfen bis hinauf zu den höchsten sich kundgebenden geistigen Erscheinungen wie nicht minder diejenigen, welche die Aggregate dieser höchsten Geschöpfe darbieten — wenn sie insgesammt den Gesetzen der Entwicklung unterworfen sind: dann folgt nothwendig daraus, daß jene Erscheinungen des Handelns dieser höchsten Geschöpfe, mit welchen sich die

Ethik beschäftigt, gleichfalls diesen Gesetzen unterworfen sind."[1]

Damit sind wir mit unserer Ethik mitten in die Naturwissenschaften hineingerathen; die Sittenlehre ist zu einem Zweig der Naturwissenschaften herabgewürdigt und hat vor der Zoologie nichts Wesentliches mehr voraus. Es darf uns daher nicht wundern, daß Spencer uns die in anderen Werken niedergelegten Resultate seiner physikalischen, biologischen, psychologischen und sociologischen Studien vorlegt und uns zeigt, wie die mechanischen Gesetze der Physik, Biologie, Psychologie und Sociologie das Handeln auf allen seinen Stufen der Entwicklung bis hinauf zum sittlichen Handeln des Menschen allseitig beherrschen, oder vielmehr wie sich das menschliche Handeln auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit aus den mechanischen Gesetzen der genannten vier Wissenschaften herleiten und erklären läßt.

5. Erinnern wir uns an die früher aufgestellte Behauptung Spencers, das sittliche Handeln sei das höchstentwickelte Handeln des höchstentwickelten Wesens, des Menschen.

Was lehrt uns nun die Physik in Bezug auf die Entwicklung des Handelns? Daß die Andersvertheilung von Stoff und Bewegung, je höher wir in der Stufenleiter der Geschöpfe emporsteigen, um so complicirter wird, und daß diese combinirten Bewegungen zugleich von Stufe zu Stufe zunehmen an Zusammenhang, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit und das bewegliche Gleichgewicht zwischen den inneren Functionen (dem Leben) und den äußeren entgegengesetzten Kräften, welche dasselbe zu zerstören streben, immer vollkommener machen. Das sittliche Handeln muß also durch diese genannten Eigenschaften: Zusammenhang, Bestimmtheit, Mannigfaltigkeit, und durch das erwähnte Gleichgewicht ausgezeichnet sein, und es ergibt sich der Schlußsatz, „daß derjenige ein ideal sittlicher Mensch ist, dessen bewegliches Gleichgewicht vollkommen ist"[2].

Betrachten wir die biologische Seite des Handelns, so finden wir, daß der Entwicklungsproceß einer immer vollkommeneren Ausgleichung der Functionen zustrebt. Er bewirkt immer mehr, daß die verschiedenen Functionen in ihrer Art, ihrem Grade und ihren Combinationen gerade in der Weise ausgeführt werden, wie es die äußeren Existenzbedingungen erfordern. „Die Ausübung jeder Function (ist) in

[1] A. a. O. S. 69. [2] A. a. O. S. 82.

gewissem Sinne eine sittliche Pflicht"[1], und derjenige ist ein Ideal von Sittlichkeit, in dem „die Functionen jeder Art in gehöriger Weise erfüllt werden". Daraus folgt ganz natürlich, daß es „entschieden unsittlich ist, seinen Körper so zu behandeln, daß dadurch die Fülle und Energie seiner Lebenskraft irgendwie beeinträchtigt wird"[2].

Das stimmt allerdings nicht recht zur christlichen Lehre von der Selbstverläugnung. Und wenn der hl. Paulus seinen Leib durch Kasteiung in Knechtschaft erhielt, so läßt sich das vom Spencer'schen Standpunkt nur durch seine Unkenntniß der neuen Philosophie irgendwie entschuldigen. Übrigens zeigt sich auch hier wieder die innige Verwandtschaft zwischen Spencer und Epikur. Beiden gilt die allseitige Ausnützung des Lebens, die Ausübung aller Lebensfunctionen als oberstes Ziel der Sittlichkeit. Die Sittlichkeit ist zur dienenden Magd herabgewürdigt und hat nur den Zweck, die Functionen des Menschen so zu gestalten, daß er in recht raffinirter Weise das Leben nach Länge und Inhalt vollkommen genießen kann. Die Beobachtung der Jungfräulichkeit, die opferwillige Hingabe seiner Gesundheit und seines Lebens im Dienste der Nächstenliebe sind nicht bloß sinnlos, sondern positiv unsittlich[3].

Wird nicht jedem echten, nur für Gesundheit und Comfort besorgten Lebemann beim Anhören der neuen Sittenlehre das Herz im Leibe lachen? Ja es mag ihn auch ein Gefühl gerechten Stolzes beschleichen beim Gedanken an die hohe Stufe, die er fast ohne es zu wissen in der sittlichen Weltordnung erklommen hat.

Könnte man aber nicht versucht sein, die allseitige Ausübung aller Functionen nach den Anforderungen der Existenzbedingungen, welche uns zur Pflicht gemacht wird, als eine Last anzusehen? Nein, antwortet uns Spencer. Denn im Laufe des Entwicklungsprocesses treten nothwendig Freuden als Begleit-Erscheinungen des normalen Maßes der Functionen auf, während Leiden jeder Art sich mit Übermaß und Mangelhaftigkeit der Functionen verbinden. Das Menschengeschlecht hat nun von Geschöpfen niedrigerer Art diejenigen Anpassungen ererbt, welche sich auf die wesentlichsten Bedürfnisse des körperlichen Lebens beziehen. Daher sind diese Handlungen für ihn immer genußreich. Wenn mit anderen Handlungen der Menschen nicht immer Freude verbunden ist, so kommt dieses nur von dem großen und verwickelten Wechsel seiner

[1] A. a. O. S. 83. [2] S. 83. [3] S. 215.

Lebensbedingungen her. Mit dem weiteren Fortschritte aber wird sich der Mensch immer mehr den Lebensbedingungen anpassen, so daß dann jede gute Handlung nicht nur das specielle und allgemeine Glück fördert, sondern auch unmittelbar angenehm wird, während jede böse Handlung von schmerzlichen Empfindungen begleitet ist.

6. Gehen wir jetzt zur Betrachtung des menschlichen Handelns von der psychologischen Seite über. Der Zweck der folgenden Ausführung Spencers ist, zu erklären, wie der Mensch zu allgemeinen Grundsätzen des sittlichen Handelns, besonders aber zur Idee der Pflicht und zur Selbstbeherrschung gelange. Auch hier lehrt uns Spencer die Allmacht und Weisheit des mechanischen Entwicklungsprocesses bewundern.

„Die niedrigste Stufe einer psychischen Handlung, noch gar nicht von einer physischen Handlung differenzirt, umfaßt eine Erregung und Bewegung. Bei einem Geschöpfe von einfachstem Typus regt die Berührung mit nährendem Stoff zur Ergreifung an. Bei einem etwas höher stehenden Thiere veranlaßt der Geruch der Nahrung eine Bewegung des ganzen Körpers nach derselben hin.“ [1] Und so geht es nun in hellem Galopp durch immer neue Zusammensetzungen hinauf bis zum menschlichen Geist. „Der Geist besteht aus Gefühlen und den Relationen zwischen Gefühlen. Durch Zusammensetzung der Relationen und der Ideen von Relationen entsteht der Verstand. Durch Zusammensetzung der Gefühle und der Ideen von Gefühlen entsteht die Gemüthsbewegung (Emotion, der Willensact). Und unter sonst gleichen Verhältnissen steht die Entwicklung eines Jeden um so höher, je größer seine Zusammensetzung ist.“ [2]

Im Laufe dieses Entwicklungsprocesses werden nun die Handlungen und Motive um so complicirter, je mehr die Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen nach Umfang und Mannigfaltigkeit zunimmt. Und daraus folgt, daß die später entwickelten Gefühle, welche sich auf ferner liegende und umfassendere Bedürfnisse beziehen, im Durchschnitt eine höhere Autorität als Leiter in Anspruch nehmen können als die früher entwickelten und einfacheren [3].

Schon bei höheren Thieren findet Spencer einen Widerstreit der Gefühle und die Unterwerfung der einfacheren unter die zusammengesetzteren,

[1] A. a. O. S. 113. [2] A. a. O. S. 115. [3] S. 143.

wie wenn z. B. ein Hund aus Furcht vor einer Strafe sich abhalten läßt, nach einer Speise zu schnappen. Wir haben daher schon hier eine Art Selbstbeherrschung, wenn es auch noch keine bewußte Selbstbeherrschung ist. Auch bei den Menschen ist diese Selbstbeherrschung, so lange sie noch geistig wenig entwickelt sind, eine unbewußte. „Erst wenn die sociale Entwicklung das Leben complicirter gestaltet, wenn zahlreiche, kräftig wirksame Abhaltungen Platz greifen, die üblen Folgen des impulsiven Handelns deutlich hervortreten . . . erst dann können hinlänglich viele Erfahrungen gesammelt werden, welche die Menschen mit dem Nutzen der Unterwerfung der einfacheren unter die complicirteren Gefühle gehörig vertraut machen. Erst dann haben sich auch die Verstandeskräfte so weit entwickelt, daß aus solchen Erfahrungen eine Induction aufgebaut werden kann, woran sich die erforderliche Ansammlung individueller Inductionen zu einer öffentlichen und traditionellen Induction schließt, welche nun jeder Generation schon von Jugend auf eingeprägt wird." [1]

Wenn wir also heute allgemeine sittliche Grundsätze haben, so zehren wir von den Arbeiten unzähliger Generationen. Welche Anstrengung hat es dem Menschengeschlecht gekostet, bis es zur Einsicht kam, daß die augenblickliche, unmäßige Befriedigung der Trinklust der Furcht vor den üblen Folgen der Unmäßigkeit in der Zukunft nachzusetzen sei! Wie kamen wir aber dazu, diese Grundsätze als *verpflichtend* anzusehen? Wie kann von dem rein mechanischen Standpunkt Spencers noch von einer moralischen *Pflicht* die Rede sein? Wenn im Menschen Alles nach den Gesetzen der Mechanik abläuft, wenn er in derselben Weise mit Nothwendigkeit functionirt, wie eine Locomotive, wie kann man ihm noch vernünftiger Weise zurufen: Du *sollst* dieses thun und jenes unterlassen? Die Antwort, die uns Spencer gibt, hat er zum Theil dem Mr. A. Bain [2] entlehnt.

Um die Erklärung zu verstehen, müssen wir uns an den Grundsatz der Entwicklungslehre erinnern, daß die später ausgebildeten, höheren und zusammengesetzteren Gefühle eine höhere Wichtigkeit für das Leben besitzen als die anderen; je weiter sich die Menschen entwickeln, um so mehr erkennen sie diesen Grundsatz an, und so verbindet sich allmählich mit den genannten Gefühlen die Vorstellung von autoritativer Geltung. Hierzu kommt nun noch die *Furcht* vor staatlichen, religiösen und socialen

[1] A. a. O. S. 126.

[2] Mental and Moral science. 3. Edit. London 1883. p. 108.

Strafen, welche im Geiste die Vorstellung des Zwanges erweckt. Durch Association verbindet der Geist diese Vorstellung von Zwang auch mit andern als von einer äußeren Autorität herrührenden Vorschriften. Er ahmt gewissermaßen die äußere Gesetzgebung durch eine innere, selbsteigene nach. Denkt man nämlich an die äußeren Folgen einer verbotenen Handlung, so ruft das eine Furcht wach. Diese Furcht schwebt dem Geiste auch dann noch vor, wenn er an die inneren Folgen einer Handlung denkt, und verursacht so ein unklares Bewußtsein von moralischer Nöthigung. Nur langsam kann sich das moralische Bewußtsein aus den staatlichen, religiösen und socialen Motiven herausarbeiten, und so klebt ihm noch lange das Bewußtsein einer Unterordnung unter ein äußeres Agens an, das mit jenen verbunden ist. Erst wenn es zur vollen Selbständigkeit gelangt ist, verliert es „dieses ihm associirte Bewußtsein" und „verschwindet allmählich das Gefühl der Verpflichtung". Denn wir müssen wissen, daß „das Gefühl der Pflicht oder der moralischen Verpflichtung etwas Vorübergehendes ist und in demselben Maße abnehmen muß, als die Sittlichkeit zunimmt"[1].

Damit wäre denn sonnenklar bewiesen, daß das Gefühl der moralischen Pflicht, der inneren Nöthigung, an das die Menschen bisher allgemein geglaubt haben und dem noch Kant einen so energischen Ausdruck verliehen hat, nichts ist als die denkbar naivste Selbsttäuschung. Alle Gewissensbisse, welche das Menschengeschlecht bis heute empfunden hat, beruhten auf einer plumpen Verwechslung, und wir müssen ohne Zweifel dem Entwicklungsprocesse Dank wissen, daß er uns erst zu einer Zeit hervorgebracht hat, wo der ethische Copernicus diesen groben Irrthum vor der staunenden Welt entlarvt hat.

7. Bisher hat Spencer den Menschen an sich betrachtet. Das Resultat seiner Untersuchungen lautet, es müsse sich für das Handeln des isolirt lebenden Menschen eine „Formel" finden lassen, welche, richtig aufgestellt, geradezu das Sittengesetz des Menschen darstellen würde[2]. Aber der Mensch lebt nun einmal mitten in der Gesellschaft, und es muß daher bei Bestimmung seines richtigen Handelns auch auf die Umgebung Rücksicht genommen werden. Hier beginnen nun erst die rechten Schwierigkeiten für die ethischen Versuche Spencers. Man kann wohl gewisse Regeln aufstellen, um das eigene Leben auf Erden möglichst angenehm

[1] A. a. O. S. 141. [2] S. 145.

und lang zu machen, und es läßt sich auch noch bis zu einem gewissen Grade denken, daß der Mensch egoistisch genug sei, um diese Regeln zu beobachten. Aber das gesellschaftliche Leben stellt oft an den Einzelnen die Forderung, das eigene Wohl dem Wohl der Gesammtheit aufzuopfern. Wie wird nun die neue Ethik den Menschen zu diesen Opfern befähigen?

Unser Philosoph erwidert uns, es sei bloß die Folge mangelhafter Anpassung, daß heute das Wohl des Einzelnen mit dem Wohl Aller nicht immer im Einklange stehe und daher diesem manchmal unterzuordnen sei. So lange der sociale Zustand ein kriegerischer ist und die Individuen und Gesellschaften sich einander feindlich gegenüberstehen, ist eine Aussöhnung der gegenseitigen Interessen unmöglich. Es lassen sich nur unlogische Compromisse, aber kein logisches, consequentes System der Ethik aufstellen. Doch der Entwicklungsproceß strebt immer mehr der Versöhnung der entgegenstehenden Interessen zu. Allmählich werden die Kriege immer mehr verschwinden, das zwangsweise Zusammenwirken immer weniger nothwendig werden. *Die Gesellschaft wird sich dann immer mehr „industriell" gestalten* und Raum lassen für das freiwillige, auf das allgemeine Wohl gerichtete Zusammenwirken. Erst in diesem letzten Stadium der Entwicklung lassen sich dann dauernde, völlig richtige Gesetze des menschlichen Handelns a priori aufstellen, so daß die Ethik zur eigentlichen Wissenschaft erhoben wird. Die „Grundzüge" dieses Sittengesetzes umfassen negative und positive Gerechtigkeit und freiwilliges, auch unentgeltliches Zusammenwirken, um das „Leben möglichst vollkommen zu gestalten" [1].

Doch will Spencer nicht, daß das allgemeine Glück das *unmittelbare* Strebeziel des Handelns bilde, wie dieß der gewöhnliche empirische Utilitarismus verlangt. Nach dem rationellen, wissenschaftlichen Utilitarismus soll das allgemeine Glück wohl das *entfernte* Ziel oder das Schlußergebniß des Handelns, das *unmittelbare* Streben dagegen auf die Erfüllung derjenigen *Bedingungen* gerichtet sein, welche zum allgemeinen Glücke führen. Diese Bedingungen sind theilweise schon in den durch Erfahrung angesammelten und durch Fortpflanzung ererbten Grundsätzen des sittlichen Handelns enthalten, theilweise lassen sie sich a priori herleiten, indem in jeder Gesellschaft, welcher Art auch immer das erstrebte Glück sein möge, die Gerechtigkeit beobachtet werden und das Wohlwollen zu gegenseitigen Dienstleistungen antreiben muß.

---

[1] A. a. O. S. 164.

Aber damit sind wir immer noch nicht über die Schwierigkeit hinaus, wodurch denn der Mensch wirksam angehalten werde, stets diese Gesetze des socialen Handelns zu beobachten? Doch seien wir ohne Sorgen. Der wunderthätige Anpassungsproceß hilft über alle Schwierigkeiten hinweg. Es ist nämlich unserem Philosophen zufolge ein allgemeines Gesetz des Entwicklungsprocesses, daß für jede neue Gruppe von Verhältnissen sich neue angepaßte Structuren bilden, mit deren Functionen sich die gehörige Lust und Befriedigung verbindet. Ja es werden sich schließlich alle unter den jeweiligen Verhältnissen nothwendigen Thätigkeiten zu angenehmen, die schädlichen zu unangenehmen gestalten. Selbstverständlich liegt dieses Ziel noch in unabsehbar weiter Ferne. Aber Spencer mahnt uns zum „Vertrauen" auf den Entwicklungsproceß[1]. Den „Zweifel" an der Möglichkeit einer solchen Umwandlung nennt er einfachhin absurd. So werden denn unsere mehr als beneidenswerthen Nachkommen nach so und viel Jahrtausenden die Tugend nicht mehr aus Pflicht, sondern aus Neigung üben, die Tugend wird ihnen zur Lust, das Laster zum Ekel gereichen. B. Carneri geräth über diesen wundervollen Zustand der Zukunftsmenschen fast in Entzücken und nennt denselben geradezu das „Paradies der Sittlichkeit"[2].

Was soll aber die heutige Menschheit, die von diesem glücklichen Zustand noch so weit entfernt ist, zur Sittlichkeit anhalten? Welchen Beweggrund zur Sittlichkeit sollen wir den vielen Armen und Verlassenen, den Proletariern und Vagabunden an die Hand geben, die leider noch nicht im „Paradies der Sittlichkeit" angelangt sind? Spencer sagt es uns nicht. Aber wir vermuthen, daß Carneri seine Gedanken richtig wiedergibt, wenn er an die Dressur durch die Staatsschule und die Polizei appellirt[3].

8. So fein die Spencer'sche Theorie ersonnen ist, so ist aus derselben doch noch nicht ersichtlich, wie sich mit einigem Schein das allgemeine Wohl darauf bauen lasse; denn die Lust und Befriedigung, durch die Alles erklärt wird, ist ja ein wesentlich egoistisches Element. Darauf entgegnet uns Spencer, daß der Egoismus allerdings das oberste Princip des Handelns ist, daß aber der vernünftige Egoismus — und er allein wird im Entwicklungsproceß bestehen bleiben — von selbst, in seinem eigenen Interesse, zum Altruismus, d. h. zur Förderung fremden Wohles

[1] A. a. O. S. 202. [2] Kosmos, Jahrg. 1884, I. S. 410.
[3] Kosmos a. a. O. S. 406.

führen muß, so daß sich also im Spencer'schen System die beiden feindlichen Brüder *Egoismus und Altruismus vollkommen versöhnen*.

Indem das Individuum gehörig für sich selbst sorgt, wird es befähigt, eine gesunde Nachkommenschaft aufzuziehen und Glück in der Familie zu verbreiten, und gebraucht es diese Fähigkeiten nicht, ist es zu wenig altruistisch, so stirbt sein Geschlecht aus. Unter Altruismus versteht nämlich Spencer alle bewußten und unbewußten Handlungen der Menschen und Thiere, welche Anderen Nutzen bringen. Die unbewußte Zeugung der einfachsten Lebewesen durch Selbstzertheilung ist schon in gewissem Sinne altruistisch; mehr noch gilt dieß von den elterlichen Thätigkeiten der Vögel und Säugethiere, die schon in „erheblichem Maße Bewußtsein" besitzen. Denn alle diese Handlungen sind mit einem „*Opfer*" von Seiten der Eltern verbunden; und zwar sind diese Opfer *von derselben Natur* wie die bewußten Opfer des Menschen. Letztere sind nur auf einer höhern Stufe der Entwicklung[1].

Wie in Bezug auf die Familie, so ist auch in Bezug auf die menschliche Gesellschaft überhaupt ein vernünftiger Egoismus der sicherste Weg zum allgemeinen Glück, weil die Zunahme der egoistischen Genüsse von einer Steigerung der Rücksicht auf die Genüsse Anderer abhängig ist. Dieß wird uns begreiflich erscheinen, wenn wir bedenken, daß in Folge der stets wachsenden Anpassung aller Menschen die Nothwendigkeit der Selbstaufopferung zu Gunsten Anderer abnimmt, weil die *Hilfsbedürftigkeit immer mehr verschwindet und sich die Begierden Aller so den socialen Anforderungen anpassen werden, daß jeder durch die Hingabe an seine Begierden alle seine Bedürfnisse befriedigt*.

9. Ganz besonders dient unserem Moralphilosophen das *Mitgefühl* als der Zauberstab, mit dem er dem harten Felsen des Egoismus einen sprudelnden Quell des allgemeinen Wohles entlockt. So lange in Folge der unvollkommen entwickelten gesellschaftlichen Verhältnisse viel Elend vorhanden ist, kann sich das Mitgefühl nicht entwickeln. Überwiegen aber einmal allgemein die Kundgebungen der Freude, so wächst es und bereitet nun dem Menschen Genuß an altruistischen Handlungen, so daß die Interessen des Altruismus zu Interessen des Mitgefühls werden. Ja, weil diese „*altruistischen Genüsse*" dann wegen Mangel an Elend

[1] A. a. O. S. 221.

selten sein werden, so wird jeder sie hochschätzen und sie unbedingt den niederen egoistischen Genüssen vorziehen. So wird denn in jenem hoch entwickelten Zustand jeder gern seine eigenen Ansprüche den Ansprüchen Anderer opfern (d. h. egoistische Genüsse mit altruistischen Genüssen vertauschen), ja jeder wird um der altruistischen Leckerbissen willen die übermäßige Selbstvernachlässigung Anderer nicht dulden. Die edelste reinste Bruderliebe wird dann in diesem „Paradiese der Sittlichkeit" als einigendes Band das Menschengeschlecht umfassen. Wer dächte da nicht an die Worte Schillers: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt"?

10. Das sind die wesentlichsten Züge der Spencer'schen Ethik, dieser Weisheit neuesten Datums, welche uns die Anhänger der Entwicklungslehre als Ersatz für das Aufgeben unserer Würde als Menschen und Christen anbieten möchten. Ob wohl die Menschheit für ein so armseliges Linsenmus ihr Erstgeburtsrecht hingeben wird?

Nicht ohne schmerzliches Gefühl kann man den Ausführungen des englischen Philosophen folgen. Die Sache hat eine überaus ernste Seite. Der ungläubige, mit dem Christenthum zerfallene Theil der Menschheit ist in fieberhafter Hast auf der Suche nach irgend einem System, mit dem man ohne Gott und ohne Jenseits nothdürftig eine sittliche und sociale Ordnung herstellen, zugleich aber das Leben behaglich und ungestört genießen könnte. Jeder Versuch in dieser Richtung ist willkommen und schon zum Voraus des lautesten Beifalls sicher. Man greift nach jedem Strohhalm, wenn man ihn als Halt gegen das Christenthum glaubt verwerthen zu können. Hierin liegt wohl der Grund für das schnelle Umsichgreifen der Spencer'schen Ethik, die im Übrigen tödtlich langweilig geschrieben ist und abgesehen von der bei allen Darwinisten üblichen Verbrämung mit naturwissenschaftlichen Thatsachen nur durch die Keckheit, mit der alle hergebrachten Begriffe umgestoßen werden, ein gewisses Interesse weckt. Nur an wenigen Stellen wird Spencer beredt. Es sind jene Stellen, an denen er sich voll blasphemischen, grinsenden Sarkasmus' gegen den Gott der Teufelsanbeter (d. h. der Christen) wendet, der sich durch Buße besänftigen lasse. Hier fühlt man recht deutlich, daß sein Herz kräftiger und wärmer schlägt, aber nicht in Liebe, sondern in bitterem Haß.

Widerlich ist auch die großartige Selbstüberhebung unseres Philosophen. Die wahre Wissenschaft ist bescheiden. Spencer ist voll unbescheidenen Eigendünkels. Wie er uns selbst gesteht, war er schon von seinem 22. Lebensjahre an mit sich im Klaren darüber, daß er berufen sei,

der Menschheit endlich eine neue Sittenlehre auf wissenschaftlicher Basis zu schenken; daher begegnen wir denn auch jeden Augenblick der Behauptung, die von ihm vorgetragene Lehre stehe im vollen Gegensatz zu allen bisherigen Anschauungen, alle bekannten Moralsysteme seien mangelhaft, ja voller Widersprüche. Selbst in Bezug auf die gewöhnlichsten sittlichen Begriffe soll das gesammte Menschengeschlecht bis zum Spencerschen Sonnenaufgang in stockfinsterer Nacht herumgetappt sein.

Spencer verhehlt sich auch nicht, daß wahrscheinlich nur Wenige seinen Ansichten beipflichten werden; aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß wenigstens die bevorzugten, hochentwickelten Geister, ein kleines Häuflein von Auserwählten, sich zu seinem Evangelium des Fleisches bekehren werden. Auch Carneri, der eifrigste Apostel der Doctrin Spencers in Deutschland, gesteht, daß seine Ethik nur mit dem „veredelten" Theil der Menschheit rechne. Wir hätten also im Spencer'schen System nichts weniger als eine „*industrielle*" *Sittenlehre für unsere liberale Bourgeoisie*, eine Sittenlehre, die dem Kreuze und der Selbstverläugnung des Christenthums die Emancipation des Fleisches gegenüberstellt und an die Reichen der Welt die alte Aufforderung richtet: „Auf nun, lasset uns das Gute genießen und das Geschaffene benutzen, rasch noch in der Jugend. Lasset uns mit köstlichem Wein und Gewürzen uns sättigen; nicht eine Blume des Feldes gehe an uns vorbei! Kränzen wir uns mit Rosen, ehe sie verblühen! Keiner von uns sei ohne Antheil an unseren Hochgenüssen. Lassen wir allenthalben Denkmale unserer Freude zurück! Denn dieß ist der uns beschiedene Theil und dieß ist unser Loos." [1]

Die *Armen* und *Verlassenen* dagegen mögen sich mit dem Gedanken an das von Spencer verheißene „Paradies der Sittlichkeit" trösten oder durch den Aufblick zum darwinistischen Sternenhimmel, von dem ihnen die Ideen des allgemeinen Glückes, der Cultur und der Humanität aus ferner Zukunft entgegenblinken, ihre Thränen trocknen und ihren Hunger stillen. Und sollte das dem ungebildeten Haufen nicht genügen, so mag ihn die staatliche Polizei mit Ruthe und Peitsche im Zaume halten, damit er nicht ein unzeitiges Verlangen trage nach dem irdischen Himmel der „veredelten" Menschheit. Aber wie lange werden sich wohl die gährenden Massen, denen man die Hoffnung auf eine einstige Vergeltung geraubt, so am Gängelbande herumführen lassen?

Victor Cathrein S. J.

[1] Weish. 2, 6—9.

Die Kunstthätigkeit des hl. Bernward von Hildesheim.

(Fortsetzung.)

II.

Feindliche Einfälle der Seeräuber und benachbarter, noch nicht zum Christenthum bekehrter Völker des Nordens zwangen Bernward oft, sich der Kunstübung zu entziehen. Rasch legte er dann sein Werkzeug bei Seite und nahm die Waffen zur Hand, um als streitbarer Fürst seine Unterthanen zu vertheidigen. Um sie wirksamer zu schützen, erbaute er zwei Festungen an den am meisten gefährdeten Orten seiner Diöcese, zu Wirinholt und Mundburg, und in der ersteren errichtete er eine Kapelle zu Ehren des hl. Lambert. Auch die vor den Mauern seiner bischöflichen Pfalz und seines Domes gelegene Stadt Hildesheim befestigte er so, daß Thangmar schreibt:

„Mit der größten Emsigkeit unternahm er es, unsern heiligen Ort mit Mauern zu umgeben, vertheilte Thürme in dem Umkreis und fing das Werk mit solchem Geschick an, daß man augenscheinlich an Schönheit und Festigkeit nichts Ähnliches in ganz Sachsen findet."

Den hartnäckigsten Feind fand Bernward beim Gandersheimer Streit, der sein Leben verbitterte und seit dem Jahre 1000 ganz Deutschland in Aufregung brachte. Sein Gegner war zu seinem Bedauern kein Geringerer als Willigis, dem er seine theologische Ausbildung und die höhern Weihen verdankte. Hier ist aus den wechselvollen Zwistigkeiten, welche bis tief in die Regierung seines Nachfolgers sich fortsetzten und erst im Jahre 1030 endeten, nur das zu erwähnen, was auf die Kunstgeschichte Bezug hat. Die Veranlassung muß jedoch etwas ausführlicher dargestellt werden.

Das Kloster Gandersheim war im Jahre 856 mit Hilfe Altfrieds, des vierten Bischofes von Hildesheim, begonnen worden. Dessen Nachfolger Markward führte den Bau der Gandersheimer Kirche bis zum Dachstuhle, und Wicbert, der Nachfolger Markwards, weihte sie im Jahre 881. Unter dem folgenden Bischof Sehard wurde ein Westthurm erbaut und von ihm geweiht. Thiethard, der neunte Bischof von

Hildesheim, weihte in Gandersheim eine Marienkirche, in der die Nonnen zu Bernwards Zeiten ihren Chordienst abhielten.

Als nun im Jahre 988 Sophia, die Tochter Otto' II. und der Theophanu, den Schleier empfangen sollte, entstand zwischen Willigis und Osdag von Hildesheim Streit, wer die Prinzessin einkleiden sollte, die ihrerseits es für unwürdig hielt, von Jemand eingekleidet zu werden, welcher nicht das Pallium trüge. Osdag aber ließ den bischöflichen Stuhl hinter die Rückseite des Altars stellen und vertheidigte so die Rechte seiner Kirche, deren Bischöfe immer die Jurisdiction in Gandersheim geübt hatten. Zuletzt kam man überein, beide Bischöfe sollten die Einkleidung, zu der sich Otto III., Theophanu und viele Großen des Reiches eingefunden hatten, gemeinsam vornehmen.

Im Jahre 1000 war eine dritte große Kirche in Gandersheim so weit vollendet, daß sie geweiht werden sollte. Sophia hatte als Kaiserstochter in der Abtei großen Einfluß gewonnen und vertrat die erkrankte Äbtissin in allem, was sich auf diese Kirchweihe bezog. Da nun Bernward sie wiederholt getadelt hatte, daß sie sich öfter und länger am Kaiserhofe aufhalte, als es für eine gottgeweihte Jungfrau sich passe, so zürnte sie ihm, obwohl er doch als Erzieher ihres Bruders und als Bischof ihres Klosters das Recht und die Pflicht hatte, solches zu thun. Sie wandte sich deßhalb an den Erzbischof von Mainz und lud diesen ein, zur Weihe herüberzukommen. Bernward erblickte darin eine Beeinträchtigung der Rechte der Hildesheimer Kirche, deren Bischöfe bis dahin alle Weihen in Gandersheim vorgenommen hatten, und legte Verwahrung ein. Trotzdem kam Willigis in's Kloster, ließ sich aber durch den Einspruch des Bischofes von Hildesheim abhalten, die Weihe vorzunehmen, und Bernward entschloß sich, um den Streit zu enden, nach Rom zu reisen und die Sache dem Kaiser und dem Papste zur Entscheidung vorzulegen.

Am 2. November des Jahres 1000 verließ er seine Bischofsstadt und langte am 4. Januar in Rom an, wo Otto III. seinem Lehrer zwei römische Meilen weit, von seinem Palaste auf dem Aventin bis nach St. Peter, entgegenkam. Als gütiger Wirth sorgte er sogar für die Speisen, welche Bernward in der Heimath liebte, ließ ihm Meth und Bier bereiten und versah ihn mit Tafelgeschirr, Bechern, glänzenden Schalen und Tischlichtern. Beweist nicht diese Nachricht, die Wolfher in seiner Lebensbeschreibung des Nachfolgers des hl. Bernward mittheilt, ebenso sehr das große Wohlwollen des Kaisers, wie die hohe Cultur jener Zeit, die

man nur zu oft ausschließlich nach einigen seltenen erhaltenen Kirchengeräthen zu beurtheilen geneigt ist, ohne zu bemessen, ob nicht diese Geräthe nur ganz gewöhnliche Erzeugnisse des damaligen Kunsthandwerkes waren und darum weit entfernt sind, die Höhe der damaligen Technik zu bezeichnen und die Pracht einer kaiserlichen Hofhaltung zu verrathen? Legt man aber zur Beurtheilung des Reichthums der Ottonen ihre Prachtcodices und die zu ihrer Zeit gefertigten Prachtkreuze zu Grunde, dann muß der Glanz ihres Hofes ihrer hohen Stellung als Kaiser des Abendlandes entsprochen haben, und dann ist dieser Glanz wieder ein Licht, mit dem sich die Dunkelheit des zehnten Jahrhunderts nicht vereinen läßt.

Der Kaiser hatte seinen Lehrer dem Papste Sylvester II. empfohlen, der, wie seine Briefe beweisen, die Künste liebte. Derselbe nahm Bernward gnädig auf, berief eine Synode, in der Bernward seine Klagen vorbrachte, und überreichte ihm den apostolischen Hirtenstab mit den Worten: „Auf das Gandersheimer Kloster mit den benachbarten Ortschaften und Grenzen erneuere ich dein Recht und ich bekräftige es."

Durch die gleiche Ceremonie erkannte später auch Willigis Bernwards Recht an; denn als im Jahre 1007 die Gandersheimer Kirche endlich geweiht war, sprach er in einer friedfertigen Stimmung, die leider nicht lange anhielt: „Den Streit, Geliebte, der um unserer Sünden willen so lange dauert, müssen wir heute beilegen und beendigen. Ich erkenne an und weiß, daß diese Kirche und die umliegenden Ortschaften immer den Hildesheimer Bischöfen gehörten und von ihnen ohne Widerspruch besessen wurden. Deßhalb, geliebter Bruder und Mitbischof, entsage ich meinem Rechte auf jene Kirche und übergebe dir diesen Bischofsstab, den ich in der Hand halte, vor Christus und unserm königlichen Herrn und unsern Mitbrüdern zum Beweise, daß weder ich noch einer meiner Nachfolger einen Anspruch oder ein Rückforderungsrecht in dieser Sache haben könne."

Nachdem Bernward sein Hauptgeschäft besorgt hatte, begann er, sich in Rom umzusehen und mit den jungen Künstlern, die er ja auf seinen Reisen mit sich zu nehmen pflegte, zu überlegen, was er in der Heimath nachahmen könne.

Vor Allem gefielen ihm und seiner Begleitung die beiden Säulen des Trajan und des Marc Aurel, um deren Schaft die Darstellungen der Kriege dieser Kaiser sich bis zum Kapitäl emporwinden, welches ursprünglich mit einer Statue des Siegers gekrönt war. Diese Denkmäler mußten sächsischen Künstlern um so ansprechender erscheinen, als ihre Vorfahren Götzenbilder und Statuen jenes Hermann, der das eherne Joch der Römer zerbrach, auf Marmorsäulen aufgestellt hatten, und die

Hildesheimer Kirchen mehrere dieser sogenannten Götzensäulen bewahrten. Bernward erinnerte sich zudem daran, daß Christus gesagt habe: „Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß auch der Menschensohn erhöht werden." Er entschloß sich demnach, in Hildesheim für Christus eine Ehrensäule zu gießen, ihren Schaft mit den Wunderthaten des Herrn zu zieren und auf ihrem Kapitäl das siegreiche Kreuz glänzen zu lassen. Diese Christussäule sollte dann in der großen Klosterkirche des hl. Michael aufgestellt werden, deren Grundstein Bernward gleich nach seiner Rückkehr aus Italien legte, wie aus alten Jahrbüchern des Klosters erhellt, die den originellen Vers enthalten:

„Anno dusent ein
Legte Barward den ersten Stein."

Der Plan der Kirche war für die damalige Zeit großartig angelegt; denn sie erhielt ein östliches und ein westliches Querhaus von je drei Quadraten und zwischen den beiden Querschiffen ein Mittelschiff, das ebenfalls aus drei Quadraten bestand, so daß sich das Gotteshaus zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der neun Chöre der Engel aus drei Schiffen mit drei mal drei Quadraten aufbaute.

Das Mittelschiff kam zu Ehren der heiligen Apostel des Herrn auf zwölf Säulen zu ruhen. Vier Treppenthürme, die zu den Emporen der Querschiffe führten, stellten sich vor deren Façaden, und zwei große Vierungsthürme überragten Kloster und Stadt, so daß die Kirche mit ihren sechs Thürmen wie eine Burg des allmächtigen Gottes in's Land hinausschaute.

Im Laufe der Zeit sind die Vierungsthürme gefallen, der Ostchor aber mit einem Theile des westlichen Querschiffes ist zerstört worden; dagegen hat die Kirche einen weitern Westchor, einen Thurm an der Ostseite und andere Seitenschiffe erhalten, so daß ihr Aussehen im Innern und Äußern, ihre Proportionen und ihre Symbolik wesentlich verändert erscheinen.

In Folge der Wirren, welche dem Tode Otto' III. folgten, schritt der Bau nur langsam voran. Bernward hatte Thangmar, der zum Dekan seines Domstiftes befördert war, wegen der Gandersheimer Händel nach Rom geschickt, wo der Kaiser ihn huldvoll aufgenommen und am 11. Januar des Jahres 1002 mit kostbaren Geschenken an seinen Bischof zurückgesandt hatte. Unter diesen Geschenken befanden sich Specereien und Arzneimittel, weil Bernward auch ärztliche Kenntnisse besaß, sowie ein werthvolles Gefäß aus Onyx. Wie sehr die damalige Zeit solche

Gefäße achtete, erhellt am besten daraus, daß an der goldenen Kanzel, die Heinrich der Heilige im Aachener Münster errichten ließ, in aller Naivetät eine Untertasse und eine Obertasse aus Krystall eingefügt sind nebst einigen andern räthselhaften Krystallstücken, die in Form und Stil sehr an die sogen. Figuren des Schachspieles Karls des Großen erinnern, welche in der Sakristei des Domes von Osnabrück gezeigt werden.

Schon als Thangmar Abschied nahm, hatte der jugendliche Kaiser, welcher erst 23 Jahre alt war, über Fieber geklagt. Zwölf Tage nachher starb er. Der Gesandte Bernwards schreibt bei Erwähnung dieses Todesfalles:

„Wer könnte den unheilbaren Schmerz derjenigen beschreiben oder aussprechen, die von allen Seiten zur Leichenfeier herbeiströmten! Der Trauerzug der Deutschen folgte dem Sarge, bereitete alles, was zur Reise nöthig war, und trug den Leichnam des frömmsten Kaisers nach Aachen. Dort wurde er am Palmsonntage (29. März) mit feierlichem Trauergepränge vom ganzen Reiche empfangen. Alle Fürsten wetteiferten, bei der Leichenfeier zu dienen; mitten im Chore wurde er bestattet."

Wenige Jahre vorher hatte Otto einen Maler Johannes nach Aachen geschickt, um das karolingische Münster auszumalen. Jetzt sahen die kaum vollendeten Figuren herab auf das Grab des früh dahingeschiedenen kaiserlichen Wohlthäters.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehen und schauen wir zurück, um zu sehen, ob in Wirklichkeit das Jahr 1000 einen Wendepunkt im Leben Bernwards bezeichnet, und ob etwas zu bemerken ist von der hemmenden Furcht vor dem nahenden Weltuntergang, welche damals die erschreckten Gemüther beunruhigt haben soll. Thangmar redet vom Jahre 1000, wie von den Jahren vorher und nachher. Gerade im Jahre 1000 war die Kirche in Gandersheim vollendet und brannte der Streit zwischen Mainz und Hildesheim auf das Heftigste. Für den 14. September war die Weihe angesagt, und Bernward fand sich am bestimmten Tage dort ein. Willigis verlegte sie auf den 21. September und sagte ein Sendgericht an für den 28. November; am 2. November aber reiste Bernward nach Rom.

In einer Urkunde vom Jahre 996 stattet Bernward die von ihm gestiftete Kreuzkapelle in Hildesheim aus: weil er fürchte, der Tod könne ihn an der Stiftung des großen Klosters hindern, das er zu errichten vorhabe. Von Furcht vor dem nahenden Weltende ist kein Wort in den Hildesheimer Urkunden und keine Spur im Kunstleben Bernwards zu

entdecken. Ebenso wenig bei Otto, der im Jahre 1000 seinen Maler nach Aachen schickt.

Wozu hätte Bernward kurz vor dem genannten Jahre dem edlen Altmann helfen sollen, zwei Klöster zu errichten, eines für Mönche in Ölsburg und ein zweites für Nonnen in Stederberg, wo Frederun, des Stifters Tochter, Äbtissin wurde? Wäre die regsame Kunstthätigkeit des Bischofes Egbert von Trier vernünftig gewesen, wenn er geglaubt hätte, daß nach einem oder zwei Jahrzehnten alle seine kostbaren Werke dem Untergange geweiht seien?

Und ist nicht allerorts in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die lebhafteste Bauthätigkeit zu finden, und zwar an Domen, die für Jahrhunderte bestimmt waren, die so fest gegründet sind, daß sie heute noch unentwegt zum Himmel ragen und noch lange Stand halten können? Unmittelbar vor dem Jahre 1000 baute man an den Kathedralen von Mainz, Speier, Gran und an vielen andern Kirchen und Klöstern. Die schöne Kirche von Petershausen ward z. B. 983 begonnen und dann ausgemalt, und die Malereien von Oberzell, die heute im Vordergrund der kunsthistorischen Untersuchungen stehen, sowie die Glasgemälde von Tegernsee sind aus der gleichen Zeit.

Mögen immerhin Annalisten und Schriftsteller in poetischer Weise die Angst einiger ungebildeten Leute oder auch hie und da den Schrecken, welcher einige besser Gestellte, aber schlecht Unterrichtete in Angst gejagt haben mag, mit breiten Farben ausmalen: jede große Kirche, die um jene Zeit heranwuchs und deren Bau und Ausstattung gefördert wurden, ist ein Zeuge, welcher in monumentaler Art gegen den Schreiber sich erhebt und seinen Bericht über die lähmende Angst widerlegt. Wenn die Zeugnisse hüben und drüben gezählt werden, wenn man sie wägt, indem man bedenkt und in Rechnung zieht, daß ein Schriftstück nur die Auctorität Eines Mannes hat, ein Bauwerk aber die einer ganzen Gegend, oder wenigstens die eines ganzen Domcapitels und eines ganzen Klosters, so kann kein Zweifel herrschen, wo die Wahrheit liegt.

Die Sage von der allgemeinen Furcht, welche vor und in dem Jahre 1000 alle Thätigkeit in's Stocken gebracht habe, ist ein Schlußbild, das herrlich paßt zum Gerede von der Dunkelheit des zehnten Jahrhunderts, und das einen phantastischen Grenzstein bildet zwischen der Nacht der klerikalen Ottonen und der hohen Kunst und Cultur, die dem elften Jahrhundert nicht abgesprochen werden kann.

Aber Jahrhundert baut sich auf Jahrhundert, und festen Schrittes

steigt die Cultur heran durch die großen Zeiten des ersten Karl und durch die goldreichen Tage der Ottonen zur wuchtigen Macht der Bauten des romanischen Stiles und ihrer blüthenreichen Auszierung.

Kühn dürfen wir den Hemmschuh wegwerfen, den man der Zeit vor dem Ende des Jahres 1000 hat anlegen wollen, und unser Deutschland freisprechen von dem allgemeinen Aberglauben, den man ihm angedichtet hat.

III.

„Aus Bernwards Leben lernt man recht erkennen, wie vielseitig am Ende des zehnten und im Anfange des elften Jahrhunderts ein Bischof wirken konnte. Er ist Erzieher, Freund und Rathgeber seines Kaisers; er unterhandelt für ihn und folgt ihm in die Schlacht. In seinem Bisthum leitet er das kirchliche Leben; er gründet Kirchen und Klöster, aber auch feste Burgen zum Schutz gegen fremde Raubvölker, und zieht Mauern um seine bischöfliche Stadt. Er sorgt für die Armen und Kranken, entscheidet Rechtshändel; Kunst und Wissenschaft verdanken ihm ihre Pflege, ja er ist selbst Gelehrter und Künstler, der erste Erzgießer seiner Zeit, und die Kunstgeschichte weiß fast noch mehr von ihm zu erzählen, als die politische oder die Legende."

So leitet Hüffer die Übersetzung der Lebensbeschreibung des großen Hildesheimer Bischofes ein, dessen weitere Lebenstage und Arbeiten wir jetzt zu verfolgen haben. Wie Otto III. ihm in früheren Jahren seine Gunst erwiesen hatte, so that es nunmehr Heinrich II. Der neue König kam am Palmsonntag des Jahres 1003, um Bernward zu besuchen und die Orte wieder zu sehen, an denen er als Knabe gespielt hatte; er war nämlich mit Bernward und Meinwerk von Thangmar in Hildesheim unterrichtet und erzogen worden. Meinwerk wurde im Jahre 1009 Bischof von Paderborn, wo er eine Menge von Bauten aufführte, unter denen besonders jene Bartholomäus-Kapelle hervorragt, die, angeblich von „griechischen" Bauleuten erbaut, an der Nordseite des Domes erhalten ist und an der Spitze der Kunstgeschichte des beginnenden elften Jahrhunderts als großes ungelöstes Räthsel steht, für das sich bis jetzt eine entscheidende Lösung noch nicht hat finden lassen. Jedenfalls hat Meinwerk die Anregung zu seiner hervorragenden Kunstthätigkeit aus derselben Quelle erhalten, aus der auch Bernward sie schöpfte; denn die Schule von Hildesheim hat Beide erzogen, und mit ihnen den heiligen Kaiser Heinrich, der die Kathedrale in Bamberg und viele andere Kirchen gründete.

Am 7. Juli des Jahres 1005 war Bernward auf der Synode von Dortmund, wo die versammelten Bischöfe sich versprachen, jeder der Überlebenden wolle beim Tode eines der Anwesenden 300 Arme speisen, 30 Goldstücke als Almosen hergeben und 30 Lichter anzünden. Das Gelöbniß ist kunsthistorisch bemerkenswerth, weil es zeigt, wozu die großen radförmigen Kronleuchter dienten, die in keiner deutschen Kirche des 10. bis 13. Jahrhunderts fehlten, und die so wohl zur farbenprächtigen Ausstattung der romanischen Basiliken passen. Bernward ließ deren neun anfertigen.

Das folgende Jahr erweiterte den Gesichtskreis des kunstsinnigen Bischofs; denn Heinrich II. rief ihn mit seinen Rittern in's königliche Heerlager gegen den Grafen Balduin von Flandern. Da schon im Jahre 1007 ein Frieden abgeschlossen wurde, benutzte Bernward die Gelegenheit, um eine Reise nach Paris und Tours zu den Gräbern der hhl. Dionysius und Martinus zu machen und so auch die französische Kunst kennen zu lernen. Auf seiner Rückreise traf er den König zu Aachen, betete am Grabe seines Schülers Otto III. und sah auch vielleicht die Wandmalereien des Italieners Johannes. Dann reiste Bernward mit dem Könige Heinrich II. nach Frankfurt, wo die Errichtung des Bisthums Bamberg vollzogen werden sollte, und kehrte von dort nach Hildesheim zurück.

Hier malte und schrieb um diese Zeit der Diakon Guntbald (Guntpold) kostbare Kirchenbücher, von denen mehrere im Dome erhalten sind. In zweien dieser Bücher, einem Missale und einem Evangeliar, wird er ausdrücklich als Schreiber genannt. Das zweite Evangeliar, in dem er nicht als Urheber verzeichnet ist, gleicht aber so sehr dem Missale, daß es sicher von derselben Hand stammt.

Bernward interessirte sich für die Herstellung dieser Bücher um so mehr, da er, wie Thangmar erzählt, gut schrieb und malte, am Ottonischen Hofe auch als erster Secretär verwendet worden war und den Titel aulicus scriba et primicerius geführt hatte. Mehrere Blätter der genannten Codices sind mit Purpur tief roth gefärbt, und auf einigen ist dieser Purpurgrund noch überdieß durch Linearzeichnungen gemustert. Auf den so kostbar hergestellten Untergrund sind Reihen von Blattverzierungen in hellen Farben gemalt, und in die Verschlingungen dann die Buchstaben gezeichnet. Gold und Silber ist reichlich verwendet, und auf einzelnen Blättern sind die Reihen abwechselnd in Gold und Silber geschrieben.

Das reichere Evangeliar ist mit einem doppelten Widmungsblatt, mit blattgroßen Bildern der Evangelisten und mit 20 Scenen aus dem Neuen Testament ausgestattet. Freilich erreichen alle diese Bilder bei Weitem nicht die großartig feierliche Auffassung der Malereien des Codex, welchen die Mönche der Reichenau dem Erzbischofe Egbert schenkten, und Bernwards Bücher können sich auch in der Ausführung nicht mit der Trierer Handschrift messen. Aber gerade das macht sie, wie man wohl behaupten darf, doppelt werthvoll und bemerkenswerth.

Die Maler der Trierer Handschrift sind geschulte Mönche, die auf dem Boden der alten classischen Überlieferung stehen, und in deren schönem Kloster ein feiner, leichter Zug edlen Sinnes weht, der über den bläulichen See aus Italien herüberkommt. In dem von knorrigen Eichen umsäumten Hildesheim aber nahm ein Sachse Feder und Pinsel in seine rauhere Hand. Zudem lehnte er sich an „irische" Formgebung an, wie er sie, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, in den Essener Handschriften zweifelsohne gesehen hatte. Der Diakon Guntbald verläugnet überdieß nicht den Freiheitsdrang seines Volkes und bindet sich an die traditionellen Stoffe und Darstellungen weit weniger, als die im Gehorsam erzogenen Benedictiner Kerald und Heribert.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die älteren Vorbilder vernachlässigt sind oder dem Maler unbekannt waren. Seine Personificationen des Jordans, der Sonne und des Mondes, der Erde und des Meeres sind Erinnerungen aus classischen Bildwerken; ja eines seiner interessantesten Bilder verräth eine unmittelbare Anlehnung an echt altchristliche Darstellungen. Es zeigt die beiden Apostel Petrus und Paulus, die auf einem bankartigen Throne sich gegenübersitzen, wie man sie auf Goldgläsern findet.

Kratz hat das Bild als „Besuch der Jünger beim Grabe" erklärt. Daß aber seine Erklärung unhaltbar ist, erhellt nicht nur aus der Zeichnung, in der jede Hindeutung auf Christi Grab und dessen Besuch fehlt, sowie aus der Ähnlichkeit mit den genannten Goldgläsern, sondern auch daraus, daß in dem Missale des Domes von Hildesheim, welches der Priester Ratmann, ein Mönch von St. Michael, im Jahre 1159 schrieb und welches im Jahre 1400 von Hermann von Alfeld, einem Mönche desselben Klosters, überarbeitet wurde, ganz dasselbe Bild zum Feste der Apostelfürsten wiederkehrt.

Wie Guntbald seine Freiheit wahrte, zeigt z. B. eine Darstellung der Predigt Johannes' des Täufers, an deren Grund statt des antiken Flußgottes, der den Strom aus seiner Urne fließen läßt, ein Kopf in die Ecke gemalt ist, aus dessen Mund der Jordan entströmt. Eine solche

Erfindung oder Neuerung beweist aber jedenfalls ebensoviel Selbständigkeit und Muth, als Mangel an künstlerischem Takt und Maßhalten. Guntbald ist eben der Vertreter einer lebenskräftigen, echt deutschen Schule, die nur schüchtern auf der Bahn der Malerei vorangeht, durch die technischen Schwierigkeiten dieser Kunst gehemmt wird und ängstlich und unbeholfen auftritt. Die weitere Entwicklung derselben läßt sich leider nur in zerstreuten Beispielen verfolgen, unter denen die großartigen Deckenmalereien in St. Michael und die reichen Wandmalereien des Domes von Braunschweig hervorragen.

Nur zwei der Bernwardinischen Handschriften haben ihren kostbaren Einband wenigstens theilweise gerettet; zuerst jenes mit Bildern so reich ausgestattete Evangeliar. Sein vorderer Deckel zeigt in reichen Filigranverzierungen und zwischen Edelsteinen oder Perlen, in deren Anordnung das System des Bernwardskreuzes festgehalten ist, in den vier Ecken die Bilder der evangelischen Thiere, in deren Mitte aber eine Elfenbeintafel mit der auffallend lang gezogenen Figur Christi, die zwischen Maria und Johannes auf einem Fußschemel erhöht ist.

Auf dem oberen und unteren Rande des Elfenbeinschnitzwerkes ist die Legende eingegraben:

SIS PIA QVESO TVO BERN || VVARDO TRINA POTESTAS.

„Sei gnädig deinem Bernward, bitte, dreifaltige Urkraft."

Auf dem zweiten Deckel, der das Buch am Ende schließt, ist aus einer Silberplatte ein ebenfalls sehr lang gedehntes Marienbild herausgeschnitten, dessen innere Contouren gravirt und vergoldet sind und um dessen Rand ein Silberband die Inschrift trägt:

HOC OPV̄ · EXIMIV̄ · || BERNVVARDI · P̄SVLIS · ARTE ·
FACTV̄ · CERNE · DS || MATER · ET · ALMA · TVA +

„Dieß herrliche Werk, durch Bischof Bernwards Kunst
geschaffen, sieh an, o Gott und deine liebe Mutter."

Im Innern des Codex liest man dieselben vier Verse, welche auch im zweiten, dem weniger reich ausgestatteten Evangeliar, stehen, und also lauten:

Hunc ego Bernvvardus codicem conscribere feci
Atque meas, ut cernis, opes superaddere jubens,
Dilecto Domini dederam sancto Michaeli.
Sit anathema Dei quisquis sibi dempserit illum.

„Ich, Bernward, ließ dieses Buch schreiben,
Befahl, wie du siehst, meine Schätze zum Einbande zu verwenden,

und schenkte es dem Geliebten des Herrn, dem hl. Michael.
Gottes Strafe treffe Jeden, der es sich wegnehmen sollte."

Da die Verse in beiden Büchern von der gleichen Hand und in derselben Schrift, die zudem von der des eigentlichen Textes verschieden ist, geschrieben sind, und zwar mit einer Tinte, die sich von der des Textes deutlich unterscheidet, und da weiterhin die Abkürzungen derselben Worte in den beiden Büchern nicht die gleichen sind, also kein gewöhnlicher Abschreiber, sondern ein vielbeschäftigter Gelehrter mit eiliger Hand die Verse eingetragen zu haben scheint, so dürfte die Überlieferung, welche behauptet, der große Bischof habe diese Widmung selbst geschrieben, auch durch diese paläographischen Gründe bestärkt und bestätigt werden. Dagegen scheinen dieselben Verse und die Inschriften der Deckel die andere Behauptung, Bernward habe auch die Einbände eigenhändig verfertigt, zu widerlegen. Hätte Bernward die Goldarbeit der Prachtdeckel selbst gemacht oder das schöne Elfenbeinrelief persönlich geschnitzt, so würde dieß doch angedeutet worden sein, während jetzt die Worte: „superaddere jubens" (ich befahl, meine Schätze zum Einbande zu verwenden), ziemlich klar auf einen Arbeiter deuten, der den Auftrag erhielt, den Einband zu fertigen für das Buch, das Guntbald auf Geheiß seines Oberhirten vollendet hatte, weßhalb gesagt ist: „conscribere feci" (ich ließ das Buch schreiben). Zudem scheinen die Filigranarbeiten in nachbernwardinischer Zeit entstanden zu sein.

Auf einem Boden, wo die Legenden und fast neunhundertjährige Überlieferungen sich um Bernwards Namen gerankt haben, ist eine kritische Sichtung ebenso erlaubt als nöthig, da nur sie in unserer zweifelsüchtigen Zeit das Andenken und die Ehre des heiligen Bischofs hochhalten und auf dem festen Boden der Geschichte schützen kann. Wie reines Gold nur gewinnt, wenn man den Staub der Jahrhunderte von ihm entfernt, so wird eine echte historische Kritik die wahrhaft bedeutenden Männer der Vorzeit nur größer erscheinen lassen; denn sie zeigt ihren Kern, den Gott bildete, während alle Legenden, so schön und sinnig sie sein mögen, nur Beiwerk sind, das die Liebe der Menschen in erfinderischer Geschäftigkeit hinzuthat, wie Kränze, die man flicht, um sie auf das Grab theurer Verstorbener zu legen.

Sind die oben angeführten Verse von Bernward selbst geschrieben, so hat er sie jedenfalls auch gedichtet, und dann sind sie das einzige literarische Denkmal, welches von ihm erhalten ist und in einer Besprechung seiner Kunstwerke um so mehr eine Stelle verdient, weil

es zeigt, wie der Lehrer Otto' III. die lateinische Sprache zu handhaben wußte.

Der Einband des einfacheren Evangeliars enthält auf seiner Rückseite das in Feuer vergoldete, von Akanthusblättern umgebene Monogramm des hl. Bernward. Die Vorderseite zeigt eine Elfenbeintafel mit einer Kreuzigungsgruppe, die von zwei Säulen eingerahmt ist, welche einen sehr flachen Bogen tragen; auf diesem liegt eine Blätterreihe, welche in Stil und Zeichnung in ganz auffallender Weise mit der Umrahmung der berühmten Ottonischen Elfenbeintafel des Museums Cluny übereinstimmt, sowie mit einer Elfenbeintafel im Privatbesitz, die aus einer sächsischen Kirche stammt, vielleicht aus Hildesheim. Jedenfalls sind die drei genannten Elfenbeinarbeiten von einander abhängig.

Wenn irgend etwas in Hildesheim byzantinisch sein sollte, dann sind es die Gruppen der beiden Elfenbeintafeln mit der Figur Christi zwischen Maria und Johannes und mit der Kreuzigung, sowie eine Anzahl der kostbarsten Emailblättchen auf einem Diadem, das eine merkwürdige Reliquienbüste des hl. Oswald ziert. Da aber die Bernwardinische Kunst sich als so vielseitig darstellt und in ihren Werken so verschiedenartige Zeichnung zeigt, ist einstweilen noch nicht zuzugeben, daß die genannten Werke von auswärts gekommen sind. Eine Entscheidung wird sich indessen erst abgeben lassen, wenn die Elfenbeintafeln des zehnten Jahrhunderts zusammen herausgegeben und besprochen sind, was ja in der nächsten Zeit geschehen soll.

(Schluß folgt.)

St. Beissel S. J.

Eine wahre Großmacht.

In der heiligen Fastenzeit hört der Katholik gern ein ernstes Wort. Wie seiner Zeit ganz Israel hinaus pilgerte an den Jordan zu dem rauhen Manne im kameelhärenen Kleid, so läßt sich die Christenheit von der Kirche Entsagung predigen und auf die Buße einweihen durch Kreuz und Asche.

Die Fastenzeit ist eine Zeit des Ernstes und der Buße, viel strenger als der Advent. Der Heiland erscheint nicht mehr vor uns als ein liebreizendes Kind, das uns sanft und huldreich lächelnd die Sündenfesseln von der Hand streift und unser Herz mehr noch zu Dank, Vertrauen und Liebe als zum Reueschmerz bewegt. Er steht jetzt vor uns in der Hoheit und im Ernste seines Mannesalters. Das rauhe Leben, welches er, uns in Allem ähnlich, begonnen, hat schon seine sichtbare Wirkung an ihm gethan. Die Sonne der dreiunddreißig Jahre hat seine schönen Wangen gebräunt, die harte Arbeit hat seine Hand schwielig, fast derb gemacht, sein Haupt neigt sich unter der Last und den Mühen der schweren Lehrthätigkeit und der Ernst bitterer Erfahrungen und Erdenleiden spricht deutlich genug aus seinen hohen männlichen Zügen. Er geht gegen Jerusalem hinauf. Es ist sein letzter Gang. Groß und gewaltig war sein Ruf und sein Wirken im ganzen Lande; er wuchs von Tag zu Tag. Aber mit ihm wuchs auch der Neid und der Haß seiner Feinde. Er rüstet sich von allen Seiten und zieht ihm nach zur Stadt, um dort auszuholen zu einem vernichtenden Schlage. Die Palme, die an seinem Wege steht, blüht bereits; sie streut ihre Zweige unter seine Schritte, wenn er im Triumph einzieht, und ihre Balken gibt sie zum Kreuze, dessen schreckliche Arme ihn zum Tode umfangen werden. Die Thore der Stadt öffnen sich und schließen sich hinter ihm, um ihn nicht wieder freizugeben; sie sind für ihn Bande des Todes. Deßhalb hält der Heiland auf seinem Zuge an und spricht zu den begleitenden Jüngern: „Siehe, wir ziehen gen Jerusalem hinauf, und es wird Alles am Menschensohne erfüllt werden, was von ihm geschrieben ist. Er wird den Heiden überliefert werden, und nachdem sie ihn gegeißelt, werden sie ihn tödten. . . Wer

mir folgen will, nehme sein Kreuz auf sich . . und wer nicht Alles, selbst sein Leben nicht haßt, der kann mein Jünger nicht sein."

Das ist die Stimmung der heiligen Fastenzeit, und die Christenheit, deren süßestes Geschäft es ist, sich in die Geheimnisse des Herrn einzuleben, folgt dem Herrn willig und freudig, wenn nicht zum Tode, doch zum „Lager des christlichen Kriegsdienstes", wie die Kirche so schön und treffend die Fasten nennt. Sie sind in der That im besondern Sinne ein christlicher Kriegsdienst, gleichsam eine große und außerordentliche Feld- und Waffenübung, wo das Heer der christlichen Streiter auf's Neue wieder eingeschult wird auf die Handgriffe des christlichen Lebens. Alle Übungen dieser heiligen Zeit: das gemehrte Gebet, die öftere Anhörung des Wortes Gottes, das vorgeschriebene Fasten und der pflichtmäßige Empfang der heiligen Sacramente, zielen ja ihrer Natur nach dahin, um christliches Leben, um Fertigkeit und Lust an demselben zu erwecken. So bereitet die Kirche in ihrem Schooße Auferstehung und Leben, wie draußen die Natur mit ihrem stillen Wirken aus dem Tode und Untergang den Frühling, den Segen des Jahres erweckt, und wie der Heiland selbst sein und unser aller Leben aus dem Kreuze, dem Zeichen und Werkzeuge des Todes, hervorgehen ließ nach den schönen Worten des Kirchenhymnus:

Qua vita mortem pertulit
Et morte vitam protulit.

I.

Es will uns vorkommen, wir haben jetzt besonders gerade Erneuerung des christlichen, religiösen Lebens nöthig, weil unsere heilige Kirche in unseren Zeitläuften mehr als sonst sich als die streitende Kirche darstellt. Ein Blick auf die Lage der Dinge bei uns und um uns genügt, uns davon zu überzeugen. Das System der altliberalen Kirchenpolitik, das vor Jahren noch in den meisten Staaten vorherrschend war, hat sich ganz folgerichtig in gar vielen Ländern zum Nationalliberalismus oder zum Staatssocialismus ausgebildet. Es handelt sich nicht mehr um Gleichstellung des Staates und der Kirche, oder um Trennung des Staates von der Kirche, sondern einfach um Unterordnung der Kirche unter den Staat. Sie soll als dienstbares Rad in der Staatsmaschine arbeiten, sie soll nur so viel Leben und Recht haben, als der Staat ihr gibt, und ihr Dasein soll sie fristen um den Preis ihrer von Gott verliehenen Rechte. Das kann sie aber nun und nimmer, und daher Kampf um

Dasein und Leben. Ein deutliches Bild dieser Kirchenpolitik haben wir im eigenen Vaterlande an dem Culturkampf, an seinen Maigesetzen und deren Handhabung und Ausführung. Sein Grundprincip ist nichts Anderes als Oberherrlichkeit des Staates über die Kirche, und so lange dieses entscheidet in der Regelung der Beziehungen zwischen dem Staate und der Kirche, ist höchstens ein Waffenstillstand denkbar, aber kein Friede. Am Wesen der Lage ist nichts geändert, und wir bleiben im Belagerungszustand und in offener Fehde. Es braucht nicht gesagt zu werden und der Augenschein zeigt es, daß der unselige Kampf beide Parteien unsäglich geschädigt. Der Kirche sind ganze Machtgebiete im gesellschaftlichen Leben verloren gegangen. So leidet das christliche Leben schwer, und ist zu allen Zeiten das Amt der Kirche mühsam genug, ihr gewaltiges Heer munter und wachsam bei der Pflicht zu erhalten, dann ist es begreiflich, daß sie unter diesen Umständen in vielen Beziehungen gar nicht mehr durchdringen kann, wenn ihr von Seiten der Ihrigen selbst nicht wirksame Hilfe kommt.

Indessen wäre es unrichtig, wollten wir nur Seufzer und Klagen für unsere Lage haben. Sie hat auch gar viel des Schönen und Trostvollen gefördert. Wir haben einen Klerus, stark durch Einheit unter sich und mit dem Oberhaupte der Kirche, geachtet durch seine Wissenschaft und Tugend, geradezu ehrwürdig und bewunderungswerth durch seinen apostolischen Eifer. Das Volk hat aller Ungunst und allen Verlockungen zum Trotz treu festgehalten an seinen Hirten und hat mit rührender Opferwilligkeit die Kosten der staatlichen Gehaltssperre getragen. Es ist katholisch wie nie. Durch das ganze Volk spielt ein gut eingerichtetes Vereinsleben; die katholische Presse hat einen großartigen Aufschwung genommen, und im Staatsleben weisen die Katholiken eine Vertretung auf, die durch ihre Gesinnungstreue, Festigkeit und Unerschrockenheit den Dank und die Bewunderung des ganzen katholischen Erdkreises verdient hat — gewiß Alles Früchte, wie sie ein Friede kaum schöner und erfreulicher zeitigen konnte.

Aber können nicht selbst diese Vortheile bei der Andauer des Kampfes für uns eine Gefahr sein? Abgesehen von der Ermüdung und Ermattung, ist es nicht denkbar, daß wir entschlossener und mächtiger gegen den Feind als in uns selbst sind, indem wir uns mit der äußeren Abwehr beschäftigen, im Innern aber abrüsten; daß wir mehr auf das freimüthige Bekenntniß unserer katholischen Gesinnung als auf deren kräftige Bethätigung halten; daß wir uns begnügen, die richtigen Grundsätze zu

haben, aber uns weniger bemühen, sie zu befolgen in Übung des christlichen Lebens? Es ist ja gewiß viel leichter, die rechten Grundsätze zu haben und auszusprechen, als nach ihnen zu leben. Das wäre aber ein verhängnißvoller Mißgriff, und vor dem müßte mit allem Ernst und aller Kraft gewarnt werden. Nein, nicht bloß katholisches Wort, sondern auch katholische That, nicht bloß christliche Überzeugung und Gesinnung, sondern auch christliches Leben, der Mann in Wort und That, in Überzeugung und Leben: das ist der ganze Mann, das ist die Großmacht, die uns retten kann. Hierfür kurz einige Gründe.

II.

Es ist sicher, der Kampf, in den wir verwickelt sind, fällt unsern innern Menschen, unsere religiöse Überzeugung an, und nur die Macht der Religion in uns kann ihn ausfechten. Aber nur die ganze Religion, wie sie ist. Es ist immer ein trauriges und recht bemitleidenswerthes Bemühen des Menschengeistes, an dem Begriff und Inhalt der Religion zu mäkeln und zu stückeln und bald diesen, bald jenen Theil von ihrer Macht und Botmäßigkeit zu trennen. Die Religion verlangt die Hinwendung aller Kräfte und der gesammten Thätigkeit der freien vernünftigen Creatur zu Gott. Verstand, Willen, Gefühl, Leib und Leben, Alles umfaßt sie, ordnet sie zu Gott hin. So allein entspricht sie völlig der thatsächlichen Beziehung zu Gott, unserem Schöpfer und Herrn. Die Religion ist wie eine edle Perle; ihr Werth besteht in der Ganzheit, Unversehrtheit und in ihrem ungetrübten Glanze. Wer der Religion etwas vom Menschen entzieht, zerstört sie. Was Gott und die Natur verbunden, soll der Mensch nicht trennen. Die Religion ist mit unserer Natur gemacht und gegeben. Nehmen wir sie ganz wie sie ist, in Leben und Praxis.

Das gilt noch viel mehr von der christlichen Religion. Schon der Heiland, der Stifter unserer Kirche, verwahrt sich gegen die einseitige Annahme, als komme es bloß auf das Hören des Wortes, auf das Glauben und nicht auf das Thun und auf die Werke an. Er widmet dieser Wahrheit den ganzen erschütternden Schluß seiner Bergpredigt (Matth. 7, 13—28). Bei den Aposteln wird diese Mahnung einfach ständig, besonders beim hl. Jakobus (Jak. 1, 22) und beim hl. Johannes (1 Joh. 2, 3). Was bedeutet es denn, wenn er nach dem Vorgang des Herrn die Liebe als das Hauptgebot des Christenthums hinstellt? Liebe ist Wille, ist That und Leben und der ganze Mensch.

Bloße Gesinnungstüchtigkeit in Sachen der Religion bringt uns also in Widerspruch mit dem Wesen der Religion, aber auch nicht weniger mit uns selbst. Oder wozu haben wir denn die Grundsätze und den Glauben, als um nach ihnen zu leben? Ist es nicht sonderbar, im öffentlichen Leben den Liberalismus bekämpfen, eben weil er das Leben dem Einflusse der Kirche entzieht, und im eigenen praktischen Leben ihm huldigen? Ist es nicht unerklärlich, für die Freiheit der Kirche einstehen, sich mit aller erlaubten Gewalt gegen Gesetze erheben, welche die Rechte der Kirche auf freie Ausübung des Gottesdienstes und ihrer seelsorglichen Thätigkeit beschränken, und selber dem pflichtmäßigen Gottesdienste fern bleiben und den vorgeschriebenen Empfang der Sacramente vernachlässigen? Wie lassen sich diese Widersprüche reimen? Eifern wir denn zum Schein oder mit Ernst? Sind die Güter, deren Gebrauch wir Andern erhalten wissen wollen, nicht auch unsere Güter, unsere höchsten Güter, zu Heil und Seligkeit nothwendig? Was bedeuten denn überhaupt Grundsätze, die hoch oben stehen ohne Zusammenhang mit unserem Leben, ohne Erklärung und Stütze in demselben? Sind es Reste jugendlicher Gewohnheiten, die sich kümmerlich durch die Jahre der Bildung hindurch gerettet haben, während alles Andere in der Lauheit und im Leichtsinne des Lebens untergegangen? Sind es Zwangsgebilde unwillkürlicher, neu eingegangener Verhältnisse und Zeitlagen? Ist es bloß natürliche Entrüstung über Druck und Vergewaltigung? Sind es Schutzdecken, unter denen auch ein eigensüchtiges Zielen nach zeitlichen Vortheilen wirken und arbeiten kann?

Wir weisen alle diese Gedanken ab; aber es ist doch wahr, nur dann entgehen wir innerm Widerspruch und Verdacht, wenn unser Leben mit unseren Grundsätzen sich deckt.

Selbst für die Kraft und Festigkeit der religiösen Überzeugungen ist das Leben nach denselben von der größten Wichtigkeit. Es ist etwas ganz Anderes um den Mann, der nach seinen Grundsätzen lebt. Der Heiland sagt, wer seine Lehre thue, der werde erkennen, daß sie von Gott sei (Joh. 7, 17). Das ist sehr wahr. Was gewinnen die Überzeugungen nicht an Klarheit, Vertiefung, an Macht und Kraft, wenn sie zugleich Leben und That sind! In dem Leben nach dem Glauben liegt ein äußerst mächtiger Nachweis und Halt für den Glauben. Und das ist dann der wahre Mann, der ganze Mann, in dem Leben und Glauben Eins geworden; der hängt organisch zusammen, ist wie Ein Guß und wie aus Einem Block. Spalten und Fugen sind nicht da.

Das Gegentheil aber ist nicht ohne Gefahr für die Überzeugung selbst. Wir stehen hier vor einem Geheimniß. Es ist das Geheimniß der menschlichen Schwäche. Sie ist so groß, daß der Mensch sich selber darin ein Geheimniß ist. Die heilige Schrift bestätigt es mit den nachdrücklichen Worten: Es ist nicht Sache des Wollenden und Laufenden, sondern des begnadigenden Gottes (Röm. 9, 16). Welche Wandlungen erlebt man nicht in einem halben Leben? Wandlungen, die den ganzen innern Menschen umwerfen. Da kann nur Gottes Gnade und Beistand helfen. Und woher diese Gnade, als aus den von Gott verordneten Mitteln der Religion: aus der Anhörung des Wortes Gottes, wo uns Rechenschaft gegeben wird von unserm Glauben, aus dem Gebete und den heiligen Sacramenten, kurz aus der Übung des christlichen Lebens? Der Kampf dieses Erdenlebens ist sehr ernst; er richtet oft die Seelen zu Grunde, statt sie zu bessern! Wer steht da fest in diesem Widerstreit? Wem ist die Religion, die Kirche Alles? Wer opfert seinem Gewissen sein Herz, seine Neigungen, sein Vermögen, seine Stellung, sein Vaterland, sein Dasein und sein Alles? Der allein, der mit seinem ganzen Wesen, mit allen Fasern seines Daseins in Gott und seiner Kirche wurzelt und aus ihnen fortwährend seine Kraft ersetzt. Jeder Andere ist ein zweideutiger Posten selbst für die Sache, die er vertritt.

Und das führt uns auf einen andern Grund. Wir sind nicht bloß für uns da, wir müssen auf Andere, auf unsere Mitwelt wirken und das Reich Christi mehren und fördern. Das geschieht durch das Zeugniß des Wortes und der That, durch das Zeugniß der Überzeugung und des Lebens. Das ist das vollkommene Zeugniß, dem glaubt man. Jedes andere ist ungenügend. Oder hört man nicht oft von Andersgläubigen: „Wir haben die Werke, ihr habt den Glauben. Wenn ihr den wahren Glauben habt, so beweiset es durch eure Werke.“ Der Schluß ist nicht ganz richtig. Gott fordert ebenso gut den Glauben wie die Werke. Glauben ist auch Werk, ja das erste und nothwendigste Heilswerk, und wenn die Andersgläubigen Werke haben, dann sind die Werke nicht Früchte ihres Glaubens, sie sind besser als ihr Glaube und ihre Religion. Der Schluß ist aber richtig und unwiderlegbar, daß das wahre Zeugniß in Wort und That besteht, und daß unser Zeugniß durch das bloße Wort und ohne die Werke nicht zureichend ist. Ehemals führte die Kirche dem Heidenthum gegenüber diesen Beweis, sie wies auf die Christen hin und sagte: „Sehet, wie sie lieben.“ Die Christen waren ein Volk von Brüdern, ein Volk von Betern, ein Volk von Martyrern. Und

das war ein vollgiltiges Zeugniß; das Heidenthum wurde gläubig. Und wie hat die Kirche im 16. Jahrhundert den Verheerungen des Irrglaubens Halt und Ziel gesetzt? Auch dadurch, daß sie ihre Macht an die Sitten und das Leben der Ihrigen setzte und es reformirte und christlich machte.

So ist also christliches Leben ein wahrer Beweis für die Wahrheit, Macht und Göttlichkeit der Kirche, die wir vertreten, und der Mann, dessen Leben mit seinen religiösen Überzeugungen übereinstimmt, der ist „der treue Zeuge", ein wahrer Apostel, ein Pfeiler, eine wahre Veste des sichtbaren Reiches Christi auf Erden, ein Wahrzeichen Gottes in seiner Zeit. So ein Mann wirkt ebensoviel durch dasjenige, was er thut, als durch dasjenige, was er spricht, und wenn er einmal spricht, dann ist sein Wort schwerwiegend. In ihm wuchtet dann die ganze Kraft seines Lebens und seiner Überzeugung, die göttliche Macht seiner Religion, und es wird Quelle unberechenbaren Segens. Es ist sicher, wer das Reich Christi vertheidigen und in den Herzen der Andern aufrichten will, muß es zuerst in sich aufgerichtet und in seinem Leben begründet haben. Das ist die Ordnung und das Gesetz Gottes. So schafft sich Gott sein Werkzeug. Wer unsere Zeit und die Sache Gottes retten wird, sind nicht die Worthelden, nicht die Lebemänner, nicht die Proselyten des Theaters, nicht die Männer von zweideutigem Gewissen und unreinem Leben. Was Männer der Kirche für Segen bringen, die da sagen, sie seien gute Katholiken, aber nicht prakticiren, das zeigt die Erfahrung an unserm unglücklichen Nachbarlande. Gott bewahre uns vor Katholiken, die nicht prakticiren! Nie wird Gott die Schicksale der Seinigen solchen Männern anvertrauen, es sei denn, er wolle sein Volk strafen. Die werden Israel nicht retten, ihr Schild ist nicht gesalbt. Nur christliche Männer, nur christliches Leben kann uns retten vor der gesellschaftlichen Erschütterung und Umwälzung. Im praktischen Leben bewegen sich und arbeiten mit rastlosem Eifer die feindlichen unterirdischen Mächte des Umsturzes. Da wächst „die neue Großmacht" und wirbt und zieht ihre Streiter. Nur Eine andere Großmacht ist ihr gewachsen. Sie muß ihr entgegentreten und ihr das Leben unwegsam machen dadurch, daß sie es christlich macht. Im Hartfelsen des christlichen Lebens miniren Ratten und Maulwürfe nicht. Diese Großmacht aber ist Niemand als der christliche Mann. Er muß christliche Sitte haben und sie verbreiten in das Leben und in die Familie und in die gesellschaftlichen Kreise, in denen er sich bewegt.

III.

Aber wie? Mit welchen Mitteln? Vor Allem durch Gebet, Betheiligung am öffentlichen Gottesdienste und an den heiligen Sacramenten. Die sind die Quellen des christlichen Lebens, und wie es selbst in der Wüste keine Quelle gibt, um die sich nicht bald ein Kranz blühenden Lebens entfaltet, so werden auch sie das Familienleben bald christlich färben. Besonders gilt dieses von dem öffentlichen Gottesdienste. Der ist der Brennpunkt des christlichen Lebens, da sieht und fühlt man sich als Glied eines großen herrlichen Ganzen, durch den sichtbaren Anschluß bekennt man öffentlich die Überzeugung seines Glaubens, da ist man in die unmittelbare Nähe Gottes, an das Herz der ganzen streitenden Kirche gerückt, da wird man innerlich warm und nimmt vom Altare den Entschluß der Heiligung seines Lebens zurück.

Dasselbe wirkt in kleinerem Maßstabe der Hausgottesdienst, die schöne und erbauliche Sitte, daß Vater, Mutter, Kinder und Gesinde zum gemeinschaftlichen Morgen- und Abendgebete sich einfinden und sich als die häusliche Kirche Gottes darstellen. Das sollte in jeder Familie als höchstes Gesetz gelten, Gott zu bestimmten Zeiten durch gemeinschaftliches Gebet zu ehren und als ihr Haupt anzuerkennen. Ist ein Kind in dieser schönen Gewohnheit aufgewachsen, hat das christliche Leben Grund und Boden gewonnen in seinem Herzen: es wird Gott im spätern Leben nicht leicht vergessen.

Es sollte ferner in der Familie nicht gesprochen werden von Geld, Geschäft, von Bildung und Fortkommen in der Welt als den höchsten Zielen dieses Lebens. Grundsätzlich soll immer höher stehen Recht und Gewissen, edle christliche Uneigennützigkeit, und über Allem das Heil der Seele und die ewige Seligkeit, für die alles Irdische nur Vorbereitung und dienendes Beiwerk ist. Es kann und muß unter Umständen über Bord geworfen werden in der freudigen Hoffnung, daß uns Alles wieder wird in der Ewigkeit. Unselig die Familie, in der die überirdischen Güter der Tugend und Religion nicht Alles beherrschen.

Die Familie soll drittens keine Schule und Abrichtung des Müßiggangs und der Vergnügungssucht sein, sondern der pflichtmäßigen religiösen Arbeit, der Genügsamkeit und des christlichen Ernstes. Allerdings soll die Familie ihre Freuden haben. Aber sie sollen nicht Ziel und Regel, sondern Abspannung von gethaner und Aufmunterung zu künftiger Arbeit und Pflichterfüllung sein, und sollen da genossen werden, wo sie

verdient werden, im Schooße der Familie, nicht an Orten, wo Ernst und Sittlichkeit Schaden leiden.

Was den Geist des christlichen Lebens ferner verwüstet, ist die heidnische, gottlose und weichlüsterne Literatur unserer Zeit, die überall als „nationale Bildung" sich herandrängt. Diese nationale Bildung mit all ihren Romanen-, Novellen- und Dramenschreibern, Natur- und Religionsphilosophen und sogenannten großen Classikern ist im großen Ganzen nichts als Religionsspötterei und Geschlechtsliebe. Das hat unserer Literatur nicht unbeträchtlichen Theils der Altmeister Göthe angethan, dieser Verächter des Mannes und der Vergötterer des Weibes. Unsäglich ist der Schaden und die Schmach, die dem Menschengeschlechte von dieser Literatur angethan wird, und vor Allem dem Weibe. Es heißt das Weib geradezu verderben und preisgeben, wenn man es gewöhnt, sich nicht mehr anzusehen als ein adjutorium simile, als das, was es ist, die ebenbürtige Gefährtin des Mannes, sondern als eine Gottheit und ein ens necessarium, ein unbedingt nothwendiges Wesen. Eine Familie, die auf christlichen Geist hält, läßt diese Literatur bei ihr nicht zu Ehren kommen, sie verbietet ihr wie einem Verführer und Gottesverächter das Haus. Es ist höchst erbaulich, wenn Familien, die sich christlich und katholisch nennen, bei Theaterskandalen zur Vergötterung unchristlicher Kunst begeistert mitmachen!

Endlich gibt es für die Familie wie für den Einzelnen nur Eine berechtigte Form des Christenthums, und die ist die katholische Kirche. Deßhalb wahre man den katholischen Charakter des Hauses und mache ihn nicht paritätisch durch Arm-in-Arm-Gehen mit Andersgläubigen und Anhängern kirchenfeindlicher Secten. Wir wollen damit nicht Unduldung und Ausschließung ausgesprochen haben. Aber die Duldung und Zulassung schwäche nicht den wesentlichen Unterschied des Religionsbekenntnisses. Besonders wichtig ist hier das Überhandnehmen der gemischten Ehen. Die sind die friedliche, stille Invasion gegen katholisches Land und Gewissen. Der Irrglaube hat seine Kriegstaktik geändert. Einst hieß seine Parole: cujus regio, ejus religio, jetzt: tu felix Austria nube. Ehemals schickte er uns Katholiken die Schweden und Dänen in's Land, jetzt eine Unzahl heirathslustiger Beamten und Söhne des Krieges. Dieses Mobilmachen protestantischer Beamten und Offiziere auf katholische Provinzen ist nichts weniger als ein absichtsloses und unschuldiges Manöver. Die katholischen Rheinlande haben damit Hunderttausende Andersgläubiger gewonnen, und katholisches Leben ist damit

sicher nicht gefördert. Natürlich bleibt die Führung in diesem Vertheidigungskrieg den Eltern und Töchtern. Den Eltern wünschen wir die lebhafte Überzeugung, daß sie ihre Kinder nicht erziehen, um sie um jeden Preis anzubringen, und den Töchtern wünschen wir statt sentimentaler Frömmigkeit ein Bischen Liebe zur katholischen Kirche in's katholische Herz.

Also christliches, katholisches Leben! Wir sagten, die Fastenzeit sei das Übungslager des christlichen Kriegsdienstes. Glücklich die Kirche, wenn sie aus dieser heiligen Zeit Erneuerung ihres Lebens schöpft. Das ist alles, was wir nöthig haben. Man prophezeit uns „schwere kommende Zeiten". Fürchten wir nicht, wenn unser inneres Leben stark ist. Halten wir, gleich dem Riesen des Alterthums, nur Fühlung und Berührung mit dem Boden des christlichen Lebens, und keine Macht ringt uns zu Boden — uns und die katholische Kirche.

Sie braucht unsere Hilfe nicht. Es ist kein menschlicher Arm, der sie stützt. Aber der Herr der Kirche braucht stets Menschen zu ihrer Erhaltung und Vertheidigung. Sie ist für die Menschen und deßhalb auf die Menschen gegründet, und durch diese soll sie erhöht und geschützt werden. So ist es Pflicht jedes Katholiken, für die Kirche einzustehen und zu wirken: die Priesterschaft, die sichtbare Regierung der Kirche, durch ihr Lehrwort und Gebet, das Volk wenigstens durch das Beispiel und die Macht seines Lebens. In causa Dei quisque miles, meint Tertullian. Und das ist auch eine Macht. Es ist wunderbar und auch ein Zeichen unserer Zeit: von allen Machthabern der Erde ist die Kirche verlassen, Niemand nimmt im Staats- und Völkerleben sich ihrer an, für sie wagt Niemand ein Wort oder ein Schwert in die Wagschale zu werfen; es bleibt ihr Niemand, als die Großmacht des christlichen Mannes und des christlichen Volkes. Das ist eine große Ehre und ein großer Segen. Erkennen wir es. Wer mit der Kirche steht und mit ihr kämpft, der wird auch mit ihr thronen und herrschen.

M. Meschler S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

X. Schwere Zeiten (1666—1668).

Als am 4. Juni 1666 das neue Stück Molière's, der Misanthrop, auf der Bühne des Palais-Royal erschien, sah sich das Theaterpublikum in Gegenwart dieser allen theatralischen Überlieferungen so genial entgegentretenden Dichtung einen Augenblick lang wirklich ganz außer Fassung.

Es war für das rasche Verständniß und Aufkommen des Meisterwerkes von Nachtheil, daß es nicht zuerst bei Hofe aufgeführt und mit dem Alles beglaubigenden Siegel des Hoflobes versehen vor das städtische Publikum gebracht wurde. Allein der Hof war seit sechs Monaten in Trauer wegen der am 20. Januar 1666 verstorbenen Königin-Mutter und weilte fern von allen öffentlichen Festlichkeiten in Fontainebleau. Lesungen des Misanthropen hatten vor der höchsten Gesellschaft wohl stattgefunden und dem Stücke das feurigste Lob eingebracht; besonders soll Madame die Feinheiten der Dichtung erkannt und nur mit dem spuckenden Marquis unzufrieden gewesen sein, ohne indeß Molière zu einer Änderung dieser Stelle bewegen zu können. Die Lesungen waren auch der Grund, warum viele Herren des Hofes einzeln für den 4. Juni im Theater zu Paris erschienen und durch ihren offenen Beifall dem Dichter in etwa den Trost gaben, sich in seinem besten Werke wenigstens von denen verstanden zu sehen, für die er zumeist geschrieben und deren Urtheil er ja einmal für die Feuerprobe einer neuen Komödie ausgegeben hatte[1].

Was das übrige Publikum angeht, muß selbst Bazin zugeben, „daß der Erfolg weniger lebhaft und laut und allgemein war, als zu allen Zeiten derjenige einer ausgezeichneten Posse gewesen wäre". Am Tag nach der ersten „verunglückten" Aufführung, wie Louis Racine erzählt, kam sogar ein Herr zu Racine, dem großen Tragiker, und glaubte, diesem mit der Hiobspost von der ungünstigen Aufnahme der Molière'schen Novität eine große Freude zu machen. „Das Stück ist durchgefallen, nichts ist kälter, Sie können mir's glauben, ich selbst war da." „Sie waren da," erwiederte Racine, „und ich war nicht da, und doch werde ich Ihnen nicht glauben; denn es ist unmöglich, daß Molière ein schlechtes Stück schreibt. Besuchen Sie die nächste Aufführung und untersuchen Sie besser." Nach der vierten Vorstellung sagte Boileau, dieses Stück werde binnen Kurzem einen ganz glänzenden Erfolg haben. So

[1] Critique de l'École des femmes, Sc. 6.

gehen die Urtheile der Zeitgenossen über die Aufnahme des Meisterwerkes auseinander; eines indeß ist sicher: die Register Lagrange's verzeichnen eine immer abnehmende Einnahme der Theaterkasse, und diese Thatsache ist entschieden für den hart geschmähten Grimarest, welcher unverblümt von einer ungünstigen Aufnahme des Misanthropen spricht.

Wenn dieser Biograph nun aber weiter erzählt, Molière habe, um seine Einnahmen zu heben und das Mißlingen des Misanthropen zu verdecken, den Médecin malgré lui geschrieben und diese Posse von der vierten Vorstellung ab immer mit der Charakterkomödie zugleich auf den Theaterzettel gesetzt, so täuscht ihn jedenfalls sein Gedächtniß. Der Médecin malgré lui wurde zuerst mit der Mère coquette von Donneau de Visé am 6. August — und erst am 3. September zugleich mit dem Misanthropen gegeben. Vielleicht ließe sich Grimarests Behauptung dadurch rechtfertigen, daß Molière nach der vierten mißglückten Aufführung des Misanthropen den Entschluß faßte, ein altes Stück aus seinen Jugendjahren, Le fagoteux, wieder vorzunehmen und dadurch sich selbst nicht weniger als dem Publikum die nöthige Abspannung zu gewähren.

Dieser Fagoteux, oder wie er in der neuen Bearbeitung heißt: „Le médecin malgré lui", ist sicherlich eines der humorvollsten Stücke Molière's und verfehlte auch nicht, gleich bei seinem ersten Erscheinen einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Er gehört in die Kategorie der antiärztlichen Stücke des Dichters und muß daher bei anderer Gelegenheit eingehender behandelt werden. Hier ist nur der Umstand hervorzuheben, daß Molière trotz seiner ihn damals beherrschenden Schwermuth in solche Heiterkeit ausbrechen konnte. Misanthrop und Sganarelle in einem Jahre geschrieben, an einem Abend gespielt — gibt es wohl ein vollständigeres Bild des eigenthümlichen Charakters, der ganzen Gemüths- und Kunstskala Molière's?!

Gegen Ende des Jahres beanspruchte Ludwig XIV. auf's Neue die Dienste seines Leibkomikus, und es handelte sich dießmal um die theatralischen Zugaben von großen Hoffestlichkeiten in St. Germain, welche zwei Monate dauern und die strenge Trauer um die Königin-Mutter beschließen sollten.

Ein Glanzpunkt dieser Feste bestand in einem großen Ballet, „Ballet des Muses", in welchem der König mittanzen, und welches aus verschiedenen selbständigen Abtheilungen bestehen sollte. Molière übernahm die dritte „Entrée", für welche er zwei Acte des Mélicerte, eines jener conventionellen Schäferspiele, schrieb, das er indeß nicht vollendete, sondern bei einer späteren Aufführung des Ballets durch einige Scenen mit Gesang und Tanz ersetzte, die er Pastorale comique nannte. Als letzte Entrée schob er in der Folge ein ganz artiges Stücklein, „Le Sicilien", ein, das man mit vollem Recht als Vorläufer der komischen Oper bezeichnet hat.

Die glänzenden Feste in St. Germain dauerten vom 2. December 1666 bis zum 19. Februar 1667. Als Molière nach Paris zurückkehrte, fühlte er sich müde und krank. Schon lange war er leidend; die Aufregungen der letzten Jahre, die Anstrengungen der Theatercampagne während der rauhen

Jahreszeit, vielleicht auch der für Brustkranke so verhängnißvolle Übergang während des Frühlings, hatten das Übel bedeutend verschlimmert, und das Leiden nahm gegen Ostern so zu, daß man in der Stadt bereits den Tod Molière's ankündigte. Der Dichter konnte sich glücklicherweise inzwischen wieder erholen und glaubte sich am 10. Juni bereits stark genug, die Bühne zu betreten. Wahrscheinlich hatte er diesen Schritt jedoch zu früh gewagt; denn für Ende Juni und Anfangs Juli finden wir in den Registern wieder eine Unterbrechung der Aufführungen. Allein bei Molière's finanzieller und socialer Stellung seiner Truppe gegenüber war an eine dauernde, wenn auch noch so nöthige Schonung nicht zu denken.

Kaum wieder in etwa hergestellt, wagte der Dichter eine verhängnißvolle That. Für den 5. August 1667 wurde auf dem Theaterzettel angekündigt und an diesem Tage auch gegeben: „L'imposteur". Glaubte man eine neue Schöpfung Molière's erwarten zu dürfen, oder wußte man um die Täuschung, kurz: eine ungewöhnliche Zuschauermenge fand sich zu der Vorstellung ein und wohnte mit Spannung der Aufführung des — Tartüff bei!

Wie das alles gekommen, weiß man heute noch nicht ganz. Während der schweren Krankheit des Dichters scheint Ludwig XIV., um seinem Leibdichter eine Freude und neuen Lebensmuth zu geben, ein Wort haben fallen zu lassen, das Molière als Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung des Tartüff auffassen konnte und mußte. Vielleicht hatte der König im Allgemeinen gesagt, daß nach einigen Abschwächungen das Stück doch zur Aufführung kommen dürfe, und Molière konnte um so mehr auf eine Aufhebung des königlichen Verbotes hoffen, als mit der Königin-Mutter ja die heftigste und die am meisten zu berücksichtigende Gegnerin des Tartüff aus dem Leben geschieden war. Er änderte daher außer einigen als anstößig bezeichneten Stellen den Titel der Komödie und den Namen des Helden, der in der neuen Fassung Panulphe hieß, und schritt an dem genannten Tage ohne weitere Umstände zur Aufführung. Nur des Königs Wort hatte bis dahin das Stück verboten; also, meinte Molière, genüge auch des Königs Wort, das Verbot nichtig zu machen. Ludwig XIV. weilte aber seit dem 16. Mai bei der Armee in Flandern, und er konnte somit nicht so leicht von Neuem befragt werden; zudem würde er, wie der Dichter ihn kannte, in diesem Falle sehr gerne zu einer vollendeten Thatsache geschwiegen haben. Die Sache kam indessen ganz anders.

Während der Abwesenheit des Königs gehörte die Polizeiverwaltung entweder zu den Befugnissen des neugeschaffenen Amtes eines Polizeilieutenants oder sie lag, wie immer vordem, in den Händen des Parlamentspräsidenten. Die Sache war nicht klar, da sich seit dem 16. März 1667 die Competenz beider Beamten noch nicht genugsam fixirt hatte. Parlamentspräsident war dazumal Wilhelm Lamoignon, und als rechter Vertreter einer Körperschaft, welche stets mit peinlicher Eifersucht ihre wirklichen oder vermeintlichen Rechte zu wahren suchte, ging dieser auch ohne Bedenken gegen den verwegenen Molière entschieden und rasch voran. Er verbot kurzer Hand die für den 7. August angesagte Wiederholung des Imposteur, ließ die Plakate abreißen, das Theater schließen und durch Soldaten bewachen. Molière be-

rief sich auf die vom Könige mündlich gegebene Erlaubniß, Lamoignon auf seine Vollmachten und die Unmöglichkeit, ein den Sitten und der Religion so gefährliches Stück zu dulden.

Ein Versuch, den Präsidenten durch die Gemahlin des Herzogs von Bourbon umstimmen zu lassen, mißglückte; eine Audienz, welche Molière beim Präsidenten selbst verlangte und auch erhielt, hatte kein anderes Resultat, als daß der Dichter in Gegenwart des Beamten ganz verwirrt wurde und auf die sehr scharfen Einwürfe Lamoignons keine Antwort zu geben wußte.

Boileau begleitete als gemeinsamer Freund den Dichter bei diesem Besuch und erzählte später, der Präsident habe sie sehr höflich empfangen, sei voll des Lobes für Molière gewesen — aber den Tartüff könne er nun und nimmer erlauben. „Ich bin überzeugt," habe er zum Dichter gesagt, „daß Ihre Komödie sehr schön und sehr lehrreich ist; aber es kommt den Schauspielern nicht zu, die Menschen über Gegenstände der christlichen Moral und Religion zu unterweisen; es ist nicht Sache des Theaters, sich mit der Predigt des Evangeliums abzugeben." Molière versuchte zwar einige schüchterne Antworten, die der Präsident jedoch dadurch abkürzte und erledigte, daß er „um Entschuldigung bat, wenn er die Herren jetzt beurlauben müsse, allein es sei gleich Mittag, und bei längerem Zögern werde er die Messe versäumen". Molière zog sich sehr unzufrieden mit sich selbst zurück und wagte sich nicht einmal über Mr. de Lamoignon zu beklagen; denn er sah, daß er selbst die Sache verkehrt angefangen. „Der ganze Zorn des Dichters dagegen fiel auf den Erzbischof (Hardouin de Péréfixe) zurück, den er als das Haupt der devoten Cabale ansah, welche ihm entgegenstand." [1]

---

[1] Diese von uns nur im Auszug mitgetheilte Beschreibung der Audienz wird von Brossette als aus dem Munde Boileau's stammend mitgetheilt. (Vgl. den wörtlichen Abdruck D.-M., IV. S. 317 ff.) So sehr alles Andere der Wahrscheinlichkeit entspricht, muß es auffallen, daß Lamoignon sich zur Entschuldigung für die Verabschiedung seiner Gäste fast derselben Worte bedient, die Tartüff gebraucht, um sich anständigerweise aus einer andern Klemme zu ziehen. Als Cleante (Act IV, Sc. 1) den Heuchler bedrängt, antwortet dieser:

„. . . Mein Herr, es schlug halb vier,
Und ein gewisses gutes Werk ruft mich nach oben;
Erlaubt daher, daß ich so raschen Abschied nehme."

Man könnte vielleicht denken, Molière habe diese Verse nur jener Antwort des Präsidenten nachgebildet — allein dem steht entgegen, daß sie sich bereits früher im Stück fanden. „Andererseits," sagt Mesnard, „kann man nicht annehmen, Lamoignon habe absichtlich die Worte Tartüffs gebraucht, um Molière dadurch zu zeigen, daß es eine recht gute Art sei, lästige Schwätzer zu verabschieden, und daß es ein ungeschicktes Thun gewesen, in den Mund eines Heuchlers eine sehr gerechtfertigte Entschuldigung zu legen, deren sich auch ein guter Christ ganz natürlich bedienen könne. Die Form einer solchen Belehrung wäre nicht glücklich gewesen, und Lamoignon hätte sich gewiß gehütet, sich eine unangenehme Ähnlichkeit mit Tartüff zu geben." So bleibt also, vorausgesetzt, daß Boileau selbst oder Brossette die Geschichte nicht zugespitzt haben,

Nach Hause zurückgekehrt, fand Molière kein anderes Mittel mehr, als sich in einer neuen Bittschrift direct an den König zu wenden. Der Ton dieses Placet ist derart, „daß er an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt“ [1].

„Es ist sehr verwegen von mir, einen großen Monarchen inmitten seiner ruhmvollen Eroberungen zu belästigen; aber wo soll ich in meiner Lage anders Schutz finden, als da, wo ich ihn jetzt suche? und wen kann ich sonst gegen die Auctorität jener Macht anflehen, die mich jetzt bedrängt, als eben die Quelle der Macht und Auctorität, als eben den gerechten Erlasser unbedingter Befehle, als den obersten Richter und den Herrn aller Dinge?“ [2]

„Mein Lustspiel, Sire, hat sich hier bislang Ihrer Güte noch nicht erfreuen können. Vergebens habe ich es unter dem Titel ‚Der Betrüger‘ vorgeführt und den Helden als feinen Weltmann dargestellt, indem ich ihm einen kleinen Hut, lange Haare, einen steifen Kragen, einen Degen und einen mit Spitzen ganz besetzten Rock gab; vergebens habe ich mehrere Stellen gemildert und alles das ausgemerzt, was den geringsten Vorwand zur Klage jenen bekannten Originalen des Porträts, welches ich zeichnen wollte, geben könnte; es hat das alles zu nichts gedient. Auf die bloße Vermuthung dessen hin, was es damit auf sich haben könne, ist die Cabale auf's Neue erwacht. Man hat ein Mittel gefunden, diejenigen Gemüther selbst zu überrumpeln, die sich sonst dazu offen bekennen und dafür bekannt sind, daß sie sich nicht überrumpeln lassen. Kaum war mein Lustspiel erschienen, so wurde es durch den Streich einer Auctorität, die man verehren muß, niedergeschmettert, und alles, was ich unter diesen Umständen thun konnte, um mich persönlich vor dem

---

nur die Annahme übrig, daß es sich hier um ein bloßes Spiel des Zufalls handelt. Lamoignon zum ausgemachten Heuchler machen, wie L. Lacour dieses will, geht durchaus nicht an, und so sehr es auch fraglich bleibt, aus welchen Gründen der Präsident in letzter Instanz dem Tartüff so feindlich entgegentrat, an der aufrichtigen Gesinnung desselben kann kein Zweifel sein. Auch ein Jansenist war Lamoignon nicht, wenn er auch bisweilen als solcher aufgeführt wird. P. Rapin, der gerade in diesem Punkte sehr feinfühlig und zuverlässig ist, rechnet Guil. Lamoignon zu seinen Freunden. — Eine andere, von Mund zu Mund, von Buch zu Buch sich schleppende Anekdote erzählt, Molière habe sich folgendermaßen an dem Präsidenten wegen des Verbotes gerächt. Als am zweiten Abend die Menge wieder das Theater gefüllt habe, um das lange verpönte Stück zu sehen, sei Molière vor den Vorhang getreten und habe mit leicht zu verstehender Ironie gesagt: „Messieurs, nous aurions eu l'honneur de vous donner une représentation de la comédie du Tartuffe sans les défenses qui nous ont été faites; mais Monsieur le premier Président ne veut pas qu'on le joue.“ Die Geschichte hat sich nicht so zugetragen — eben weil das Theater geschlossen war. Zudem ist sie bloß die Localisirung eines spanischen Witzes, den einst ein Schauspieler in Madrid gemacht haben soll, als der Alcalde die Aufführung eines Stückes „Der Richter“ (alcalde) verboten hatte. Molière war übrigens viel zu klug und vorsichtig, um durch solche Zweideutigkeit eine Angelegenheit noch mehr zu verwirren, an deren friedlicher Lösung ihm Alles gelegen sein mußte.

[1] Mangold a. a. O. S. 117.

[2] Der französische Wortlaut bewegt sich noch deutlicher in den religiösen Wendungen: „La source de la puissance et de l'autorité, le juste dispensateur des ordres absolus, le souverain juge et le maître de toutes choses!“ Das ist die Sprache Frankreichs hundert Jahre vor der Revolution.

Sturme zu retten, war, daß ich sagte, *Eure Majestät habe mir gütigst die Erlaubniß zur Aufführung gegeben*, und daß ich nicht für nöthig erachtet habe, sie noch von Anderen zu erbitten, weil Eure Majestät früher allein die Aufführung verboten hatte.

„Sire, ich zweifle nicht daran, daß die Leute, die ich in meinem Lustspiel schildere, bei Eurer Majestät alle Hebel in Bewegung setzen werden, und daß sie, wie sie schon einmal gethan, echte Ehrenmänner zu ihrer Partei herüberziehen werden, die um so geneigter sind, sich täuschen zu lassen, als sie Andere nach sich selber beurtheilen[1]. Jene Leute besitzen die Kunst, allen ihren Absichten schöne Farben zu leihen. Doch welche Miene sie auch immer machen, das Interesse der Religion bestimmt sie gewiß nicht; das haben sie hinreichend bei jenen Lustspielen bewiesen, deren öffentliche Aufführung sie oft geduldet haben, ohne ein Wort zu sagen. Jene Lustspiele griffen nämlich nur die Frömmigkeit und Religion an, die ihnen wenig am Herzen liegt; aber mein Lustspiel greift sie selbst an, und das können sie nicht vertragen. Daß ich ihre Betrügereien vor aller Welt bloßgelegt habe, können sie mir nicht verzeihen, und man wird nicht ermangeln, Eurer Majestät zu sagen, daß sich ein Jeder über meine Komödie geärgert habe. Die Wahrheit aber ist, daß ganz Paris sich nur über das Verbot der Aufführung geärgert hat, daß die Alleräng stlichsten die Aufführung für nützlich gehalten haben, daß man sich gewundert hat, wie Personen von anerkannter Rechtschaffenheit so viel Rücksicht auf Menschen nahmen, die Jeder verabscheuen muß, und die das Gegentheil sind von der Frömmigkeit, die sie im Munde führen.

„Ich erwarte ehrfurchtsvoll die Bestimmungen, die Eure Majestät hierüber zu treffen geruhen wird; aber, Sire, *es ist gewiß, daß ich nicht mehr daran denken darf, Lustspiele aufzuführen, wenn die Tartüffs die Oberhand gewinnen*; sie würden dadurch ein Recht bekommen, mich mehr als je zu verfolgen, und würden auch an dem Unschuldigsten, das aus meiner Feder kommt, etwas auszusetzen haben. — Sire, möchte Ihre Güte mir Schutz verleihen gegen ihre giftige Wuth, und möchte ich Eure Majestät bei der Rückkehr aus einem so glorreichen Feldzug von den Beschwerlichkeiten desselben zerstreuen können, indem ich nach so erhabenen Thaten unschuldige Vergnügungen biete, und den Monarchen lachen mache, der Europa zittern macht."

Ob der Monarch wohl auch lachte, als er diese so kühne Bittschrift las, die ihm geradezu die Wahl ließ, entweder Tartüff freizugeben, oder künftig auf Molière's Dienste zu verzichten?

Zwei Schauspieler, de la Thorillière und Lagrange, reisten am 8. August mit dem Placet direct in's königliche Lager nach Lille. Das Theater blieb während ihrer Abwesenheit geschlossen. Als die Gesandten im Lager anlangten, mochten sie wohl bald sehen, daß der Moment nicht gerade der günstigste war, um Ludwig wegen einer Komödie zu belästigen. Der König hatte zwar viel Glück auf diesem Feldzuge gehabt, allein der gescheiterte Angriff auf Dendremonde und die Unmöglichkeit des geplanten Vordringens nach Brüssel mußten die Siegesfreude bedeutend herabstimmen. Trotzdem wurden die Schauspieler „sehr gut aufgenommen". „Der Bruder des Königs nahm sich seiner Gewohnheit nach ihrer an, und der König ließ ihnen sagen,

[1] Vgl. oben im Dom Juan die Rede über die Heuchelei.

daß er nach seiner Rückkehr in Paris das Lustspiel des Tartüff untersuchen lassen wolle und daß sie es dann spielen würden. Darauf kehrten sie zurück. Die Reise hat der Truppe 1000 Livres gekostet."

So der Bericht des einen der Abgesandten, des trockenen Lagrange.

Wenn man angesichts des scharfen Tones der Bittschrift, der indirecten Anklagen und Drohungen derselben, sowie der unglücklichen Zeitumstände und des Charakters Ludwig' XIV. diesen Entscheid und diese „große Güte" betrachtet, so muß man sich von Neuem sagen: es muß von Anfang an zwischen König und Dichter eine gewisse Complicität geherrscht haben; es muß eine Mitschuld des Königs vorhanden gewesen sein, welche diesen fürchten machte, Molière könne das Äußerste wagen. Molière wußte, wie weit er gehen durfte, und daß er so weit ging, als er es in dieser Bittschrift that, beweist, daß Ludwig zwingende, von Molière gekannte Gründe hatte, sich diese Kühnheiten gefallen zu lassen. Auch wagt Ludwig nicht einmal, das Versprechen zu läugnen, das Molière von ihm empfangen haben will und auf das hin er die Vorstellung gewagt hatte. Vor wem hatte denn der König Furcht, daß er eine Erlaubniß nicht aufrecht erhielt, die er doch als von ihm gegeben anerkennen mußte? — —

Freilich, was die Abgesandten als Preis ihrer Mühen und Auslagen mit nach Paris nahmen, war wenig genug; über ein neues Versprechen des Königs ging es nicht hinaus, und das war in der Tartüff-Angelegenheit, wie die Thatsachen bewiesen hatten, von keinem Werth.

Übrigens fanden sie in Paris Alles in der größten Verzweiflung. Während sie auf dem Wege zum König waren, hatte sich die Sachlage durchaus verschlimmert. Ein neues Verdammungsurtheil in Form eines erzbischöflichen Mandements war über das Stück und den Dichter ergangen.

Als Molière den Präsidenten Lamoignon verließ und in der Person des Erzbischofs den eigentlichen Gegner, das wirkliche Haupt der ihn verfolgenden Cabale vermuthete, mag sich der Dichter wohl kaum getäuscht haben. Am 11. August erließ dieser Prälat wirklich einen überaus strengen Erlaß, der nicht bloß öffentlich angeschlagen, sondern auch am nächsten Sonntag von allen Kanzeln der Hauptstadt verlesen wurde. Es heißt darin:

„... Wie uns der Promotor berichtet, hat am Freitag den 5. d. M. auf einem der Theater dieser Stadt unter dem neuen Namen ‚des Betrügers' die Aufführung einer sehr gefährlichen Komödie stattgefunden, die um so geeigneter ist, der Religion zu schaden, als sie unter dem Vorwand, die Heuchelei und die falsche Frömmigkeit zu verurtheilen, Anlaß dazu gibt, alle Jene dieser Laster anzuklagen, welche sich der gründlichsten Frömmigkeit befleißigen, und sie auf diese Weise den beständigen Spöttereien und Verleumdungen der ausschweifenden Welt preisgibt. Um den Fortschritt eines so großen Übels zu hemmen, das im Stande wäre, die schwachen Seelen zu verführen und sie vom Wege der Tugend abzulenken, hat obbemeldeter Promotor uns ersucht, allen Personen unserer Diöcese zu verbieten, die obgenannte Komödie, unter welchem Namen auch immer, aufzuführen, sie zu lesen oder lesen zu hören, sei es öffentlich oder im Geheimen, unter Strafe der Excommunication.

„Wir also, wissend, wie gefährlich es sein würde, zu dulden, daß die wahre Frömmigkeit durch eine so ärgernißerregende Aufführung, die der König zudem früher schon sehr nachdrücklich verboten hatte, sollte verletzt werden; erwägend ferner, daß zu einer Zeit, wo dieser große Monarch so freimüthig sein Leben für das Wohl seines Staates (!) aussetzt, und wo es unsere Hauptsorge ist, alle frommen Seelen unserer Diöcese zu ermahnen, beständig für die Erhaltung seiner geheiligten Person und den Sieg seiner Waffen zu beten — eine große Gottlosigkeit darin liegen würde, wenn man sich mit Schauspielen beschäftigen wollte, welche geeignet sind, den Zorn des Himmels zu erregen — haben ausdrücklich verboten und verbieten allen Personen unserer Diöcese" u. s. w. (Wie oben!)

Wie man sieht, wird die erste Anregung zu dem strengen Erlaß dem Eifer des bischöflichen Promotors gutgeschrieben, und es wäre darum nicht ganz ohne Wichtigkeit, den Namen und Charakter dieses Mannes zu kennen. Indeß fügt der Erzbischof den inneren Gründen seines Rathgebers noch äußere hinzu, welche zeigen, daß ihm selbst sehr viel daran lag, das Verbot in aller Augen gerechtfertigt zu sehen.

Übrigens sah ja auch Molière in dem Prälaten das eigentliche Haupt seiner Gegner, wie wir auch von Boileau die Äußerung hörten, der Herr von Péréfixe habe sich an ihre (der frommen Hofcabale) Spitze gestellt. Wir müssen uns daher diesen Mann genauer ansehen, obwohl es sehr schwer halten dürfte, ein allseitig richtiges und gerechtes Urtheil über ihn zu fällen. Wenn er auch nicht ausdrücklich zu den Jansenisten zu zählen ist, so gehört er doch jedenfalls zu den entschiedensten Gallicanern.

Hardouin de Péréfixe war Lehrer Ludwig' XIV. gewesen und hatte für seinen Zögling ein Leben Heinrich' IV. geschrieben, das ein französischer katholischer Autor „als eine gewisse erste Auflage von Voltaire's Henriade" bezeichnet[1]. Die Ehebrüche des Königs waren entweder vertuscht oder nur mit sehr mäßiger Energie getadelt. Heinrich IV. war der Musterkönig, und besonders stark war der Absolutismus und das Princip hervorgehoben, die Könige hingen in alleweg einzig von Gott ab. Man kann sich denken, daß der mündliche Vortrag des Lehrers dieses geschriebene Programm nach Kräften erweiterte und auf des Zöglings Zukunft anwendete. Nach Ludwigs Thronbesteigung erhielt Péréfixe das Pariser Erzbisthum und blieb auch in dieser Stellung ein äußerst schwankender, unbestimmter und unzuverlässiger Charakter. Spricht er einerseits nothgedrungen das Interdict über Port-Royal aus, so gestattet er andererseits die vom Erzketzer Arnaud erfundene Unterscheidung zwischen Rechtsfrage und Thatsache, also den innersten Kern der Häresie. Kaum hat Rom diese Unterscheidung verworfen, so wendet sich Péréfixe an Bossuet, um mit diesem Prälaten über die Unterscheidung und deren Verwerfung noch weiter zu speculiren, ob sich vielleicht noch ein jansenistisches Hinterpförtchen entdecken lasse; wird er dann gezwungen, eine gläubige Unterwerfung unter Roms Entscheidung zu verlangen, so verlangt er diese zwar heute, er-

[1] „Une certaine première édition de la Henriade de Voltaire" (Abbé Davin, Les Sources du Tartuffe, article II, a. a. O.).

klärt aber morgen, es sei bloß von natürlichem, menschlichem Glauben die Rede, unter der Hand könne man für sich ja der Überzeugung sein, der Papst habe Unrecht und Jansenius Recht. Ist Ludwig XIV. von seinem Minister Colbert beeinflußt, der auf Drängen und Rathen eines protestantischen Holländers gern einige Feiertage weniger hätte, so braucht Ludwig dieß nur seinem früheren Lehrer Péréfixe zu sagen, und dieser unterdrückt ohne Roms Wissen und Willen aus eigener Machtvollkommenheit 17 gebotene Feiertage, zuerst natürlich nur für seinen Sprengel, aber ebenso natürlich mit der sichern Erwartung, daß die übrigen Diöcesen bald folgen würden.

Ob Ludwig XIV., ohne es zu wissen, dem Dichter des Tartüff Stoff zu einer der gelungensten Scenen der Komödie gab, indem er ihm einen Zug aus dem Leben seines Lehrers erzählte, können wir ruhig dahingestellt sein lassen[1]. Es wäre immerhin möglich, daß Péréfixe im Tartüff eine Anspielung auf seine Person gefunden hätte und dadurch noch mehr gegen das Stück erbittert wäre; jedoch die allgemeinen Gründe reichen hin, den heftigen Ton des Mandements begreiflich finden zu lassen.

Diese allgemeinen Gründe aber finden wir theils in der Hinneigung des Erzbischofs zu der Partei der Jansenisten, theils auch vielleicht in der wirklichen Befürchtung, das Stück Molière's könne der wahren Frömmigkeit schaden. Darüber, daß Péréfixe zur Zeit jenes Erlasses ein Freund der Jesuiten gewesen sei oder gar unter deren Einfluß gestanden habe, findet sich nicht die mindeste Andeutung.

Jedoch, welches auch immer die Gründe des neuen kirchlichen Verbotes gewesen sein mögen, das Verbot war erlassen und Molière um eine Freiheit ärmer.

Hatte nämlich der König bis dahin wenigstens die Vorlesungen des Stückes geduldet, war es erlaubt, die Komödie in Abschriften zu verbreiten und Stimmung für sie zu machen, so traf das Schreiben des Erzbischofs auch diese Art der Verbreitung mit derselben Strafe wie die öffentlichen Aufführungen. An die Erlaubniß zum Druck war unter diesen Umständen erst recht nicht zu denken, und sogar dem Versprechen des Königs wurden durch dieses offene, so stark behauptende Schriftstück der kirchlichen Obrigkeit neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Indeß was war bis zur Rückkehr des Königs zu machen? Es klingt überaus traurig, wenn Lagrange in seinem Register die Worte schreibt: „Die Gesellschaft hat während unserer Reise (zum König) nicht gespielt; wir haben wieder zu spielen angefangen am 25. September." Also wiederum eine lange Unterbrechung (August bis September) im Theater und ein gewaltiger Ausfall in den Einnahmen.

Als Grund der langen Unthätigkeit gibt Robinet die Muthlosigkeit des Dichters inmitten des Sturmes an[2]. Vielleicht aber mag ein erneuter Krank-

[1] Die Geschichte wird vom Abbé d'Olivet erzählt, vgl. Davin a. a. O.

[2] D.-M. S. 324.

heitsanfall nicht wenig zu der Ruhe und Zurückgezogenheit beigetragen haben. Sonst wäre nicht ersichtlich, warum, wenn Molière einmal

„reprenant courage
Malgré la bourrasque et l'orage
Sur la scène se faisait revoir",

die Vorstellungen so rasch nach dem 25. September wieder eingestellt wurden und eingestellt blieben bis zum 31. December. In der That, ein hartes Jahr schloß für den Dichter mit jenem Sylvesterabend 1667.

Nicht war es die Krankheit und der Kampf um ein Stück allein, welche ihm dieses Jahr verbittert hatten, sondern auch seine häusliche Stellung und ein bitterer Verrath an der Freundschaft.

Neue Mißhelligkeiten hatten das kaum wieder aufgenommene Zusammenleben mit Armande unmöglich gemacht; die unglücklichen Gatten trennten sich, und wenn Molière auch, um den Schein zu wahren, die gemeinschaftliche Stadtwohnung beibehielt, so miethete er doch für sich allein ein kleines Landhaus in Auteuil, einem Vorort von Paris. Die kleine Wohnung lag in einem großen Park und hatte wegen der friedlichen Umgebung und der frischen Landluft einen wohlthätigen Einfluß auf den armen kranken und müden Mann. Jeden Abend nach den Vorstellungen und aufreibenden Stadtbeschäftigungen wanderte er entweder einsam oder in Begleitung irgend eines Freundes in sein stilles Heim und suchte bei seinen Büchern, seinen Freunden oder bei dem Pflegesohn einige Erholung und ein kurzes Vergessen. Sein Söhnchen war ihm gestorben; das Töchterchen übergab er, sobald es etwas herangewachsen war, einem Pensionat in Auteuil, um es dem Einfluß der Mutter zu entziehen. In das kinderlose Haus nahm er dafür einen Knaben, Michael Baron, auf, in dem er ein besonderes Schauspielertalent entdeckt hatte. Michael war am 8. October 1653 als der Sohn einer fahrenden Schauspielerfamilie geboren, und er wurde auch wirklich einer der trefflichsten Bühnenkünstler seiner Zeit. Allein die Erziehung, welche er in religiös-sittlicher Beziehung erhielt, war nicht genügend, um auch einen Charakter aus ihm zu machen; die Art, wie er seinem Pflegevater lohnte, hat dieß zur Genüge dargethan.

Mit dem Vergessen des Leides hatte es bei Molière seine Schwierigkeit. Ohne uns hier auf die bekannte Unterredung mit Chapelle oder auf des Dichters Äußerung gegen Rohaut, noch endlich auf die sehr durchsichtigen Anspielungen im Misanthropen des weiteren einzulassen, müssen wir doch soviel sagen, daß Molière seine Gattin trotz aller ihrer Untreuen leidenschaftlich liebte, daß er vergeblich gegen diese Liebe ankämpfte und dabei immer und immer wieder gezwungen wurde, bei dem täglichen Verkehr auf der Bühne mit Armande Zeuge von deren Coquetterien und Herzlosigkeiten zu sein. Mit Recht weisen die Biographen darauf hin, welche Pein es für den armen Mann gewesen sein müsse, als Alceste seine leidenschaftlichen Ausbrüche an die eigene ungetreue Gattin als Celimene zu richten! Kein Wunder, daß auch Stunden kamen, in welchen sich Erbitterung und Verachtung seines Herzens bemeisterten und daß der Dichter in einer solchen Stunde im

„George Dandin" das Bild seines herzlosen Weibes zeichnete, das ihrem Gatten das Leben vergiftete, und er sich selbst in bitterer Ironie die Worte zuruft: „Vous l'avez voulu, George Dandin!"

Man muß gestehen, daß die leichtfertige, ärgernißerregende „Ehe" sich furchtbar in dem Leben Molière's gerächt hat. Die Lage des Dichters war überhaupt eine solche, daß nur religiöse Mittel ihn wahrhaft hätten trösten können, und dem christlichen Beobachter mag der Gedanke nur zu nahe liegen, ob nicht die göttliche Gnade durch all' diese Heimsuchungen an das Herz eines Mannes pochte, der zwar leichtsinnig, aber nicht gottlos im schlimmsten Sinne war. Es wäre sicherlich vom größten Interesse, gerade über die religiöse Seite des Molière'schen Lebens irgend welche Andeutung zu haben — allein gerade in dieser Beziehung macht sich ein absolutes Schweigen der zeitgenössischen Quellen bemerkbar. Wir können diese Gottentfremdung eines Mannes von der unzweifelhaft hohen Begabung und durchaus nicht unedlen Charakteranlage Molière's nur tief beklagen und schreiben das, was wir an den Meisterwerken seines Genius bedauernd vermissen, auf Rechnung des Mangels an einem religiös-sittlichen Halt.

Leider waren die meisten Freunde des großen Dichters nicht geeignet, diesem Mangel abzuhelfen — oder aber, wenn sie dieß versucht haben, verloren sich ihre Worte in dem Strudel des aufregenden Treibens einer Theaterleitung, bei der Molière Dichter, Regisseur und Schauspieler zugleich war. Priester und Ordensleute wie P. Rapin, P. Maury, P. Vavasseur und P. Bouhours haben jedenfalls ihre Pflichten nicht so sehr vergessen, um nicht ihre Freundschaft oder doch ihre literarischen Beziehungen zu Molière dazu zu benutzen, ihn auf das von ihrem Standpunkt einzig Nothwendige hinzuweisen. Ein ganz eigenthümliches Document, das nach Lacroix sehr wichtig ist, „comme unique monument, qui du vivant de Molière ait été élevé en son honneur", stammt aus der Feder des genannten P. Jean Maury S. J., dem Verfasser eines Werkes: „Thesaurus universae Vanitatis seu Excursus morales in Ecclesiasten Salomonis", welches 1664 zu Paris herauskam. P. Maury schenkt ein Exemplar dieses Werkes dem Dichter und begleitet es mit einer lateinischen Epistel in Hexametern: „An Molière."

In diesen als neulateinische Poesie beachtenswerthen Versen wird mit dem Lobe Molière's nicht gekargt[1]:

[1] Den Ausspruch des Bibliophilen Lacroix über die Wichtigkeit des Gedichtes als ausschließlichem, einzigem Lob der zeitgenössischen Dichter müssen wir freilich der Einseitigkeit des Molièristen zugute halten; als zeitgenössische Stimme eines Jesuiten ist aber das Gedicht von wirklicher Bedeutung und zwar nahezu entscheidend in der Tartüff-Frage, weil doch ein Jesuit einen Mann nicht so loben wird, der eben gegen seinen Orden eine so gehässige Komödie geschrieben hat. Das Gedicht stammt nämlich aus demselben Jahre, in welchem Anfangs Mai der Tartüff aufgeführt wurde. Fehlt uns auch das genaue Datum des Achevé d'imprimer, so muß doch zur Zeit, als Maury die Widmung schrieb, der Tartüff auf die eine oder andere Art bekannt gewesen sein. Da die Übersetzung, welche das Molière-Museum von diesem Stücke bringt, nichts weniger als treu, eigentlich gar keine Übersetzung, sondern Um-

Inclyte comoedi princeps Moliere Theatri
Qui deridendos homines plaudente propinas
In scenâ, mordens salibusque jocisque decoris
Mores insulsos, Author, Recitator et idem
Festivae sublimis apex et terminus artis,
Qui veterum cedis nulli, non omnibus una,
Si Graecos, si Romanos quis jungere certet,
Et quos nunc Italos, quos nunc audimus Iberos,
Ipsos et Gallos, quorum est jam gloria summa. . . . .
Non possum praebere alio me munere gratum
Admiranda tuae post tot spectacula scenae,
Laetior unde domum semper, meliorque recessi,
Seria sic ibi mixta jocis, mixtum utile dulci,
Et sic norma boni, limesque docetur honesti;
Si vitio poenas, virtuti praemia semper
Decernis, scenae non oblectamine solum
Innocuo, sed cum probitatis foenore multo;
Ni vitio stomachi, quales plerosque fateri
Cogimur, altorem quis succum in toxica vertat;
Aut spreto tellus quo diffluit attica melle
Quam fert illa eadem malit sorbere cicutam.
Nil adeo prodest, usu subeunte sinistro

---

dichtung seltenster Gattung ist, und es bei Dingen dieser Art doch auch besonders auf den Ausdruck ankommt, haben wir im Text den lateinischen Wortlaut gegeben. In deutscher Übersetzung würde das Gedicht, insofern es uns hier angeht, etwa lauten:

Molière, hehrer Fürst im Reich der komischen Bühne,
Der du entrunzelst die Stirn und Heiltrank reichest den Trüben,
Abgeschmackte Sitten du geißelst mit ziemendem Scherz und
Beißendem Witze sie heilst, daß Beifall klatschet die Menge;
Dichter und Spieler zugleich, der erhabene Gipfel und Zielpunkt
Festlicher Kunst — stehst keinem du nach der Alten, und wenn auch
Alle zusammengereiht sie entgegen dir träten, du weichst nicht
Griechen und Römern, auch nicht den Italern oder Iberen,
Selbst den Galliern nicht, die doch heut' die Berühmtesten Aller. . . . .

Durch kein andres Geschenk vermag ich den Dank dir zu zeigen,
Den für so manches Spiel ich dir zoll', dem bewundernd ich beiwohnt',
Und das ich heiterer stets, als ich kam, und ein Bess'rer verlassen;
So ist dem Ernste der Scherz, das Angenehme dem Nutzen
Innig gesellt, so lehrst du die Regel des Guten und steckst du
Weise die Grenze der Zucht, und theilest du zu, ein gerechter
Richter, den ziemenden Lohn der Tugend, dem Laster die Strafe.
Nicht unschädlich ist bloß, voll heiterer Unschuld und Anmuth
Deine Bühne, sie wirbt und wuchert zum Nutzen der Tugend;
Wenn nicht, wie wir es leider zumeist gezwungen zu schauen,
Nährenden Saft in Gift verwandelt die Krankheit des Magens,
Oder ein Thor des Honigs vergißt, der reichlich daherfließt,
Und nur den Schierling verschlingt, der mit den Blüthen emporschoß —
Traun, nichts nutzet so sehr, zum Schaden kehrt es der Mißbrauch.

Quod non laedat idem. Nec tu, Moliere, malignis
Eriperis laudantum inter praeconia linguis.
Sed rectis sat judiciis atque auribus aequis
Posse frui. Turba e stolida non gloria constat.
Principibus placuisse viris laus summa. . . .
Audiris, legerisque avide, te dextera quaevis,
Te sinus omnis habet, solisque arceris ab illis
Qui te nec norunt, nec nosse infensius audent,
Scilicet exosum quibus est comoedia nomen
Horrendumque[1], nec immerito, quod turpia promi
Hic olim solita et soleant hoc tempore multa.
Sed damnanda haec sint alieno crimine, culpa
Non, Moliere, tua, qui crudum admittere verum
Quod valeant pauci, salso hoc condire faceto
Doctus et urbano, rejecto scommate quovis
Impuro, subeas purgatas limpidus aures,
Et sic omne feras apto moderamine punctum
Mordax ut verum blando societur honesto.

In Verbindung mit dem Buch, einer religiös-moralischen Abhandlung über die Eitelkeit alles Irdischen, war dieses Lob mehr eine Mahnung als eine Schmeichelei. Um übrigens den guten Pater nicht falsch zu beurtheilen, müssen wir uns in die Zeit zurückversetzen und uns die Trivialitäten und Obscönitäten vorhalten, an denen bis dahin die Komödie wie an einem Aussatz gekrankt hatte. P. Maury sieht bloß auf das, was Molière schon gebessert hat, und dieß mußte auch wirklich den Zeitgenossen am meisten auffallen. Zudem sollte Molière in diesen Versen das Ideal einer wirklich

---

Molière, nimmer auch du böswilligen Zungen entgehn wirst,
Mögen die andren dich auch mit reichstem Lobe bedenken.
Aber dir sei es genug, zu gefallen den billigen Ohren
Ehrlicher Richter; denn Ruhm nicht verleiht die thörichte Masse,
Höchstes Lob ist der Beifall der Besten. . . .
Sieh! mit begehrlicher Lust liest Jeder und hört deine Dichtung,
Jegliche Rechte sie hält, sie ruhet an jeglichem Busen;
Feindlich entgegen dir stehn und fernab einzig nur Jene,
Welche dich kennen noch nicht oder dich zu kennen nicht wagen,
Denen verhaßt sogar und ein Greuel der Name des Lustspiels,
Nicht mit Unrecht ganz, weil es ehdem nur Schändliches aufführt'
Und auch heute noch oft sich leider im Schmutz nur herumtreibt.
Rüge man dieses auch streng — nur schreibe man's dir nicht in's Schuldbuch!
Molière, fahre du fort, als Weiser die bittere Wahrheit,
Die nur Wenige sonst im schwächlichen Geiste vertrügen,
Klug zu würzen mit Witz und höflichen Scherzen, die, frei von
Schmutzigen Possen, durchaus auch ergötzen die keuschesten Ohren.
Traun, so erreichst du das Ziel mit weiser Mäßigung sicher,
Daß sich im heiteren Spiel einschmeichle die beißende Wahrheit.

[1] Dieß geht doch augenscheinlich auf die Gegner der Komödie, die Jansenisten.

guten Komödie erkennen, und wenn ihm die Aufmunterung von solcher Seite auch willkommen gewesen sein muß, so wird er doch zu klar gesehen haben, um nicht einzugestehen, daß er jenes Ideal noch nicht erreicht habe. Und in der That, die eigentlichen Meisterwerke Molière's, der Misanthrop, Dom Juan, Avare, Femmes savantes u. s. w., liegen in dem Zeitraum *nach* jenem Brief. Jedenfalls aber zeigt uns dieser Brief, daß die Jesuiten *nicht* zu den Gegnern Molière's, nicht zu jener Cabale gehörten, die andere Komödien unbeanstandet ließen und nur diejenigen Molière's unterdrückt wissen wollten[1]. Männer aber, die ihm solche Episteln schickten, hat Molière unmöglich im Tartüff an den Pranger stellen wollen.

Wenn indeß auch immer eine gewisse Verbindung zwischen Molière und den Jesuiten bestand, wenn auch P. Rapin z. B., einer der gelehrtesten und einflußreichsten derselben, den Dichter einfach „zu seinen Freunden" rechnete[2], so war doch der Natur der Sache gemäß diese Verbindung und Freundschaft stets eine sehr beschränkte und begrenzte. Die eigentlichen Freunde Molière's gehörten selbstredend anderen Gesellschaftsklassen an. Der treueste und beständigste von allen war *Boileau*.

Nikolaus Boileau-Despréaux war 14 Jahre jünger als Molière. Seit seinem 15. Jahre hatte jedes einfältige Buch einen wahren Zorn in dem Knaben erweckt, und so war er von selbst zur literarischen Satire gedrängt worden. Bald aber wuchs in ihm das Verständniß der Lage; er fühlte seine Kraft und stellte sich demgemäß seine Aufgabe. Das Ziel, das er für sich erstrebte, war freilich nicht das höchste — es war eigentlich die negative Thätigkeit des Kritikers, der den Geschmack seiner Zeitgenossen reinigen, die Literatur vor Irrwegen bewahren will. Boileau hat dieses Ziel in seiner Weise erreicht, und wie sehr man auch darüber anderer Meinung sein mag, ob er das Ziel in der richtigen Weise erfaßte, das muß man dem Verfasser der Satiren und der Art poétique lassen, er wollte Gesetzgeber sein, und wirklich hat sich seine Zeit gehorsam seinen Erlassen gefügt. Wer aber Boileau's Charakter oder seinen Einfluß nur aus dem erkennen wollte, was uns geschrieben vorliegt, der würde sich gewißlich täuschen und über dem trockenen grämlichen Aristarchen den rathenden, helfenden, tröstenden und mitgenießenden Freund der größten Schriftsteller seiner Zeit mißkennen. Wenn wir uns die Quintessenz der falschen Classicität des 17. Jahrhunderts in Frankreich vorstellen wollen, so denken wir unwillkürlich an die Art poétique und ihren Auctor in bepuderter Allongeperrücke. Und doch ist dieser entsetzliche Pedant von Boileau in Wirklichkeit ein gemüthlicher Kamerad, ein treuer Freund, ein edler, warmfühlender Mensch, ja zu Zeiten ein aufgeräumter Gesellschafter.

---

[1] Vgl. zweites Placet.

[2] Rapin soll nach Schweitzer (Molière-Museum, I. LXIII) nicht geschrieben haben: „Molière est de *nos* amis", sondern: „de mes amis". In der Ausgabe der Mémoires du P. Rapin durch L. Abineau heißt es: „nos amis" (I. IV). Der Unterschied ist nicht so principiell, wie Schweitzer a. a. O. ihn darstellt.

Boileau hatte gerade seine ersten Satiren geschrieben, als Molière mit seinen ersten bedeutenderen Lustspielen auftrat. Inmitten der vielen Anfechtungen von Seiten der Marquis und Preciösen mitsammt ihrer Literatenclique war es für den Satiriker auf den Brettern eine wahre Wohlthat, den Beifall des jungen Boileau zu finden, mit dem sich bald die literarische Jugend vereinigte und in Molière den Führer anerkannte, der sie zu neuen Zielen leiten würde. Wir haben bereits angeführt, wie Boileau den Dichter der École des femmes zur Jahreswende 1662/63 mit einigen ermunternden und wohlwollenden Stanzen begrüßte:

Mögen sie dein Werk begeifern,
Neidisch sich darob ereifern:
Muth! sie sind nicht stark genug;
Die Jahrhunderte vergehen,
Dein Gedicht wird fortbestehen,
Reizvoll schön und ewig jung.

Diese Stanzen wurden Anlaß zu einem persönlichen Verkehre und zu einer Freundschaft, die bis zum Tode Molière's ohne Trübung fortbestand. Boileau fühlte sich zu dem träumerisch ernsten, fein beobachtenden und in seiner Genialität das Rechte findenden Molière hingezogen. Im Grunde hatten sie ja Beide denselben Feind — den Schwulst und die Unnatur. Molière hieß Boileau nur „le contemplateur", und Boileau's Geschmack und Einfluß nicht weniger als die poetische Anregung, welche sein Verkehr mit sich brachte, waren für Molière von größtem Werthe. Der Freund suchte auch wirklich, besonders seit den schweren Zeiten des Tartüff, jede Gelegenheit zu benutzen, eine Lanze für Molière einzulegen. War es schon in gewissem Sinne gewagt, im Jahre 1664 Molière eine eigene Satire zu widmen und ihn in derselben unumwunden als Meister seiner Kunst zu preisen, so verdient es noch mehr Anerkennung, wenn Boileau in seiner Epistel an den König (1665/66) die Gelegenheit vom Zaune bricht, ein scharfes Wort über den verpönten Tartüff zu sagen und zu behaupten, daß seine, des Satirikers, und Molière's, des Komikers, Feinde überhaupt die Wahrheit fürchteten, und während sie sich über Gott lustig machten, vor Molière und dem Tartüff zitterten:

Leur coeur qui se connaît et qui fuit la lumière,
S'il se mocque de Dieu craint Tartuffe et Molière.

Bald führte Boileau dem Komiker noch zwei andere junge Freunde, Lafontaine und Racine, zu, so daß eine kurze Zeit hindurch die classischen Vertreter von vier verschiedenen Dichtungsarten durch einen im Gange der Weltliteratur seltenen Bund vereint waren.

Lafontaine war der Älteste von ihnen; er war ein Jahr vor Molière geboren. Sein berühmtestes Werk, die Fabeln, waren damals noch nicht erschienen, sondern entstanden meistens gerade um jene Zeit der ersten Freundschaft. Einzelne Gedichte und Episteln hatten ihn aber bereits sehr früh in der Pariser Gesellschaft beliebt gemacht, und selbst als Foucquet, sein erster

Beschützer, längst gefallen, lebte der Bonhomme als verzogener Liebling der höchsten Kreise in Paris in der angesehensten, unbesorgtesten Weise.

Auch er war stolz, daß er Molière entdeckt hatte. So sprach er sich schon nach der Aufführung der Facheux in Beaux gegen seinen Freund Maucroix in Rom aus:

Es (die Komödie) ist ein Werk von Molière,
Des Dichters, der durch seine Art
Des ganzen Hofs Entzücken ward;
Sein Name läuft so schnellen Schritts,
Daß er gewiß längst Rom erreichte.
Ich bin entzückt, der ist mein Mann!
Du weißt doch noch, wie wir vor Jahren
Einstimmig in dem Urtheil waren,
Daß er nach Frankreich bringen werde
Terenzens Kunst und edle Laune ...
Ja, ja, wir ändern die Methode;
Denn Jodelet ist nicht mehr Mode,
Und unser Grundsatz lautet frei:
„Nur immer der Natur getreu!“ [1]

Jean Racine, ein Landsmann Lafontaine's und volle achtzehn Jahre jünger, lernte diesen in Paris kennen, und bald hatte die gleiche Stimmung, besonders die gleiche Freude am Lebensgenuß, den Unterschied der Jahre ausgeglichen und eine innige Freundschaft vermittelt. Durch einen gemeinsamen Freund und bei Gelegenheit eines Gedichtes an den König war dann auch Boileau mit Racine in Berührung gekommen. Der Dichter der Athalie hatte damals erst eine Jugendarbeit, die „Thebaide“, aufzuweisen, welche er nach vergeblichem Bemühen, sie von den Schauspielern des Hôtel de Bourgogne aufgeführt zu sehen, endlich 1664 der Truppe Molière's überließ. So war auch zwischen ihm und dem Komiker der Verkehr angebahnt.

Seltsam! in diesem Vierdichterbund herrschte eigentlich der Jansenismus; denn während Lafontaine, der geniale Lebemann, sich um gar keine Religion kümmerte, und auch Molière sich der Ausübung seines Glaubens vollständig fernzuhalten schien und wohl auch wirklich fernhielt, neigten Racine und Boileau durchaus zu Port-Royal. Racine war förmlich von den Jansenisten erzogen, und nur durch eine unglaublich kühne Emancipation unter die dramatischen Dichter gegangen. Dafür folgten ihm denn auch die strengsten Mahnepisteln von den Vätern und Müttern Port-Royals, die ihn wie einen abtrünnigen und verlorenen Sohn behandelten. Freilich ganz Unrecht kann man den Schreibern dieser Briefe nicht geben, im Gegentheil wird jeder Unparteiische ihnen darin völlig zustimmen, daß sie den jungen genußsüchtigen Mann vor dem Umgange mit Männern warnen, die ihm eher alles Andere, als ernste Lebensführung geben konnten. So schreibt ihm einmal seine Tante, Schwester Agnes, aus Port-Royal geradezu, sie verbitte sich seinen

[1] Lettre à Mr de Maucroix, 22. August 1661.

Besuch, so lang er mit dem Theater zu thun habe. „Ich habe mit Schmerz erfahren, daß du mehr als je mit Menschen verkehrst, deren Namen allein schon verabscheuungswürdig bei allen Jenen, die auch nur etwas Frömmigkeit besitzen . . . Wenn du unglücklich genug bist, jenen Umgang nicht aufgegeben zu haben, der dich vor Gott und den Menschen entehrt, so darfst du nicht daran denken, uns hier zu besuchen."

Unter diese „hommes abominables" gehörte natürlich in erster Linie Molière, der Dichter des Tartüff, allein auch jedenfalls Lafontaine und noch einige weitere Genossen des Molière'schen Bekanntenkreises. Das waren vor Allem die Dichter Chapelle und Furetière, der Musiker Lulli, sowie eine Schaar junger Edelleute, welche sich ein künstlerisches Ansehen gaben, die Schauspielerinnen umschwärmten und mit den Dichtern und Schauspielern zechten. Auf diese lockere Gesellschaft wendet Madame de Sévigné einige Jahre später das Wort „Diableries" an: „eine kleine Schauspielerin ist noch dabei, und Despréaux und Racine, da gibt's köstliche Soupers, will sagen Teufeleien."

Ob aber, wie bisweilen behauptet wird, auch Molière an diesen Gelagen theilnahm, ist nicht unzweifelhaft festgestellt; der Zustand seiner Gesundheit war bereits Anfangs der sechziger Jahre ein solcher, daß er ohne die schlimmsten, wahrscheinlich augenblicklichen Folgen irgend welche Ausschreitungen nicht hätte ertragen können. Sogar in seinem eigenen Heim in Auteuil verließ er Abends bei Zeiten die frohe Gesellschaft der Freunde, welche ihn oder den im selben Hause eingemietheten Chapelle besuchten. Eine recht tolle Anekdote erzählt, daß Lulli, Boileau und Andere auch wieder eines Abends nach Auteuil gekommen waren und sich lustig bei Wein und Witzen unterhielten. Molière erhob sich frühzeitig, da ihm der Genuß des Weines schon verboten und auch sonst die größte Ruhe und Regelmäßigkeit anbefohlen war, und wünschte den Freunden eine gute Nacht, bat sie aber zugleich, sich in der Unterhaltung nicht stören zu lassen. Diese ging denn auch lustig ihrer Wege, bis gegen Morgen eine etwas verzweifelte Stimmung sich der weinseligen Brüderschaft bemächtigte. Sie fanden alle, das Leben sei ein Übel, und ihm ein Ende machen, sei die beste That. Man beschloß also, im Gänsemarsch an die Seine zu ziehen und sich nacheinander kopfüber in's Wasser zu stürzen. Die Dienerschaft erschrak und weckte Molière. Dieser eilt hinunter, hört die Klagen und den Vorsatz der Freunde, und statt ihnen abzurathen, gibt er ihnen vollkommen Recht; nur warf er ihnen vor, daß sie eine so vernünftige That bei dunkler Nacht und ohne ihn selbst mitzunehmen vollführen wollten. So etwas müsse mit gebührender Feierlichkeit und am hellen Tage geschehen. Darum rathe er ihnen, jetzt ein wenig auszuruhen, um neun Uhr des Morgens werde er sie selbst an den Fluß führen, falls sie in ihrem guten Vorsatz beharrten. Man ging schlafen und schlief wohl auch noch etwas länger als bis neun, und als man erwachte, schlich einer um den Andern — zu seinem Heim in die Stadt.

Waren die Dichter mehr unter sich, so bildeten auch ausschließlicher literarische Dinge den Gegenstand ihrer Unterhaltung. Wir erwähnen hier

nur die interessante Erzählung Lafontaine's über einen von den vier Freunden gemeinsam gemachten Ausflug nach Versailles[1]. Man ersieht aus derselben zugleich, daß die Dichter der steifen Alexandriner ganz gemüthliche Leute und gar nicht ohne Poesie in ihrem Leben waren. Am meisten freilich muß der Abstand zwischen Sein und Vers bei dem Verfasser der Art poétique auffallen, und wir zweifeln nicht, daß Maître Boileau auch beim deutschen Publikum Sympathie erwecken würde, wenn man nur mehr von ihm kännte als seine strengen Versregeln. Neben dem schwachen und schwärmerischen Racine war er zudem auch jedenfalls der religiös und moralisch edelste und festeste Charakter des Freundesbundes, und selbst seine Hinneigung zu den Jansenisten war niemals eine so ausgesprochene, daß er nicht zugleich der Freund mancher Jesuiten gewesen und geblieben wäre, wie denn die unwandelbare Treue in der Freundschaft eine seiner schönsten Charaktereigenschaften war.

Von Racine konnte man dieß leider nicht sagen. Er war der Erste, welcher dem Bunde, dem er doch eigentlich seine literarische Stellung verdankte, auf eine für Molière recht empfindliche Weise abtrünnig wurde.

Die Briefe Racine's lehren uns, daß er im Herbste 1663 eine Tragödie, die „Thebaide", vollendete, sie aber zuerst dem Theater des Hôtel de Bourgogne anbot. Dort verschob man die Aufführung länger, als es die Ungeduld und Eitelkeit des jungen Dichters vertragen konnte. Und so überließ er denn dieses Erstlingswerk der Truppe Molière's. Diese führte das Stück wirklich im Sommer 1664 auf, aus welcher Zeit auch, wie bemerkt, die innigere Freundschaft des Komikers und des jungen Tragikers stammte. Im Herbste jenes Jahres fand die von Lafontaine geschilderte Unterhaltung in Versailles statt.

Racine war damals mit einem neuen Trauerspiel „Alexandre" beschäftigt und bot auch dieses zur Aufführung dem Freunde an, der es am 5. December auf die Bretter brachte. Welches mußte nun aber das Staunen Molière's sein, als vierzehn Tage später die rivalisirende Truppe des Hôtel de Bourgogne dasselbe Stück und zwar ohne alle Änderung ankündigte! Man suchte Racine dadurch zu entschuldigen, daß man darthat, ein junger Dichter, wie er, habe bei der schlechten Aufführung des Stückes durch die komische Truppe seine ganze Zukunft bedroht gesehen und so zu einem zwar nicht lobenswerthen, aber verzeihlichen Mittel gegriffen. Darum aber brauchte er — die schlechte Darstellung durch Molière's Gesellschaft vorausgesetzt — nicht so heimlich voranzugehen und Molière, den Freund in der Noth, nicht so empfindlich bloßzustellen. Die Rivalitäten zogen sich so hin, bis 1667 Racine dem arg bedrängten Molière auch noch eine seiner besten Schauspielerinnen, die Wittwe du Park, abwendig machte und sie an das Hôtel de Bourgogne brachte. Sie spielte besonders gut in der Andromaque Racine's, und so darf es Molière nicht gerade so sehr übelgenommen werden,

[1] Siehe die ausführliche Beschreibung: Psyché, chap. I. — Vgl. Lotheissen, Molière, S. 183 ff.

wenn er bald darauf eine Parodie des Racine'schen Stückes mit dem Titel „La folle querelle“ von Subligny zur Darstellung brachte.

Trotzdem kam es niemals zu einem offenen Bruch zwischen den beiden Dichtern, und als erst einige Zeit über die Treulosigkeiten Racine's dahingegangen, vermochte die gemeinsame Freundschaft Boileau's wieder ein wenigstens äußerlich erträgliches Verhältniß zu Stande zu bringen. Übrigens standen ja auch gerade am Schluß des Jahres 1667 für Molière ganz andere Sachen auf dem Spiel, als der Verlust eines Freundes und einer Schauspielerin.

Am 27. August 1667 war Lille gefallen, und Ludwig kehrte mit dem Hofe nach St. Germain zurück. Keinenfalls hat Molière diese Rückkehr unbenutzt gelassen, da Ludwig ja versprochen hatte, eine Prüfung des Tartüff und der damit zusammenhängenden Fragen vornehmen zu lassen. Aber welches war das Ergebniß dieser Untersuchung? — Die Geschichte schweigt; nur glaubt man aus einer Bemerkung Des-Lions' entnehmen zu dürfen, daß der Erzbischof wenigstens in dem Verbot der Lectüre des Stückes etwas nachgiebiger geworden sei und dieselbe nach erbetener jedesmaliger Erlaubniß gestattet habe. Das war aber nicht, was der Dichter wollte, und so ging also, wie wir gesagt, die letzte Hälfte des Jahres 1667 überaus traurig dahin.

Kaum waren von dem neuen Jahre einige Tage in's Land gegangen, als Molière mit einer verblüffenden Neuheit vor das Publikum des Palais-Royal trat. Es war der 13. Januar 1668, als in diesem Theater zuerst der berüchtigte Amphitryon aufgeführt wurde; nach Aller Urtheil ein sehr indecentes Götterehebruchsdrama, das zudem einige Verse enthält, welche es, wenn auch nicht mathematisch gewiß, so doch äußerst wahrscheinlich zu machen scheinen, daß Molière in niedriger Lobdienerei oder doch in seiner verzweifelten Stimmung aus Interesse so weit ging, den neuangesponnenen Ehebruch des Königs mit Madame de Montespan durch das Beispiel des Götterfürsten Jupiter zu entschuldigen, oder gar zu rechtfertigen. Die Worte:

Mit Jupiter zu theilen,
Bringt keine Schmach,

sollen für den armen Marquis de Montespan gewesen sein, um diesen Ehrenmann dafür zu trösten, daß Jupiter-Ludwig die Ehre seines Hauses beschmutzte. Diese Deutung gibt sogar Jeannel, der in seinen Studien „die Moral Molière's“ die übrigen Stücke des Dichters gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit in Schutz nimmt.

Die Wahrheit zu gestehen, müssen wir unser persönliches Urtheil über die dem Stücke unterschobene infame Tendenz bis auf weiteres durchaus dahingestellt sein lassen. Was Despois-Mesnard gegen eine solche Tendenz vorbringen, kann wohl Zweifel an einer solchen erregen, während die seltsam zutreffende Gleichheit der Fabel des Stückes mit dem aus dem Krieg heimkehrenden Ludwig den Gedanken an Absichtlichkeit durchaus aufdrängt. Zudem sind es mit wenigen Ausnahmen die wärmsten Freunde Molière's, welche eine solche Tendenz freimüthig zugestehen. Sollen wir eine Ver-

muthung aussprechen, so wäre es die, daß Molière durch die Gerüchte aus dem Lager und besonders aus Compiègne einerseits und sein damaliges Studium des Plautus andererseits auf die Ähnlichkeit des plautinischen Amphitryon mit den Hofereignissen aufmerksam gemacht und zu einer Erneuerung des Stoffes angeregt wurde.

War es doch gar noch nicht so lange her, daß die alte Götterfabel zum größten Jubel der Zuschauer über die Bretter der Pariser Bühnen gegangen war. Nachweislich wurden Rotrou's „Les Sosies" noch 1650 mit großem Pomp und Beifall auf dem Theater du Marais gegeben. Also war der Stoff nicht so neu und fremd, daß Molière eine Bearbeitung nicht hätte wagen dürfen. Von der anderen Seite aber konnte er gerade durch diesen Stoff den Feinden des Tartüff, den aufrichtigen sowohl als den heuchlerischen, ein furchtbares Paroli bieten und einen thatsächlichen Beweis dafür geben, wie richtig Condé's Wort gewesen, daß man wohl ungestraft den Himmel, nicht aber die Devoten angreifen dürfe. Und in der That. Wenn man sieht, mit welchem Geschrei und mit welcher Festigkeit man sich der Aufführung des „Heuchlers" entgegenstellte, dann aber die Gleichgiltigkeit, ja directe Toleranz in Betracht zieht, mit denen der höchst indecenten[1] Aufführung eines indecenten Stückes keine Schwierigkeit entgegengestellt wurde, so muß einem wahrlich das Wort „Tartüff" für die ganze damalige Wirthschaft von oben bis unten auf die Lippen kommen.

Der Amphitryon wurde in der That ohne Schwierigkeit gespielt, Freitag den 13. Januar und Sonntag den 15. Januar in der Stadt; die dritte Vorstellung geschah vor dem König in den Tuilerien, und es bedarf, wie selbst Despois-Mesnard sagen, kaum des ausdrücklichen Hinweises auf die Gegenwart der Montespan, welche zweifelsohne die Königin der Hoffestlichkeiten jener Tage war[2]. Nach dem 16. Januar wurde dann das Stück ohne Unterbrechung bis zu den Osterferien, Sonntag den 18. März, gegeben; von einer Schwierigkeit aber ist nirgends die leiseste Andeutung.

Von jener Drohung im zweiten Placet bis zu der Aufführung des Amphitryon war auch in den Gesinnungen und Stimmungen des Dichters ein weiter Schritt. In jener Bittschrift hatte er einfach damit gedroht, seinem König den Dienst als Leibkomikus zu künden, falls der Tartüff nicht freigegeben werde — und doch, ohne daß der König irgend etwas für die Aufhebung des Verbotes gethan hätte, sehen wir Molière mit einem Stücke, gleich dem Amphitryon, vor den Hof treten. Das bedurfte jedenfalls einer Aufklärung. Und so wird denn auch — dießmal einstimmig — eine Stelle des Stückes als persönliche Erklärung des Dichters aufgefaßt. Molière spielte nämlich die Rolle des Sklaven Sosie, und klagt als solcher (Act I Sc. 1) über das Loos der Sklaven, spricht aber auch zugleich von der eigenthüm-

[1] Selbst Despois-Mesnard finden, daß bei aller Nachsicht, die man bei einem Stück wie „Amphitryon" haben müsse, die uns bei Robinet erhaltene Beschreibung der Aufführung desselben denn doch über dasjenige Maß hinausgehe, welches noch eine wörtliche Mittheilung gestattet. Vgl. D.-M., VI. S. 327.

[2] D.-M., VI. S. 324.

lichen Ergebenheit, mit der solche Unglückliche bisweilen ihren Herren verbunden sind:

Vergebens mahnt uns die Vernunft, zu fliehen,
Vergebens stimmen wir voll Zorn ihr bei;
Sobald sich unsre Herrn nur zeigen, flammt
Der alte Eifer auf, der treue Sinn.
Und schenken sie uns einen warmen Blick,
Die kleinste Gunst, ein schmeichelnd Wörtchen nur,
Sind wir besiegt und neu gewonnen!

Despois-Mesnard sehen mit Bazin in diesen Versen nicht so sehr das Geständniß einer bereits erlangten Gunst als vielmehr „une plainte touchante du pauvre serviteur maltraité, sacrifié, prêt cependant à redoubler de zèle — comme un regard jeté vers Louis XIV, presque un reproche“ [1]. Aber diese Annahme erklärt nicht die Wendung in den Entschlüssen Molière's; es muß wirklich irgend eine Gunstbezeugung des Königs gegen den armen Dichter stattgehabt haben, die sich unserem Wissen und Forschen entzieht. Daß diese ganze dunkle Geschichte aber weder zu Molière's noch zu des Königs Gunsten redet, ist klar, und auch muß zugestanden werden, daß sie durchaus in die Darstellung Jener paßt, welche den Amphitryon für ein zu Gunsten der neuen Leidenschaft des Königs geschriebenes Stück halten, das zugleich der Loskaufspreis für den Tartüff sein sollte [2].

Noch ein anderer Herzensschrei des Dichters ertönt aus der Neubearbeitung der Plautinischen Komödie vernehmbar und leicht verständlich an unser Ohr. Es ist ein trauriges Geständniß über sein friedloses — glückfremdes Leben, ein fast wider Willen entschlüpfter Seufzer über das Elend seines äußerlich so heitern Daseins, — das Resumé der letzten schweren Jahre:

Wie wenig fragt nach einem Lorbeerkranz,
Wer tief im Herzen solche Wunden fühlt!
Und, ach! wie gern entsagt' ich allem Ruhm
Um Frieden im Gemüth!

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

---

[1] D.-M., IV. S. 331 f.

[2] Vgl. über die Streitfrage des „Amphitryon“ Michelet, Histoire de France, XIII. p. 111 (éd. 1860) (Michelet, obwohl größter Freund Molière's, sieht im „Amphitryon“ die Schmeichelei). — Despois-Mesnard, Oeuvres de Molière, VI. p. 311—351. — W. Mangold, Molière's Tartüff, S. 125 ff. — P. Lindau, Molière, S. 91 ff. — Lotheissen, Molière, S. 216 ff. — R. Mahrenholtz, Molière's Leben und Werke, S. 225 ff. — Das zusammenfassende Urtheil über einige Moliéristen Frankreichs (z. B. Vitu, Fournier, Lacroix) vgl. „Revue des Deux-mondes“, Bd. 66. S. 696 f. — Die Ansicht Moland's, der auch P. Lindau beistimmt, „Amphitryon“ sei eine Satire gegen Ludwig XIV., scheint denn doch zu gewagt, als daß man sie ernstlich in Betracht ziehen sollte.

Vom Hekla nach Reykjavik.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

---

11. Juli.

Der Bursche von Galtalaekr hatte den Hekla hinunter sein Pferdchen nicht umsonst alle Arten von Capriolen machen lassen. Es trabte fein, es galoppirte an den steilsten Abhängen dahin mit einer Grazie, als ob es in der Reitschule dressirt worden wäre. Anstatt der philosophischen Resignation meines zahmen Füchsleins besaß es das Feuer und die Unruhe der Jugend und sah auch nach scharfem Galopp noch muthig, feurig, stolz drein. Graf Wolfegg konnte nicht umhin, nach dem etwaigen Preise zu fragen. Es hieß, daß das Thierchen den Leuten nicht feil sei, daß sie aber noch etliche zwanzig andere hätten, darunter recht schöne und junge, und daß sie von diesen wohl eines verkaufen würden. Eyvindur, der das alles eingefädelt hatte, sah die Früchte seiner Unterhandlung mit meisterhafter diplomatischer Ruhe heranreifen. Einige der schönsten Thiere wurden vorgeführt. „Gráskjóna", d. h. Grauschimmel, wurde die kleine Stute genannt, die am besten gefiel. Sie war vier Jahre alt, so nett und anmuthig, als ein isländischer Pony mit dem immerhin großen Kopfe sein kann. Die Hinterbeine standen etwas weit von einander ab, sonst wurde Alles tadellos befunden. Bewegung und Kraft sollten sich unterwegs erproben; denn Gráskjóna sollte die Karawane probeweise bis Reykjavik begleiten, und dort erst der Handel geschlossen werden.

Da der Isländer, wie der Araber, ein wahrer Centaur ist, alle Reisen, Besuche und Geschäfte zu Pferde macht, so ist Pferdezucht und Pferdehandel eine der Hauptangelegenheiten des Landes. Nach genauen statistischen Angaben (Skýrslur um landshagi, 1865 und 1868) betrug die Zahl der Pferde auf der ganzen Insel im Jahre 1863 37 327, im Jahre 1866 35 241. Seither scheint sie beständig im Abnehmen; nach Burton:

1867 . . .	33 768
1868 . . .	31 796
1869 . . .	30 835
1870 . . .	30 078
1871 . . .	29 688.

Nach anderen Angaben hätte sie sich noch 1876 auf mehr als 31 000 belaufen und seither ungefähr auf dieser Höhe gehalten. Im Jahre 1855 wurden 244 Ponies in's Ausland verkauft, 1862 aber 828, 1863 nur 363, 1865 zwei mehr (365), 1866 aber 628 (davon 132 nach Dänemark, 496 in andere Länder, besonders England). Seither soll die Zahl der jährlich ausgeführten Pferde etwa 1000 betragen; sie ist durch englische Händler förm-

lich organisirt, und dürfte auf die Dauer wohl diesen gewinnreicher werden, als dem Lande selbst. Die Preise in Island sind noch sehr niedrig; in England aber werden die Pferde mit außerordentlichem Profit, hauptsächlich in Bergwerke, verkauft, wo sie bei ihrer kleinen Statur, Genügsamkeit und Ausdauer die besten Dienste leisten.

Das Treiben und die Schliche der isländischen Bauern beim Pferdehandel fand ich in einem neu-isländischen Gedicht beschrieben, das zwar weder sehr idyllisch noch sehr romantisch ist, aber eine ziemlich treue Localfärbung besitzt:

Wenn sich unsre Nachbarn treffen,
Kömmt bei Jón und Thor und Steffen
Gleich der Pferdekauf in Schuß:
Alte Hengste, Füllen, Stuten.
Und es tauschen sich die Guten
Manchen Gruß und manchen Kuß.

„Sei gegrüßt!" — „Heil dir und Frieden!" —
„Ist was Neues dir beschieden?" —
„Neues nicht, mein wack'rer Mann;
Aber schau zur rechten Seite:
Dieses Pferd biet' ich dir heute —
Prächtig ist's — zum Kaufe an." —

„Ist es alt?" — „Gerad' acht Winter,
Und es steckt kein Fehl dahinter;
Wer es zügelt, ist ein Held.
Hier die Peitsche, hier der Zügel;
Freund, steig' gleich nur in den Bügel
Und versuch's auf eb'nem Feld." —

„Schau, der Racker will nicht springen,
Kaum ist er voranzubringen,
Kneist man nicht gehörig ein." —
„Langsam! O du meine Güte!
Noch von gestern ist er müde.
Komm herunter! Laß es sein!

„Lieber Freund, du mußt ihm schmeicheln,
Mit ihm reden und ihn streicheln,
Nur nicht hetzen! Sonst geht's schief. —
Jetzt wird's besser, ohne Zweifel!
Schlag' ihn nicht; das ist der Teufel.
Schau, wie herrlich jetzt er lief.

„Laß die Kraft sich nur vertoben;
Dann wirst du das Rößlein loben." —
„Bruder, dir sei Ruhm und Heil!" —
„Schau, der ist mir gleichfalls käuflich.
Wie gefällt er dir? Begreiflich
Ist er nur für Freunde feil." —

„Himmlisch, Freund, bist du geartet!
So viel hätt' ich kaum erwartet.
Solch ein Pferd hab' ich gesucht." —
„Jung ist es und fett und munter,
Kräftig, schön, ein wahres Wunder,
Gut gebaut, von bester Zucht.

„Es ist nicht bei mir gezogen;
Hinkte etwas, weil verbogen
Sich ein Nagel — kurze Zeit.
Doch das hat sich längst verloren.
Jetzt ist es wie neugeboren;
Nimm, das Thier steht dir bereit.

„Nimm das Pferd, dein ist es würdig,
Ganz dem andern ebenbürtig;
Für dich ist's ein Kapital.
Unter meinem schweren Rücken
Würde seiner bald sich bücken;
Doch du bist ja schlank und schmal."

Topp! Der Handel wird geschlossen,
Und es knallt, als würd' geschossen:
Abschiedsküsse sind es nur.
Und die zwei gekauften Renner
Traben mit dem Pferdekenner
Fröhlich auf die weite Flur.

„Weh! Wenn ich betrogen wäre!
Ist das eine Schindermähre!
Odin hol' das mag're Vieh!
Auch der andre ist nicht besser,
Spitz der Rücken, wie ein Messer:
Solchen Klepper sah ich nie.

„Faul der eine, siech und häßlich,
Widerspenstig, steif und gräßlich,
Auf dem Rücken kahl und wund.
Lahm und mitten halb gebrochen,
Schleppt der andre seine Knochen,
Nichts ist an dem Thier gesund."

Brummend schleift er nun sein Messer,
Zwackt am Huf — es wird nicht besser —,
Bohrt, bis daß ein Loch entsteht,
Sattelt wieder, reitet weiter;
Elend humpeln Roß und Reiter,
Und ein scharfer Nordwind weht.

Endlich eines Hofes Mauer!
Er pocht an. Es guckt der Bauer
Zu der kleinen Thür' heraus:

„Heil sei dir und Glück verliehen!"
Spricht er, „ich lass' dich nicht ziehen,
Bleib' die Nacht in meinem Haus." —

„Dank dir, Schatz! ich kann nicht bleiben.
Hundert schwere Nöthen treiben
Mich um jeden Preis voran.
Doch ich muß mein Leid dir klagen:
Hab' mein Pferd zu stark beschlagen,
Schau einmal das Loch dir an.

„Da dieß Unheil nun geschehen,
Möcht' ich's lassen bei dir stehen;
Denn den Pferden geht's hier gut.
Wirst wohl kaum ein solches haben,
Von so vielgesuchten Gaben,
Wuchs und Schönheit, Kraft und Muth." —

„Ist dieß Thier nicht zum Entzücken?
Schau, wie rund und glatt der Rücken,
Und die Mähne voll und lind.
Glaube mir, daß oft ich staune:
Über Moor und Sumpf und Hraune
Fliegt es hin als wie der Wind." —

„Freund, es ist nicht wie die meinen:
Krumm scheint es mir an den Beinen." —
„Bestes Herz! das muß so sein.
Sollst mir jammern nicht, noch schreien,
Will dir meinen Grauen leihen;
Der ist wohl so stark und fein."

Nacht ist's schon. Er dankt und scheidet,
Sprengt, so gut's das Dunkel leidet,
Fröhlich in die weite Welt;
„Traun, es ist ein wahr' Vergnügen,
Sich auf diesem Pferd zu wiegen;
Hurtig fliegt es über Feld."

Doch der Weg beginnt zu holpern,
Und das Roß beginnt zu stolpern
Fast an jedem Busch und Stein.
„Vorwärts, Gaul!" Die Mähre wackelt,
Abgehetzt und abgetakelt,
In das tiefste Loch hinein.

„Himmel! Keine Menschen taugen!
Herr! Der Gaul hat keine Augen,
Stockblind ist das Büttelsthier.
Kein Paar Schuh' sind drum zu haben.
Kerl! Sie sollen mich begraben,
Spiel' ich keinen Possen dir!"

Mit der jungen Gráskjóna standen solche Bosheiten nicht zu befürchten. Den Leuten war es nur darum zu thun, für das wirklich nette Thier einen guten Preis zu bekommen. Sie erwiesen sich darum überaus diensteifrig, und da kein Hammelfleisch zu haben war, so erhielten wir zum Abschiedsfrühstück wenigstens eine gewaltige Ration Stockfisch, ganz in Butter schwimmend, nach Eyvindurs Versicherung delicat, nach unsern Begriffen — so, so. Mehr als dieses Nationalgericht erfreute mich der Anblick des Hekla, dessen Spitze ganz wolkenfrei war. Ich wäre nicht ungern nochmals hinaufgewandert.

Zur Thjórsá nahmen wir denselben Weg, den wir vorgestern gekommen waren, erst Wiesen, dann Steinfeld, Steppe, wieder Steinfeld. Der Wind trieb abermals ungeheure Staub- und Sandwolken über uns her und erklärte uns nochmals auf's Eindringlichste, weßhalb die zerstörten Gehöfte am Rand der Steppe verlassen werden mußten. Am Flusse führten die Ponies uns genau wieder dieselbe Komödie auf, wie früher, wollten erst nichts in's Wasser, wurden weit den Fluß hinabgetrieben, kamen aber noch vor unseren Nachen am andern Ufer an, wälzten sich und zerstreuten sich so weit, daß wir lange warten mußten, bis die Reiterei wieder anfangen konnte. An der Fähre bogen wir von unserem früheren Wege ab, folgten dem Flusse und erreichten in etwa einer Stunde die Höfe von Sandlaekr, auf einer kleinen Anhöhe über dem Flußufer, am Fuße schroffer Felsen gelegen. Da die Leute keine Gaststube hatten, so ließen wir uns in dem Raume nieder, der als Vorrathskammer diente. Stühle waren nicht da, aber ein paar große Kisten, auf denen wir bequem sitzen konnten. Dicht über unserm Kopf war der ganze Dachraum der engen Hütte mit Vorräthen von Klippfisch aufgefüllt; an den Wänden hingen die Winterkleider der Familie, aus dickem Schafsfell, der Pelz nach innen gekehrt, andere Kleider aus Wolle, Kappen, Schuhe, eine Reittasche aus Seehundsfell, große Ballen Wolle, Reisig, verschiedene Hausgeräthe, Reitzeug, Alles gewöhnlich und bäuerlich. Nur ein Frauen-, man könnte fast sagen Damensattel contrastirte durch seine Feinheit und Eleganz zu der ländlichen, nach Klippfisch duftenden Hütte. Man hätte ihn bei einem historischen Festzug für eine skandinavische Fürstin brauchen können. Es war Silber und Sammet daran, die bequeme Lehne reich ornamentirt, der Sitz von feinem Leder. Außer dem Brautschmuck ist der Frauensattel das Einzige, worin die Isländer etwas Pracht entwickeln, und sie thun es mit Geschmack. Die Männer waren nicht zu Hause. Eine noch ziemlich junge Frau kochte uns erst etwas Fleischsuppe und nachher Kaffee. Als letzterer an die Reihe kam, bat sie uns, von den Kisten aufzustehen, von welchen sich die eine nunmehr als Schmuck-, Porzellan-, Linnen- und Silberschrank entpuppte. Sie holte einige ganz nette, goldberänderte Täßchen hervor, silberne Löffelchen und ein ansehnliches Stück Zucker, das in ein Leinentuch eingewickelt war. Ein paar blondhaarige Kinderchen liefen beständig vor der kleinen Thüre hin und her, guckten neugierig herein, rannten wie erschrocken davon, kamen aber gleich wieder und wiederholten dieses Spiel, bis wir ihnen von unserem Mittagsmahl auch etwas mitgaben. Von Zeit zu Zeit erschien auch die alte Großmutter an der Thüre, die ihrer Figur nach für eine Wale

oder Norne gelten mochte, aber offenbar weniger Neugier für die Zukunft hatte, als für die gegenwärtigen fremden Gäste.

Ich hatte eigentlich halb und halb im Sinne gehabt, von der Thjórsá aus Skálholt zu besuchen, den alten Bischofssitz, einen der wichtigsten historischen Plätze von Island. Eyvindur sagte indeß, daß man der Flüsse Larà und Hvitá wegen nur auf weitem Umweg dahin gelangen könne. Da ich mich nun schon vorher vergewissert hatte, daß sich in Skálholt gar nichts aus katholischer Zeit erhalten hat, aus protestantischer nur die Grabmäler einiger Bischöfe und ihrer Frauen, so gab ich den Plan auf, und wir ritten der Thjórsá entlang nach Olafsvellir. Statt eines langen, beschwerlichen hatten wir einen kurzen, recht angenehmen Ritt über die weite Thalebene. Gráskjóna gab die ersten Proben ihrer Tragkraft, ihres Ganges, ihrer Schnelligkeit und weckte allgemeine Befriedigung. Sie machte keine Streiche, wie die immer übermüthigen Packgäule, die sich bald am Kopf, bald am Schwanz bissen, bald ihre Kasten an einander schlugen, daß dieselben in Stücke zu gehen drohten, bald wieder auf die Seite rannten, um etwas saures Gras abzufressen. Sie trabte ebenso gesittet als munter, ohne neckischen Muthwillen, hinter dem proletarischen Gesindel drein, als ob sie eine Ahnung der ihrer harrenden Lebens- und Standeserhöhung hätte.

Gegen 5 Uhr schon erreichten wir Olafsvellir — Feld des Olaf, nicht nach dem hl. Olafur so genannt, wie ich erst meinte, sondern nach einem andern Olafur, der dem Landnamabók zufolge „ein gewaltiger Zauberer" (Hamramur mjök) war und diese Ortschaft begründete. Sie zählt heute etwa 500 Einwohner. Da sie flach liegt, die Kirche aber auf einer kleinen Anhöhe, so ließ sie sich zum Theil wenigstens überschauen. Zum Theil; denn die entlegenen Höfe sehen mit ihren Grasdächern schon wie Erdhügel aus. Den eigentlichen Eindruck eines Dorfes bekömmt man nie.

Die Wiesen des Pfarrhofes, welchen wir zuritten, waren gut bewirthschaftet, theils mit Erddämmen, theils mit Steinmauern umfriedigt, mit Abzugsgräben versehen und wohl geebnet. Die Kirche sah ärmlich und verwettert drein, eine kleine schwarz angestrichene Holzbude an einem Ende des Hügels, auf welchem sich der Pfarrhof befand. Der letztere aber war ein sehr umfangreiches Gehöfte, die Front von sechs oder sieben Giebeln, dahinter noch Dach an Dach, von Ställen und Ökonomieräumen, Alles wabenartig mit Lehm und Rasen aneinander gepicht, nur in der Front einer Reihe kleiner Häuschen gleich, sonst ein Gewirre von Erdhütten und Kasematten. Nur die Gaststube war, wie gewöhnlich, ganz von Holz und innen getäfelt, aber so eng, daß wir eben mit dem Pastor Platz darin fanden. Der Pastor oder Prästr war wie ein beliebiger anderer Bauer gekleidet. Nichts im Äußern verrieth eine höhere, geistliche Mission. Er war zuerst kurz angebunden, grüßte in ein paar trockenen, abgerissenen Phrasen, musterte uns mit einem gewissen Verdacht vom Kopf bis zum Fuß, lief weg, kam wieder, schwätzte ein paar Worte, führte uns in die Gaststube, musterte uns abermal und lief von Neuem weg, holte seine Tochter herbei und ließ uns Wasser zum Waschen bringen. Nach so einem Ritt ist eine tüchtige Waschung ganz unerläßlich.

Da Pferde und Reitzeug nicht geputzt werden, so bekommt der Reiter die ganze Bescherung, und dazu sonst noch Staub und Sand in Hülle und Fülle. Da nur ein Waschbecken zu haben war, so mußte Einer auf den Andern warten und ging Alles sehr langsam vor sich. Der Pastor schnurrte indeß hin und her, wie ein perpetuum mobile; bald war er am Fenster, bald an der Thür, bald drinnen, bald draußen, meist pustend oder etwas vor sich herbrummend.

Nachdem wir den ersten Lachreiz über den wirklich originellen Mann überwunden hatten, entspann sich bald eine recht gemüthliche Conversation. Er war nie über Island hinausgekommen, hatte aber doch sein Dänisch gelernt. Seine Studien hatte er in Reykjavik gemacht und war dann Prästr geworden. Er war 52 Jahre alt, hatte schon erwachsene Kinder. Seine Tochter Thóra, ein ebenso artiges als bescheidenes Mädchen von etwa 18 Jahren, bediente uns mit der Sorglichkeit eines braven Hausmütterchens.

In Thingvellir wie in Hruni hatten wir wie in einem Gasthof uns zu essen bestellt und dann unsere Zeche bezahlt. Der Prästr hatte sich dann auch wohl zu uns gesetzt und mit uns geplaudert, aber ohne an unserer Mahlzeit Theil zu nehmen. In Olafsvellir machten wir's ebenso und bestellten, wie man's auf dem Lande zu machen pflegt: „Geben Sie uns, was Sie eben haben und einen Kaffee dazu." Auf weitere Erklärungen, was zu haben sei, ließ sich aber der Pfarrer nicht ein, sondern nach etwa einer guten Stunde deckte Thóra den Tisch nicht für drei, sondern für vier. Es war ein kleiner, tannener Tisch, auf dem neben den vier Gedecken nicht viel Platz übrig war. Alles, Tischtuch, Teller, Besteck, war aber musterhaft reinlich. Dem Pastor schien es sehr zu gefallen, daß wir vor Tisch beteten. Ich glaube bemerkt zu haben, daß er, unserm Beispiel folgend, etwas wie ein Kreuz schlug. Dann setzte er sich zu uns, und weil der Tisch so klein war, konnte Niemand die Füße ausstrecken; sämmtliche Kniee waren in nächster Nähe, und so oft der Pastor sich rührte, bekam ich einen Puff. Da er nun sehr unruhig war, gab es einen Puff um den andern, mit den Armen wie mit den Beinen, sowohl wenn seine Reden einen lebhafteren Gestus erforderten, als wenn er sich aus der Schüssel etwas herausholte und tranchirte. Ich sah bald ein, daß man hier nicht aristokratisch zurückhaltend sein dürfe, sondern entschieden zugreifen müsse wie der gemeine Mann. Wir wurden aber wirklich ganz vorzüglich tractirt. Zum ersten Mal nach fünf Tagen erschien zu Butter, Käse, Brodkuchen und Brod wieder einmal frisches Fleisch vor uns, ein trefflich schmackhaft zubereiteter Lammsbraten. Der Pastor schnitt vor, nicht idealistische Bescheidenheitsschnitzelchen, sondern dicke realistische Gesundheitsbrocken, an denen etwas zu beißen war. Er ging selbst mit gutem Beispiel voran und ermunterte, wenn der Kampf um's Dasein erlahmen wollte. Es mußte blank gegessen und aufgeräumt werden. Auf den ersten Act, welcher nach unserer außerordentlichen Fastenwoche ein wahres Labsal war, folgte ein zweiter Act von Pfannenkuchen, die ganz gut gebacken waren und in meinen Augen nur einen Fehler hatten, daß sie zu stark oder überhaupt mit Zucker bestreut waren. Auch eine gute Mehlspeise hatten wir übrigens seit mehreren

Tagen entbehrt und die an sich einfache Mahlzeit kam uns deßhalb ganz lukullisch vor.

Nach vollendeter Mahlzeit sahen wir uns Kirche und Gehöfte an, Alles in der schon beschriebenen Art. Die Aussicht aber war prachtvoll. Es war etwas kalt geworden, etwa 3° Réaumur. Über dem ganzen Thal der Thjórsá lagerte ein dichter weißer Nebel, kaum bewegt. Aus diesem Meere ragten der Hekla und Eyafjella wahrhaft majestätisch in die völlig klare Luft empor: ein Bild, wie man es sonst nur im Hochgebirge zu Gesicht bekommt.

Der Herr Pastor war überaus gemüthlich geworden. Er beschrieb uns ganz zutraulich sein Leben und Treiben, seine Sorgen und Freuden, seine Ansichten und Wünsche. Aus Allem ging unzweideutig hervor, daß ein isländischer Pastor im Grunde ein Landwirth ist, der sechs Tage lang für Haus und Hof, Weib und Kind, Knechte und Mägde, Kühe und Schafe, Wiesen und Weiden zu sorgen hat, am siebenten sich in die feierliche alte Amtstracht wirft, eine kleine Predigt hält, einige der Meßliturgie entnommenen Gebete absingt, Kinder tauft und etwa ein Ehepaar zusammengibt.

In der alten Liturgie ist noch Vieles, was an den katholischen Cultus erinnert: Altar, Crucifix, Kerzen, Buch. Der Prästr erscheint in einer Albe und einem Meßgewand. Es wird das Kyrie und Gloria gesungen, darauf das Dominus Vobiscum.

V. Drottenn sie með ydur
R. Og með þijnum Anda.

Jeder Sonntag hat sein eigenes Kirchengebet; dann folgt Epistel, Evangelium, Credo. Hier wird die Liturgie durch die Predigt unterbrochen, an die sich eine specielle Ermahnung an Jene anschließt, welche zum Abendmahl gehen wollen. Dann singt der Prästr das Vater Unser und unmittelbar darauf die Consecrationsworte, aus Matth. 26, Marc. 14, Luc. 22 und 1 Cor. 11 zusammengestellt. Sie lauten in wörtlicher Übertragung:

(„Unser Herr Jesus Christus, in jener Nacht, da er verrathen wurde, nahm er Brod, sagte [machte] Dank und brach es, und gab seinen Jüngern und sagte: Nehmet und esset, das ist mein Leib, der für euch wird gegeben.

„Gleicherweise nach dem Abendmahle nahm er den Kelch, sagte Dank, gab ihnen und sagte: Trinket Alle hieraus; das ist der Kelch des Neuen Testamentes in meinem Blute, welches für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Thut dieß, so oft ihr das trinket, zu meinem Andenken.")

Hierauf wird das Abendmahl ausgetheilt und nach einigen Dankgebeten und abermaligen Dominus vobiscum folgt der alttestamentliche Segen:

„Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse walten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig, der Herr öffne seine Augenlider über dir und gebe dir Frieden."

Das ist die verstümmelte Gedächtnißfeier an das letzte Abendmahl, an das Opfer auf Golgatha und an die unblutige Erneuerung desselben in der katholischen Kirche. Es ist noch eine Erinnerung. Das Kyrie, Gloria, Credo, Pater Noster hat nach den Tagen der Glaubenstrennung noch fortgetönt bis

in die Gegenwart. Collecten, Epistel und Evangelium rufen noch den einstigen innigen Verband zwischen Lehre und Cultus, Dogma und Leben, Bibel und Überlieferung in's Gedächtniß zurück. Aber Alles ist bloße Erinnerung. Die Consecrationsworte verhallen wirkungslos. Keine wirklichen Weihen ruhen auf dem Manne, der sie ausspricht. Die apostolische Sendung ist unterbrochen. Er ist ein bloßer Laie im Opfergewande des einstigen Priesterthums.

Nach diesem bloß erinnernden Gottesdienst tritt der „Prästr" vollständig in die Schaar der andern Laien zurück. Wohl mag ihn da zeitweilig die idyllische Gemüthlichkeit des Landlebens umgeben. Der Bauernstand ist der älteste, ehrwürdigste und im Allgemeinen auch glücklichste der rein weltlichen Stände, und nicht umsonst haben die Dichter aller Jahrhunderte sein Glück besungen:

O fortunatos nimium sua si bona norint
Agricolas!

Aber Jeder weiß, daß diesem Glück die harte Prosa der gewöhnlichsten Sorgen anklebt, ein Bleigewicht, das Geist und Leib zugleich an die Scholle bannt. Weib und Kind wollen gegessen haben. Der Staat betrachtet den Geistlichen als seinen Diener, als einen Diener, der von seiner Gnade lebt und ihm nicht entschlüpfen kann. Er hält ihn karg. Der Prästr ist gezwungen, seine ganze Sorge der Landwirthschaft zuzuwenden, wenn er aus den Grundstücken des Pfarrguts so viel herausschlagen will, um sich und die meist zahlreiche Familie anständig erhalten zu können, d. h. sich wenigstens so gut kleiden und einrichten, wie die andern begüterten Bauern. Der Pfarrer von Olafsvellir schlug den jährlichen Ertrag seiner sämmtlichen Liegenschaften auf 600 Kronen (750 M.) an, kein glänzendes Budget für eine zahlreiche Familie. Und das setzte noch sorgfältige Bewirthschaftung und genaue Aufsicht des Hausvaters voraus. Daneben muß er im Auftrag der Regierung jährlich einmal alle Familien resp. Höfe visitiren, um zu sehen, wie es mit dem „Christenthum", d. h. mit dem Religionsunterricht steht, für welchen die isländische Jugend ausschließlich an die Eltern gewiesen ist — bis jetzt durchschnittlich nicht zu deren Schaden, da die Leute auf dem Lande gewöhnlich noch gläubig, religiös und in ihrem lutherischen Katechismus wohl unterrichtet sind.

Im Winter, wo die Landarbeiten ruhen, nimmt der Prästr einige Kinder — in Olafsvellir neun bis zehn — zu sich in's Haus und gibt ihnen Unterricht. Das ist die einzige Art von Volksschule, welche sich trotz vielem Drängen von Kopenhagen her bis dahin in Island eingebürgert hat, aber durchaus noch nicht allgemein geworden ist. Die Eltern müssen natürlich den Prästr für diese pädagogische Wintersaison ihrer Kinder schadlos halten.

Während wir mit dem Pastor herumspazierten, wurde die Gaststube in ein Schlafzimmer verwandelt. Es hatten aber nur zwei Betten darin Platz, das eine fast einen Meter hoch, das andere dicht daneben auf dem Boden. Das gab natürlich wieder eine humoristische Scene, und wir konnten vor Lachen kaum einschlafen.

12. Juli.

Meine Freunde behaupteten, ich hätte im Traume laut gesagt: Veni, vidi, vici. Ich konnte mich aber an gar nichts erinnern, als daß ich auf dem Boden ganz vorzüglich geschlafen hätte. Das schien mir ein um so glücklicheres Ereigniß, als während der Vorbereitungen am Abend eine der kleinen Fensterscheiben zerschlagen worden war und über meinem Kopfe eine Luft fächelte, die sich stark nach dem Nullpunkt herabneigte. Aber in den isländischen Eiderdunen liegt man wie in einem patriarchalischen Schwabenbett und braucht sich vor Erkältung nicht zu fürchten.

Der Herr Pastor ließ uns ein so glänzendes Frühstück auftragen, wie wir es auf dem ganzen Ausflug noch nicht bekommen hatten, setzte sich zu uns, war sehr gesprächig, und als wir uns nach der Rechnung erkundigten, sagte er: „Nein, nein! Die isländische Gastfreundschaft ist noch nicht erloschen. Sie sind meine Gäste gewesen, und Ihr Besuch hat mir recht Freude gemacht!"

Die unverkennbare Güte und Treuherzigkeit, mit der er das sagte, rührte mich wirklich. So war es früher in ganz Island. Die Gastfreundschaft zählte zu den Pflichten der Gewohnheit, ja bei Vielen war sie entschieden mehr, eine wirkliche Volkstugend. In den letzten Jahrzehnten kamen indeß schon zu viele Touristen, als daß die Isländer, ohne wirklichen Nachtheil, die alte Vätersitte hätten aufrecht halten können. Fast überall wird jetzt Bezahlung angenommen, und mancherorts sind die Leute schon darauf aus, an den Reisenden einen guten Schnitt zu machen. Um so mehr freute es uns, bei dem Pfarrer von Olafsvellir noch die schöne Sitte der guten alten Zeit vorzufinden. Wir konnten ihm leider nichts dagegen bieten, als ein paar fromme Gedenkzeichen, ein kleines Crucifix und einige Bilder. Dieses Wenige wurde aber sehr freundlich aufgenommen. Als wir aufbrachen, kam die ganze Familie, um von uns Abschied zu nehmen, und so scheu sie vorher gewesen, so zutraulich waren sie geworden. Sie hatten sich unter katholischen Geistlichen offenbar eine Art von gefährlichen Ungethümen gedacht, die sich durch boshafte Künste ihrer lutherischen Seelen bemächtigen wollten, um ihnen theologisch den Hals umzudrehen. Es fanden sich jedoch weder Bannbullen, noch Handschellen, noch inquisitorische Kneipzangen. Die gefährlichen Römlinge erwiesen sich als ganz harmlose Deutsche, so fröhlich wie ein Isländer höchstens an einem Hochzeitsschmaus zu sein wagt. Damit war der Schrecken weg.

Am Vormittag ritten wir über die Niederung, welche die Flüsse Thjórsá und Hvitá trennt und gegen die Mitte hin nur unbedeutend ansteigt. Bis Hraungerðr waltete steiniges Terrain vor. In Hraungerðr trafen wir ein paar recht nette Höfe und zu unserem Erstaunen Anfänge von Straßenbau. Sie reichten indeß noch nicht weit, und wir hatten eine weite Strecke von morastigen Wiesen zu passiren, bis wir endlich um Mittagszeit in Laugardaelir das Ufer der Hvitá erreichten. Unfern des Flusses lag ein großer Hof. Eyvindur versicherte, wir würden gutes Quartier finden: die Leute könnten sogar Dänisch und Englisch. Ein großer Unterschied von andern

Höfen war indeß nicht wahrzunehmen. Die Giebel waren niedrig, und derjenige der Gaststube zeichnete sich nicht vor den andern aus. Die enge, niedrige Thür führte wie immer in einen kleinen dunkeln Gang. Wie waren wir aber erstaunt, als die Thüre aufging und wir das eleganteste moderne Zimmerchen vor uns hatten: nicht etwa eine Bauernstube, mit etwas Firlefanz aufgeputzt, sondern ein im besten Geschmack eingerichtetes drawing-room! Eine junge Dame in isländischem Costüm, aber sehr fein gekleidet, empfing uns hier und erklärte auf unsere Anfrage, daß wir hier etwas zu Mittag bekommen könnten. Mein Freund, der Baron, wollte die Bestellung etwas specificiren; aber das Fräulein ging nicht darauf ein, sondern huschte gleich hinaus, um Anordnungen zu treffen. Mir kam sie wie eine Fee oder eine verzauberte Prinzessin vor. Denn mitten zwischen den Rasenmauern und Grasdächern, den rauchigen Höhlen und Klippfischbuden eines echt isländischen Gehöftes war ein so feines Stübchen eine wahre Überraschung. An den Wänden hingen Ansichten von Edinburgh, ein paar Landschaftsbilder in Öl, ein Frauenkopf von Tizian; ein feines Büchergestell trug lauter englische Einbände, da stand Shakespeare, Milton, The Swiss Robinson, Marvels of Creation. Die Fenster waren mit eleganten Gardinen versehen, der ganze Boden mit Teppich belegt, und unter dem Mahagonitisch und vor dem Sopha lagen noch schönere Teppiche. Andere Möbel waren mit Nippsächelchen geschmückt. Das ganze Ameublement war neu, hochelegant, stimmte in Stil und Farbe. Nirgends war ein Übergangsphänomen von der urgermanischen Cultur des 10. Jahrhunderts, die vor Fenster und Thüre lag, zu der Hypercivilisation des 19. Jahrhunderts, welche in diesem kleinen Eldorado waltete.

Der wunderlich räthselhafte Gegensatz löste sich durch eine Photographie, welche drei junge Herren darstellte; in dem einen erkannte P. von Geyr einen Arzt, der vor zwei Jahren mit ihm von Edinburgh nach den Faröern gereist war. Die Isländerin, welche bald wieder erschien und mit dem Anstand einer feinen Weltdame die Honneurs machte, bestätigte die Erkennung. Sie war die Schwägerin des „Laeknir" oder Arztes. Obwohl sie nie aus Island herausgekommen war, sprach sie recht ordentlich Dänisch und Englisch. Sie hatte das in Reykjavik gelernt. Ihre Schwester, die Frau Doctor, welche bald auch erschien, war dagegen noch vollständig Isländerin und hatte Mühe, das Dänische zu verstehen. Sie schien kränklich, und der leidensvolle Ausdruck ihres Gesichts umdüsterte alle die Culturherrlichkeit, welche das junge Ehepaar sich offenbar erst vor Kurzem in das alte Gehöft hineingezaubert hatte. Ihre Schwägerin war indeß munter und wußte auch sie in die Conversation hineinzuziehen, bis eine urwüchsige Magd den Bericht brachte, daß gekocht sei.

Die Bewirthung entsprach der Wohnung — Alles ganz elegant: Teller und Tellerchen, Bestecke und alles erdenkliche Tischgeräth wie für eine Table d'hôte. Aber meine Hoffnung, etwas Reelles zu beißen zu bekommen, sollte sich nicht erfüllen. Wo die Kirche das Fleischessen nicht verbietet, da essen die Leute gewiß gern alle Tage Fisch. Aber wir sollten nicht einmal Fische bekommen, sondern bloß — Fischköpfe! Umsonst spähte ich auf der ganzen Platte herum, um irgendwo ein Stück Rumpf oder Schwanz zu entdecken. Nicht

einmal ein Schwanz! Nichts als Kopf! Sechs stattliche Köpfe! Selbst das Auge stak noch in denselben und grinste uns gespensterhaft an! An ein bloßes Versuchen war nicht zu denken; denn den Kopf entzwei zu hacken, hätte schon ein anatomisches Kunststück erheischt. Fragend sah ich meine Gesellen an und dann die beiden Damen. Unsere Wirthin erklärte, daß man einen ganzen Kopf nehmen müsse — einen ganzen Kopf! Ich gehorchte und versuchte nun etwas Eßbares herauszufäbeln. Es war ein verzweifeltes Experiment. Nichts als gallertartiges Zeug, wie eine noch unfertige Philosophie, und Knorpel, ein wahres Katzenfutter. Kiemen hatte ich wohl schon in Händen gehabt, um mir den Blutumlauf der Fische klar zu machen; aber sie zu essen, wäre mir nicht eingefallen. Das Gehirn war nicht übel, doch klein. Die Gesichtsknorpeln boten wenig Ausbeute. Nun blieb nicht viel mehr übrig, als das Auge. Ich drückte mein Auge zu, um das des Fisches zu verzehren.

Für einen hungrigen Wandersmann war mit einer solchen Augenweide nicht viel geholfen. Der zweite Gang, eine feine Crême, war noch weniger auf den Appetit des gemeinen Mannes berechnet. Ich beneidete fast die Damen um das Glück, sich wie Blumen an Himmelsthau oder wie Schmetterlinge von Blüthenseim ernähren zu können.

Zum schwarzen Kaffee kam der Arzt angeritten, der uns sehr freundlich willkommen hieß und uns noch länger da behalten wollte. Er war ein feingebildeter Mann, der längere Zeit in Edinburgh studirt und etwas vom englischen Wesen angenommen hatte. Den P. von Geyr erkannte er gleich wieder. Er kam von einem Krankenbesuche.

Der Arzt hat auf Island ein sehr hartes Leben. Er muß wie ein Beduine fast Tag für Tag und oft auch Nachts zu Pferde sein, oft Stunden weit, bei Sturm und Unwetter, eisigem Frost und Schneewehen, zu seinen Patienten reiten. Erholung und Unterhaltung hat er keine, als diejenige im Kreise seiner Familie. Ihm gleichgestellt an Bildung und socialem Einfluß ist höchstens etwa der Syssłumaðr — der oberste Verwaltungsbeamte des Kreises und allenfalls der Prästr. Sonst besteht seine ganze Gesellschaft aus Bauern, Hirten und Fischern. Für einen Mann, der in England gelebt und europäischen Comfort kennen gelernt, muß es keine geringe Entbehrung sein, das halbe oder fast ganze Leben auf einem solchen einsamen Gehöft zuzubringen, keinen Augenblick sicher, in den wüthendsten Regensturm hinausgerufen zu werden, um über Steinfeld und Sandsteppen, Braun und Flüsse zu irgend einem verlassenen Hof zu sprengen und oft hilflos der klar erkannten Krankheit gegenüber zu stehen, weil die gewöhnlichsten Mittel fehlen, nicht ordentlich gelüftet, nicht geheizt werden kann, kein Wein oder sonst etwas Stärkendes da ist, gesunde Nahrung mangelt und alle Kunst an hellem Elend versiegt. Als ich das erwog, da freute ich mich wirklich, daß der wackere Doctor in Laugardaelir sich wenigstens für die kurze Rast, die sein Amt ihm verstattet, ein so freundliches Heim einzurichten gewußt hatte. Das ist ihm wohl zu gönnen und zugleich ein Beispiel für die Leute, wie sie sich ihre Wohnungen etwas besser und gesünder einrichten könnten. Alles muß freilich von Schottland,

Norwegen oder Dänemark hergebracht werden; allein bei dem zunehmenden Verkehr wird wenigstens das Nothwendigste, wie Holz, Möbel u. dgl., doch immer leichter zugänglich werden.

Die Hvitá ist bei Laugardaelir so breit und tief, daß man nicht hindurchwaten kann. Es ist deßhalb eine Fähre eingerichtet. Ein alter Fährmann, ruppig und struppig wie Vater Charon, besorgte sie, ein junger Bursch half ihm dabei. In der Zwischenzeit treiben die Beiden das altehrwürdige Geschäft des hl. Petrus. Sie hatten eben ein paar mächtige Lachse gefangen, drei bis vier Fuß lang. An das rechte Flußufer reichen die Vorhügel des Ingolfsfjall hin und bilden breite, abschüssige Felsbasteien den Fluß entlang. Wie bei der Thjórsá wurden wir nebst Reitzeug und Gepäck in ein Boot geladen; die Ponies mußten hinüberschwimmen. Der weitere Weg führte uns an den Abhängen der Ingolfsfjall hin, die bedeutend höher und steiler waren als am Flusse. Oben zackige Felszinnen, dazwischen knorrige und knollige Massen, ganz hellgrau, wie mit Riesenfaust seltsam geballt und zerknetet. Von der Felsmauer senkten sich steile Mulden und Abhänge mit Geröll und Schutt zu Thale. Nur kümmerliche Vegetation. Während wir über die Schuttmassen hinritten, welche Trümmer früherer Bergstürze sind, trafen wir eine lange Karawane, welche Klippfische und Stockfische nach dem Innern des Landes brachte. Gráskjóna bekam Heimweh und versuchte mit diesem Zug umzukehren. Als man sie zurücktreiben wollte, lief sie nach dem Berg hinauf und mußte polizeilich wieder eingefangen werden.

Auf ganz malerischen Bergpfaden langten wir ziemlich früh in Reykir an, dessen Höfe, in einem grünen Thal beisammenliegend, freundlicher aussahen, als sonst noch eine Ortschaft. Das war jedoch Frescomalerei. Denn in der Nähe waren die Höfe sehr ärmlich und schlecht ausgestattet. In dem „besten", zu dem uns Eyvindur führte, war die Gaststube eben frisch mit Brettern getäfelt worden, aber die Thüre war noch nicht gemacht; am Fenster waren mehrere Scheiben zerschlagen; von der nahen Küche drang ein rauchiger Dunst herüber und suchte sich seinen Ausweg durch das offenherzige Fenster. Von Möbeln war nur ein Tisch und ein alter Stuhl da; die fehlenden Stühle sollten die Pferdekasten ersetzen. Die Leute waren unsauber, und die Kinder, die vor der Thüre herumkrabbelten, noch unsauberer. Sonst sah der Hof von Außen gut aus; die Rasenmauern waren wohl im Stand, die Wiesen sorgfältig eingefriedigt, das Gras schön, obwohl nur etwa zwei Spannen hoch; um den Hofraum standen große Heuschober, wie Wigwams mit viel Kunst und Sorgfalt aufgebaut. Aber was konnte uns das helfen? Wir beklagten uns ernstlich bei Eyvindur, daß er uns in ein so abscheuliches Quartier geführt: hier sei nicht zu übernachten. Da er aber versicherte, daß wir heute kein besseres mehr erreichen könnten, und daß die Pferde der Rast bedürften, ergaben wir uns in unser Schicksal. In früheren Zeiten war es sehr gebräuchlich, daß die Reisenden in den Kirchen logirten. Da sich Viele nicht zum Besten darin aufgeführt zu haben scheinen, wurde das von den Behörden verboten. Um nun nicht im Zelt übernachten zu müssen, ließen wir doch um die Erlaubniß fragen, die Nacht in der Kirche zubringen zu

dürfen. Ein Präſtr war nicht da, indem der Gottesdienſt von einem benachbarten gehalten wird. Der Bauer, der die Aufſicht führte, nahm es nicht ſo genau, und da der Bau eben in Reparatur war, erhörte er unſer Geſuch, und ſo konnten wir uns denn unſer Lager in der Kirche herrichten laſſen.

Reykir erinnert entſchieden an die Geyſire von Haukadalr. An verſchiedenen Punkten raucht und dampft es den ganzen Tag, und davon hat der Platz auch ſeinen Namen. Noch vor einem Jahrhundert ſprangen die Geyſire von Reykir bis zu 60 oder 70 Fuß hoch. Ein Erdbeben hat ſeither die unterirdiſchen Dampf- und Waſſerkeſſel zum Theil verſchüttet. Der Dampf hat nicht mehr Raum genug, um die nöthige Spannkraft zu entwickeln, und aus den wunderſamen Waſſerkünſten ſind friedliche warme Quellen geworden. Zwei der bedeutenderen liegen an einem Abhang über der Kirche am Fuße einer Mauer von zackigen, rothgrauen Klippen, von denen ſteile Sandbäche nach dem Thale abfallen. Die eine war wulſtig eingefaßt, wie der Strokkr, hatte aber ganz helles Waſſer, deſſen Überſchuß ſanft von den niedrigeren Theilen des Randes abfloß und ſich unten mit andern kleinen Waſſern zu einem Bächlein vereinigte, unterwegs Sinter abſetzend und allerlei phantaſtiſche Figuren daraus bildend. Die andere Quelle daneben war beſtändig am Sprudeln, der Waſſerſtrahl nur ſehr niedrig, aber ganz hell. Weiter unten am Berg ſtieß eine andere Quelle ächzend und ſtöhnend beſtändig einen grauen, ſchweren Lehmteig auf; eine vierte, noch weiter unten an dem Flüßchen Varmá, warf intermittirend unter ſchnalzendem Geräuſch von Zeit zu Zeit einen Waſſerſtrahl faſt horizontal aus. Über dem Fluß dampften weithin noch mehrere ſolcher Kochherde. Während die Hitze derſelben die nächſte Umgebung behaglich erwärmte, war die Luft ziemlich kalt geworden, und wir waren recht froh, nicht im Zelte übernachten zu müſſen.

13. Juli.

Die Kälte, welche während der Nacht noch bedeutend zugenommen hatte, weckte uns ſehr früh. Zum Frühſtück war in dem Gehöfte nichts Anſtändiges aufzutreiben, als Kaffee. Im Übrigen mußten wir uns mit den Reſten unſerer Vorräthe begnügen, die trotz aller Sparſamkeit nahezu erſchöpft waren. Am Fenſter ſpielte ein junger Hund mit einer jungen Katze. Dicht vor der Thüröffnung wurde ein Butterfaß geſtoßen, und von der dunklen Küche qualmte nebſt dem Kaffeeduft auch der Dunſt des Herdfeuers in die kleine leere Bude hinein, wo wir auf den Packkiſten ſaßen. Den Kaffee durfte man nicht näher unterſuchen. Er wärmte uns wenigſtens.

Gegen 8 Uhr ſtanden die Pferde bereit. Den Leuten war es ſeit Jahrhunderten nicht eingefallen, ſich einen guten Weg nach dem Fluß hin zu machen. Über die ſteilſte Böſchung hinab mußten die Pferde an das Ufer klimmen, ſo daß dem Reiter das Balanciren ſchwierig wurde. Da tranken ſich die Ponies einen Schluck und wateten dann hindurch. Nachdem wir das ſchmale Thal paſſirt, ging es einen ſteilen Felspaß hinauf. Es war da keine eigentliche Straße, aber von dem häufigen Reiten eine Art von Saumweg. Während wir die vorigen Tage faſt Niemanden getroffen hatten, begegneten

uns schon in der ersten Stunde drei bis vier Karawanen, meist mit Klippfischbündeln, die von ferne wie Reisigbündel aussahen. Während alle Bergbewohner sonst zur Schonung von Mensch und Thier Zickzackwege einzuschlagen pflegen, ist das Isländern schon zu umständlich. Sie reiten gradaus, es mag so steil hinauf- oder hinabgehen als es will. Hier wenigstens war es auffällig, und die armen Thiere hatten ihre liebe Noth auf dem rauhen, steinigen Weg. Wir mußten öfters innehalten, und das war kein Verlust. Denn die Aussicht nach Westen und Südwesten hin ward immer schöner, je weiter wir an der kahlen Felshöhe emporkamen. Unten zunächst das anmuthige Thälchen von Reykir mit seinen grünen Wiesen, röthlichem Felsensaum und dampfenden Quellen, dahinter der Ingolfsfjall mit seinen schweren, dunkeln Felsmassen, die nach der Hvitá hin sich in scharfen Umrissen abgrenzen; südlich von dieser Felscoulisse öffnet sich das Thal der Hvitá, die hier, von keinen Basteien mehr eingezwängt, sich rasch zu einem breiten Strom erweitert und den Namen Ölfusá führt. Weiterhin der flache Küstengürtel, wo die Flüsse Thjórsá und Markarfljót sich in ihren weiten Mündungen begegnen, und endlich tauchen in der Ferne die Westmannsinseln aus dem tiefblauen Meer auf. Die Luft war außerordentlich rein und klar. Das Öde der ganzen Landschaft trat deßhalb sehr scharf hervor. Außer dem nahen Reykir war nirgends ein Dorf deutlich zu erkennen, kein Kirchthurm, keine Kirche. Dennoch vereinten sich die verschiedenen Farbentöne, der sonnighelle Himmel, der dunkle Ocean, die gelbgrüne Niederung, die röthlichen und graublauen Felspartien mit ihren phantastischen Schattenzügen zu einem höchst anziehenden Bilde. Je länger ich es ansah, desto mehr Reiz übte es auf mich aus. Scharf in ihren Umrissen, groß in ihren Verhältnissen, traumhaft verschwommen in ihren Farben, hat diese lebloſe Landschaft etwas Verwandtes mit den Stimmungsbildern der nordischen Volkspoesie. Die Einsamkeit selbst ruft die Phantasie auf, sie mit Riesen, Zwergen, Tag- und Nachtgespenstern zu bevölkern, und ihre wunderlichen Gestalten in jene Dämmerfarben zu kleiden, in welchen Meer und Land, Gletscher und Fels, das letzte Grün und die Asche der Vulkane zusammenfließen.

Das seltsam schöne Bild erhielt auf der Paßhöhe seine Vollendung dadurch, daß noch ein viel größerer Theil der Küste und des Meeres in Sicht kam; dann wurde es uns aber durch die unregelmäßigen Felszacken der Höhe selbst auf einmal entzogen. Wir befanden uns auf einem lang und breit gestreckten Bergsattel, der nach beiden Seiten von geringen Erhöhungen eingefangen war. Schnee und Wind hatten fast den ganzen Boden blank gefegt. Wir ritten wohl über eine Stunde über den nackten Felsengrund, so glatt, daß die Thiere oft beinahe ausglitten. Doch kam keines zum Falle. Mit unzerstörbarer Ruhe und Sicherheit trotteten sie voran, jede Kerbe und Spalte benützend, welche Regen und Feuchtigkeit in den Felsen gegraben hatte. Das weite Plateau, Hellisheiði, die Haide der Höhlen genannt, endigte an einer steilen Schlucht, so steil, daß wir absitzen und die Pferde am Zügel hinunterführen mußten. Unten in einem nicht weniger trostlosen Thale lag ein Gehöft, das Eyvindur uns als gutes Quartier, ja als Hotel ankündigte.

Es war kalt; wir hatten Alle unsere Überzieher angezogen, die Kragen aufgestülpt und uns so gut wie möglich eingemummt. Eine anständige, warme Herberge wurde darum mit Freuden begrüßt. Von Außen sah der Hof auch erträglich aus. Aber drinnen — ein gutes Quartier, ein Hotel! Es war das schmutzigste Loch, in das wir noch gerathen waren, und Touristen, welche Island nach diesem beurtheilen wollten, hätten allerdings Recht, wenn sie über Unreinlichkeit in den schärfsten Ausdrücken klagten. P. von Geyr stürzte gleich wieder heraus, nachdem er kaum einen Blick hineingeworfen. Er wollte weiter. Aber zwei Stunden weit war kein besseres Logis zu treffen. Ich guckte nun auch hinein. Der erste Raum nächst der engen Hausflur war eine ungetünchte Mauerhöhle. Durch die Löcher eines halbzertrümmerten Fensters blies derselbe arktische Nord, der uns Morgens so früh aufgescheucht hatte. Durch die schmutzigen übrigen Scheiben und aufgeklebten Papierfetzen drang ein düsteres Licht in den traurigen Raum. In der Ecke ein unreinliches Bett, mit einer zerrissenen Steppdecke halb zugedeckt. Am Fenster ein nie gewaschener Tisch von unbeschreiblicher Einfachheit; ein paar Bänke von entsprechender Structur. Ein verrosteter Ofen von Eisen, an dem die schmierigsten Kleider hingen. Alter Hausrath und Gerümpel, Spinnengewebe und Staub in allen Ecken und Kanten. Eine ungekämmte Alte, die fast an eine Hexe erinnerte, brachte uns drei Krüglein Bier. Bier bei dieser Kälte! Wir dankten und bestellten uns Kaffee. Die Alte öffnete uns den anstoßenden Raum, in dem zwischen zwei etwas besseren Betten ein kleines Tischchen stand. Ich wollte hinein; aber meine Freunde scheuten sich aus Insektenfurcht, die vielleicht nicht ganz unbegründet war. Während wir in der salle à manger blieben, kam ein Isländer, ein Bruder des Pfarrers von Olafsvellir, mit zwei ganz fein gekleideten Isländerinnen in Reitkostüm. Sie waren sichtlich froh, daß wir ihnen das andere Gemach überließen. Wir hatten zum Glück noch einige Reste von Käse und Zwieback; sonst hätten wir vor Ekel Hunger leiden müssen. Obwohl müde, waren wir froh, wieder aufzusitzen, nur um aus diesem Hotel fortzukommen. Der Paß selbst heißt Hellisfkarð.

Wir hatten bis Reykjavik noch vier bis fünf Stunden zu reiten. Es ging über lauter Hraun, am südlichen Ende der Moßfellsheiði. Wir stießen hier auf ein Stück der Straße, die von der Regierung zwischen der Hauptstadt und Eyrarbakki angelegt wird, und hatten auch die Ehre, den Inspector zu treffen, der diesen Bau leitet; er war ein unendlich redseliger Mann. Der Unterbau der Straße, aus lauter großen Lavastücken, war noch schlechterdings unpassirbar, und so mußten wir denn am Abhang derselben hinreiten, bis das Stück Straße aufhörte und wir wieder bloßes Steinfeld vor uns hatten. Keine Strecke ist mir auf unserem mehrtägigen Ritt trostloser und langweiliger vorgekommen, als diese. Der ganze Landstrich bis dicht an die Stadt ist eine völlige Wüste. Ich athmete deßhalb fröhlich auf, als wir endlich die Esja und die Bucht von Reykjavik in Sicht bekamen. Etwas nach 5 Uhr trafen wir wieder in unserem Missionshaus Landakóti ein.

Wir fanden Alle, daß es doch etwas Wohlthuendes um etwas höhere materielle Cultur ist. Straßen sind doch keine üble Erfindung. Brücken

erweisen sich im Ganzen doch bequemer als Fähren. Zur Abwechslung einmal durch einen Fluß zu waten, ist ein interessantes Abenteuer; aber auf die Dauer möchte das seinen Reiz verlieren. Eine anständige Herberge und ein gutes Bett sind nicht zu verachtende Dinge, und ein schönes Bretterhäuschen ist diesen rauchigen Erdhütten entschieden vorzuziehen. Wir freuten uns aber doch Alle auch unseres Ausflugs. Es lohnt sich wirklich der Mühe, einmal diese primitiven Zustände eines zigeunerhaften Daseins und bäuerlicher Einfachheit selbst zu erfahren. Es ist lustiger und wohlthuender, als man sich vorstellt. Ich habe mich kaum je so wohl gefühlt, als bei diesen kleinen Strapazen. Im Allgemeinen habe ich auch den Eindruck bekommen, daß die Isländer sich in ihren beschränkten Verhältnissen ganz glücklich befinden, weit glücklicher als die ärmere Bevölkerung unserer großen Städte, welche stets die Schaustellung des extravagantesten Luxus, des glänzendsten Reichthums und der verfeinertsten Genußsucht vor Augen hat, ohne die Mittel, dieses irdische Paradies an sich zu reißen. Sie sind an Entbehrung gewöhnt, mit Wenigem zufrieden. Statt einer tollen Schulüberfütterung nähren sie neben ihrem harten Tagewerk ein nicht zu unterschätzendes geistiges Leben, das sich hauptsächlich um die eigene alte Volksüberlieferung bewegt, die ältere Poesie und Geschichte als wirkliches Volkseigenthum erhält und die Einsamkeit des langen nordischen Winters freundlich verklärt. Würden die alten katholischen Familienandachten wieder aufleben, Sonn- und Festtag die zerstreut wohnenden Bauern zu einem wahrhaft herzerhebenden Gottesdienst vereinigen, der Cultus der Kirche wie früher den Kunstsinn anregen und heiligen, opfermuthige Priester die Verlassenen besuchen und trösten, so würde das ernste, geweckte, poetisch begabte Volk, trotz aller Entbehrungen, gewiß sehr glücklich sein.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Josephi Corluy S. J. in Collegio Lovaniensi Societ. Jesu S. Scripturae Professoris **Spicilegium dogmatico-biblicum** seu **Commentarii** in selecta sacrae Scripturae loca quae ad demonstranda dogmata adhiberi solent. In usum praelectionum et conferentiarum sacerdotalium. Gandavi. Excudebat C. Poelman, typographus Ill. Episcopi, 1884. 8°. Tomus Primus. VIII et 534 pag. Tomus Secundus. 512 pag.

P. Corluy ist den Lesern dieser Blätter bereits vortheilhaft bekannt. Im Jahre 1878, Bd. XV. S. 530 f., haben wir dessen vortrefflichen Commentar zum Evangelium des hl. Johannes zur Anzeige gebracht. Er fand, besonders in den theologischen Lehranstalten Belgiens und Frankreichs, so guten Anklang und entsprach so trefflich den an ein Hilfsbuch für Theologen zu stellenden Anforderungen, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig wurde. Sie erschien in verbesserter und vermehrter Gestalt 1880 (vgl. diese Blätter, 1880, Bd. XIX. S. 121).

In dem vorliegenden Werke hat sich nun der Verfasser die Aufgabe gestellt, diejenigen Stellen der heiligen Schrift, welche in den einzelnen theologischen Tractaten eine besonders hervorragende Stelle einnehmen und geradezu als loci classici eine grundlegende Bedeutung beanspruchen müssen, einer eingehenden Erörterung und Darstellung zu unterziehen. Das Buch soll ein Hilfsbuch sein für den Dogmatiker. Es soll ihm, der oft genug in ein und demselben Tractat seine Hauptbeweise und Stützen aus verschiedenen Büchern der heiligen Schrift zu entnehmen hat, in kurzer, übersichtlicher Weise die Mittel an die Hand geben, seine Beweise aus den Texten der heiligen Schrift so zu führen, daß er dabei das einschlägige exegetische Material vor Augen habe und beherrsche. Daher wird jede Stelle zunächst in ihrem *Zusammenhange* beleuchtet; ist dieser festgestellt, so folgt die *exegetische Erörterung*, und zwar bei den hebräischen Texten zunächst eine interpretatio verbalis, eine kurze und klare Erklärung der Worte und des Inhaltes in grammatisch-philologischer Hinsicht, alsdann die interpretatio realis, die Darlegung und Begründung des Sinnes. In den griechischen Texten ist diese Sonderung nicht eingehalten; es bietet vielmehr die fortlaufende, sich eng an die Worte anschließende Erklärung auch zugleich die nöthigen grammatischen und textkritischen Fingerzeige. Im Übrigen ist die Methode des Verfassers dieselbe, die er in seinem Johannis-Commentar anwandte. Die Hauptpunkte werden in einem Quaeritur 1° . . 2° . . hervorgehoben. Die Antwort

bringt zunächst die verschiedenen Ansichten und Erklärungsweisen als sententia 1^a . . 2^a . . 3^a . . nebst Angabe einiger der hauptsächlichsten Vertreter und, was besonders zu erwähnen ist, der Gründe für die jeweilige Auslegung. Diese rationes sind in markiger Kürze als 1 und 2 und 3 . . . aufgeführt. Ein folgendes contra est liefert dazu die Kritik. Das aus der kritischen Abwägung des pro und contra sich ergebende Resultat wird ferner durch Widerlegung der noch möglichen Einwände (nec dicas . . . nam respondeo) und durch Lösung der für die andern Auffassungen beigebrachten Beweise (respondetur ad argumenta 1^{ae} sententiae: ad 1) . . 2) . . u. s. f.) gestützt und gesichert. Meistens ist der längeren Auseinandersetzung noch ein Scholion dogmaticum angefügt, welches die für das Dogma sich ergebenden Punkte und Folgerungen übersichtlich gruppirt darlegt.

Wer an den Abhandlungsstil gewohnt ist, den wird diese knappe und nüchterne Aufzählung der sententia prima, secunda . . . mit ihren kurz skizzirten und numerirten rationes und contra est, und ihren respondetur, die sich gleichfalls in kurzen, numerirten Sätzen präsentiren, freilich sonderbar anmuthen. Zum bloßen Lesen ladet sie allerdings nicht ein; allein wir wiederholen, was wir bereits früher über diese Methode und ihre Zweckmäßigkeit gesagt haben: „Wem es um rasche Orientirung in einer Frage zu thun ist, wer bei schwierigen Stellen die exegetischen Heerlager in Reih und Glied geordnet und mit ihrem besten Waffenschmuck angethan rasch und übersichtlich kennen lernen will, der wird mit Befriedigung zu diesem Commentar greifen und die Vortheile seiner Einrichtung hochschätzen. Der Druck selbst und die ganze äußere Anlage und Ausstattung in den Alineas, in Fett- und Cursivlettern, in den Zahlen u. s. f. trägt sehr viel zur Erhöhung der Übersichtlichkeit bei und gibt auch von dieser Seite Zeugniß für den klaren und tactvoll systematisirenden Sinn des gelehrten Verfassers" (Bd. XV. S. 533).

Der erste Band enthält die Haupttexte für die Tractate de Ecclesia et Summo Pontifice, de Deo Uno et Trino, de Deo Creatore, und bietet die Erörterung der hauptsächlichsten messianischen Weissagungen, die sich auf die Abstammung, Geburt, das prophetische Amt und die Zeit der Ankunft des Messias beziehen.

Der zweite Band bringt die Darlegung und Erörterung der wichtigsten Texte für die Tractate de Incarnatione (im Ganzen 14 meistens längere Abschnitte), de fide (3 Stellen), de Gratia (12 Stellen), de Sacramentis (20 Stellen). In dem ersten Abschnitte dieses zweiten Bandes wird die Gottheit Christi aus fünf der hauptsächlichsten Stellen (Hebr. 1; Röm. 9, 5; Joh. 10, 22—39; 14, 7—11; 1 Joh. 5, 20) bewiesen und bei Gelegenheit den Erörterungen über die stellvertretende Genugthuung Christi und das Reich Christi noch eine Blumenlese aus den messianischen Weissagungen (Isaias 52. 53; Ps. 21. 2. 71. 44. 109) geboten.

Der Verfasser bekundet einen gesunden exegetischen Tact. Er ist durchaus nicht gewillt, für minder stichhaltige Behauptungen eine Lanze einzulegen. Jenen Schriftstellern z. B., die in Pauli Worten: in mensuram aetatis

plenitudinis Christi . . eine Hindeutung sehen wollen auf die Auferstehung des Leibes, bei der Alle in der Entwicklung des Leibes, wie sie Christus bei seiner Auferstehung hatte, auferstehen sollten, gibt er zu bedenken, daß sie importune et frigide valde den Begriff materiell körperlicher Entwickelung dem Texte aufzwängen und statt des mystischen Leibes Christi im Handumdrehen den wirklichen Leib verstehen (I. 22). Auch billigt er es nicht, wenn man aus Joh. 14, 16 die confirmatio Apostolorum in gratia beweisen will (I. 28).

Zu der bekannten Stelle: statutum est hominibus semel mori, post hoc autem iudicium (Hebr. 9, 27), wird ganz gut bemerkt (II. 151), es sei da dem Zusammenhange nach nicht von dem besonderen, sondern vom allgemeinen Gerichte die Rede: est enim iudicium illud ad quod Christus secundo apparebit . . . de iudicio particulari nescio an usquam sit in Scriptura mentio explicita. Und speciell für Hebr. 9, 27 gilt noch der triftige Grund, daß der Apostel es durch einen Congruenzbeweis recht anschaulich machen will, warum der Heiland nur einmal für uns sich opfern und sterben mußte, warum ein zweiter Tod nicht zu fordern war: die Menschen sterben nur einmal; die Auferstandenen haben keinen zweiten Tod, sondern nur das Gericht zu gewärtigen; so ziemt es sich auch für Christus, daß er nach seiner Auferstehung nicht mehr sterbe, sondern nur noch als Richter erscheine. Das ist auch der Gedanke des hl. Thomas, der zu unserer Stelle u. A. schreibt: quia postquam resurgent, non iterum morientur, sed statim iudicium sequetur, und das iudicium vom allgemeinen Gerichte versteht, wie es Estius, Gagnäus u. A. thun.

Die Stelle des Ps. 2: filius meus es tu; ego hodie genui te, erklärt P. Corluy de generatione metaphorica, seu de manifestatione divinae filiationis Christi per eius resurrectionem (II. 162). Mir will es scheinen, daß der Wortlaut und auch Hebr. 1, 5 und 5, 5 im Zusammenhalte mit 7, 16 eher für aeterna generatio sprechen. Um bei der letzteren Stelle stehen zu bleiben, ist Christus Priester secundum virtutem vitae insolubilis[1], und nach 5, 5 ist er es, weil der Vater zu ihm gesprochen hat: filius meus es tu; ego hodie genui te. Beides zusammengehalten scheint den Gedanken zu geben: weil Christus der eingeborene Sohn des Vaters ist und als solcher vom Vater auch in der menschlichen Natur anerkannt wird, ist er Hoherpriester. Söhne Gottes heißen auch die Engel; es gilt also, für Hebr. 1, 5 den Beweis zu erbringen, daß er Sohn ist im einzigartigen Sinne, nicht durch metaphorische, sondern wirkliche Zeugung. Dann stuft sich ebenda der Beweis für Christi Herrlichkeit glänzend ab: Christus wird gezeigt in seiner ewigen, gottgleichen Herrlichkeit, sodann in seiner messianischen Würde als öffentlich von Gott erklärter Sohn Gottes (et rursum: ego ero illi in patrem) und schließlich in der von Allen beim Endgericht ihm dargebrachten Huldigung (et cum iterum introducit . .). Er ist also in allen

[1] Man achte auf den Gegensatz: die aaronitischen Priester sind Priester wegen Geburt und Abstammung.

Stadien seines göttlichen und gottmenschlichen Lebens und Wirkens weit über die Engel erhaben. Diese sind ihrem Namen nach Boten. Aber Bote sein ist in Gottes Heilsordnung nicht etwas so Großes, daß es mit dem Sohnsein irgendwie verglichen werden könnte; denn Gott macht zu seinen Boten auch Winde und Feuerflammen. So scheint mir Hebr. 1, 7 am einfachsten und klarsten gefaßt werden zu können; der Beweis des Apostels ist dann mit der Grundstelle in den Psalmen in völliger Übereinstimmung. Die II. 17 angeführten Erklärungen machen doch immer den Eindruck des zu Künstlichen, oder geben die Grundstelle preis. Aber der Artikel im Griechischen? Darauf erwiedere ich mit dem Hinweis auf eben den griechischen Text im selben Psalm 103 in Vers 3. Da lesen wir ὁ τιθεὶς νέφη τὴν ἐπίβασιν αὐτοῦ; das kann doch nur übersetzt werden: der Wolken zu seinem Wagen macht, qui ponis nubem ascensum tuum; nun ebenso übersetze man jetzt den folgenden Vers 4: ὁ ποιῶν τοὺς ἀγγέλους αὐτοῦ πνεύματα: der zu seinen Boten Winde macht: Winde als seine Boten, als Vollstrecker seines Willens gebraucht. Und um alle Bedenken wegen des griechischen Artikels zu heben, vergleiche man z. B. Winer (Grammatik des neutestamentl. Sprach-Idioms, 6. Aufl. S. 104), der u. A. sagt: „Die oft vorgetragene Regel, das Subject eines Satzes lasse sich an dem vorausgesetzten Artikel erkennen, ist unrichtig, wie schon Glassius und Rambach einsahen", und hierfür auch Beispiele aus Profanschriftstellern bringt nebst vielen aus dem Neuen Testament.

Zu Jakob 5, 16 bemerkt der Verfasser: negantibus veritatem sacramenti frustra hic textus in argumentum proponeretur (II. 451).

Auf die Frage, warum im Hebräerbrief die typische Bedeutung Melchisedeks nicht auch in Beziehung auf das eucharistische Opfer dargelegt wird, möchte ich nicht antworten mit dem Hinweis auf die disciplina arcani, der sich der Apostel bereits beflissen habe, noch weniger damit, daß den Hebräern das Geheimniß der Eucharistie noch nicht sei mitgetheilt worden. (II. 417. 436. 437); der aus dem Zweck des Briefes hergeleitete Grund (II. 436) ist genügend. Der zu Matth. 5, 32 gegebenen Erklärung (II. 483) möchte ich noch beifügen, daß 1 Kor. 7, 11 der Apostel auf ein Wort des Herrn den Fall zurückführt, in welchem die Trennung der Frau vom Manne manente vinculo aufrecht erhalten oder wieder aufgehoben werden kann, wie es ihr gut dünkt. Es scheint mir, daß sich hier der Apostel auf Christi Ausspruch, wie er bei Matth. lautet, bezieht, und lehrt, Christus selbst habe die dimissio quoad torum et cohabitationem ausdrücklich vorgetragen. Ein von Seite der Frau ungerechtfertigtes Verlassen des Mannes hat der Apostel nicht vor Augen, denn sonst wäre ja die Rückkehr einfachhin Pflicht.

Die Frage, ob die bei Christi zweiter Ankunft noch Lebenden auch den Tod kosten werden, wird eingehend erörtert und nach den klaren und unzweideutigen Äußerungen der heiligen Schrift, namentlich des hl. Paulus, verneint. Dabei wird auch die Behauptung mancher Dogmatiker, die Väter, namentlich die Lateiner, entschieden sich für den Tod Aller, auf das gebührende, recht bescheidene Maß zurückführt: inter eos solus Ambrosius diserte im-

pugnat sententiam contrariam, d. h. nur Ambrosius vertritt mit ausgesprochener Klarheit den Satz, daß Alle sterben werden (S. 337).

Um bekannten Stellen in den apostolischen Briefen keine Gewalt anzuthun, trägt der Verfasser kein Bedenken, zuzugestehen, daß der Apostel privata opinione nicht ohne Hoffnung gewesen sei, vor seinem Tode noch den ersehnten Tag der Vollendung des Gottesreiches zu schauen. Statt dieser „Privathoffnung" möchten wir lieber auf die Art hinweisen, mit der Christus selbst von seiner zweiten Ankunft zu den Jüngern spricht, und die Redeweise des Apostels aus der Christi erklären (vgl. Matth. 24, 33; 42—51; 25, 13; Marc. 13, 28—37; Luc. 21, 28—36); denn die Apostel predigen, was und wie sie von Christus hörten. Bei 1 Thess. 4, 14—16 kommen noch specielle, in den Mißverständnissen und Schwierigkeiten der Thessalonicher liegende Gründe zur Beachtung. Denn man wird dem so eigenthümlich angelegten Verfahren des Apostels in der Trostspendung an sie nur gerecht und kann die so seltsame Wendung in den Worten des Apostels (die daraus hinausläuft: tröstet euch wegen der Verstorbenen, denn ihr Lebende seid nicht in besserer oder bevorzugterer Lage) nur dann ohne Zwang erklären, wenn man annimmt, wozu die ganze Briefform ohnehin drängt, daß die Thessalonicher von dem Gedanken beunruhigt wurden: wir Lebende sind bei Christi Ankunft in besserer Lage als die bereits Entschlafenen. Der Apostel antwortet ebenso klar und kategorisch: wir Lebende sind nicht in besserer Lage, indem er ihnen das Wort gewissermaßen aus dem Munde nimmt. Wie hätte er auch anders klarer und bündiger antworten sollen? Denn, da er von der Zeit der Ankunft Christi eben nichts weiß, konnte er den Thessalonichern weder sagen: ihr werdet sie nicht erleben, noch auch: ihr werdet sie erleben. Er konnte nur sagen, was er auch im selben Briefe 5, 10 deutlich ausspricht: Christus sei für uns gestorben, damit wir, mögen wir nun bei seiner Ankunft noch leben oder bereits entschlafen sein, jedenfalls mit ihm leben. Eine andere hierauf bezügliche Schwierigkeit, die aus Hebr. 10, 37 entnommen wird (II. 200 f.), scheint mir eine viel einfachere Lösung zuzulassen. Wenn der hl. Paulus einen strengen Beweis aus einer Schriftstelle führen will, so gebraucht er die Formel: „die Schrift sagt", oder eine ähnliche, das der heiligen Schrift entnommene Beweisverfahren gleich scharf bezeichnende. An der beregten Stelle ist das nicht der Fall. Der Apostel gebraucht einfach dieselben Worte, mit denen einst Habakuk die Frommen in Israel im Hinblick auf die Befreiung vom Joche der Chaldäer getröstet hat, um auch die bedrängten Judenchristen darauf hinzuweisen, daß auch für sie Gottes Hilfe nicht zögern werde; sie möchten nur fest im Glauben leben und keiner Verzagtheit und Untreue Raum geben. Es ist das eine Anwendung der Worte des Propheten, eine Ausdehnung auf einen ähnlichen Fall; er tröstet mit bekannten, in sich trostreichen Schriftworten, wie auch wir passend einem Muthlosen zurufen können: getrost, es wird besser werden: adhuc enim modicum aliquantulum, qui venturus est veniet et non tardabit. Bei dieser Auffassung existirt die erhobene und nicht gelöste Schwierigkeit nicht; P. Corluy sagt nämlich: Apostolum loqui de Christi adventu ad

ultimum iudicium videtur non posse in dubium vocari: qua autem ratione potuerit de illo adventu dicere: adhuc modicum aliquantulum, nemo hactenus explicuit modo qui satisfacere debeat catholicis, difficultatem istam ad regulas hermeneuticas exigentibus.

Eingehend und interessant ist die Besprechung des Sechstagewerkes (I. 163—227). Der Verfasser verficht die concordistische Theorie. Die Visionstheorie weist er zwar S. 181 ziemlich schroff ab; allein trotzdem werden später zur Lösung der Schwierigkeiten gerade die Hauptpunkte der Visionstheorie unbedenklich angenommen und verwerthet. Denn darauf kommt hinaus, was wir S. 188 lesen: responderi potest, Moysen in sua narratione assumpsisse personam videntis opera Dei in certo telluris puncto produci incipientia ad ortum lucis, desinentia ad vesperam. Quae hypothesis eo minus est absurda, quod revelatio creationis primum in visione fuisse proposita merito censeri potest. Ebenso, wenn es S. 194 heißt, über die Dauer der Schöpfungszeit sei dem heiligen Schriftsteller nichts geoffenbart worden, er habe aber beim Niederschreiben des Berichtes nur an natürliche Tage gedacht: quod ei etiam magis obviam fuit si, ut non pauci opinantur, creationis opera ei fuerint revelata in totidem visionibus diei noctisque speciem prae se ferentibus. In gleicher Weise wird S. 216 ein Einwurf durch die Bemerkung beseitigt, Moses habe berichtet, was er in der Vision gesehen, und so schreibe er über Wasser und Licht, nicht aber über die im Meere verborgenen organischen Wesen, und S. 225 wird die Thatsache, daß bereits in der dem fünften Tage angehörigen Periode sich Thiere des sechsten Tagewerkes vorfinden, einfach durch dieselbe Annahme der Vision erledigt: pauca illa animalia, quae recentioris aevi praecursores dicuntur, potuit Moyses omittere; imo, si per visiones revelatio creationis facta est, talia ne advertisse quidem propheta censendus est. Nach diesen Andeutungen würde sich also die Sache folgendermaßen gestalten: Der Schöpfungsbericht geht zunächst auf eine Vision zurück und stellt diese in treuer Abfolge dar; es bliebe also nur zu untersuchen: welch objectiver Schöpfungshergang entspricht am einfachsten einerseits den geologischen Thatsachen, andererseits dieser bestimmten Form und Anordnung der Vision; oder inwiefern muß die Vision (und also der sie beschreibende Bericht) ein getreuer Abdruck der objectiven Schöpfungsthatsache sein? Hier wäre eine Vermittlung der zwei Theorien wohl nicht unmöglich, falls man die Wahrheitsmomente beider hervorhöbe und nicht sich einseitig auf einen Standpunkt stellte! Man vergleiche, was z. B. P. von Hummelauer in dem 4. Ergänzungshefte zu den „Stimmen" (Der biblische Schöpfungsbericht) und später in diesen selbst (Bd. XXII S. 97 f.) über die Visionstheorie erörtert.

Zur Aufrechterhaltung der Concordanz-Theorie sieht sich P. Corluy zu einigen interessanten Zugeständnissen genöthigt; er glaubt z. B. die später auftretenden vollkommeneren Pflanzengattungen und Thierspecies als dem fetus evolutus eiusdem divini verbi creantis bezeichnen zu sollen; cum semel emissum divinum mandatum sese in omne tempus futurum evolvat per productionem tum individuorum tum generum novorum (S. 221.

225). Das kommt also darauf hinaus, daß z. B. am dritten Tage die Anfänge und Keime der Pflanzenwelt gelegt wurden. Allein dagegen sträubt sich der Wortlaut des biblischen Berichtes. Wenn dann aber die Visionstheorie den Wortlaut retten muß, so ist die große auf die Concordanztheorie verwendete Mühe schließlich doch resultatlos oder exegetisch wenig brauchbar.

In Betreff der Transformationstheorie lesen wir folgendes billige und besonnene Urtheil: transformismus . . . dicendus est sensui Scripturae obvio contradicere, non tamen aperte textui sacro adversari: tacet enim Scriptura modum quo terra varietatem illam specierum produxerit, an statim an decursu temporis, an cum specierum firmitate omnimoda an cum relativa dumtaxat — eine Anschauung, die auch in diesen Blättern bereits früher des Nähern dargelegt und befürwortet wurde (vgl. 1877 Bd. XIII. S. 72 f.).

Zur Bequemlichkeit des Gebrauches sind die behandelten Texte griechisch und latein, oder resp. latein und hebräisch mitgetheilt. — Endlich noch zwei Bemerkungen. Es ist wohl von selbst klar, daß außer den behandelten Texten noch viele andere mit dem Dogma in engster Beziehung stehen und wichtige dogmatische Aufschlüsse enthalten. Wie viel z. B. läßt sich noch für die Gottheit Christi aus den paulin. Briefen gewinnen! Es bleibt also trotz jedes Spicilegium dogmatico-biblicum die Ansicht Maldonats in voller Geltung, die er am 9. October 1571 so nachdrücklich seinen Zuhörern einschärfte, daß man, um ein Theologe zu werden, der fortgesetzten, eifrigen, planmäßigen und zusammenhängenden Lektüre der heiligen Schriften nicht entrathen könne. Gibt er ja den Theologie-Studirenden den Rath, jeden Tag eine volle Stunde des Vormittags und ebenso viel am Nachmittag auf die Lesung und das Studium der heiligen Schriften zu verwenden (cf. Joann. Mald. epist. et orat. p. 27, in der Ausgabe der Opera varia theologica, Lutet. Paris. 1677 nach dem tomus secundus abgedruckt). Wollte also Jemand glauben, die Durcharbeitung eines Spicilegium sei hinreichend zur nöthigen biblischen Ausrüstung des Theologen, so würde sicher P. Corluy energischen Protest erheben gegen eine solche Auffassung des Zweckes seines Buches.

Obgleich, wie gesagt, die Methode des Verfassers ihre Vorzüge hat, so scheint es dem Referenten doch, daß an manchen Stellen der Exegese und dem Dogma besser gedient wäre, wenn der Verfasser mit Beiseitelassung verschiedener Erklärungen, die sich nach gesunden Auslegungsgrundsätzen gleich als haltlos darstellen, die richtige Auffassung mit dem Aufgebot aller Mittel erforscht und dargelegt hätte. Objectiv ist eben nur ein Sinn der richtige. Sollte es da der fortgesetzten exegetischen Forschung nicht gelingen, manche „opinio probabilis“ als falsche Auslegung, manche hingegen, die jetzt probabilior, longe probabilior heißt, mit Hervorhebung neuer Gesichtspunkte oder wenigstens mit strenger Anwendung der hermeneutischen Regeln einfachhin als wahre Auffassung zu erweisen?

Wir schließen, indem wir dem vortrefflichen Werke ein freudiges „Glück auf!“ zurufen und dessen weite Verbreitung wünschen. **J. Knabenbauer** S. J.

Lorenz Oken und sein Verhältniß zur modernen Entwicklungslehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturphilosophie von Dr. **C. Güttler.** 8°. IV u. 150 S. Leipzig, Bidder, 1884. Preis: *M.* 3.

„Oken lehrt uns die Lichtseiten, aber auch die tiefen Schatten einer auf bloßes subjectives Denken gegründeten Naturbetrachtung kennen, und er ist deßhalb für die Wege, welche der moderne Monismus eingeschlagen hat, nicht ohne historisch warnende Bedeutung." In diesen Worten deutet der Verfasser an, wie er dazu kam, einen Mann wie Oken zum Gegenstande einer Monographie zu wählen. Und in der That, obwohl unsere heutige Naturforschung auf ihre exacte Forschung und mechanistische Methode stolz ist und sich mit Entrüstung von der Natur-Baumeisterei Okens abwendet, so treffen dennoch viele ihrer Vertreter nicht bloß in der Grundanschauung einer monistischen Entwicklung mit ihm zusammen, sondern selbst in der aprioristischen Methode. Es kann deßhalb nur von Nutzen sein, den Standpunkt und die Methode dieses Mannes scharf zu zeichnen, um so auf die Abwege hinzuweisen, auf denen unsere moderne Entwicklungslehre unaufhaltsam voraneilt.

Der Verfasser bietet uns zunächst in einer Einleitung einen „allgemeinen Überblick über die Geschichte der Entwicklungslehre", in einem „systematischen Theile" Okens Naturphilosophie (Kosmologie, Biologie, Psychologie) und in einem „vergleichenden Theile" die heutige Entwicklungslehre.

Mit einer großen Ruhe und Objectivität werden die zahllosen Irrwege menschlichen Denkens gezeichnet. Doch will es uns scheinen, daß manchen Verirrungen wirklich zu viel Ehre angethan wird, indem sie die ihnen geschenkte Beachtung wirklich nicht verdienen. Im Streben nach Objectivität aber dürfte der Verfasser da das richtige Maß überschreiten, wo er dem Gegner gute Seiten abzugewinnen sucht, auf die dieser selbst ausdrücklich verzichtet.

Für eine geschichtliche Darstellung der Entwicklungslehre, wie Dr. Güttler dieselbe versucht, ist es besonders heute von grundsätzlicher Bedeutung, scharf zu unterscheiden zwischen einer Evolution auf *monistischer* und einer solchen auf *dualistischer* Grundlage. Auch der Verfasser ist davon überzeugt; deßhalb bemüht er sich, in der Kritik der „heutigen Entwicklungslehre" die Gegner auf den Dualismus hinauszudrängen. Nichtsdestoweniger vermissen wir diese nothwendige Unterscheidung in dem geschichtlichen Überblick. Nur so ist es erklärlich, daß neben Empedokles auch Aristoteles, neben Epikuräern auch Gregor von Nyssa und Augustinus, neben Scotus Erigena und Giordano Bruno auch die angehende Scholastik als Träger von Entwicklungsideen aufgeführt werden. Wohin kommen wir aber erst vollends, wenn die gesammte aristotelisch-scholastische Philosophie deßhalb auf dem Boden der Evolutionstheorien stehen soll, weil nach ihr „der Übergang vom potenziellen Sein zur actuellen Wirklichkeit auf dem Princip der Entwicklung beruht"? Wenn dann trotzdem „die Blüthezeit der Scholastik für die selbständige Fortbildung der Entwicklungslehre fast spurlos vorübergegangen ist", so hat das weder der Streit über die Universalien, noch der Ausbau der kirchlichen Dogmatik verhindert, sondern nicht zum geringsten Theile gerade der Um-

stand, daß das Princip des transitus potentiae ad actum in seinem wahren und vollen Sinne jeder Emanations- und Evolutionslehre direct entgegensteht.

Von einem Eingehen auf das Oken'sche System können wir füglich absehen. Lichtseiten im eigentlichen Sinne gibt es da nicht; denn ein auch noch so einheitlich und consequent durchgeführter Irrthum ist und bleibt Schatten und Dunkelheit.

Von großem Interesse sind dagegen die Darlegungen des Verfassers im vergleichenden Theil, wo er sich mit großer Gewandtheit durch das Gewirre der modernen Meinungen hindurchbewegt. Zunächst sind es die kosmologischen Hauptfragen, Zusammensetzung der Körper und Entstehung des Weltalls, welche der Verfasser im Lichte der neuesten Theorien vorlegt, um, wie schon Eingangs erwähnt, aus beiden im Gegensatz zu Oken den Dualismus herzuleiten. In dem adynamischen Mechanismus glaubt der Verfasser mit Secchi den einzigen Standpunkt gefunden zu haben, welcher sowohl den Forderungen der Physik und Chemie gerecht werde, als auch auf eine besondere Principeinheit zurückführe, die das Ganze regiert und als Ursache zuerst in's Leben rief.

Die „Urzeugung" hat heute keine Bedeutung mehr auf dem Gebiete des Experimentes; sie dient nur noch als Folie, auf der die Unterschiede zwischen belebtem und unbelebtem Stoff geboten werden sollen. Wenn nun hier der Verfasser sehr richtig den Organismus kennzeichnet durch „das lebendige Aufbauen und Wirken der Protoplasma-Theilchen nach einem gemeinsamen Zwecke, der sich erst realisiren soll", dann ist nicht abzusehen, wie es zweifelhaft bleiben kann, ob das Lebensprincip „als immanente, substanzielle Form", oder als „complicirte, auf den primus motor zurückweisende molekulare Bewegungsform" aufzufassen sei. Leider gestattet uns der Rahmen dieser Besprechung kein weiteres Eingehen auf diesen interessanten Punkt. Nach unserem Dafürhalten liegt die Entscheidung zu Gunsten der immanenten Form gerade in der stetigen Fortentwicklung der gegebenen Bewegungsform oder Organisation, wie immer wir es nennen wollen. Es ist das eine Entwicklung, wesentlich verschieden von jeglichem bloßen Beharren in der einmal gegebenen Bewegung, welches das Kennzeichen der Mechanik ist.

Auch in dem Abschnitt „Abstammungslehre" bemüht sich Dr. Güttler, sowohl die dynamisch-psychische Form derselben bei Oken und Häckel, als auch die mechanische bei Lamarck und Darwin auf einen geistigen Urheber der ganzen Entwicklung hinzudrängen. Diese Ausführungen des Verfassers bilden als argumentum ad hominem jenen Forschern gegenüber gewiß eine vernichtende Kritik; allein der Verfasser will mehr. Schon ein früherer Aufsatz desselben zeigte offen das Bemühen, bei Darwin aus einzelnen Worten seiner Werke einen deistischen Standpunkt nachzuweisen. In dieser Zeitschrift (Bd. XVIII. S. 476) wurde indessen das Unhaltbare einer solchen Ansicht nachgewiesen, sowohl aus dem Charakter des ganzen Systems, als auch aus schlagenden Stellen, die dem am vorsichtigsten geschriebenen Werke Darwins entnommen waren. Jedoch nicht bloß diese Auffassung, sondern auch den

allgemeinen Standpunkt des Verfassers gegenüber der Darwin'schen Abstammungslehre können wir nicht theilen. Bezüglich vieler Stellen dürfen wir freilich kaum zweifeln, daß dieselben nicht eine Darlegung der Gedanken des Verfassers bezwecken, sondern als eine Wiedergabe der Ansichten ihrer Urheber zu betrachten seien. Wenn aber Dr. Güttler gleich Eingangs die Abstammungslehre methodisch ebenso naheliegend und mit der Vernunft ebenso vereinbar findet, wie die Kant-Laplace'sche Theorie, so deutet das nicht minder auf starken Mechanismus hin, wie der wohl nur im Sinne Lamarcks geschriebene Satz: „Die Umwandlung der physischen Kräfte und die Umwandlung der Organismenarten ist überhaupt eine und dieselbe Erscheinung." Auffällig bleibt es jedenfalls, wie der Herr Verfasser durch die leichtfertigsten Gründe Darwins und seiner Anhänger, anscheinend wenigstens, vollständig befriedigt wird.

Aus Vielem heben wir nur Eines hervor. Dr. Güttler schreibt: „Von entscheidender Bedeutung ist, daß heute jeder Paläontologe, Botaniker und Zoologe auf die Stammesgeschichte und die genetische Einheit des Thierreichs Rücksicht nehmen muß." Sehr richtig! fügen wir hinzu, insofern sich nämlich die Annahme einer gemeinsamen Abstammung an und für sich als eine der Möglichkeiten darstellt, vielfache Form- und Charakterähnlichkeiten zu erklären. Wenn es dann aber weiter heißt: „und daß nur auf diese Weise eine wirkliche Einsicht in die Aufeinanderfolge der Organismen und in den genetischen Zusammenhang zwischen ausgestorbenen und lebenden Thierformen zu erzielen ist" — so schließen diese Worte jeden anderen Erklärungsversuch aus, und das ist unrichtig. Denn in Wirklichkeit bleibt die andere Möglichkeit, der Construction nach demselben Plane, mit Rücksicht auf die Thatsachen ganz gewiß eine offene. Wir wollen damit keineswegs eine unmittelbare Construction für den ganzen Inhalt der organischen Welt befürworten; es soll nur darauf hingewiesen sein, daß zur Begründung der Abstammungslehre nicht das so beliebte Vorführen ähnlicher Gestalten genüge. Ein ernster und objectiver Kritiker sollte jedenfalls die Stammesgeschichten, wie sie von Häckel, Zittel, Würtemberger, Saporta u. s. w. fabricirt werden, auf ihren wahren Gehalt zu prüfen und von wirklichen systematischen Leistungen zu unterscheiden wissen. Letztere braucht man selbst einem Häckel und Saporta nicht abzusprechen, und man kann dennoch aus der „natürlichen Schöpfungsgeschichte" und aus der „Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen" die Überzeugung gewinnen, daß die Verfasser für sich sowohl wie für ihre Leser mit beispielloser Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit vorangehen.

Endlich noch die Bemerkung, daß da, wo es sich um Belehrung über die religiöse Auffassung der Schöpfung handelt, auf jeden Fall Lotze und Darwin unberücksichtigt bleiben sollten. Dr. Güttler geht nämlich S. 146 so weit, aus Lotze's und Darwins Erklärungen „eine edlere (!) Deutung der biblischen Schöpfungsgeschichte" herleiten zu wollen.

Neben diesem und anderen Punkten, die wir nicht billigen können, enthält das Buch auch viel des Guten und Anregenden.

Hermann Jürgens S. J.

Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, publiés par des religieux de la Compagnie de Jésus, depuis sa fondation jusqu'à nos jours. Par *Carlos Sommervogel* S. J., Strasbourgeois. 8°. 1398 col. Paris, librairie de la Société bibliographique, 1884. Preis: *M.* 32.

Für die Bibliographie des Jesuitenordens ist bekanntlich das Werk der PP. Augustin und Alois de Backer: Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus, der umfassendste und zuverlässigste Führer. Indessen wird in Zukunft neben diesem Werke das vorliegende Dictionnaire nicht mehr zu entbehren sein, indem es dasselbe in dankenswerthester Weise ergänzt. Gerade die schwierigsten Partien der de Backer'schen „Bibliothek", die noch vielfach in Dunkel gehüllt waren, sind in dem neuen Dictionnaire mit ebensoviel Mühe wie Scharfsinn, darum aber auch mit dem entsprechenden Erfolge bearbeitet worden. Der gelehrte und unermüdliche Verfasser stellte sich nämlich keine geringere Aufgabe, als die von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu anonym und pseudonym herausgegebenen Schriften mit genauer Titelangabe und in einer den bibliographischen Zwecken entsprechenden Weise zusammenzustellen und daher auch, wo immer es sich erreichen ließ, den Schleier zu lüften, hinter welchem aus Bescheidenheit oder aus einem andern Beweggrunde der Verfasser sich verborgen hatte — bei der unabsehbaren Zahl dieser Art Schriften eine wahre Riesenaufgabe. Man wird sich von ihrer Größe einigermaßen einen Begriff bilden können, wenn man bedenkt, daß der Jesuitenorden allein so viele anonyme und pseudonyme Schriftsteller zählt, als alle anderen Orden zusammengenommen. Letzteres behauptete wenigstens noch kürzlich Dom Paul Piolin in der vorzüglich redigirten Zeitschrift Bibliographie catholique (Janv. 1885).

Jene Aufgabe voll zu lösen, übersteigt offenbar die Leistungsfähigkeit *eines* Mannes. P. Sommervogel wurde denn auch in seinen Arbeiten von vielen seiner Ordensgenossen auf's Eifrigste unterstützt. Er selbst spricht sich darüber in der Vorrede also aus: „Es gereicht mir zur Freude, jenen meiner Mitbrüder meinen Dank auszusprechen, welche mir bereitwilligst durch ihre Aufschlüsse Licht und Unterstützung zu Theil werden ließen. Ich hatte das Glück, in allen Provinzen der Gesellschaft Jesu jene Art ausdauernder Arbeiter zu finden, welche ohne Scheu und Überdruß den trockenen Arbeiten der Bibliographie sich unterzogen. Wenn mein Buch in den Augen der Gelehrten einigen Werth hat, so verdankt es denselben zum großen Theile dieser literarischen Brüdergemeinsamkeit, welche zu allen Zeiten die Stärke der religiösen Orden ausmachte, aber zur Zeit der Verfolgungen nur eine noch innigere wird."

Gute Vorarbeiten fand P. Sommervogel in dem Werke der PP. de Backer. Diese hatten, wenigstens für gewöhnlich, die anonymen und pseudonymen Bücher durch ein besonderes Zeichen angemerkt und vielfach auch bereits den Namen des wahren Verfassers beigefügt. Auf dieser Grundlage konnte P. Sommervogel weiterbauen, indem er sowohl die Liste jener Schriften zu

erweitern, als auch insbesondere über die Urheberschaft der einzelnen Werke Licht zu verbreiten bemüht war. — Für französisch geschriebene Bücher boten vor Allem das Dictionnaire des Anonymes von Barbier und die Supercheries littéraires dévoilées von Quérard manche Beihilfe oder wenigstens werthvolle Fingerzeige; aber in nicht wenigen Fällen hat doch P. Sommervogel diese zwei für die französische Literatur sonst sehr geschätzten Nachschlagebücher sowohl durch Correcturen wie durch neue Angaben auf ihrem eigenen Gebiete überholt.

Die Umgrenzung des Stoffes hat nach folgenden Gesichtspunkten stattgefunden. Bücher, welche in nicht europäischen Sprachen geschrieben sind, wurden trotz ihrer bedeutenden Zahl und ihrer verhältnißmäßig großen Wichtigkeit principiell ausgeschlossen. Der Verfasser macht zur Begründung dieses Verfahrens geltend, daß er nach dieser Richtung hin der wesentlichen Anforderung eines bibliographischen Werkes, nämlich der genauen Angabe der einzelnen Titel, wegen der unübersteiglichen Hindernisse wohl nicht hätte entsprechen können, daß aber auch diejenigen, für die das Dictionnaire in erster Linie geschrieben sei, jene Bücher schwerlich vermissen würden. Auch verhältnißmäßig ganz unbedeutende literarische Erzeugnisse, wie Classikerausgaben in usum scholarum, Gelegenheitsgedichte, Programme der in den Collegien der Gesellschaft Jesu aufgeführten Theaterstücke u. dgl., fanden, auch wenn die de Backer'sche „Bibliothek" sie berücksichtigte, in dem vorliegenden Werke keine Aufnahme. Ebenso wurden die Namen derjenigen Jesuiten, welche Neuausgaben von Werken ihrer Mitbrüder besorgten, nicht aufgenommen, außer wo die Neuausgabe zugleich mit einer Art Umarbeitung verbunden war, wie wenn es z. B. auf dem Titel heißt: Neue, vermehrte und verbesserte Auflage. Die Werke, welche von Exjesuiten nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu geschrieben wurden, sind wie die der übrigen Jesuiten angeführt, ebenso diejenigen von Ordensmitgliedern, welche von diesen vor ihrem freiwilligen Austritt oder ihrer Ausschließung verfaßt wurden; diejenigen aber, welche von Letzteren nach ihrer Entfernung aus dem Orden geschrieben wurden, blieben ausgeschlossen. Bezüglich der Zeit sind keine Grenzen gesteckt. Nur von den in neuester Zeit veröffentlichten Schriften sind nicht gerade alle aufgenommen worden.

Die Anordnung des Werkes ist folgende. Den Haupttheil bildet das nach dem Anfangsworte des Titels alphabetisch geordnete Verzeichniß der anonym oder pseudonym erschienenen Werke, dem ein recht umfängliches, ebenfalls alphabetisch geordnetes Supplément folgt; letzteres wurde nothwendig, da der Verfasser noch während des Druckes manche Ergänzungen und Berichtigungen als geboten erkannte. Wiewohl auf solche Weise das Auffinden etwas erschwert wird, ja in manchen Fällen ein doppeltes Aufschlagen erforderlich ist, sind wir dem Verfasser doch zum Danke verpflichtet, daß er auch die neuesten Ergebnisse seiner Forschungen gleich dieser Ausgabe einverleibt hat, statt sie für eine zweite Auflage zurückzulegen. Wo immer sich der wahre Name des Verfassers ermitteln ließ, ist derselbe dem Titel des Buches beigefügt. Dann folgt ein alphabetisches Verzeichniß der Pseudonyma,

wiederum mit Beifügung des wirklichen Autors und unter Verweisung auf die Seite, wo dessen Werk verzeichnet steht. Den Schluß bildet eine alphabetische Aufzählung der Autorennamen, denen jedesmal kurze Lebensnotizen beigegeben sind, sowie wiederum Verweisungen auf diejenigen Stellen des Werkes, wo von den betreffenden Autoren die Rede ist. Wie man sieht, ist die Einrichtung eine äußerst praktische, indem das Finden des Gesuchten, welchen Anhaltspunkt auch immer man haben mag, in jeder nur möglichen Weise erleichtert wird.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die wahre Schätze von Erudition bergenden Notizen, welche in sehr vielen Fällen den Büchertiteln beigefügt sind. Dieselben besprechen die verschiedenen Ausgaben, bringen Untersuchungen über den Verfasser, stellen falsche Angaben betreffs des Buches richtig und theilen Nachrichten mit, welche über die Schicksale des Buches Licht verbreiten. Nicht selten erweitern sich diese Notizen zu förmlichen bibliographischen Abhandlungen, wenngleich stets die möglichste Kürze des Ausdrucks angestrebt ist, wie auch durch Anwendung von Perldruck der Raum, den sie beanspruchen, auf das geringste Maß beschränkt bleibt. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir nennen nur beispielsweise die Anmerkungen zu den Artikeln: Hymni Breviarii Romani (col. 402), Choix de discours latins (col. 1130—1131), Historiae Bavaricae libri LXXII (col. 1164), welche zeigen, ein wie interessantes Detail manche dieser Anmerkungen bieten. Daß ein Buch dieser Art auch bei den äußersten Anstrengungen für Correctheit noch immer verbesserungsfähig bleiben wird, versteht sich von selbst. Dennoch dürfen wir wohl sagen, daß das vorliegende Dictionnaire auch in dieser ersten Form bereits einen hohen Grad der Vollendung erreicht hat.

Aug. Langhorst S. J.

Sanct Franciscus. Ein romantisches Epos in zwölf Liederkränzen von P. **Paul Am-Heerd** O. C. 8°. 445 S. Lindau, Stettner, 1884. Preis: *M.* 4.

Von den Höhen des Rigi-Berges ertönt hier ein innig begeistertes Lied zu Ehren des hl. Franciscus. Ein treuer Sohn des glorreichen Heiligen hat es gesungen, voll Liebe und Andacht zu seinem Ordensstifter, voll der Hingebung an seine hehren Lebensideale, voll jener milden Wärme, wie sie das Herz nur aus tiefer, religiöser Betrachtung schöpft. Dem blasirten Weltling unserer Tage wird Vieles darin wunderlich, ungenießbar, unverständlich erscheinen. Der scharfe Kunsttechniker und Kunstkritiker, der lediglich an der Form hängt, wird an dem Ganzen wie an einzelnen Partien, in Strophenbau, Reim, Wohlklang, Sprache, Manches auszusetzen finden. Und doch wird Niemand, der die ganze Dichtung theilnehmend und wohlwollend liest, den Geist echter Poesie verkennen können, der darin waltet. Der reiche Schatz poetischer Gedanken, Gefühle und Motive, welcher in dem opferfreudigen Leben des Bräutigams und Sängers der heiligen Armuth liegt, wirkt aber nicht nur durch die ihm innewohnende Kraft, durch welche jede Lebens-

beschreibung des Heiligen anregend wirken muß; diese reiche Fülle ist auch mit der ganzen Lebendigkeit eines dichterischen Gemüths erfaßt, betrachtet, durchdrungen und neu belebt, oft in gewinnendster Weise echt poetisch gestaltet, immer mit wahrer Begeisterung ausgeführt. Ein eigentliches Epos im strengern Sinne ist die Dichtung nicht; romantisch kann man sie allenfalls nennen, insofern die einzelnen Lebensabschnitte des Heiligen jeweilen nach Art von Balladen oder Romanzen gestaltet sind und die Liebe des hl. Franciscus zur Armuth im Sinne und Geiste mittelalterlichen Minnesangs sehr lebendig hervortritt; ein Epos im weiteren Sinne aber kann die Dichtung insofern genannt werden, als sich die zwölf Liederkränze, je zu 7 Gedichten, in engem Anschluß an die Lebensgeschichte des Heiligen, zu einem vorwiegend epischen Ganzen verbinden. Die einzelnen Gedichte sind durchweg, mit wenig Ausnahmen, episch gehalten, mitunter im chronistischen Stil der alten Legende, meist aber balladenartig mit lebhaftem lyrischem Anhauch oder dramatisch lebhafter Gestaltung. Sicher hätte die Dichtung gewonnen, wenn aus dem gegebenen Stoff eine engere Auswahl getroffen und die gewählten Momente mit mehr künstlerischer Sorgfalt abgerundet worden wären. Aber an Poesie fehlt es auch jetzt durchaus nicht. Da lese man nur z. B. den fünften Kranz: „Bräutigam und Braut", besonders die „Begrüßung", die „Verlobung", die „Trauungsfeier", die „Brautfahrt", und in dem zwölften Kranz etwa den „Schwanengesang", in welchem der Dichter den Sonnengesang des hl. Franciscus sehr schön paraphrasirt und aus welchem als Probe hier einige Strophen Platz finden mögen. Auf das Schmerzenslager hingestreckt, singt der Heilige folgendes Abschiedslied an die Erde:

„Hochgelobt auf seinem Throne
Sei der Herr in Ewigkeit;
Herrlich trägt er seine Krone,
Strahlen sendend weit und breit:
Ihm allein sei Lob und Ruhm
In der Schöpfung Heiligthum;
Wird genannt sein hoher Namen,
Schalle rings das frohe Amen!

„Amen — ruf', o liebe Sonne
Im gestirnten Azurrund;
Groß ist deine Lust und Wonne
In der heitern Mittagsstund'!
Der dir lieh den Feuerstrahl,
Wärme gab und Kraft zumal —
Sonder Rast sollst du ihn preisen
In des Himmels weiten Kreisen!

„Amen — ruft, o liebe Sterne,
Prangend in der Mitternacht;
O, wie funkeln eure Kerne
Voller Glanz und voller Pracht!
Der so strahlend euch geziert,
Sei gerühmt, wie sich's gebührt;

Singt ihm Preis in allen Zonen,
Wo die reinen Geister wohnen!

„Amen — ruft, o liebe Lüfte,
Die ihr jede Ruhe flieht;
Hier durch Höhen, dort durch Grüfte
Mit gewürztem Hauche zieht:
Ihm sei Ehr', der weis' und klug
Euch beschwingt zu raschem Flug;
Jetzt im Säuseln, dann im Rauschen
Will er eurem Jubel lauschen.

„Amen — ruf', o liebe Erde,
Sammt der schönen Blumenflur,
Daß ein Lied dem Schöpfer werde,
Froh in fröhlicher Natur!
Was nur lebt im dunkeln Hain,
Was nur strebt im Felsgestein —
Alles singe, Alles klinge
Voller Lust im Sängerringe.

„Ja, der Schöpfer sei gepriesen
Von Geschöpfen groß und klein;
In das Lob soll sich ergießen,
Was da fühlt sein eigen Sein;
Doch zumeist mit Herz und Mund
Ruf' der Mensch in's Weltenrund:
‚Hochgelobt auf ew'gem Throne
Sei der Herr mit seinem Sohne!'"

Also hat das Lied geklungen,
Das der Held im Tode sang;
Aus den Herzen ist's gedrungen,
Wie es längst darinnen klang;
Was im Leben er gedacht,
Was in Thaten er vollbracht,
Faßte er mit Seraphsflammen
In das Schwanenlied zusammen.

Wie die letzten Töne schwanden,
Schwand auch seine Seele hin —
Jetzt, befreit von Leibesbanden,
Ist verklärt sein Glaubenssinn;
Und er schwebt und steigt und singt,
Daß es durch die Himmel dringt:
„Hochgelobt auf ew'gem Throne
Sei der Herr mit seinem Sohne!"

In diesen Strophen weht wirklich der Geist des Sonnengesangs; ihre ungesuchte Wahrheit und Herzlichkeit muß Jeden erfreuen.

„Sanct Franciscus" ist übrigens nicht die erste Dichtung, welche P. Am=Heerd herausgibt. Zu der bei Sauerländer in Aarau erscheinenden

„Bibliothek vaterländischer Schauspiele", welche bereits über 20 Bändchen zählt, hat er schon 1880 ein historisches Drama geliefert: „Thomas in der Bünden, oder der Freiheitskampf von Wallis". Wie manch andere derartige Volksschauspiele, hat es eine kleine Staatsumwälzung zum Gegenstand, welche nicht ganz ohne etwas revolutionäre Spannung ist, aber durch verschiedene Umstände eine gewisse Rechtlichkeit wahrt. Thomas ist eine Art Tell in diesem Freiheitskampf, welchen des Dichters Landsleute, die Walliser, in den Jahren 1414—1419 gegen den gewaltthätigen Landvogt Widschard von Raron führten und der damit endigte, daß nach allerlei Zwischenfällen Sitten vom Konstanzer Concil in Andreas Guasco einen neuen Oberhirten erhielt. Die Anlage ist etwas breit, die Ausführung redselig; doch fehlt es nicht an wohlgelungenen Scenen, und das Stück hat durch seinen echt patriotischen Ton auf der Volksbühne günstige Erfolge erzielt.

A. B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Von dem frommen und segensreichen Wirken des hl. Karl Borromäus ꝛc. Ein Gedenkbuch für das Volk. Von J. J. von Ah, Pfarrer. Festgabe zur dritthundertjährigen Todesfeier des verklärten Heiligen. 8°. 206 S. Einsiedeln, Gebr. Benziger, 1885. Preis: *M.* 5.

Also doch auch eine deutsche Festschrift, speciell eine „Festgabe des katholischen Schweizerlandes". Daß die Schweiz hier den Vortritt nimmt, ist durchaus am Platze; denn sie steht, wie wir an anderm Orte ausgeführt, bei dem großen Mailänder Bischofe am tiefsten im Schuldbuche. Nachdem wir jüngst das umfangreiche Leben unseres Heiligen von Sylvain eingehend besprochen, müssen wir uns hier allerdings mit einer kurzen Empfehlung begnügen. Auch diese Festgabe trägt, wie die der berühmten Tournayer Firma, ein Festgewand, das der Verlagshandlung wirklich alle Ehre macht. Denn das Buch ist außer einem gelungenen Chromofacsimile eines alten, dem Stifte Einsiedeln zuständigen Tafelgemäldes mit 14 originalen Kopfleisten geziert. Wenn uns die Kopfleisten Desclée's und De Brouwer's durch ihre stil- und geschmackvolle Haltung mehr ansprechen, dann haben diese allerdings den Vorzug, eigens für dieß Werk gefertigt zu sein, um uns die Hauptschauplätze im Leben des Heiligen vor Augen zu führen. Was aber den Druck angeht, so sieht sich das Einsiedler Werk mit unserer zierlichen altdeutschen Schrift sehr viel zierlicher an, als dieß dem französischen bei seinen starren und eintönigen lateinischen Lettern möglich war. Wenn übrigens das Äußere dieses Werkes mit dem früher besprochenen unverkennbare Züge der Ähnlichkeit trägt, dann genügt ein Blick auf die Darstellung, um uns sofort die gänzliche Verschiedenheit beider erkennen zu lassen. Sylvain's Buch ist ein geschichtliches Werk mit vorwiegend wissenschaftlichem Charakter, von Ah hat

uns mit einem Volksbuche beschenkt. Das sagen schon die Kapitelüberschriften: „Von dem Concilium in Trient und wie der hl. Karl zu einem glücklichen Ausgange desselben geholfen und seine Beschlüsse durchgeführt habe." — „Warum der hl. Karl in die Schweiz gereist und wie es ihm dort ergangen und was er ausgerichtet habe." Das sagen uns gleich die vielerlei Betrachtungen und Erwägungen, mit denen allenthalben der Faden der Erzählung in volksthümlicher Weise unterbrochen und die Aufmerksamkeit des Lesers eher geweckt als gestört wird. Das sagt uns schon die 13., mit dem Wappen der Borromäer verzierte Seite, welche die wichtigsten Daten aus dem Leben des Heiligen zusammenstellt und zwar in den schönen alten Monatsnamen: Der hl. Karl Borromäus wurde geboren den 2. Weinmonat 1538 . . ., zum Bischof geweiht den 7. Christmonat 1563 ꝛc. ꝛc. Im Übrigen trägt die Sprache des Verfassers die Zeichnung edler und vor Allem ungesuchter Volksthümlichkeit, der wir gerne hie und da ein „wo" nachsehen, gegen das grammatische Werkgerechtigkeit vielleicht protestiren würde. Inhaltlich schließt sich der Erzähler Giussano an, und das war vor dem Erscheinen Sylvain's das einzig Richtige. Sollte später eine neue Auflage seines Werkes nöthig werden, werden ihm die vielen Einzelheiten Sylvain's gewiß eine willkommene Ausbeute gewähren.

Franz Joseph Rudigier, Bischof von Linz. Ein Bild seines großen Lebens und erbaulichen Sterbens. Ergänzungsheft zum Jahrgange 1885 der Quartalschrift (Harrach-Straße 9). 8°. 56 S. Linz 1885. Im Verlage der Redaction der Quartalschrift. Preis: *M.* 1.

Wie der Titel besagt, zerfällt dieß Schriftchen in zwei Theile, die auch von verschiedenen Verfassern herrühren. Das thaten- und verdienstreiche Leben des verstorbenen Bischofs wird uns von Wilhelm Pailler, regulirtem Chorherrn von St. Florian, sein erbaulicher Tod von Dr. Mathias Hiptmair, Professor der Theologie zu Linz, erzählt. Über die Verdienste des Hochseligen hier viele Worte zu verlieren, wäre durchaus überflüssig. Weit über Österreichs Grenzen hinaus ist der Name Rudigiers bekannt als der eines sieghaften Vorfechters für die heilige Sache Christi. Noch jüngst flog sein Name durch alle deutschen Gaue, und mit Liebe und Verehrung schauten die Katholiken Deutschlands seinem guten Kampfe zu. Aber wenn auch längst die Geschlechter zu Grabe gegangen, vor denen Bischof Franz Joseph ein Schauspiel apostolischer Hochherzigkeit geworden, wird ein ragendes Denkmal seinen Namen den fernsten Jahrhunderten überliefern. Wie der Name Konrad von Hochstaden mit dem herrlichen Dome am Rhein, so wird der Name Franz Joseph Rudigier auf ewig mit dem schönen Liebfrauenmünster verwachsen sein, dessen erstes Saatkorn er dem Boden anvertraut hat. Über das vorliegende Schriftchen nur das Eine: es athmet eine so wohlthuende, warme Begeisterung, daß wir es allen Lesern auf's Wärmste empfehlen möchten. Es wird ihnen das Apostelwort in's Gedächtniß rufen: „Seid meine Nachahmer, wie ich Christi!"

Der hochwürdige P. Bernard Hafkenscheid, der erste holländische Redemptorist. Frei nach dem Niederländischen des Prof. M. J. A. Lans von P. Gerhard Schepers C. Ss. R. 8°. 327 S. Regensburg, Pustet, 1884. Preis: *M.* 2.60.

P. Bernard Hafkenscheid ward geboren den 12. December 1807 zu Amsterdam, begann seine Studien in dem kleinen Seminar zu Hagenveld im September 1820 und verblieb daselbst fünf Jahre bis zu der am 1. September 1825 erfolgten staat-

lichen Schließung der Anstalt. Nach dreijährigem Privatstudium in der Vaterstadt zog er im Herbste 1828 zur Vollendung desselben nach Rom, wo er unter Anderem im Jahre 1829 mit dem gegenwärtigen Papste um den Preis einer silbernen Medaille stritt. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath trat er zu Wien in die Congregation vom allerheiligsten Erlöser und wirkte nach Vollendung des Noviziates von 1833—1848 als apostolischer Missionär in den Niederlanden mit nur kurzer Unterbrechung im Jahre 1845, in welchem er seinen Provinzial nach Nordamerika begleitete. Im Jahre 1848 kehrte er, nachdem er kurze Zeit mit Leitung des sogen. zweiten Noviziates betraut gewesen, als Viceprovinzial nach Amerika zurück, war 1850 auf dem Kapitel der Ordensprovinziale auf dem Bischenberge anwesend, indeß nur, um schon im folgenden Jahre als Provinzial abermals den Boden der neuen Welt zu betreten. Nachdem er die gewohnheitsrechtlichen drei Jahre hindurch dieß Amt verwaltet, 1854 zum Hausobern in Limerik (Irland) ernannt worden, kam er 1855 zum Generalkapitel nach Rom und wirkte alsdann bis zu seinem Tode (2. September 1865) als Missionär in der Heimath. Von der apostolischen Thätigkeit des P. Bernard geben die dem Buche angehängten tabellarischen Übersichten ein rühmliches Zeugniß. Auch in der Diöcese Münster war Hafkenscheid als Missionär thätig, so unter Anderem in Asperden, Hassum und Hülm. Dieses das chronologische Gerüste der obigen Lebensbeschreibung, von der Kapitel 1—9 der Bildungszeit, 10—26 der äußeren Thätigkeit, 27—31 dem inneren Tugendleben des Ordensmannes gewidmet sind. Verfasser wie Bearbeiter sind längst in literarischen Kreisen bekannt; auch diese Lebensbeschreibung, die sich sehr angenehm liest, tritt früheren Leistungen derselben ebenbürtig an die Seite.

Papst Eugen IV. und das clevische Landesbisthum. Ein Beitrag zum clevisch-märkischen Kirchenstreit von Dr. Robert Scholten, Religionslehrer am königl. Gymnasium zu Cleve. 8°. 71 S. Cleve, Boß, 1884.

Die Frage über das clevische Landesbisthum ist durch Lehmann in Fluß gekommen, welcher schreibt: „Papst Eugen IV. strafte den Erzbischof von Köln und den Bischof von Münster, indem er das Territorium des Herzogs Adolf von Cleve von ihrer Gerichtsbarkeit befreite und dem Herzog die Ernennung, nicht nur eines eigenen Landesbischofs, sondern aller sonst von den Bischöfen nominirter geistlicher Würdenträger übertrug. . . . Jenes Privileg für die Herzöge ist niemals förmlich zurückgenommen, und jedenfalls hat es das Selbstgefühl der Landesherren unermeßlich gesteigert" (Publicationen, I. S. 20 u. 21). Wahr ist, daß die clevischen Hofjuristen das durch die Reformation unermeßlich gesteigerte Selbstgefühl des Landesherrn auf eine falsche Erklärung der päpstlichen Bulle stützten, und daß Lehmann ihrem Beispiele folgt. Scholten weist nach, daß die oben angeführten Worte Lehmanns fast in Allem der Verbesserung bedürfen und, um der historischen Wahrheit zu entsprechen, also lauten müßten: „Papst Eugen IV. strafte den Erzbischof von Köln und den Bischof von Münster, indem er das Territorium des Herzogs Adolf bis zu anderweitiger Verordnung (also interimistisch) von ihrer Gerichtsbarkeit befreite und dem Bischofe von Utrecht die Ernennung eines Weihbischofes überließ, der auf Bitten des Herzogs die Ernennung aller sonst von den bestraften Bischöfen nominirten geistlichen Würdenträger vollziehen könne. Jenes Privileg für den Weihbischof der Herzöge dauerte nur vier Jahre und ist im Frieden von Maestricht im Jahre 1449 förmlich zurückgenommen worden." Lehmanns Publication ist in vielen Zeitschriften und auch in der vorliegenden auf ihren historischen Werth untersucht worden; es ist aber doch gut, daß, auch nachdem die öffentliche Meinung geurtheilt hat, die Schrift von Scholten einen Angelpunkt

hier klarstellt und zeigt, auf welche Grundlage kirchenpolitische Ansprüche sich aufbauen und wie die Elaborate von Hofjuristen als Resultate wissenschaftlicher Forschung an die Spitze von archivalischen Auszügen gestellt werden. Es wird dadurch die Tendenz gekennzeichnet, wonach diese Auszüge gemacht sind.

Das Rathhaus zu Aachen in seiner geschichtlichen Bedeutung. Von Kanonikus Dr. Joh. Hub. Kessel. 8°. 82 S. Aachen, Palm, 1884. Preis: *M.* 1.60.

Das heutige Rathhaus der ehemaligen freien Reichsstadt Aachen ist in den Jahren 1353—1370 auf den Fundamenten des karolingischen Reichssaales erbaut. In den mehr als tausend Jahren, die seit der ersten Grundsteinlegung verflossen sind, sah der von den alten Mauern umschlossene Raum gar manche frohe Feste, viele ernste Reichsversammlungen mit ihren Königswahlen und später die Entwicklung des freien Bürgerstandes in seinen Rathssitzungen und Schöffengerichten. Der um die rheinische Provinzialgeschichte verdiente Verfasser erzählt die wichtigsten Ereignisse, welche in dem ehrwürdigen Gebäude stattfanden, und bietet so in kurzer Übersicht eine Reihe bedeutungsvoller Bilder, welche die culturhistorische Entwicklung unseres deutschen Volkes kennzeichnen; denn welcher Unterschied ist nicht zwischen einer von Karl dem Großen geleiteten Versammlung der Vornehmen des weiten Frankenreiches und dem Gastmahle, das König Friedrich Wilhelm III. beim Monarchen-Congreß am 18. October 1818, dem Jahrestage der Schlacht von Leipzig, den hier versammelten Fürsten gab. Die wechselvollen Scenen und die für das ganze deutsche Reich bedeutungsvollen Versammlungen, welche das vorliegende Buch erzählt, heben es über das Niveau jener Schriften, welche nur locales Interesse haben, und machen es auch für weitere Kreise interessant.

Diöcesan-Archiv. Blätter für kirchengeschichtliche Mittheilungen und Studien aus Schwaben. Regelmäßige Beilage zum Pastoralblatt für die Diöcese Rottenburg. Mit einem Vereine von Geistlichen und in Verbindung mit Geschichtsgelehrten herausgegeben von Dr. Engelbert Hofele, Pfarrer in Ummendorf. Stuttgart, Actiengesellschaft „Deutsches Volksblatt", 1884. Preis: halbjährlich (sechs Nummern) *M.* 1.20.

Vor etwas mehr als Jahresfrist machten wir an dieser Stelle auf die neuen „Geschichtsblätter für die mittelrheinischen Bisthümer" aufmerksam, und heute können wir zu unserer Freude das Erscheinen eines ähnlichen Organes für die Diöcese Rottenburg zur Anzeige bringen. Es ist wiederum ein eifriges Mitglied des Seelsorgeklerus, welches die Ausführung der mühevollen, aber auch verdienstreichen Aufgabe großherzig und muthig übernommen. In den uns vorliegenden Nummern wechseln Beiträge zur Geschichte von württembergischen Klöstern und Pfarreien mit kleineren Notizen, z. B. über ein Brevierpatent aus dem Jahre 1500, über die kirchliche Buße des Grafen Felix von Werdenberg vom Jahre 1524, über eine mittelhochdeutsche Handschrift des Meisters Eckhart u. s. w. Sehr interessirt hat uns die Mittheilung, daß der 1883 zu München verstorbene Dr. Patricius Wittmann ein druckfertiges Manuscript von ungefähr 1300 Quartseiten über die Reformationsgeschichte der Stadt Augsburg hinterlassen hat, dessen Drucklegung, wie es scheint, noch nicht gesichert ist. Es wäre sehr zu bedauern, sollte die Arbeit Manuscript bleiben; denn Dr. P. Wittmann war ein überaus gewissenhafter und tüchtiger Historiker: das zeigen allein schon seine „Geschichte der katholischen Missionen in den letzten drei Jahrhun-

derten" (Augsb. 1841), dann die meist aus ungedruckten protestantischen Visitationsberichten geschöpfte „Geschichte der Reformation in der Oberpfalz" (Augsb. 1847) und die kleine, aber inhaltreiche Schrift „Die Jesuiten und der Ritter H. v. Lang, oder Nachweis, wie die Gegner der Jesuiten Geschichte schreiben" (Augsb. 1845). Besonderen Werth erhalten die ersten drei Nummern des neuen Archivs noch durch: „Die biographischen Aufzeichnungen des fürstlich ellwangischen Rathes und Kanzlers Dr. Karl Kibler über den Cardinal Otto, Bischof zu Augsburg (1543—1573) und Propst und Herrn zu Ellwangen (1552—1573). Mitgetheilt von Dr. Giesel aus dem Königl. Staatsarchiv zu Stuttgart." Wie uns ein Vergleich mit Excerpten aus demselben Archiv zeigte, ist das Wesentliche der Aufzeichnungen Kiblers recht gut wiedergegeben; doch wäre vielleicht bei der hervorragenden Bedeutung Otto's noch größere Vollständigkeit und wortgetreue Wiedergabe des nie veröffentlichten Originals am Platze gewesen. Unsere kurzen Andeutungen werden genügen, das Rottenburger Archiv allen Freunden der Diöcesangeschichte zu empfehlen.

Chronica Provinciae Helveticae Ordinis S. P. N. Francisci Capucinorum, ex annalibus ejusdem provinciae manuscriptis excerpta. Fasciculus I. Solodori, typis et sumptibus B. Schwendimann, 1884. In 8 Lieferungen à *Fr.* 3.75.

Dem neugewählten Ordensgeneral der Kapuziner, P. Bernhard Christen, gewidmet, erscheint hier, in dem prächtigen Gewande einer Festschrift, das erste Heft einer Chronik der schweizerischen Provinz dieses Ordens, welche, mit dem Jahre 1581 beginnend, bis auf die Gegenwart fortgeführt werden soll. Der ungenannte Herausgeber hat die zahlreichen, ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Quellen weder zu einer selbständigen historischen Darstellung verarbeitet, noch sie in der gewöhnlichen Weise, mit Angaben der Archive und Manuscripte, streng diplomatisch als Quellen veröffentlicht, sondern sie lose einigermaßen zum Ganzen verbunden. Notizen über die Gründungen der Klöster wechseln mit kurzen Nekrologen bedeutenderer Männer, Nachrichten über wichtigere äußere Ereignisse und Angaben über Ordensbeschlüsse, Statuten, Privilegien u. dgl. Vielleicht würde es von Vortheil sein, den nöthigen diplomatischen Apparat noch in einem Anhang beizugeben. Auch so hat die Chronik übrigens ihren bedeutenden Werth für die katholische Kirche der Schweiz. Sie bezeichnet einigermaßen den Weg, welchen die Gegenreformation in diesem Lande genommen hat, um, wie früher der Zwinglianismus, sich über den Rhein sowohl nach Schwaben, als nach Vorarlberg und dem Elsaß auszubreiten. Das Verdienst, den volksthümlichsten aller Orden in der Schweiz eingebürgert zu haben, hat der hl. Karl Borromäus. Auf seine Anregung ließen sich die ersten Kapuziner in der Urschweiz nieder und gründeten zunächst die Klöster zu Altdorf, Stanz und Luzern (1581 bis 1584), dann diejenigen zu Schwyz, Appenzell, Solothurn, Baden (im Aargau). Im Jahre 1589 wurden die sieben Klöster zur eigenen Ordensprovinz erhoben und der erste Provinzial gewählt. Durch den Beitritt vieler und tüchtiger Kräfte konnte sich die junge Ordensprovinz rasch nach den deutschen Gauen hin entwickeln. Es folgten die Klostergründungen in Frauenfeld (1595), Rheinfelden (1596), Zug (1597), Pruntrut (1590), Zabern (1595), Feldkirch (1605), Freiburg im Breisgau (1591), Rapperschwyl (1605), Konstanz (1603), Ensisheim (1603), Sursee (1606). Im Wallis entwickelte sich von 1603 an eine ausgedehnte Missionsthätigkeit. Viele Gesuche um Ordensniederlassungen mußten zurückgewiesen werden; dagegen erstanden solche zu Freiburg in der Schweiz (1609), Neuenburg im Breisgau (1612), Kienzheim im

Elsaß (1612), Biberach (1615), Engen im Hegäu (1616), Rottenburg am Neckar (1616), Bremgarten (1617), Thann (1620), Altkirch (1617), Radolfszell (1617), Überlingen (1618). So gründete die einzige Ordensprovinz in dem kurzen Zeitraum von 40 Jahren nicht weniger als 30 Klöster, bestärkte allenthalben die katholische Bevölkerung, drängte den Protestantismus zurück und führte auch in einem großen Theil von Süddeutschland die religiöse Erneuerung durch, welche das Trienter Concil angebahnt hatte. Möge das interessante Werk viele Leser finden und überall den Dank und die Ehrfurcht mehren, welche das segensvolle Wirken des Ordens seitens aller Katholiken verdient.

Klosterbilder aus Italien. Von Paul Stiegele, Pfarrer zu Sulmingen. 8°. VIII u. 246 S. Stuttgart, Actien-Gesellschaft Deutsches Volksblatt. Preis: geb. *M.* 3; brosch. *M.* 2.

Kein Touriſt gewöhnlichen Schlages, wendet der hochw. Verfasser — nunmehriger Regens im bischöflichen Seminar zu Rottenburg — bei seinen wiederholten Romreisen den „gastfreundlichen Burgen der streitenden Kirche, welche man Klöster nennt", seine besondere Aufmerksamkeit zu. Geleitet vom guten Genius eines klaren, vorurtheilsfreien Blickes und eines gemüthreichen und theilnahmsvollen Herzens, durchwandelt er gleichsam den Garten der heiligen Kirche Gottes, bald im Vorübergehen da und dort Blümchen pflückend und sie zwanglos zum duftigen Strauße ordnend, bald auf den Trümmern gottloser Zerstörung die Verheerung der heiligen Stätten beklagend. So werden, zwar in aller Kürze, wie es sich für Reisebilder ziemt, jedoch keineswegs mit jener Oberflächlichkeit, die man an dergleichen zu entschuldigen gewohnt ist, in einzelnen Kapiteln die verschiedensten Klöster und Ordenshäuser verschiedener religiöser Genossenschaften besprochen. Trotz aller Sympathie des hochw. Verfassers mit den immerfrohen Paradiesvögeln, wie seine Ausführungen die Ordensleute zu nennen gestatten, bleibt sein Urtheil, ohne je überschwenglich zu werden, ein maßvolles, und überall bekundet derselbe ein tiefes Verständniß vom wahren Werth und Wesen des Ordenslebens im Allgemeinen, sowie das Bestreben, die specifischen Verschiedenheiten der einzelnen Genossenschaften kenntlich zu machen. Die Darstellung ist geistreich, mit edlem Humor gewürzt und oft zu wahrhaft poetischem Schwunge sich erhebend.

Deutsche Sagen. Von Ferdinand Heitemeyer. Kl. 8°. 359 S. Paderborn, F. Schöningh, 1885. Preis: *M.* 3.

Einen bessern Griff, als in das reiche, bunte Leben der vaterländischen Sage, kann ein deutscher Dichter nicht leicht thun. Sie ist ihm ein unerschöpflicher Schatz, ein wahrer Nibelungenhort, aus dem er fort und fort vom echten Golde der Poesie schöpfen mag, Gold, für dessen Gediegenheit schon das alterthümliche Gepräge bürgt. Ist doch ein gut Theil unserer Volkssage nicht mehr und nicht weniger, als die unsterbliche, in tausend wechselnden Gestalten fortlebende altgermanische Götterfabel, nur daß im Laufe der Tage etwa der große Karl oder einer der Friedriche an die Stelle Wuotans getreten, Karls sagenhafte Mutter den Platz der Spinnerin Bertha eingenommen. Fällt der Demant der Sage gar in die rechte Hand, so wird daraus ein Kleinod von untadelhaftem Schliff. Zu diesem Zwecke genügt es freilich nicht, dem Stoffe nur ein mit Reim verbrämtes Mäntelein überzuwerfen, denselben mit behaglicher Breite zu erzählen oder höchstens mit etwas Langbein'schem Humor, soll man sagen zu würzen oder zu beflecken. Das Schwierige ist hier — von allen anderen

Erfordernissen ganz zu schweigen —, das poetische Moment der Sage aufzufassen und an's Licht zu kehren; das ist der Schuß in's Schwarze, auf den, wie am Schützenstand der Merker, unter Schellenklang und Flötenspiel der alte Sagengeist aus der oft nüchternen Überlieferung hervorspringt. Der Verfasser selbst liefert seinen Lesern — und wie könnte das bei einer so reichhaltigen Sammlung anders sein — durch mit unterlaufende Beispiele des Gegentheils den besten Beweis, wie sehr sie ihm für die vielen trefflichen Darstellungen zu Dank und Beifall verbunden sind. Unser Gesammturtheil über das Werkchen geht dahin, daß die dichterische Sprache desselben mit dem Erzählertalente des Verfassers gleichen Schritt hält, d. h. nur in vereinzelten Fällen den edlen Gang verläugnet, an dem Sterbliche die Himmelstochter erkennen.

Das Kind seines Herzens. Roman von M. Herbert. Köln, Bachem, 1884. Preis: *M.* 3.

S. 162 dieses Romans heißt es: „Angeln ist beinahe eine so spannende Beschäftigung, wie die Lectüre eines modernen Romans. Die aufregende Frage: ‚Wird er anbeißen? Kriegen sie sich?' — Angel und Fisch nämlich — spielen eine große Rolle hier wie dort." Eine so überraschend vernünftige Ansicht hätte man kaum in einem Roman gesucht; wegen dieses Satzes allein verdiente darum der vorliegende empfohlen und gelesen zu werden. Denn für so geistlos wird man den vernünftigen Schreiber — bezw. die Schreiberin — jenes Satzes nicht halten, daß er durch seinen Roman just ein Exempel auf die Richtigkeit des Satzes, bewußt oder unbewußt, gemacht habe. Die Erzählung ist insofern wirklich originell, als thatsächlich die Hauptfrage derselben gar nicht darin besteht: „Wird er anbeißen?", sondern in dem Schlußsatz gipfelt: „Der Mensch muß aus einem Ebenbild Gottes kein Spielzeug seiner selbstsüchtigen Launen machen wollen." Ohne irgend welche störende Tendenz oder moralisirende Absichtlichkeit zur Schau zu stellen, bietet uns der Roman ein innerlich wahres und überzeugendes Beispiel von den traurigen Folgen einer Erziehung, der bei aller Übermenge des Bildungsstoffes der eigentliche Inhalt des Lebens, das Pflichtgefühl und die Hinwendung zum höchsten Lebenszweck, fehlt. Der Roman mag vielleicht nicht in allen seinen Theilen gleichmäßig fein ausgebaut, in einzelnen sogar weniger gut begründet sein, Eines aber bleibt ihm unbenommen — und das will bei einem Roman viel sagen —: er regt zu selbständigem Denken über einzelne kurz hingeworfene Fragen oder Behauptungen an, und enthält eine seltene Fülle meist unbestreitbarer, aber geistreich ausgedrückter Apophthegmata, welche für den gebildeten Leser mehr als lange Unterhaltungen geeignet sind, die Tendenz der Dichtung zur Anschauung zu bringen. Wir glauben daher, diesen Roman mehr als viele andere selbst der katholischen Erzählungen empfehlen zu können, und sprechen die Hoffnung aus, daß der Verfasser seiner Art treu bleiben und, durch keine Schwierigkeit abgeschreckt, dem „Angelsport" auch fernerhin den Krieg erklären wird. Die Ausstattung ist durchaus mustergiltig.

1. **Das ewige Priesterthum.** Von Cardinal Manning. Autorisirte Übersetzung von E. W. Schmitz, Missionspriester. 8°. 256 S. Mainz, Fr. Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 2.
2. **Die geistlichen Übungen** des hl. Ignatius, zum Privatgebrauche für Priester. Aus dem Nachlasse des P. Philipp von Mehlem S. J. 8°. X u. 255 S. Münster, Nasse'sche Verlagshandlung, 1884. Preis: *M.* 2.

3. **Exercitien für Priester.** Von P. Marcus Prattes, Priester der Congregation vom allerheiligsten Erlöser. Mit Erlaubniß der Congregations-Obern. 8°. 233 S. Wien, H. Kirsch, 1885. Preis: *M.* 1.80.

4. **Considerationes pro reformatione vitae, in usum sacerdotum, maxime tempore exercitiorum spiritualium.** Conscripsit G. Roder S. J. Cum approbatione R^mi Archiepiscopi Friburgensis. 16°. XII et 372 pag. Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herder, 1884. Preis: *M.* 1; geb. in Halbleder mit Rothschnitt *M.* 1.80.

Nr. 1. Die prunklose Einfachheit der Sprache, welche der hochwürdigste Verfasser in Kap. 14 und 19 dem Prediger bei Verkündigung des Wortes Gottes so sehr einschärft und welche er in Vortrag und Schrift sich selbst zur Regel gemacht hat, zeichnet auch dieses Büchlein aus. Die Übersetzung hält sich, wenn sie auch hie und da den eigentlichen Sinn des Originals nicht genau zu treffen scheint, durchgängig in derselben Einfachheit und Würde. Man würde dieß, wäre der Gegenstand in sich und in den Einzelheiten der Ausführung nicht so überwältigend, als Mangel an Schmuck bedauern; jetzt aber läßt es um so mehr die Sache reden und zum Herzen sprechen. — In einer Reihe von 20 Kapiteln ist es die hohe Würde des Priesterthums, die demgemäß geforderte Vollkommenheit des Priesters und deren Mittel, was in mannigfacher Gruppirung und Gliederung den Gegenstand allseitiger Erörterung und Beleuchtung bildet. Sichtlich stand dem Verfasser, wenn auch weniger ausgeprägt, der Ordensstand in seinem dreifachen Gelübde, und zwar mit dem Sonderzweck des Apostolats, vor der Seele als Typus des Standes der Vollkommenheit: der einfache Priesterstand hat ja in der That gleiche oder analoge Verpflichtungen. Hierauf beruht die Anlage der ersten Kapitel, welche die Würde des Priesterthums aus seiner Gewalt sowohl, als auch aus seinem Charakter als Standes der Vollkommenheit herleiten. Die bedeutsamste Partie des Büchleins sind dann die folgenden Kapitel, in welchen gerade die Obliegenheiten des Priesterstandes und der Seelsorge als höchst geeignete Mittel bezeichnet werden, um die eigene Vollkommenheit auszuwirken und zu üben, und um die Gefahren zu meiden, welche sich sonst gerade an diesen Stand knüpfen können. Mit Recht, sobald nur diese Amtsverrichtungen vom Geiste des Glaubens getragen werden und die Mühen und Leiden, welche von der pflichtgetreuen Amtsführung eines Priesters sich nicht trennen lassen, diesem als ein Unterpfand des Lohnes gelten, den der Herr ihnen hinterlegt. — Einzelne Ungenauigkeiten, die wenigstens in der Übersetzung unterlaufen, hindern uns nicht, mit dem Übersetzer zu wünschen, daß die Schrift ein Trost, ein Wegweiser und Mahner sein möge für die Seelsorger und ein Gegenstand häufiger Betrachtung zur Erhaltung und Neubelebung echt priesterlichen Geistes.

Nr. 2 u. 3 verfolgen beide denselben Zweck, nämlich Hilfsmittel zu bieten für Priesterexercitien. Beide können ihrer correcten Ausführung wegen mit großem Nutzen gebraucht werden. In Anlage und nächstem Ziele unterscheiden sie sich insofern, als Nr. 2 direct den Privatgebrauch für solche im Auge hat, welche nicht in der Lage sind, den öffentlichen oder unter Leitung gestellten heiligen Übungen beizuwohnen; — daher ist der Stoff auch in Form eines Vorbetrachtens verarbeitet, jedoch nicht so, daß nicht noch zu selbsteigener Ergänzung Raum bliebe und Winke gegeben würden; Nr. 3 hingegen will direct dem Exercitienmeister an die Hand gehen und wählt daher die Form der Ansprache an einen versammelten Kreis von Priestern; es bleiben die Ansprachen jedoch — und das heben wir lobend hervor — Betrachtungspunkte, wenn

auch in erweiterter Ausführung, ungekünstelt, recht praktisch, zu Herzen redend. Inhaltlich beschränkt sich letzteres Büchlein auf weniger Betrachtungen, als Nr. 2. Wir bedauern ein wenig, daß dieser Ausfall eine Zusammenziehung der so wichtigen Betrachtungen über das letzte Ziel und über die Sünde veranlaßt hat, und daß die Betrachtung über die Hölle nicht die Stelle fand, welche sie im Exercitienbüchlein des hl. Ignatius selbst einnimmt; sonst aber durchweht das eine Werk nicht weniger wie das andere derselbe Geist, der das Exercitienbüchlein selbst dictirt hat. Wir stehen daher nicht an, beide in gleicher Weise zu empfehlen; beide können auch zum Privatgebrauch, beide auch zur Hilfe bei Leitung von geistlichen Übungen dienen: das eine hat den Vorzug der Wärme des Vortrags, das andere den der Ruhe der Selbstbetrachtung.

Nr. 4 ist eine höchst willkommene Ergänzung zu den Betrachtungen der heiligen Exercitien. Die Considerationes, welche es ausführlich bietet, können mit Nutzen an Stelle der „Erwägungen" treten, welche in den beiden Büchlein Nr. 2 u. 3 für die einzelnen Tage verzeichnet sind. Doch wenn wir dieß sagen, so haben wir damit die Bedeutung der Considerationes keineswegs erschöpft. Sie geben die praktische Unterlage aller Betrachtungen, steigen in der Weise eingehender Gewissenserforschung in alle Falten und in alle Tiefen des Herzens hinab, ähnlich zwar, wie das vielverbreitete Büchlein des verstorbenen P. Deharbe: „Examen ad usum cleri", doch — wir sagen es, ohne Widerspruch zu befürchten — genauer, kürzer und klarer. Es ist so recht ein Hilfsbüchlein, welches auch bei öffentlichen Priesterexercitien jedem Einzelnen zur Hand sein sollte. Die verschiedenen Appendices werden Manchem als Anleitung zur allgemeinen und besondern Gewissenserforschung, zur Betrachtung, Andacht und Ehrerbietung bei der heiligen Messe, sowie zum Beichthören eine erwünschte Zugabe sein.

Miscellen.

Die innere Colonisation Deutschlands nach Eduard v. Hartmann. Im Anschluß an das Kriegsgeschrei, welches die liberale Presse gelegentlich der deutschen Colonialpolitik gegen das Centrum anstimmte, hat in Nr. 1 und 2 der Berliner „Gegenwart" auch der vielgenannte Philosoph des „Unbewußten" und Premierlieutenant a. D. Eduard v. Hartmann das Wort ergriffen und ein Kriegsmanifest erlassen, das an Schärfe und Bitterkeit nahezu die wüthendsten Hetzreden aus der Vollblüthe des Culturkampfes überbietet. Wohl nicht ganz „unbewußt" gibt er dabei die alte Parole aus, welche in den Anfängen des Culturkampfes die meiste Wirksamkeit ausgeübt hatte: daß nämlich der Germanismus durch den Romanismus bedroht sei. Trotz aller Siege der deutschen Waffen, trotz aller Erfolge der deutschen Politik, trotz aller Ausnahmsgesetze gegen die Katholiken glaubt er einen allgemeinen Rückgang des Deutschthums constatiren zu müssen. Er erblickt diesen Rückgang sogar in solchen Provinzen, wo die fremde Nationalität sich den

Deutschen gegenüber in der Minderzahl befindet; er findet ihn nur dadurch begreiflich, daß „erstens die Regierungsorgane den Regierungswillen nicht mit genügender Entschiedenheit zum Ausdruck bringen, und daß zweitens eine in der Stille wirkende Macht vorhanden ist, welche ihren ganzen Einfluß dem Kampfe gegen das Deutschthum zur Verfügung stellt. Diese Macht ist die katholische Kirche". Aber welches Interesse soll die katholische Kirche denn haben, so schrecklich gegen das Deutsche Reich zu operiren?

„Die Antwort," sagt er, „liegt darin, daß die katholische Kirche in dem deutschen Geiste von jeher ihren Erbfeind erkannt hat, den einzigen Gegner, welcher ihre Wiedereroberung der gesammten christlichen Welt ernstlich zu hindern vermag und hindern wird. Tedeschi protestanti — dieß Wort hat sich von jeher bewährt, und zuletzt noch darin, daß alles Hervorragendere, was Deutschland an katholischer Philosophie producirt hat (Oetinger [?], Baader, Schelling, Günther, Deutinger, Baltzer, Michelis), stillschweigend oder ausdrücklich auf den Altkatholicismus abzielt, der doch nur ein verschämter Protestantismus ist, so daß der Papst sich genöthigt sah, ausdrücklich die moderne Philosophie selbst in katholischer Einkleidung zu verurtheilen und das System des hl. Thomas für das allein wahre zu proclamiren. Die gesammte deutsche Bildung ist protestantisch, der protestantische deutsche Geist reicht so weit, wie die Bildung in Deutschland, und die Bildung hört auf, wo das Herrschaftsgebiet dieses Geistes aufhört."

Zum Schluß aber fordert er die deutsche Reichsregierung nunmehr geradezu zur brutalen gewaltsamen Unterdrückung seiner katholischen Mitbürger auf:

„So wichtig auch die Frage der äußern Colonisation ist, so halte ich doch die der innern für noch wichtiger. Es genügt hierzu nicht, sämmtliche polnischen Landgüter zu expropriiren und deutsche Bauerndörfer aus ihnen zu machen, es muß auch auf die deutschen Landgüter ein Einwanderungsstrom deutscher Colonisten durch ausreichende Prämien hingelenkt und für dieselben durch prämiirte Auswanderung polnischer Landarbeiter nach unsern Colonien Platz geschafft werden. Es muß ferner von jedem Deutschen begriffen werden, daß der eigentliche unversöhnliche Erbfeind des Deutschthums die katholische Kirche ist, daß deßhalb mit dieser kein deutscher Patriot pactiren darf, daß sie vielmehr mit dem letzten Hauch nationaler Kraftanstrengung bekämpft werden muß bis zur vollständigen Vernichtung ihrer ungeistlichen Machtstellung in ihre verborgensten Schlupfwinkel hinein. Es gehört endlich dazu, daß die Regierung dafür Sorge trägt, daß nicht nur in den höheren Verwaltungsstellen, sondern in allen, bis herunter zum letzten Gensdarmen und Rathsdiener, nur solche Männer Anstellung finden, welche von dem Netz des katholischen Einflusses auch nicht im Geringsten umgarnt sind, weil sonst die Ausführung aller gegen das Polenthum und den Katholicismus gerichteten Gesetze und Verordnungen doch zur Hälfte, wo nicht ganz, Komödie bleibt. Alles dieß aber kann die Regierung nur, wenn sie dabei von einem Umschwung der öffentlichen Meinung ge-

tragen wird, wenn ebenso stürmisch, wie die äußere Colonisation von den Patrioten aller Parteien jetzt plötzlich gefordert wird, sich als neues, die alten Parteischablonen durchlöcherndes Feldgeschrei der einmüthige Ruf nach innerer Colonisation zur Rettung des bedrohten Deutschthums und zur Sicherstellung unserer politischen Zukunft erhebt."

So Eduard v. Hartmann. Als ein Zeichen der Zeit, als der Ausdruck der Gesinnung Vieler ist dieß Manifest nicht ohne Bedeutung.

Nicht als ob wir dem sogen. Philosophen selbst irgend eine wissenschaftliche Bedeutung beilegen oder seinen praktischen Einfluß jenem der leitenden Staatsmänner gleichstellen wollten. Er hat selbst in der Schilderung seines Entwicklungsganges deutlich genug gesagt, wessen Geistes Kind er ist; und die „ästhetischen" Pikanterien, mit welchen er sich die Gunst des weitern Publikums erwarb, bekunden ihn hinlänglich als einen Gesinnungsgenossen Heinrich Heine's. Als Philosoph hat er weiter kein Verdienst, als den deutschen Pantheismus scharf und folgerichtig zum Pessimismus entwickelt und damit seinen vollständigen Bankerott besiegelt zu haben.

Von vorübergehendem Werthe sind aber viele seiner Äußerungen, und darunter auch dieß neueste Kriegsmanifest, sofern sie klar und unverblümt aussprechen, worauf der „Culturkampf" und das ihn befürwortende „Deutschthum" eigentlich ausgeht: nämlich auf den vollständigen Untergang des Christenthums.

Die Gottheit Christi war Hartmann längst vor 1874 ein bloßes Märchen. „Wird nun aber," so schrieb er in jenem Jahre, „Jesus von Nazareth als der legitime Sohn des Zimmermanns Joseph und seiner Frau Maria angesehen, so kann dieser Jesus und sein Tod mich ebenso wenig von meinen Sünden erlösen, wie etwa Bismarck und Lasker es kann, und vermag noch weit weniger der Mittler zwischen mir und Gott zu sein, als etwa der katholische Beichtvater es kann, der sich dabei doch wenigstens auf den Gottessohn und die Heiligen stützt. Die principielle Grundlage des Christenthums ist demnach der modernen Bildung gegenüber unhaltbar geworden."

Aber nicht nur principiell, auch praktisch; nicht bloß der Katholicismus ist unhaltbar geworden, sondern auch der Protestantismus. Denn so schreibt Hartmann in demselben Buch:

„Das katholische Autoritätsprincip hat in dem mumificirten Christenthum des Ultramontanismus soeben das aller Vernunft und Cultur hohnsprechende Unfehlbarkeitsdogma, hingegen das protestantische Princip der kritischen Negation der Autorität durch die vollständige Auflösung des positiven Christenthums und die totale Verwässerung und Verseichtung der Religion bis zur rein weltlichen Irreligiösität seine letzten Consequenzen gezogen."

Wenn Hartmann deßhalb den deutschen Protestantismus zum vollständigen Vernichtungskampfe gegen die katholische Kirche aufruft, so möge dieser sich ja nicht schmeicheln, daß es ihm um die Erbschaft der Reformatoren oder um irgend ein christliches Deutschthum zu thun ist. Das protestantische

Deutschland soll vorläufig nur helfen, die römische Mumie, die noch immer Leben bekundet, zu erwürgen und den letzten Rest des positiven Christenthums abzuthun.

Denn an der „vollständigen Auflösung des positiven Christenthums" im Protestantismus zweifelt er nicht im mindesten, und in der „totalen Verwässerung und Verseichtung der Religion bis zur rein weltlichen Irreligiösität" erblickt er „seine letzten Consequenzen". Sein Schlachtruf deckt sich somit völlig mit dem Schlachtruf der französischen Encyklopädisten: Écrasez l'infâme! Wie diese müßte er consequent auch die letzten Mittel zur vollständigen Vernichtung der katholischen Kirche herausfordern: Kartätschen und Guillotine! Expropriirt die Polen! Schlagt die Priester todt!

Vor dieser letzten Folgerung schreckt der haßerfüllte Feind des Christenthums noch zurück. Bei Diderot, Voltaire und den Encyklopädisten war es ebenso; aber die glaubenslosen Massen, welche hinter ihnen herzogen, dachten nicht so; sie wollten Ernst machen mit der völligen Vernichtung!

Wie das „mumificirte" Christenthum der katholischen Kirche indeß den blutigen Sturm der französischen Revolution überdauert hat, so wird es auch das „Deutschthum" des Herrn v. Hartmann überdauern. Muß er sich doch selbst nach zwölfjährigem Culturkampf gestehen, daß die Mumie noch lebt, daß sein Deutschthum zurückgeht und daß es, ohne Hilfe des von ihm längst „zersetzten" Protestantismus, keine Hoffnung hat, sich der „Mumie" zu erwehren. Mumie?

Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat!

Der Premierlieutenant a. D. wird ihn nicht von seinem ewigen Königsthrone verdrängen!

Der Verfall der Calcografia Regia in Rom. Die Lützow'sche „Kunstchronik", welche mit dem jetzigen Jahrgang zum Ankündigungsblatte des Verbandes der deutschen Kunstgewerbe-Vereine erhoben ist und sicher nicht als ultramontan verschrieen werden darf, wiewohl sie mit dankenswerther Mäßigung Alles vermeidet, was die Katholiken direct verletzen kann, brachte jüngst (Nr. 4) unter obigem Titel einen sehr beachtenswerthen Bericht über die Mißstände in der Verwaltung der „berühmten Wiege der italienischen Kupferstichkunst".

Die Calcografia Regia (unter den Päpsten „Calcografia Camerale" genannt) wurde von Clemens XII. im Jahre 1738 gestiftet, indem derselbe von den Erben des Kupferstechers Giacomo de' Rossi ihre Druckerei und Vorräthe für 45 000 Scudi erwarb und jährlich 5000 Scudi für neue Arbeiten bestimmte. Die Anstalt erhielt vom Papste sofort eine große Anzahl von Privilegien, wurde für alle Zeiten für steuerfrei erklärt und gegen Hypotheken und Fideicommisse geschützt. Gregor XVI. ließ ihr den Palast bauen, in welchem sie sich heute noch in der Nähe der Fontana di Trevi befindet. Pius IX. suchte gleich beim Beginne seiner Herrschaft die Calcografia zu erneuter Blüthe zu bringen, berief im Jahre 1847 den berühmt

gewordenen Mercuri von Paris nach Rom und stellte ihn an die Spitze des Ganzen. Unter ihm wurde der Plan gefaßt und in Ausführung genommen, Raffaels Stanzen in größerem Maßstabe als bisher zu stechen. Calamatta begann den Stich der „Disputa", Martini den des „Wunders von Bolsena", Marcucci die des „Brandes des Borgo" und des „Parnasses". Die Ausführung des Bildes mit Petrus im Gefängniß übernahm Mancion, die „Attila-Schlacht" Schiassi, und der Director Paolo Mercuri sollte die „Schule von Athen" stechen. Diese unter päpstlicher Herrschaft begonnenen Arbeiten „machen der römischen Kunst Ehre".

Und jetzt? Lassen wir die „Kunstchronik" reden:

„Das Institut geht seinem Verderben entgegen. Vernachlässigung, Unwissenheit und kopflose Leitung sind daran schuld. Was die (ministerielle Zeitung) ‚Rassegna' und ‚Il Diritto' darüber erzählen, ist haarsträubend. Wochenlang sind die Beamten nicht anzutreffen; häufig fragt man ebenso vergebens nach dem Director wie nach dem Portier. Seit der in diesem Jahre verstorbene, aber schon lange von seinem Amt als Director zurückgetretene ausgezeichnete Kupferstecher Paolo Mercuri die Anstalt nicht mehr leitete, und seitdem sein Mitdirector seit 1872, der tüchtige Aloysio Juvara, sich im Jahre 1875 das Leben nahm, ist das Chaos souverän in die Calcografia eingezogen. Einen eigentlichen Director hat es seitdem nicht mehr gegeben. Einmal stand eine Collectivbehörde, welche aus lauter Ehrenmitgliedern bestand, unter dem Namen Consiglio superiore di belle arti an der Spitze, bald wieder eine sogenannte Giunta di belle arti, deren Mitglieder in ganz Italien zerstreut wohnen und alle Jubeljahre einmal nach Rom kommen. Die obengenannten Blätter erzählen die tollsten Dinge über die Art und Weise, wie die Aufträge ertheilt, widerrufen, neu ertheilt und schließlich cassirt werden. Die Vertheilung der Arbeiten grenzt an's Ungeheuerliche. Der Nepotismus ist an der Tagesordnung. Die ‚Rassegna' sagt wörtlich: ‚Die Leute, welche zur Leitung dieses nützlichen und ruhmvollen Institutes berufen sind, scheinen aus reiner Abneigung gegen die Kupferstichkunst mehr auf die Zugrunderichtung als auf die Förderung derselben bedacht zu sein.'

„An tüchtigen Kupferstechern fehlt es bis jetzt weder in Rom noch in dem übrigen Italien; sie alle könnten sowohl in ihrem persönlichen, als im Interesse der Kunst bei der Calcografia Regia hinreichende Beschäftigung finden, da es an den erforderlichen Geldmitteln dazu nicht fehlt. Aber der Unverstand der Leiter, die Art der Arbeitsvertheilung, die Concurrenzbummeleien, die thörichten Ansprüche des Collegialvorstandes, die Arbeiten der Künstler während des Fortganges corrigiren zu wollen und den Künstlern dadurch die Freude an der Arbeit zu verleiden, haben sehr traurige Resultate erzielt. Die guten Künstler, welchen die Künstlerehre lieb ist, ziehen sich zurück. In den 14 Jahren 1870—1884, seitdem die Anstalt unter die italienische Verwaltung gelangte, ist dieselbe trotz der von dem Unterrichtsminister Correnti 1872 versuchten Reorganisation, welche Juvara aus Neapel als Mitdirector an die Seite Mercuri's führte, von Tag zu Tag mehr in Verfall gerathen. Die noch zur Zeit Mercuri's, als derselbe im Jahre 1847 von Pius IX. aus Paris nach Rom berufen wurde, begonnenen neueren Stiche der Raffael'schen Stanzen gehen allerdings ihrer allmählichen Vollendung entgegen; aber die neueren Aufträge, welche die Anstalt ausführen läßt, erhöhen den Ruhm derselben gewiß nicht. Leute, welche gewohnt sind, Werke ganz moderner Meister zu stechen, werden beauftragt, die großen Werke Michelangelo's in der Sixtinischen Kapelle zu reproduciren. Andere, welche ihr ganzes Leben hindurch nur Radirungen machten, sollen lebensgroße Porträts ausführen. Daß

dabei Enttäuschungen, Klagen und Anklagen nicht ausbleiben, ist natürlich. Die Arbeiten werden bekrittelt, corrigirt und schließlich zurückgewiesen, nachdem man Zeit und Geld zum Fenster hinauswarf und unnützerweise in ihrer Richtung tüchtige Meister demüthigte, weil man sie gegen ihren Willen zu Arbeiten zwang, welche ihren Fähigkeiten nicht entsprachen. Aber dieß ist nicht der einzige Fluch der Collegialleitung des großen Kunstinstituts. Was heute der Eine im Directionsrath herrlich findet, wird morgen, wenn andere Mitglieder an den Versammlungen theilnehmen, für elend und kläglich erklärt. Chikanen folgen denn auf Chikanen, in denen Kunst und Künstler zu Grunde gehen. Kurz, die italienische Regierung hat falsche Pfade betreten, und schafft sie nicht rasch Abhilfe, so wird Rom bald nur noch von dem Ruhme seiner früheren Kupferstecher zehren können, zumal die von den Päpsten in dem großen Hospiz von San Michele gegründete Kupferstechschule, aus der die bedeutendsten Künstler der ‚Calcografia Camerale' .... hervorgingen, ebenfalls in vollen Verfall gerathen ist.

„Wer vorurtheilsfrei ist, wird daher gern zugeben, daß die Angelegenheiten der Kunst von den Päpsten mit mehr Geschick und mit mehr Glück gepflegt wurden, als jetzt von der italienischen Regierung geschieht. Ein Blick auf den werthvollen, reichhaltigen Katalog der Calcografia, dessen letzte Ausgabe 1881 erschien, genügt dazu. Was Italien in dem Institut nach 1870 schuf, ist kaum nennenswerth im Vergleiche zu den 2000 Platten, welche derselbe aufweist."

Die Entstehung der Instincte nach Darwin[1].

Die Erscheinungen des Thierinstinctes treten dem Menschen gegenüber wie das geheimnißvolle Walten einer höhern Weisheit in der vernunftlosen Natur. Er sieht, wie die Zugvögel im Herbste sich schaarenweise sammeln, um über Länder und Meere in einen fernen Erdtheil zu ziehen. Jahr aus Jahr ein nehmen die Schwalben ihren Weg nach Senegambien, die Kraniche nach Abessinien, die Nachtigallen und Blaukehlchen in das Nilthal. Und wenn der nächste Frühling kommt, findet unsere Schwalbe ohne Compaß und Landkarte, ohne Fahrplan und Bädeker nicht nur Deutschland wieder, sondern sogar die Fensternische desselben Bauernhauses, wo sie im letzten Jahre genistet hatte. Selbst den jungen Vogel im Käfig, der von der Wanderung seiner Geschwister nichts wissen kann, ergreift im Herbste die Wanderlust. Im Frühling und Sommer hatte er seine Gefangenschaft vergessen und fröhlich gesungen. Kaum sammeln sich aber die ersten Vögel seiner Art zum herbstlichen Zuge, so ergreift auch ihn ein mächtiger Wandertrieb. Unruhig flattert er ganze Nächte hindurch in seinem Käfig hin und her und stößt sich Brust und Gesicht blutrünstig an dem Drahtgitter seines Gefäng-

[1] Wir stützen unsere Erörterung hauptsächlich auf das Kapitel „Instinct" in Darwins „Entstehung der Arten", sowie auf die nach dem Tode des Verfassers erschienene Abhandlung „Der Instinct", welche nach seiner Absicht eine Ergänzung des genannten Kapitels bilden sollte. In diesen beiden Abhandlungen bespricht Darwin die Instinctfrage ex professo, um eine Erklärung derselben nach seinem Systeme zu geben. In der ersteren setzt er seine Ansicht über den Instinct auseinander, auf die er auch an vielen anderen Stellen seiner „Entstehung der Arten" und „Abstammung des Menschen" zurückgreift. Die nach Darwins Tode veröffentlichte zweite Abhandlung über den Instinct erbringt eine Menge von Thatsachen, welche die Lücken der ersten Abhandlung auszufüllen bestimmt sind. — Die im Folgenden citirten Stellen aus der „Entstehung der Arten" beziehen sich auf die siebente deutsche Auflage (von V. Carus, Stuttgart 1884), die aus der „Abstammung des Menschen" auf die erste deutsche Auflage (V. Carus, Stuttgart 1871). Die nachgelassene Abhandlung ist im darwinistischen „Kosmos" 1884, Bd. II, 1. u. 2. Heft, wörtlich abgedruckt.

nisses. Wenn draußen die Zugvögel fort sind, wird er wiederum ruhig; aber im nächsten Frühjahre, zur Zeit ihrer Rückkunft, ergreift ihn dieselbe geheimnißvolle Unruhe, durch die sich schon manches Vögelein in seinem Käfig selbst getödtet hat. Was ist das doch für ein wunderbares Gesetz, das dem Vogel seinen Weg durch die Lüfte vorschreibt und ihm mit mächtigem Triebe gebietet, einen unbekannten Weg nach einem unbekannten Ziele zu verfolgen? Es ist dasselbe Gesetz, das der Biene gebietet, ihre Zelle nach dem Winkelmaße des sechsseitigen Prisma zu bauen; das dem Trichterwickler befiehlt, nach dem mathematischen Probleme der Evolventen aus einem Birkenblatte ein kunstreiches Trichterlein zu fertigen, damit seine hilflose Brut in demselben Nahrung und Kleidung, Obdach und Schutzwehr finde. Der kleine Käfer selbst hat vorher noch niemals ein solches Kunstwerk gesehen; ohne Unterricht und Belehrung, ohne Studien und Reflexionen vollführt er sein Meisterstück, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Es ist das Gesetz des Thierinstinctes, das man mit vollem Rechte ein Geheimniß der Schöpfung nennen kann: so unerforschlich und unergründlich ist es für unsere Erkenntniß. Die christliche Wissenschaft, die Philosophie des hl. Thomas, gibt zwar eine richtige Erklärung des Thierinstinctes, indem sie ihn als die zweckmäßige Anlage des sinnlichen Erkenntniß- und Begehrungsvermögens bei den verschiedenen Thierarten nachweist; aber die geheimen Fäden, die dieses organisch-psychische Band im Innern des lebendigen Wesens schlingen und weben, sind auch ihr unentwirrbar. Noch keinem Philosophen, keinem Naturforscher ist es gelungen, diese Geheimschrift der Natur in menschliche Worte zu übersetzen — und Charles Darwin sollte es geglückt sein?

I.

Wie erklärt Darwin den Instinct der Thiere? — Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Erasmus Darwin im ersten Bande seiner 1794 erschienenen „Zoonomia“ die Natur des Instinctes zu ergründen versucht. Er glaubte die instinctiven Handlungen der Thiere ausschließlich als Werke ihrer eigenen Überlegung deuten zu können, und behauptete, der Instinct sei gleichartig mit der menschlichen Vernunft. Sein Unternehmen war nicht glücklich. Die von ihm erbrachten Thatsachen zeigten bei näherer Prüfung nicht die Gleichheit, sondern die Verschiedenheit von Instinct und Vernunft; die wenigen Erzählungen aber, die wirklich für seine Behauptung sprachen, waren nicht einmal als echt

verbürgt[1]. Sein Enkel Charles Darwin ging anders zu Werke. Statt den Instinct nach seinem Wesen zu erklären, unternahm er es, die Entwicklung der Instincte durch die „natürliche Zuchtwahl" begreiflich zu machen.

Bevor jedoch Darwin die Entwicklung des Instinctes untersuchen konnte, mußte auch er einigermaßen seine Ansicht darüber kund geben, was Instinct sei und in welchem Verhältnisse derselbe zum Verstande stehe.

„Instinct" ist nach Darwin ein nicht näher definirbarer „Complex der verschiedensten geistigen Fähigkeiten". Vom Verstande ist er insofern unterschieden, als die instinctiven Thätigkeiten im Gegensatz zu den vernünftigen ohne Erkenntniß des Zweckes der Handlung geschehen, aus der Naturanlage mit angeborener Fertigkeit hervorgehen und von den Thieren derselben Art auf gleiche Weise verrichtet werden. Daß jedoch diese Unterschiede nicht wesentlich seien, ist selbstverständlich. Denn Instinct wie Verstand gehören zu den „geistigen" Fähigkeiten, kein Kennzeichen des ersteren ist allgemein anwendbar, und schon auf den niedrigsten Stufen der Thierreiche finden sich die ersten Äußerungen des Verstandes neben den einfachsten Instincten; während endlich die Intelligenz in der menschlichen Vernunft den Höhepunkt ihrer Entwicklung erstiegen hat, findet sich in der Religion und Sittlichkeit des Menschen die höchste und vollkommenste Entwicklung der instinctiven Fähigkeiten, die er von seinen thierischen Vorfahren ererbte (Entstehung der Arten, 8. Kap., S. 281 u. 282; vgl. auch Abstammung des Menschen, 2. u. 3. Kap.).

Wie sind die Instincte entstanden? Klug und vorsichtig verzichtet Darwin darauf, den Ursprung der ersten Instincte zu erklären; in der Einleitung seiner Untersuchung hebt er ausdrücklich hervor, daß er mit der Entstehung des Instinctes nichts zu schaffen

[1] Kirby & Spence, Introd. to Entomology. 5. Edit. Vol. II. Letter XXVII. „On the Instinct of Insects", p. 463 sqq. Erasmus Darwin wird daselbst, wie auch in den anderen auf ihn bezüglichen Stellen desselben Werkes, einfachhin Dr. Darwin genannt; mehrere Schriftsteller, die aus Kirby schöpften, scheinen deßhalb Großvater und Enkel verwechselt zu haben. Dr. Erasmus Darwin starb 1802, Charles Darwin wurde erst 1809 geboren. Als schon die zweite Auflage von „Kirby und Spence" erschien, war Ch. Darwin erst neun Jahre alt. Beim Erscheinen der uns vorliegenden fünften Auflage (1828) hatte er noch nicht seine Weltumseglung an Bord des „Beagle" angetreten. Die siebente und letzte Auflage, ebenso wie die sechste nur ein Auszug aus der fünften, erschien 1858, also ein Jahr vor Darwins „Entstehung der Arten".

habe, sondern einzig mit der Entstehung der Verschiedenheiten des Instinctes bei Thieren ein und der nämlichen Klasse (Entst. d. A. S. 281). Wie aber diese Verschiedenheiten des Instinctes sich entwickelt haben, legt er uns folgendermaßen dar:

„Man wird allgemein zugeben, daß für das Gedeihen einer jeden Species unter ihren jetzigen Existenzbedingungen Instincte ebenso wichtig sind, wie die Körperbildung. Ändern sich die Lebensbedingungen einer Species, so ist es wenigstens möglich, daß auch geringe Abänderungen in ihrem Instincte für sie nützlich sein werden. Wenn sich nun nachweisen läßt, daß Instincte wenn auch noch so wenig variiren, dann kann ich keine Schwierigkeit für die Annahme sehen, daß natürliche Zuchtwahl auch geringe Abänderungen des Instinctes erhalte und durch beständige Häufung bis zu einem vortheilhaften Grade vermehre. In dieser Weise dürften, wie ich glaube, alle und auch die zusammengesetztesten und wunderbarsten Instincte entstanden sein. Wie Abänderungen im Körperbau durch Gebrauch und Gewohnheit veranlaßt und verstärkt, dagegen durch Nichtgebrauch verringert oder ganz eingebüßt werden können, so ist es zweifelsohne auch mit den Instincten der Fall gewesen. Ich glaube aber, daß die Wirkungen der Gewohnheit in vielen Fällen von ganz untergeordneter Bedeutung sind gegenüber den Wirkungen natürlicher Zuchtwahl auf sogen. spontane Abänderungen des Instinctes, d. h. auf Abänderungen in Folge derselben unbekannten Ursachen, welche geringe Abweichung in der Körperbildung veranlassen" (Entst. d. A. S. 283).

In diesen Worten ist Darwins ganze Instincttheorie ausgesprochen. Sie ruht auf zwei Grundpfeilern: auf dem Gesetze der Variabilität, wonach die Instincte ebenso wie die körperlichen Eigenschaften einer mannigfachen Veränderlichkeit unterworfen sind; und auf dem Gesetze der Concurrenz, wonach die nützlicheren Abänderungen im Kampfe um das Dasein vor den minder nützlichen bevorzugt werden. Beide Gesetze haben zur Voraussetzung, daß früher nur einfache, für ihre damaligen Verhältnisse passende Instinctformen bestanden, aus denen dann durch die beiden genannten Factoren die vollkommenen und „zusammengesetzten" Instincte der Gegenwart sich entwickelten [1].

[1] Vgl. auch „Entstehung der Arten", S. 533 u. 317. Nachgelassene Abhandlung S. 92 u. 93 (Kosmos 1884, Bd. II, 2. Heft). — Nicht ganz richtig ist die oft wiederholte Behauptung, nach Darwin seien die Instincte einfachhin nichts Anderes

Unter den zahlreichen Thatsachen, die von Darwin für seine Entwicklung der Instincte angeführt werden, nimmt die Ähnlichkeit verwandter Instincte einen hervorragenden Platz ein. Ein Beispiel dieser Art ist besonders geeignet, seine Auffassung von der Entstehung höherer Instincte aus einfachen Grundformen zu veranschaulichen und ein authentisches Bild seiner Beweismethode durch die von ihm selbst gezeichneten Züge zu entwerfen. Der Instinct, welcher die verschiedenen Bienenarten beim Bau ihrer Wachszellen leitet, zeigt bei den einen größere, bei den anderen geringere Vollkommenheit, je nach ihrer Art. Darwin sucht aus diesen ähnlichen Instincten eine hypothetische Entwicklungsreihe zu construiren, um so den Ursprung des wunderbar hohen Bauinstinctes der Korbbienen zu erklären. An dem untern Ende der Entwicklungsreihe stehen die Hummeln, an dem obern die Korbbienen; „wenden wir uns nun zu dem großen Abstufungsprincipe und sehen wir zu, ob uns die Natur nicht die Methode enthülle, nach welcher sie zu Werke gegangen ist“ [1]. Die Hummeln verwenden die alten Kokons in ihrem Neste zur Aufnahme des Honigs, indem sie ihnen kurze Wachsröhren anfügen und ebenso auch einzelne abgesonderte und sehr unregelmäßig abgerundete Zellen von Wachs anfertigen. Die mexikanische Melipona domestica, welche in der Körperbildung zwischen den Hummeln und unseren Honigbienen steht, bildet einen fast regelmäßigen Zellenkuchen aus Wachs mit cylindrischen Zellen, in denen die Jungen gepflegt werden, und fügt überdieß einige große Zellen hinzu, die als Honigbehälter dienen. Diese letzteren sind fast kugelig, von nahezu gleicher Größe und in eine unregelmäßige Masse zusammengefügt; wenn die einzelnen Kugeln vollendet wären, müßten sie sich gegenseitig schneiden und durchsetzen; in Wirklichkeit bauen die Bienen jedoch ebene Wände an jenen Flächen, wo die Kugeln sich berühren oder schneiden müßten. Jede der genannten Zellen

---

als zufällig erworbene und durch Vererbung befestigte individuelle Gewohnheiten. Nach Darwin haben sich die Instincte meist nicht durch Gewohnheit, sondern nach Art von Gewohnheiten entwickelt. Denn er mißt den Wirkungen der Gewohnheit im Vergleich zu den „aus unbekannten Ursachen hervorgehenden spontanen Abänderungen“ nur eine untergeordnete Bedeutung bei und erklärt ausdrücklich: „Es läßt sich genau nachweisen, daß die wunderbarsten Instincte, die wir kennen, wie die der Korbbienen und vieler Ameisen, unmöglich durch Gewohnheit erworben sein können“ (Entst. d. A. S. 283).

[1] Darwin widmet dieser Erörterung neun Seiten (Entst. d. A. S. 300 ff.), die wir kurz zusammenfassen können, da sie sich zum größten Theile mit unwesentlichen mathematisch-technischen Erklärungen beschäftigen.

hat somit einen äußern, sphärisch gewölbten Theil und zwei bis drei oder mehr ebene Seitenflächen, je nachdem sie an zwei oder drei oder mehr andere Zellen seitlich angrenzt. Denken wir uns nun diese Zellen alle von gleicher Größe und in einer verticalen Ebene so enge als möglich aneinander gebaut: jede Zelle wird dann die Form eines sechsseitigen Prisma erhalten; denken wir uns ferner eine Wachsschicht, welche aus zwei parallelen Ebenen dieser Art so zusammengesetzt ist, daß die gegenüberliegenden Zellen an ihrer Basis zusammenstoßen; wir brauchen uns dann nur noch vorzustellen, daß die Basalränder jedes sechsseitigen Prisma so zugeschrägt seien, daß sie an eine stumpf dreiseitige Pyramide, aus Rautenflächen gebildet, passen; statt der sphärischen Wölbung des Vordertheiles jeder Zelle denken wir uns endlich einen mehr oder minder flachen Wachsdeckel auf die ein Sechseck darstellende Zellenöffnung — und wir haben die kunstvolle Wabe der Honigbiene erreicht. Die Bauart dieser Waben ist in ökonomischer Beziehung dadurch ausgezeichnet, daß sie mit dem geringstmöglichen Aufwande von Wachs jene Form der Zelle vereinigt, welche die größtmögliche Honigmenge aufnehmen kann. In diesem Ersparniß besteht aber offenbar ein großer Nutzen für den Bienenstaat.

Nehmen wir nur an, in vorgeschichtlicher Zeit sei einmal in einer Gegend, wo es viele Hummeln gab, Mangel an Wachs eingetreten. Nehmen wir ferner an, diese Hummelcolonien hätten damals in ihren geschlossenen Nestern den Winter durchlebt, was heute allerdings nicht der Fall ist. Dann war es offenbar höchst zweckdienlich für die Hummeln, mit möglichst geringem Verbrauche von Wachs solche Zellen zu bauen, die am meisten Honig als Nahrung für den Winter fassen konnten. Denken wir uns, es hätte sich in einer jener Hummelcolonien aus unbekannten Ursachen eine günstige Abweichung des Instinctes unter der Mehrzahl ihrer Arbeiter gebildet; dieselben wurden durch diese Modification ihres Bauinstinctes veranlaßt, die wächsernen Honigbehälter möglichst nahe aneinander zu bauen; ein wenig eigene Überlegung unterstützte sie bei dieser Neuerung. Dadurch gewann die genannte Colonie den nöthigen Vorrath an Honigbehältern, während andere Colonien in demselben Winter verhungerten, da sie nicht das genügende Wachs für ihre weitläufige Bauart hatten auftreiben können. Wenn nun die Hummeln der ersteren Colonie auch auf ihre Töchtercolonien jene Verbesserung des Instinctes vererbten; wenn diese ihrerseits wiederum durch günstige Abänderungen des Bauinstinctes, unterstützt von einiger individuellen Über-

legung, das von ihren Eltern betretene System der Wachsersparniß durch viele Generationen hindurch in allmählicher Steigerung fortsetzten: dann werden sie endlich bei dem Zellenbau der mexikanischen Melipona angelangt sein. Für das Gedeihen der Colonien dieser Art ist es abermals von Nutzen, ihre Zellen immer regelmäßiger zu machen und immer enger zusammen zu rücken, bis endlich die sphärische Oberfläche der Zellen ganz verschwindet und durch ebene Flächen ersetzt wird. Die natürliche Zuchtwahl bevorzugt also, wie vorhin jene Hummelcolonien, die dem Instincte der Melipona sich näherten, so jetzt jene Melipona-Colonien, die dem Bauinstincte der Honigbienen sich nähern: da sie mit weniger Wachs mehr Honig aufspeichern können, gedeihen sie kräftiger und senden auch lebenskräftigere Töchtercolonien aus, welche ihre vorzügliche instinctive Begabung ererbt haben. Indem die weniger zweckmäßigen Abänderungen des Zellenbauinstinctes in Zeiten des Mangels zum Untergange ihrer eigenen Colonien führen, werden nur die nützlichen und vollkommenen Variationen jenes Instinctes erhalten und immer weiter ausgebildet. Endlich — vielleicht nach Jahrtausenden — würden die Zellenklumpen der Honigbehälter von Melipona zu den regelmäßigen und kunstvollen Waben der Honigbiene geworden sein. Über diese Stufe hinaus kann die natürliche Zuchtwahl den Bautrieb nicht mehr vervollkommnen, weil die Wabe der Honigbiene, so viel wir einsehen können, hinsichtlich der Ersparniß von Wachs und Arbeit absolut vollkommen ist.

Darwin beschließt diese Erörterung mit folgenden Worten: „So kann nach meiner Meinung der wunderbarste aller bekannten Instincte, der der Honigbiene, durch die Annahme erklärt werden, natürliche Zuchtwahl habe allmählich eine Menge aufeinanderfolgender kleiner Abänderungen einfacherer Instincte benutzt; sie habe auf langsamen Stufen die Bienen allmählich immer vollkommener dazu angeleitet, in einer doppelten Schicht gleiche Kugeln in gegebenen Entfernungen von einander zu beschreiben und das Wachs längs ihrer Durchschnittsebenen aufzuschichten und auszuhöhlen, wenn auch natürlich die Bienen selbst von den bestimmten Abständen ihrer Kugelräume von einander ebenso wenig wie von den Winkeln ihrer Sechsecke und den Rautenflächen am Boden ein Bewußtsein haben. Die treibende Ursache des Processes der natürlichen Zuchtwahl war die Construction der Zellen von gehöriger Stärke und passender Größe und Form für die Larven bei der größtmöglichen Ersparniß an Wachs und Arbeit; der individuelle Schwarm, welcher die besten Zellen mit der geringsten Arbeit machte und am wenigsten Honig

zur Secretion von Wachs bedurfte, gedieh am besten und vererbte seinen neuerworbenen Ersparnißtrieb auf spätere Schwärme, welche dann ihrerseits wieder die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges in dem Kampfe um's Dasein hatten."

Das ist Darwins Ansicht über die Entstehung der Instincte. Wir haben dieselbe möglichst getreu nach seinen eigenen Worten entwickelt und erklärt, da wir uns ein Urtheil über Darwins Instincttheorie bilden wollen, nicht aber über jenes Proteusgebilde, das seine Anhänger und Gegner aus derselben gemacht haben.

II.

Was haben wir von dieser Instincttheorie zu halten? Daß überhaupt eine Entwicklung der Instincte möglich sei, müssen wir zugeben und geben es mit Freuden zu. Die göttliche Allmacht konnte in einfachere Stammorganismen bei deren erster Hervorbringung bestimmte Entwicklungsgesetze des organischen und psychischen Lebens hineinlegen, welche unter dem Einflusse der äußeren Umstände und im Anschlusse an dieselben immer höhere Stufen der Organisation und des Instinctes zu entfalten veranlagt waren. Spielt sich ja noch heute unter unseren Augen eine ganz wunderbare Entwicklung ab im Lebenslaufe jedes Schmetterlings und jeder Biene. Aus und in dem regungslosen Ei entsteht die gefräßige, plumpe und träge Raupe und die noch hilflosere und unthätigere Bienenlarve, deren ganze Aufgabe darin besteht, in honigsüßem Futterbrei sich zu wälzen, denselben zu verzehren und ein dünnes Seidengespinst zu ihrer Verwandlung zu weben. Doch unter dieser materiellen Hülle entwickeln sich immer weiter und weiter die organischen und psychischen Eigenschaften des vollkommenen Insektes; nach kurzer Puppenruhe durchbricht der ätherische, leichtbeschwingte Schmetterling seinen Sarg und hebt sich auf sonnenhellen Flügeln zum Lichte empor, während das Bienchen emsig und unermüdlich von Blume zu Blume fliegt und nach Regeln, die es nie gelernt, mit Meisterschaft kunstreiche Waben baut. Der göttlichen Weisheit und Allmacht war es ohne Zweifel möglich, durch ganz natürliche Entwicklungsgesetze auch eine Stammesentwicklung der Instincte zu bewirken, wie sie eine individuelle Entwicklung derselben heute noch alltäglich bewirkt; die erstere ist nicht wunderbarer und schwieriger, als die letztere. Aber eine solche Stammesentwicklung der Instincte wäre keine darwinistische Stammesentwicklung; das bitten wir wohl zu beachten. Denn nach Darwin ist die natürliche

Zuchtwahl die Hauptursache, ja die adäquate Ursache der Entwicklung; nach der obigen Erklärung wären innere, von einer höchsten Weisheit geplante Entwicklungsgesetze die Hauptursache und der eigentliche Grund der organischen wie instinctiven Entwicklung, während die von Darwin unter dem Begriffe der natürlichen Zuchtwahl zusammengefaßten äußeren Umstände und Einflüsse nur als mitwirkende, secundäre Ursachen in dem Entwicklungsplane einbegriffen wären.

Die Möglichkeit einer Entwicklung der Instincte überhaupt ist also von der Möglichkeit einer darwinistischen Entwicklung wohl zu unterscheiden; wer die erstere zugesteht, kann die letztere getrost läugnen. Noch schärfer grenzen sich die Unterschiede ab, wenn wir nach der Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Stammesentwicklung der Instincte fragen. 1. Daß eine Entwicklung mancher Instincte auch noch in historischer Zeit stattgefunden hat, ist durch die Ergebnisse der neuern Forschung als sicher festgestellt; aber diese Entwicklung ist nur auf relativ wenige Arten beschränkt, und sie bleibt auch bei diesen innerhalb bestimmter specifischer Grenzen. 2. Daß aber alle Instincte der Gegenwart aus einfacheren Urformen durch eine Stammesentwicklung hervorgegangen seien, ist thatsächlich noch nicht bewiesen. 3. Gänzlich unbewiesen ist, daß jene vorgeblichen Urformen nur eine oder sehr wenige gewesen seien. 4. Thatsächlich widerlegt ist endlich jene Entwicklungshypothese, welche die Typen und Instincte der Jetztzeit aus ihren vorweltlichen Urformen nicht durch bestimmte Entwicklungsstadien, sondern durch eine ganz allmähliche und unmerkliche Häufung kleiner Abänderungen entstehen läßt; denn von den Millionen endloser Übergangsreihen, welche nach dieser Annahme die einzelnen nach einander folgenden Species verknüpfen mußten, ist nicht bloß keine fossile Spur mehr vorhanden, sondern wenn sie jemals vorhanden gewesen wären, müßten sie zum großen Theile auch heute noch lebend vorhanden sein, da für alle biologisch indifferenten (nur morphologisch bedeutsamen) Übergangsglieder kein Grund zum Aussterben vorlag.

Unter welcher Nummer haben wir die darwinistische Entwicklungstheorie zu suchen? Nur unter der vierten. Dieses zur Klärung der Entwicklungsideen, die in den meisten entwicklungsfreundlichen Köpfen einer babylonischen Verwirrung sich erfreuen. Entwicklungstheorie und darwinistische Entwicklungstheorie sind ganz verschiedene Begriffe, und bezüglich der letzteren ist noch hinzuzufügen, daß sie Darwin nur in ihren

Grundzügen und in einzelnen Theilen unmittelbar angehört. Denn wie bei der genetischen Erklärung der Instincte, so begnügte er sich auch bei der genetischen Erklärung der Organisationen meist damit, die Verschiedenheit verwandter Bildungen bei Thieren ein und der nämlichen Klasse durch die natürliche Zuchtwahl zu erklären, und überließ es den minder vorsichtigen, aber mehr consequenten unter seinen Schülern, die Stammbäume nach rückwärts zu vollenden. Kehren wir nun zu unserer Frage zurück: Was haben wir von Darwins Instincttheorie zu halten?

Vorerst muß die Grundlage von Darwins Ansicht über die Entwicklung der Instincte, nämlich seine Auffassung der Natur des Thierinstinctes, geprüft werden.

Charles Darwin unterscheidet zwischen Instinct und Verstand. Er verfällt nicht auf jene unsinnige anthropomorphistische Deutung des Thierlebens, welche unter den „modernen" Thierpsychologen namentlich in Dr. Brehm einen Vertreter gefunden; nur einer leidenschaftlichen, materialistischen Tendenzforschung konnte es in den Sinn kommen, den Begriff Instinct für einen Complex von Widersprüchen zu erklären und alle zweckmäßigen Handlungen der Thiere ihrem eigenen Verstande zuzuschreiben, wie es Dr. Brehm gethan[1]. Darwin war zu objectiv veranlagt, um eine solche Mißdeutung in die Erscheinungen des thierischen Instinctlebens hineinzutragen; nach ihm ist Instinct nicht Intelligenz, beide bestehen neben einander. Aber wie kam Darwin dazu, schon den niedrigsten Thieren Verstand zu geben, der, wie ein schwacher Funke zur Flamme wächst, durch das ganze Thierreich hinauf an Helligkeit und Umfang zunimmt, bis er im Menschengeiste die Macht und Klarheit des Sonnenlichtes erreicht hat? Wie kam er dazu, die Fundamentalinstincte des thierischen und menschlichen Sinnenlebens, die schon in der einfachsten Amöbe sich zeigen, zur Religion und Sittlichkeit des Königs der Schöpfung sich entfalten zu lassen? Wie kam er dazu, den wesentlichen Unterschied zwischen Instinct und Verstand zu läugnen und in einen bloß graduellen zu verwandeln? Er kam dazu durch eine große, bedauernswerthe Unklarheit in den psychologischen Grundbegriffen, geleitet durch eine phantastische Eingenommenheit für seine Entwicklungsideen, welche ihn über das streng logische Denken hinwegsetzte.

Begründen wir dieses Urtheil näher. Was versteht Darwin unter

[1] Brehms Thierleben, große Ausgabe, 2. Auflage, Bd. I: „Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit."

„geistigen Fähigkeiten" der Menschen und Thiere?[1] Alle jene Vermögen, die sich nur irgendwie über die Sphäre des vegetativen Lebens erheben. Alle äußeren und inneren Sinnesfähigkeiten, Gedächtniß und Phantasie, Neugier und Wissensdurst, Verstand und Vernunft, Instinct und Genie, das Vermögen des Hundes, zu bellen, und das Vermögen des Menschen, zu sprechen, alle sinnlichen Leidenschaften und der freie Wille — das Alles sind für Darwin geistige Fähigkeiten. Und was versteht er unter „Verstand"? Nicht bloß das abstractive Schlußvermögen des Menschen, sondern auch jegliche sinnliche Erkenntnißkraft, die irgendwelche Ähnlichkeit mit dem Urtheilsvermögen des Verstandes besitzt. Und was denkt er sich unter „Instinct"? Einen nicht näher bestimmbaren Complex der verschiedensten geistigen Fähigkeiten, dessen weitere Sondirung er von vornherein für unmöglich hält; ja nicht einmal *ein* sicheres Kennzeichen des Instinctes gegenüber dem Verstande hat vor ihm Geltung[2]. Wenn Darwin von solchen psychologischen Grundbegriffen ausgeht, kann es uns allerdings nicht befremden, daß eine Entwicklung nicht bloß der Instincte, sondern überhaupt aller Seelenfähigkeiten im Thierreiche ihm gar keine Schwierigkeit bietet. *Er setzt eben von vornherein voraus*, daß alle thierischen und menschlichen Seelenfähigkeiten *Geistesfähigkeiten* und unter sich nicht *wesentlich*, sondern bloß *graduell* verschieden seien — und wundert sich am Ende seiner Untersuchung, mit Hilfe dieser Voraussetzung *bewiesen* zu haben, was er schon am Anfang derselben ohne Beweis vorausgesetzt hatte. Dieß ist bei der psychischen Seite von Darwins Entwicklungstheorie das logische Grundübel; die Tragweite desselben ist offenkundig. Wer einen Satz, den er erst *beweisen sollte*, mit Hilfe des *zu beweisenden* Satzes beweist, beweist ihn eben *gar nicht*; solchen „Beweisen" fehlt jegliche Schlußkraft. Hiermit wäre Darwins ganze Theorie von der allmählichen Entwicklung der psychischen Fähigkeiten in der organischen Welt, somit auch seine Hypothese über die Entwicklung der Instincte bereits hinreichend widerlegt.

Ein ähnliches Verhängniß wie hier schwebt nur zu oft über den Beweisen Darwins: sein Fehler ist der leidige Circulus vitiosus. Überhaupt flößt eine tiefere Prüfung der Logik und Psychologie Darwins ein wirkliches Bedauern darüber ein, daß der so berühmt gewordene Mann

[1] Besonders aus dem 2. u. 3. Kapitel der „Abstammung des Menschen" haben wir die Antwort auf die folgenden Fragen entnommen.

[2] „Ich könnte jedoch zeigen, daß keines von diesen Kennzeichen des Instinctes allgemein ist" (Entst. d. A. S. 281).

keine gründlichere philosophische Bildung besaß. Um zu beweisen, daß Religion und Sittlichkeit des Menschen aus den socialen Instincten der höheren Thiere sich entwickelt haben, setzt er voraus, daß Religion und Sittlichkeit instinctive Fähigkeiten seien. Daß der Mensch ein animal rationale sei, daß somit die höchste Würde des Menschen — wie Darwin selbst die Religion und Sittlichkeit nennt — nicht aus den Fähigkeiten des sinnlichen Instinctlebens, sondern aus seiner Vernunft und Freiheit entspringen müsse: das ist dem modernen Forscher in Down ganz und gar entgangen.

Das war die Analyse der Grundbegriffe; gehen wir nun zur These selbst über. Hat Darwin das große Räthsel der Instinctfrage gelöst? Nein; denn er sagt selber, er habe es nicht mit der Entstehung des Instinctes zu thun, sondern nur mit der Entstehung der Verschiedenheit der Instincte bei Thieren der nämlichen Klasse. Die Lösung der Instinctfrage besteht aber nicht in der Erklärung der Modificationen verwandter Instincte, sondern in der Erklärung des Thierinstinctes selbst; diese aber setzt Darwin bei seiner Untersuchung als bereits gegeben voraus. Wenn also ein Darwinist sich damit brüstet, Darwin habe zum erstenmale die Instinctfrage gelöst, so hat er ihn entweder nicht gelesen oder nicht verstanden.

Aber vielleicht erklärt Darwin doch wenigstens die Verschiedenheit der verwandten Instincte, indem er eine Entwicklung derselben aus einfacheren Grundformen als möglich und wahrscheinlich nachweist? Dadurch wären wir der Lösung der Instinctfrage jedenfalls um einen großen Schritt näher gekommen; dasselbe Princip, welches die spätere Entwicklung und Differenzirung der Instincte bewirkte, wird wohl auch ihre erste Entwicklung und ihren Ursprung bewirkt haben. — Leider können die Thatsachen dem Darwinismus nicht einmal diese Concession bewilligen. Denn die natürliche Zuchtwahl, durch welche Darwin die Entwicklung der zusammengesetzten Instincte aus einfacheren Anfängen begreiflich zu machen sucht, vermag nicht einmal die Verschiedenheit der Instincte bei verwandten Arten zu erklären; und wenn sie diese auch zu erklären vermöchte, so wäre sie doch auf die erste Entstehung der Instincte unanwendbar. Als Hauptursache einer Entwicklung der Instincte ist die natürliche Zuchtwahl unbrauchbar; dagegen können und müssen wir sie als secundäre, mit den inneren Entwicklungsgesetzen äußerlich mitwirkende Ursache anerkennen, und Darwin hat sich ein großes Verdienst um die

biologische Naturforschung erworben, indem er durch die irrthümliche Bedeutung, die er der natürlichen Zuchtwahl beilegte, auf deren wahre Bedeutung aufmerksam machte.

Darwin hat uns oben selber dargelegt, wie er die Entwicklung der Instincte sich denke. Die Instincte variiren. Unter den kleinen, scheinbar unbedeutenden Variationen werden sich einige als besonders nützlich für die Erhaltung und das Gedeihen der betreffenden Art erproben; diese werden durch die natürliche Zuchtwahl bevorzugt, vererbt und in den folgenden Generationen allmählich, langsam und stufenweise gehäuft, bis ein neuer, zusammengesetzter Instinct entstanden ist. Die Ursachen der Variationen des Instinctes sind theils unbekannte Ursachen, welche auch geringe Abweichungen in der Körperbildung veranlassen, theils die Wirkung der Gewohnheit. — Prüfen wir diesen Gedankengang. Die Instincte *variiren*; aber *wie*? Ist ihre Variabilität eine *allgemeine*, *aus sich* unbestimmt und unbegrenzt? In Wirklichkeit ist sie eine *specifisch eigenartige*, bei den verschiedenen Arten durch verschiedene innere Gesetze geregelt. Der Kunstinstinct des Trichterwicklers besitzt eine *andere* Variabilität als jener des Rebenstechers, der Kunstinstinct von Apoderus coryli eine *andere* als jener von Attelabus curculionoides, der Kunstinstinct des Apfelbohrers eine *andere* als jener des Eichenzweigsägers[1] — und ähnlich verhält es sich mit der Variabilität *aller* Instincte; die einen variiren mehr, die anderen weniger, aber alle *nach ihren eigenartigen Gesetzen*; ebenso wenig wie eine allgemeine unbestimmte und unbegrenzte Variabilität in der Organisation der lebenden Wesen besteht[2], ebenso wenig ist eine solche in ihren Instincten vorhanden; das wird heute von allen gründlichen Forschern zugegeben. Wenn aber die Instincte nicht in jeder beliebigen Richtung und in jedem beliebigen Grade variiren, dann ist der natürlichen Zuchtwahl ihr Amt als *Hebel* und *Hauptursache* bei der Entwicklung der Instincte entzogen: sie kann dann nur noch *mitwirken*, um die *eigenartige psychische Anlage* des Thieres in einer bereits *durch diese Anlage gegebenen Richtung* zu entfalten, und für die aus dieser Anlage hervorgehenden zweckmäßigen Variationen ist die natürliche Zuchtwahl nicht der *Ent-*

[1] Vgl. „Der Trichterwickler. Eine naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinct". Anhang II: Übersicht über die Kunsttriebe der Gattungen Apoderus, Attelabus und Rhynchites (S. 227—238).

[2] Vgl. ebendas., Anhang I: Die specifischen Entwicklungsgesetze der Rhynchites-Arten (S. 216—223).

stehungsgrund, sondern bloß der Erhaltungsgrund. Das hätte Darwin bedenken sollen, weil er es nicht bedachte, ist seine ganze Theorie über die Entwicklung der Instincte durch die natürliche Zuchtwahl hinfällig geworden. Er gesteht zwar wiederholt zu, daß die meisten Instincte der Gegenwart im Naturzustande nur innerhalb „gewisser Grenzen" abändern; aber bei seinen Beweisen sieht er von diesen thatsächlichen Grenzen der Variabilität nicht bloß ab, sondern er läugnet sie stillschweigend, indem er mit den Thatsachen rechnet, als ob die Variationen der Instincte in jeder beliebigen Richtung und in jedem beliebigen Grade gehäuft werden könnten. Also beruht seine Theorie nicht auf Thatsachen, sondern auf einer falschen Abstraction aus einseitig aufgefaßten Thatsachen.

Für die Entstehung eines neuen, zusammengesetzten Instinctes ist nach Darwin ferner erfordert, daß kleine, unbedeutende, aber nutzbare Abweichungen des Instinctes sich ganz allmählich und langsam durch viele Generationen hindurch häufen. Aber bei sehr vielen Instincten sind eben kleine, unbedeutende Abweichungen noch nicht nutzbar, sondern völlig nutzlos und indifferent für das Wohl der betreffenden Art. Was konnte es z. B. unserer rothen Waldameise (Formica rufa) nützen, nur ein paar Holzstückchen ihrem früheren Erdbaue beizufügen? Es konnte ihr ebenso wenig einen Vortheil im Kampfe um das Dasein bringen, als es einer Ameisenlarve nützen konnte, nur ein paar Fäden für ihre Verwandlung sich zu weben. Beide Abänderungen konnten erst dann einen Nutzen bringen, als sie bereits fertige Instincte waren; erst eine bedeutende Menge Holzstückchen, Kiefernadeln u. s. w. vermag durch ihr Vermodern die Temperatur des Ameisennestes in einem nützlichen Grade zu erhöhen, und nur ein umhüllendes Seidengewebe vermag die Ameisenpuppe vor ungünstigen äußeren Einflüssen zu schützen. Die darwinistischen Halb- und Viertelinstincte gleichen einer Halb- oder Viertelbrücke; wer sie als Übergangsmittel benutzen will, fällt in's Wasser. Noch schlimmer steht es für Darwin bei anderen Instincten, zu denen allmähliche, durch stufenweise Häufung kleiner Abänderungen gebildete Übergänge nicht einmal möglich sind. So sind für den Trichterwickler (Rhynchites betulae) die einfacheren, zu seiner höchst kunstreichen Bauart überleitenden Trichterformen eine technische Unmöglichkeit[1]. Wenn aber ein

[1] Vgl. „Trichterwickler" S. 12—16 u. S. 26—27.

Gegner einwendet, der kleine Käfer sei früher größer und stärker gewesen, so fragen wir: Weßhalb war es dann für ihn nützlich, kleiner und schwächer zu werden? Denn nur nützliche Abänderungen kann die natürliche Zuchtwahl erhalten und ausbilden. Und weßhalb ging mit dieser unvortheilhaften Umänderung des Organismus eine höchst wunderbare Vervollkommnung des Instinctes Hand in Hand? Das konnte die natürliche Zuchtwahl nie und nimmer bewirken, da sie keine innere Entwicklungsursache ist. Wir haben es also mit einer leeren Ausflucht zu thun. Ähnlich verhält es sich mit dem Kunstinstincte des Eichenzweigsägers (Rhynchites pubescens), eines größern, dunkelgrünen Verwandten des Vorigen[1]. Das Weibchen dieser Art versorgt seine Brut, indem es seine Eier in holzige Eichenzweige legt. Dieser Instinct konnte aber erst dann zum ersten Male auftreten, als das zu demselben erforderliche Instrument, eine starke Säge an der Rüsselspitze des Weibchens, ausgebildet war: mit einer Halb- oder Viertelsäge vermochte das Thierchen seine harte Arbeit, die auch jetzt noch das Aufgebot all seiner Kräfte kostet, nicht zu leisten. Nach Darwin konnte es also niemals zur Entwicklung des Eichenzweigsäger-Instinctes kommen: denn die natürliche Zuchtwahl vermochte das Instinctwerkzeug erst dann weiterzubilden, als es nützlich war; es war aber erst nach seiner Vollendung und nach Vollendung des ihm entsprechenden Instinctes nützlich; allmähliche Übergänge sind hier ausgeschlossen. Betrachten wir ferner die Schwimmkäferlarven[2] und andere im Wasser lebende Insektenlarven, die zur Verpuppung an das Land gehen. Welche allmählichen Übergänge sind möglich zwischen „ertrinken" und „nicht ertrinken"? Jene Larven aber, welche nicht zur Verpuppung an das Land gingen, mußten als Puppen ertrinken; denn das Athmungssystem der Puppe, das sich bereits unter der letzten Larvenhaut gebildet hat, ist für das Leben unter Wasser untauglich. Es wäre interessant, zu erfahren, wann eigentlich die erste jener Larven den ersten Anfang des Instinctes zeigte, zur Verpuppung allmählich an das Land zu gehen; das muß jedenfalls eine Plebejerlarve ohne Ahnentafel gewesen sein; denn alle ihre Vorfahren waren im Puppenstadium ertrunken, bevor sie zur Fortpflanzung gelangen und Nachkommen haben konnten.

---

[1] Ebendas., Anhang I: Der Eichenzweigsäger und sein Kunsttrieb.

[2] Naturgeschichte der Insekten Deutschlands, begonnen von Dr. W. F. Erichson, fortgesetzt von H. Schaum, G. Kraatz und H. v. Kiesenwetter. Erste Abtheilung; Coleoptera. Bd. I, 2. Hälfte, bearbeitet von Schaum und Kiesenwetter. 1. Lieferung S. 8 u. 136.

Für eine große Zahl von Insekten, bei denen eine allmähliche, langsame Häufung geringer Abänderungen an und für sich möglich und nützlich wäre, ist dagegen das zweckmäßige Zusammentreffen der äußeren Bedingungen eine Unmöglichkeit, falls nämlich, wie Darwin es will, die blinde natürliche Zuchtwahl dieses Zusammentreffen bewirken soll. Der Zellenbau-Instinct der Bienen, den Darwin vorhin so geistreich vor unseren Augen entstehen ließ, wird uns dieß veranschaulichen. Gegenwärtig überwintern die Hummelcolonien nicht, sondern die Arbeiter sterben im Herbste; ein fruchtbares Weibchen überwintert in einem sichern Schlupfwinkel und gründet im nächsten Frühling ein neues Nest. Für Darwin ist es aber nöthig, anzunehmen, daß die Hummeln früher überwinterten, wie heutzutage die Bienen; daß diese Bedingung jemals zugetroffen, ist eine ganz willkürliche Annahme. Es kommt noch besser. In einer jener Gegenden, wo damals die Hummeln überwinterten, brach Wachsmangel aus und — wer hätte es gedacht? — während alle übrigen Hummelcolonien aus Mangel an Wachs nicht genug Honig aufspeichern konnten und deßhalb verhungerten, war zufällig zu derselben Zeit aus unbekannten Ursachen in einer Hummelcolonie die günstige Abweichung des Instinctes entstanden, enger zu bauen. Dieses Zusammentreffen ist im Sinne Darwins ein reiner Zufall, da zwischen der Variation des Hummelinstinctes und dem Wachsmangel in der äußeren Natur kein ursächlicher Zusammenhang bestand. Wie lange mußte dieser Wachsmangel nun wohl andauern? So lange, bis der neue Instinct vollendet war; denn nur so lange jener Mangel dauerte, konnte die natürliche Zuchtwahl die enger bauenden und dadurch Wachs sparenden Hummeln in so hohem Grade bevorzugen; war Überfluß an Wachs vorhanden, so konnten die übrigen Concurrenten den Winter ebenso gut bestehen. Also der Wachsmangel dauerte an — wer weiß, wie das geschah? — nicht bloß 2, 3, 4, 5, 10, 20, 30, 40, 50 Jahre, sondern 1, 2, 3, 4, 5 Jahrhunderte, und dann waren die Hummeln erst bei dem Bauinstincte der Meliponen angelangt; nochmals konnte Chidher, der ewig junge, seine Rundfahrt beginnen und nach abermals 500 Jahren zurückkehren, wenn er die Meliponen in Bienen verwandelt sehen wollte. Doch, was sagen wir? 500 Jahre? Nein 5000, 50 000 Jahre genügen nicht; denn nach Darwin gingen die Variationen des Instinctes damals denselben Schneckengang, wie heute; seit den letzten 2000 Jahren aber hat sich der Instinct der Bienen um nichts verändert, wie die meisterhafte Beschreibung des Bienenstaates in Virgils Georgica (lib. IV) beweist. Übrigens ver-

langt Darwin selbst für die Entstehung so wunderbarer Instincte wie des Zellenbau-Instinctes der Bienen eine sehr langsame und stufenweise Häufung von kleinen Abänderungen während sehr vieler Generationen (Entstehung der Arten S. 283). 50 000 Jahre sind dazu eine viel zu kurze Frist; denn Darwin denkt sich die Umbildung der Instincte durch Häufung kleiner Abänderungen ganz analog wie Umbildung der körperlichen Eigenschaften; für die letztere nimmt Darwin an (Entst. der Arten Kap. 4), daß eine Art erst nach tausend (S. 136) oder zehntausend (S. 138) Generationen zwei ziemlich gut ausgeprägte Varietäten hervorzubringen vermöge: die Hummeln und Korbbienen sind aber so weit von einander verschiedene Arten, daß mindestens 100mal 10 000 Generationen als Übergangsglieder einzuschieben wären. 50 000 Jahre sind dafür offenbar noch viel zu wenig. — Wir müssen uns also vorstellen, in einer Gegend unseres Erdballes habe ein mindestens fünfzigtausendjähriger Wachsmangel geherrscht, und ebenso lange seien durch Zufall immer zweckmäßigere Variationen des Zellenbau-Instinctes entstanden; denn die Zweckmäßigkeit der neuen Modificationen des Instinctes hatte nach Darwin keine gemeinschaftliche Ursache mit der Dauer des Wachsmangels. Diese Annahme ist aber ebenso grundlos wie tollkühn.

Damit durch die natürliche Zuchtwahl die Entstehung des Zellenbau-Instinctes der Bienen aus den einfacheren Bauinstincten der Hummeln und Meliponen begreiflich werde, ist es ferner nöthig, Millionen von Zwischenformen anzunehmen, die alle kleinen Übergänge zwischen diesen Bauinstincten ohne jegliche specifische Begrenzung darstellen. Und alle diese Übergangsformen müßten wieder ausgestorben sein; denn heutzutage findet sich keine Spur mehr vor von einer solchen continuirlichen Entwicklungsreihe unzähliger Variationen des Zellenbau-Instinctes. Und weßhalb sind diese Zwischenformen ausgestorben? Nun, durch den oben erwähnten Wachsmangel; sonst konnte die natürliche Zuchtwahl ihnen nichts anhaben; denn so lange sie Wachs genug fanden für ihre unvollkommenere und weitläufigere Bauart, konnten sie von ihren enger bauenden Concurrenten nicht verdrängt werden. Jener Wachsmangel mußte aber während 50 000 Jahren im Steigen begriffen sein, so daß dieselben Formen des Bauinstinctes, welche soeben noch zweckmäßig und nützlich waren, bald darauf schon nicht mehr bestehen konnten und durch vollkommenere Variationen ersetzt werden mußten. Also abermals drei Hypothesen! Millionen organisch-psychischer Übergangsformen, von denen

heutzutage keine Spur zu entdecken ist, sollen ehemals existirt haben; sie sollen sämmtlich ausgestorben sein, und zwar durch eine fünfzigtausendjährige Zunahme des Wachsmangels.

Die Hypothesen sind noch nicht zu Ende. Es muß ferner erklärt werden, wie es komme, daß heute Hummeln, eingeführte Meliponen und Korbbienen neben einander in derselben Gegend trefflich gedeihen, ohne daß bei den ersteren auch nur eine leise Neigung sich zeige, zum Zellenbau-Instincte der letzteren überzugehen. — Das kommt eben daher, daß obgenannter Wachsmangel nur in einer bestimmten Gegend herrschte, in anderen nicht. In den wachsreichen Gegenden blieben somit die Hummeln, was sie waren, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr überwinterten. Als die Hälfte jener 50 000 Jahre um war, hatten die Hummeln in der wachsarmen Gegend mit all ihren folgenden Zwischenformen schon das Zeitliche gesegnet; es fanden sich daselbst nur noch Meliponen mit ihrem Bauinstincte vor und hatten denselben bereits erblich befestigt. Da kam ein Theil von ihnen auf den instinctiven Einfall, auszuwandern; er folgte dem Rufe der Migrationshypothese, zog in ein anderes, wachsreicheres Land und hatte dort natürlich keinen Grund, seinen Instinct weiter zu vervollkommnen; deßhalb behielten die Einwanderer daselbst ihren neuerworbenen Instinct bei, ohne daß, wie zu erwarten gewesen wäre, ein Rückschlag in die frühere einfachere Instinctform eintrat; von ihnen stammen unsere heutigen Meliponen ab. Unterdessen waren abermals 25 000 Jahre verflossen, und in der mehrfach angezogenen wachsarmen Gegend waren jetzt die Korbbienen fertig ausgebildet; ein Theil derselben griff zum Wanderstabe, zog in eine andere, wachsreichere Gegend und behielt dort seinen neuerworbenen Instinct ebenfalls bei, ohne ihn weiter zu vervollkommnen. Jene aber, welche in dem wachsarmen Lande zurückblieben, sind entweder sämmtlich verhungert, indem bei steigendem Wachsmangel endlich auch ihr Korbbieneninstinct nicht mehr ausreichte und eine weitere Vervollkommnung des Zellenbau-Instinctes nicht mehr möglich ist, oder der Wachsmangel hat in jenem schwer geprüften Lande endlich nach 50 000 Jahren glücklich aufgehört und unsere Bienen leben in dieser berühmten Heimath des Korbbieneninstinctes auch heute noch.

So enthüllen sich die hübschen und scheinbar so handlichen Entwicklungsreihen neuer Instincte bei tieferer Prüfung ihrer darwinistischen Erklärung als ein phantastisches Conglomerat von willkürlichen Annahmen, und die vorgebliche „Entwicklung" löst sich in ein tolles Spiel des Zufalls auf. Es ist wohl zu unterscheiden: 1. Die Ähnlich-

keit, welche die Zellenbau-Instincte der Hummeln, Meliponen und Korbbienen zu einer biologischen Gruppe verbindet. 2. Die gesetzmäßige Entwicklung dieser Instincte aus einfacheren Grundformen, eine Entwicklung, die vielleicht den Instinct der Korbbienen durch Entwicklungsstadien hindurchführte, welche den gegenwärtigen Bauinstincten der Hummeln und Meliponen analog sind. 3. Eine darwinistische Entwicklung der genannten Zellenbau-Instincte, d. h. eine Entwicklung derselben durch allmähliche Häufung winziger Abänderungen vermittelst der natürlichen Zuchtwahl. Nur Nummer 1 gehört zu den Thatsachen, 2 und 3 zu den Hypothesen; aber nur von der letztern dieser Hypothesen gilt das harte Wort: Eine Hypothese stützt sich auf die andere, und während man mit Forscherbewußtsein auf den Felsengrund der Thatsachen pocht, ist das ganze Hypothesenschloß nur ein Kartenhaus, das der Hauch eines Kindes umzustürzen vermag.

Was endlich die *Ursachen* der von Darwin angenommenen Umbildung der Instincte anbelangt, so führen sich dieselben schließlich auf „unbekannte Ursachen" und auf die Wirkungen der Gewohnheit zurück, wie Darwin selbst uns oben auseinandersetzte. Die Wirkungen der Gewohnheit, wodurch einzelne Individuen sich während ihrer Lebensdauer durch oftmalige Wiederholung derselben Thätigkeit eine instinctive Fertigkeit erwarben und auf ihre Nachkommen vererbten, werden zwar in den meisten Fällen mit jenen unbekannten Ursachen mitgewirkt haben, welche auch geringe Abweichungen in der Körperbildung der Individuen veranlassen; aber die letzteren blieben stets die Hauptursache für Bildung neuer Modificationen der schon vorhandenen Instincte, und es läßt sich sogar genau nachweisen, daß die wunderbarsten und vollkommensten Instincte, wie die der Korbbienen und vieler Ameisen, nicht durch Gewohnheit erworben sein können. Hierin hat Darwin ganz Recht. Es wäre ein höchst thörichtes und widerspruchsvolles Unterfangen, die Entwicklung neuer Instincte auf Rechnung der individuellen Gewohnheit zu setzen; denn die gewohnheitsmäßige Übung einer Thätigkeit setzt die *Fähigkeit* zu derselben schon voraus. Diese Fähigkeit ist aber jene *instinctive Disposition*, welche *durch* die Gewohnheit erklärt werden sollte. Deßhalb schreibt Darwin die Variationen des Instinctes in letzter und höchster Instanz nicht der Gewohnheit, sondern jenen „unbekannten" Ursachen zu, welche auch organische Abänderungen bewirken. Das war sehr klug und vorsichtig gehandelt; aber *Darwin spricht damit das Todesurtheil über seine eigene Instinctheorie*: denn

durch unbekannte Ursachen erklärt man nichts, und auf unbekannte Grundprincipien baut man keine Theorien.

Wenn aber schon die Modificationen verwandter Instincte weder durch erworbene individuelle Gewohnheiten, noch durch unbekannte Ursachen erklärt werden können, so ist es vollends ein offenbarer Unsinn, den Ursprung der ersten Instincte durch diese Ursachen erklären zu wollen. Hieraus erhellt, wie sehr jene Darwinisten sich verrechnet haben, die, wie der Wiener Zoologe Dr. Claus[1], dem Darwinismus einen Dienst zu leisten glaubten, indem sie Darwins Instincttheorie auch auf die erste Entstehung der Instincte auszudehnen versuchten. Sie haben dadurch die principielle Unhaltbarkeit jener Theorie auch denjenigen klar gemacht, welche sich durch Darwins „unbekannte Ursachen" noch hatten täuschen lassen.

* * *

Es ist Darwin also nicht gelungen, durch seine Entwicklungstheorie das Räthsel des Thierinstinctes zu lösen. Es ist ihm nicht gelungen, weil seine Ansicht über die Entwicklung der Instincte auf morschen psychologischen Grundlagen ruhte; weil er ferner nur die Modificationen verwandter Instincte zu erklären versuchte und das Wesen des Instinctes als einer „unerklärlichen Grundkraft des geistigen Lebens" (Entst. d. A. S. 281) voraussetzte; weil er endlich durch seine „natürliche Zuchtwahl" nicht einmal die Entstehung der Verschiedenheiten verwandter Instincte zu erklären vermochte. Wie aber, wenn wir jene „unbekannten" Ursachen, welche, wie Darwin selbst zugesteht, der eigentliche Hebel der organischen und instinctiven Entwicklung sein müssen, zu bekannten Ursachen erheben? Kann denn nicht eine Entwicklung der Instincte in der unvernünftigen Thierwelt nach bestimmten, den Organismen innewohnenden Gesetzen des organischen und psychischen Lebens stattgefunden haben? Gewiß, eine solche Entwicklung ist an und für sich möglich; jene Gesetze bilden die einzige solide Grundlage für eine Entwicklung der Instincte, und nur im Anschlusse an sie vermögen auch die äußeren Umstände ihre berechtigte Thätigkeit als mitwirkende Ursachen zu entfalten. Ob und inwieweit aber in vorhistorischer oder historischer Zeit eine Stammesentwicklung der Instincte stattgefunden habe, wollen wir hier

[1] Über Instinct und Vererbung. Vortrag, gehalten im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien am 29. November 1877 von Dr. C. Claus (Wien 1878).

jetzt nicht weiter untersuchen. Soviel ist jedoch gewiß: wenn eine solche Entwicklung stattgefunden hat, so erscheint dadurch die Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers in einem noch viel herrlicheren und großartigeren Lichte, als wenn er den Organismen alle Instincte gleich in ihrer heutigen vollendeten Form verlieh[1]. Deßhalb sind jene Darwinisten, welche durch die „Fortschritte der Entwicklungslehre" den Weltenschöpfer überflüssig machen möchten, in einem großen Irrthum befangen; sie werden zur Einsicht kommen, daß sie ohne Wissen und Wollen nur ein Rad an dem Triumphwagen der göttlichen Weisheit waren.

E. Wasmann S. J.

Die Kunstthätigkeit des hl. Bernward von Hildesheim.

(Schluß.)

IV.

Ein Brand des Domes zerstörte zu Hildesheim im Jahre 1013 eine große Anzahl von Büchern, unter denen sicher viele mit Bildern verziert waren, und vor Allem ein außergewöhnlich reich ausgemaltes Meßbuch, dessen Verlust die dortigen Annalen ausdrücklich beklagen. Es ist darum doppelt erfreulich, daß zwei Werke des Erzgusses sich erhalten haben, welche einen weitern Einblick in die Ikonographie der Bernwardinischen Künstler bieten, wobei freilich immer in Rechnung zu bringen ist, daß körniges Erz eine weit kräftigere und naturwüchsigere Darstellung verlangt, als der fügsame Pinsel mit seinen fließenden Farben hervorbringt. Das erste dieser Werke ist jene Christussäule, die Bernward bald nach seiner Rückkehr aus Italien begann, aber erst 1022 feierlich aufstellen und weihen konnte. Wie auf der Trajanssäule, sind die Reliefs der Bernwardinischen Säule halb erhaben und mit vielen Figuren gefüllt. Da aber die Hildesheimer Künstler auf den acht Windungen des nur etwa vier Meter hohen Säulenschaftes vierundzwanzig Geschichten in achtundzwanzig

[1] Vgl. hierzu S. Thomas, Summa c. Gent., l. III. c. 77.

Scenen darzustellen unternahmen und überdieß auch noch nach der Sitte des zehnten und elften Jahrhunderts den Heiland von den übrigen Personen zu trennen und in größerer Gestalt den Andern gegenüberzustellen liebten, so wurden sie gezwungen, die Personen ihrer Gruppen enge zusammenzudrängen, dicht an die Gebäude zu rücken und nur zu oft eine Volksmenge oder die Schaar der Apostel und Jünger durch einen Haufen von Köpfen anzudeuten. Es war nämlich ihrer Zeit das feine Gefühl der Alten abhanden gekommen, welche selbst eine Menge personificirten und durch Eine Gestalt sinnbildeten.

Das Gruppensystem brachte dann noch den weitern Übelstand, daß die Figuren der obersten Reihe selbst für jemanden, der sich ganz in die Nähe der Säule begibt, aber nur eine gewöhnliche Sehkraft besitzt, nicht mehr zu unterscheiden und zu erkennen sind.

Die zweite große Erzarbeit, die Thürflügel, welche für das Hauptportal der Michaelskirche gegossen wurden, jetzt aber den westlichen Eingang am Ende der Vorhalle des Domes schließen, scheinen die Fehler der Reliefs der Säule verbessern zu wollen; denn in ihren sechzehn Bildern, von denen je acht auf jeden Flügel kommen, sind die handelnden Figuren auf eine möglichst geringe Zahl zurückgeführt. Sie konnten somit weit auseinander gerückt werden. Überdieß hat der Künstler sie so gebildet, daß die untere Hälfte ihres Leibes mit dem Hintergrunde fest verbunden bleibt, der Oberkörper aber sich aus der Fläche hervorbeugt, wodurch es freilich fast den Anschein gewinnt, als ob sie herausfallen würden. Der kühne Meister versuchte, das starke Leben, welches in seinen Gruppen pulsirt, noch deutlicher hervortreten zu lassen, die Figuren mehr vom Hintergrunde abzulösen und ihnen durch tieferes Relief mehr Deutlichkeit zu geben, damit auch Fernstehende sie zu erkennen vermöchten. Dasselbe Bestreben findet man auch in späteren Malereien des Mittelalters, in welchen die Kleider gemalt, die Köpfe aber aus Holz geschnitzt und auf die gezeichneten Körper aufgefügt sind. Auch jene Emailplatten, auf denen nur die Köpfe plastisch dargestellt sind, während das Übrige in der emaillirten und gravirten Fläche bleibt, gehören wenigstens in einer Rücksicht hierher.

Der Versuch war ein Fehlgriff, beweist aber doch die Thatkraft und den Schaffensdrang der Zeit, die auf jede Weise Fortschritte und Verbesserungen anzuwenden suchte. Auf den Thüren von Augsburg und Gnesen sind die Bildner, vielleicht durch den Hildesheimer Mißgriff belehrt, mit ihren Figuren wiederum in die Fläche zurückgegangen und

vermeiden sowohl die Fehler der Säule, als auch die der Thüren von Hildesheim.

Die schwer zu deutende Inschrift der Thürflügel lautet:

AN̄ DOM̄ INC̄ MXV B ĒP DIV MEM HAS VALVAS FVSILES IN FACIE ANGELICI TĒPLI OB MONIM̄T SVI FEC SVSPENDI.

„Im Jahre 1015 nach der Geburt des Herrn hat Bischof Bernward seligen Andenkens diese gegossenen Thürflügel an der Fassade (?) des englischen Tempels zu seinem Andenken aufhängen lassen."

Der englische Tempel wird die Klosterkirche des hl. Michael sein. Aber wie kommen die Thüren an den Dom, und wer hat die Inschrift eingraben lassen? Ihre Worte: „Bernward seligen Andenkens", führen wenigstens in die Zeit nach seinem Tode (1022), und Einige wollen darin eine Andeutung auf seine Heiligsprechung finden, die erst im Jahre 1193 ihren Abschluß fand. Die Vertreter dieser Ansicht wollen nämlich „divus" als mit „heiliggesprochen" übereinstimmend ansehen. Aber dann ist es höchst auffallend, daß der Name des Stifters nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet ist. Alwin Schulze geht so weit, zu schreiben: „Auf die Verwerthung dieser Inschrift wird die Kunstgeschichte bestimmt zu verzichten haben."

Der erstere Thürflügel bringt acht Scenen aus der Geschichte der Stammeltern und ihrer Söhne, die in ihrer Zeichnung sehr an ältere Karolingische Miniaturen erinnern, besonders an die Illustrationen der Bibel von St. Calixt, welche jetzt im Benedictinerkloster von St. Paul bei Rom aufbewahrt wird, an die Viviansbibel Karls des Kahlen in Paris und die Alkuinsbibeln in London und Bamberg [1].

Die Gegenstände sind für die Thüre schon deßhalb passend, weil ja die Vorhalle vor derselben Paradies genannt wurde, mehr aber noch,

[1] Über die genannten Handschriften hat sich Springer im neunten Bande der Abhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Nr. 6. Leipzig 1884) weitläufig ausgesprochen. Er führt dort die in der Westdeutschen Zeitschrift begonnenen Untersuchungen, welche im Anfange dieser Artikel erwähnt sind, fort und schreibt: „Ich habe die literarischen und künstlerischen Zeugnisse zusammengestellt, welche den engen Zusammenhang der Kunst der Ottonischen Periode mit dem Karolingischen Zeitalter darthun. Die stetige innere Entwicklung der abendländischen Kunst vom neunten bis tief in das elfte Jahrhundert erscheint auf diese Weise gesichert. . . . Die Karolingische Kunst ist keineswegs dem Boden entwachsen, auf welchem sie sich ausbreitet. Sie wurzelt vielmehr vorwiegend in Überlieferungen, welche bis auf die altchristliche Zeit zurückgehen. . . . Bestätigen sich die hier gemachten Beobachtungen, . . so wäre . . wieder also in einem wichtigen Bilderkreise die stetige selbständige Entwicklung der abendländischen Kunst nachgewiesen. Da bereits der innere Zusammenhang der Karolingischen und Ottonischen Kunstperiode sichergestellt ist, so wäre ferner in die Entwicklungskette der frühmittelalterlichen Kunst (vor Karl dem Großen) ein weiterer Baustein zur wissenschaftlichen Geschichte derselben gelegt" (S. 665 u. 733).

weil in der Vorhalle die Büßer ihre Sünden zu beweinen, der Bischof Recht zu sprechen und die Zinspflichtigen ihren Zehnten darzubringen pflegten und dem entsprechend die erste Buße, das erste Gericht und das erste Opfer dargestellt ist, also der Sündenfall der im Paradiese erschaffenen Stammeltern in Scene 1—3, das Urtheil Gottes über sie in Scene 4—6 und das Opfer ihrer Söhne mit seinen Folgen in Scene 7—8. Der zweite Flügel bringt entsprechende Ereignisse aus dem neuen Testamente, neben dem Sündenfalle den sühnenden Kreuzestod, neben der Erschaffung des alten Adam im Paradiesgarten die Auferstehung des neuen Adam im Garten bei Golgatha, neben der Vertreibung aus dem Paradiese Christus, der in dem Tempel seinem Vater dargestellt wird. Dem Opfer des Kain und Abel entsprechen die Gaben der heiligen drei Könige, dem Fluche Gottes über Kain steht der Segen des Engels bei der Verkündigung Maria's gegenüber, der Verurtheilung Adams durch Gott die Verurtheilung Christi durch Pilatus u. s. w.

Die geistreiche Auswahl und Gegenüberstellung der Bilder der beiden Thürflügel, welche der Idee einer Vorhalle entsprechen, und die vielen Bilder, welche sich im Evangelienbuche und an der Säule auf Johannes den Täufer beziehen, dem das Ostchor der Michaelskirche geweiht war, bezeugen wiederum die hohe Freiheit und Beweglichkeit der Hildesheimer Kunst. Die Zeichnung und Darstellung der meisten Scenen hat durch die sächsischen Künstler eine ganz eigenthümliche und nationale Färbung erhalten. Der Teufel, welcher neben Pilatus auf dem Throne steht und ihm seine Anschläge in's Ohr raunt, die Scenen aus der Geschichte der Stammeltern, das Benehmen des Kain und mehr noch die Scenen auf der Säule, welche die Geschichte des Täufers darstellen, sind höchst eigenthümliche Erfindungen der Bernwardinischen Künstler und sind eben darum auch vielfach mißverstanden und falsch gedeutet worden. Schnaase macht z. B. zu dem Bilde, in dem Herodes auf seinem Throne sitzt, die gekrönte Herodias auf dem Schooße hält und von Johannes, der vor ihm steht, zurechtgewiesen wird, die Bemerkung:

„Der Sohn des Königischen (wie Luther übersetzt hat), dessen Heilung Johannes 4, 43 erzählt ist, sitzt mit der Krone auf dem Kopfe auf dem Schooß des ebenfalls bekrönten, scepterhaltenden Vaters. Die Vulgata nennt den Vater: Regulus, und Bernward nahm ihn also als König."[1]

Durch Aufdeckung des Mißverständnisses, das den Johannes, dem der Kreuzesnimbus fehlt, zum Heilande machte und die mit weiblichen

[1] Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 2. Aufl. IV. S. 665.

Kleidern dargestellte Königin als Sohn deutete, fallen diese Bemerkungen in nichts zusammen.

In der zweiten Scene aus der Geschichte des Endes des Vorläufers sieht man zwei Männer, welche auf zwei Thürmen stehen und Stricke halten, die einem dritten unter die Achseln und vor der Brust herumgehen und denselben in der Öffnung eines runden, brunnenartigen Gebäudes, das zwischen den beiden Thürmen aufgemauert ist, schwebend halten, so daß er nur mit dem Oberkörper über den Rand herausschaut.

Kratz sagt von der Gruppe: „Ein Gichtbrüchiger wird zu Kapernaum oben durch die Öffnung des Daches heruntergelassen, um von dem Herrn gesehen und geheilt zu werden." Erst Wiecker hat mit Recht in dem mittlern Manne den Täufer erkannt, welcher aus seinem Kerker herausgezogen wird, um enthauptet zu werden.

Auf dem Thurme zur Rechten neigt sich dann ein enthaupteter Mensch, der Täufer, herüber, während weiterhin in der folgenden Scene, dicht nebenan, ein Diener dem König die Schüssel mit dem Kopfe des Vorläufers bringt. Die Darstellung des Enthaupteten erinnert sehr an die Mittelscene einer Miniatur des ottonischen Evangelienbuches in Aachen, wo Johannes in ähnlicher Weise liegend gezeichnet ist.

Nur eine Scene der Bernwardssäule ist bis jetzt noch nicht in allgemein anerkannter Weise erklärt, diejenige, welche den Bildern zur Parabel des armen Lazarus vorausgeht. Man sieht in ihr Christus mit dem Buche vor einer Gruppe von neun Männern, die lange, reich verzierte Kleider tragen und barfuß sind.

Kratz sagt von der Gruppe: „Jesus wird von einem Manne gebeten, seinen mondsüchtigen Sohn zu heilen, nach Matthäus 17, 14; Markus 9, 16; Lukas 9, 37." Allein diese Erklärung wird schon durch die Tracht der Personen widerlegt, welche die der Jünger und nicht die der Leute aus dem Volke ist. Andere sahen in dem Bilde den Rangstreit der Jünger nach Matthäus 18, 1—14; Markus 9, 32—36 und Lukas 9, 46—48. Allein die Evangelisten sagen, Christus habe bei dieser Gelegenheit sich gesetzt und ein Kind als Beispiel vor die Apostel gestellt, wovon sich in der Gruppe nichts findet. Otte erklärt das Bild als „Christus im Gespräche mit Schriftgelehrten und Pharisäern" [1]. Dagegen spricht aber der Gestus der Personen, welche dem Heilande gegenüberstehen. Im Codex Egberti ist freilich Christus einmal dargestellt, wie er mit den Pharisäern streitet. Dort aber stehen ihm diese feindlich gegenüber, während hier die Männer ihre Hände bereitwillig ausstrecken, wie es auf einer vorhergehenden Scene die Apostel thun, welche

[1] Kratz, Der Dom zu Hildesheim, S. 72. — Wiecker, Die Bernwardssäule, S. 14. — Otte, Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie. 5. Aufl. I. S. 546.

der Herr erwählt und aussendet. So hat man denn die in Rede stehende Scene als Erwählung der 72 Jünger anzusehen. Dafür sprechen außer den angeführten Gründen noch drei wichtige Umstände. Erstens sind die Bilder der Säule durchgehends chronologisch und nach der Folge der evangelischen Berichte angeordnet. Nun findet sich aber die Erwählung der Jünger auf der Säule zwischen der Verklärung Christi und der Parabel von Lazarus. Die beiden letzteren Geschichten sind bei Lukas 9, 28 f. und 16, 1 f. erzählt, die Aussendung der Jünger aber steht in demselben Evangelium zwischen diesen Stellen, nämlich 10, 1 ff. Zweitens ist es beachtenswerth, daß auf der Säule Christus in dem betreffenden Bilde den Zeigefinger ausstreckt, als sage er: „Geht, prediget in den Städten." Drittens wird so die Reihe der Berufungen abgeschlossen, indem auf der Säule vorher schon die Berufung des Petrus und Andreas, dann die des Jakobus und Johannes und endlich die der zwölf Boten dargestellt ist.

Die Säule, welche nach manchen Schicksalen aus der Abteikirche des hl. Michael auf den Domhof kam und jetzt in das Innere des Domes gestellt werden soll, wo sie vor den Unbilden der Witterung und der Menschen besser geschützt sein wird, bildet mit den Erzthüren des Domes den Schwerpunkt der Bernwardinischen Kunst. Ja, diese beiden Denkmäler erscheinen für die ganze deutsche Kunst als so wichtig und hervorragend, daß der officielle „Führer" durch das Kunstgewerbemuseum zu Berlin in seiner fünften, im Jahre 1884 herausgegebenen Auflage mit Rücksicht auf diese beiden monumentalen Arbeiten der Bernwardinischen Gießhütte sich sogar zu dem Satze verleiten ließ:

„Der Bronzeguß erhält sich aus römischer Tradition in Byzanz und wird durch Bischof Bernward von Hildesheim († 1022) in Deutschland wieder eingeführt" (S. 75).

Demnach wären also alle die großen deutschen Gußwerke aus dem Ende des zehnten und dem Anfange des elften Jahrhunderts aus Bernwards Werkstätte mittelbar oder unmittelbar hervorgegangen, und alle Gußwerke, die in Deutschland vor Bernward entstanden, kämen aus Byzanz, „wo sich die römische Tradition erhielt".

Im Gegensatze zur Äußerung im „Führer" einer so hervorragenden Anstalt, die eine leitende Stelle in all dem sein will und sein soll, was das Kunstgewerk angeht, finden sich schon bei Schnaase folgende beachtenswerthe Sätze, die bis heute nichts von ihrer Beweiskraft verloren haben:

„Nur der allgemeine Gedanke (der Bernwardssäule) ist von der Trajanssäule entlehnt, die flüchtigen Anschauungen in Italien genügten nicht, um die Hand des Arbeitenden zu leiten. Von byzantinischer Einwirkung ist noch

weniger eine Spur; in Byzanz selbst hatte man ja seit dem Bilderstreite die größere Sculptur ganz aufgegeben, man verzierte dort die ehernen Thüren mit flacher, eingegrabener Zeichnung. *Schon das Unternehmen so großer plastischen Arbeiten zeigt die Unabhängigkeit von byzantinischer Kunst*" (IV. S. 666).

Es ist bekannt, daß der Bischof von Verden dem Kloster Corvey schon um 990 sechs bronzene Säulen schenkte, also drei Jahre ehe Bernward nach Hildesheim kam. Wir haben in dem Artikel über Egbert den kunstreichen Brunnen besprochen, der spätestens am Ende des zehnten Jahrhunderts, aber jedenfalls vor Bernwards Auftreten entstand. Wer hat nicht von dem Sessel Dagoberts gehört, der im Louvre zu Paris steht? Es kommt hier nicht darauf an, ob der hl. Eligius diesen Thronsessel goß und ob er ihn für den König Dagobert anfertigte, sondern nur darauf, ob dieß Gußwerk lange vor Bernward im Abendlande entstand. Wer aber hat das bis heute bezweifelt? Sind ferner, um nähere Beispiele zu nennen, die Aachener Erzarbeiten der karolingischen Zeit nicht in Deutschland entstanden, sondern aus Constantinopel bezogen? Ist es glaublich, daß Willigis, der 1011 starb, sich die Erzthüren seines Domes von Bernward habe gießen lassen, von dem ihn der Gandersheimer Streit trennte, und müßten nicht die Mainzer Thüren denen von Hildesheim viel ähnlicher sein, wenn Bernward den Bronzeguß, der sich aus römischer Tradition in Byzanz erhalten haben soll, in Deutschland *wieder* eingeführt hätte?

Schon die germanische Mythologie zeigt, wie hoch die alten Deutschen die Kunst der Metallarbeiter achteten und daß deren Leistungen keineswegs auf der Stufe barbarischen Hämmerns geblieben sind. Tag um Tag beweisen neue Funde, wie hoch die Bronzetechnik in Deutschland Jahrhunderte vor Bernward stand, und da soll Bernward den Bronzeguß bei uns *wieder* eingeführt haben? Von wo? Aus Byzanz, wohin derselbe sich aus Rom zurückgezogen hätte? Nein! Wir halten unsere Vorfahren für zu klug und meinen, sie seien nie in so tiefe Barbarei gesunken, um die Bronzetechnik, zu der sie — um das Wenigste zu behaupten und nicht ein streitiges Gebiet zu betreten — in der ältesten Zeit durch importirte Schmuckgegenstände angeregt wurden, die sie von den Römern erlernt und unter den Karolingern ausgebildet hatten, so zu vergessen, daß sie zu den Byzantinern in die Schule gehen mußten, um sie *wieder einzuführen*. Allein die Idee des Byzantinismus in der deutschen Kunst führt selbst erprobte und hochgeachtete Ver-

treter der Wissenschaft so weit, daß in demselben Führer (Seite 12) zu lesen ist:

„Der byzantinische Baustil verbreitete sich über das ganze gebildete Europa und erhält durch die aufstrebenden germanischen Völker neue Lebenskraft. Es bildet sich der sogenannte romanische Stil."

Weite und ernste Forschungen auf dem Gebiete der altgermanischen Cultur zeigen doch ohne Zweifel, daß wir Deutsche nicht Alles von auswärts erborgt und erlernt haben, nicht einmal von Rom und Italien, geschweige denn aus Byzanz. Vergessen wir doch nicht, daß König Chilperich sich im Jahre 581 nicht zu schämen brauchte, dem Hofe von Byzanz Goldsachen zum Geschenke zu schicken. Unser Volk ist sicher von außen stark beeinflußt worden, wie es auch heute leider nur zu viel der Fall ist; aber es verdankt doch auch Vieles seiner eigenen historischen Entwicklung und den Resten asiatischer Technik, die es als Erbtheil mitnahm, als es auswanderte aus den Gegenden, die der Wiege des Menschengeschlechtes näher sind. Man darf auch für die Kunstgeschichte etwas weiter sehen, als einzelne seltene erhaltene Überreste mit Händen greifen lassen, und wenn auch philosophisch-idealistische Constructeure leicht zu viel thun und zu viel gethan haben, so bleibt dem Inductionsverfahren doch sein wissenschaftlicher Werth. Was ist es Anderes als philosophischer Inductionsbeweis, wenn Springer schreibt:

„Schwerlich hätte Theophilus in der diversarum artium schedula (im elften Jahrhundert) der deutschen Metallarbeit ein so reiches Lob spenden können, wenn keine langdauernde Übung vorangegangen wäre, welche allein eine größere Tüchtigkeit im technischen Verfahren möglich machte." [1]

Man darf seinen Gedanken wohl weiter führen und sagen: Schwerlich hätten auch die Engländer im elften Jahrhundert Metallarbeiten als deutsche Arbeit (als opere Teutonico gefertigt) gerühmt, wenn erst Bernward, der doch bei den damaligen Verkehrsmitteln mit seiner Bischofsstadt ziemlich weit von der Heerstraße lag, den Bronzeguß in Deutschland wieder eingeführt hätte.

Als kleinere Gußarbeiten Bernwards sind nicht ohne Grund zwei Leuchter weltbekannt und wiederholt in inländischen wie in auswärtigen Werken abgebildet, von denen jeder die Inschrift trägt:

„Bischof Bernward ließ diesen Leuchter durch seinen Gehilfen (puerum suum) im ersten Aufblühen dieser Kunst weder aus Gold noch aus Silber, sondern aus dem Stoffe, den du hier siehst, gießen."

[1] Westdeutsche Zeitschrift 1884, S. 207.

Obgleich diese Leuchter, von denen jeder etwa einen halben Meter Höhe und noch nicht zwei Kilogramm Gewicht hat, ein Paar bilden, sind sie doch aus zwei verschiedenen Formen gegossen. Auf den Ecken des dreiseitigen Fußes, welcher den größern Theil ihrer Inschrift trägt, sitzen nackte Kobolde, welche auf Drachen reiten und die bösen Mächte der finstern Unterwelt bezeichnen, die ferne vom Lichte wohnen. Um den Schaft steigen in Spiralwindungen starke, mit Laub und Weintrauben besetzte Stämme herauf, um deren Fuß, welcher das Dickicht des finstern Waldes bezeichnet, Löwen einhergehen; höher klettern in den Ästen Menschen herum, welche Trauben pflücken; in der dritten Reihe sind Vögel gebildet, als Bewohner der sonnigen Lüfte, und über ihnen sieht man am obersten Knaufe einige Köpfe, welche die Himmelskräfte, Winde oder Engel, sinnbilden dürften, so daß die fünf Reihen der Figuren dem freundlichen Glanze des Lichtes, das der Ständer tragen soll, in aufsteigender Ordnung näher verwandt sind.

Ganz oben unter dem eigentlichen Lichtteller, dem Schutzdeckel, der das herabfallende Wachs auffängt, schleichen drei vierfüßige Thiere aus dem Schatten hervor, um neugierig zur Flamme emporzuschauen.

Die Bedeutung der Leuchter liegt indessen nicht in ihrem Bildwerke, das freilich einen wichtigen Fingerzeig zur Erklärung ähnlicher Arbeiten bietet, sondern in der Metallmischung, woraus sie gegossen sind; das wird ja auch durch die Inschrift in kindlich naiver Weise rühmend hervorgehoben. Die räthselhafte Form der eingegrabenen Legende deutet an, daß der Stoff der Leuchter aus einer neu erfundenen Mischung zusammengesetzt ist, die aus Gold und Silber besteht, denen etwas Eisen beigegeben ist.

Aus gleichem Stoffe ist die Krümmung eines Bischofsstabes, worin der Sündenfall in einer Weise dargestellt ist, welche sehr an den Stil und die Zeichnung der Thürflügel erinnert, so daß kein Zweifel sein kann, auch sie stamme aus der Bernwardinischen Zeit. Eine sehr schwer lesbare Inschrift, die durch Rost und leichtfertige Reinigung fast unkenntlich gemacht ist, scheint einen Namen wie Eranbaldus Presbyter zu enthalten und erinnert so an das alte romanische Kreuz des Domes von Braunschweig, auf dem man einen ähnlichen Namen gefunden hat und das man irrthümlich dem hl. Bernward zuschreiben wollte.

Die Inschrift der Leuchter, welche die Freude des Künstlers über die neu erfundene Metallmischung in so launiger Weise ausspricht, erhält eine weitere Bedeutung durch die Nachricht, Bernward habe auch ein

Buch über Alchemie verfaßt oder wenigstens abgeschrieben, das im Jahre 1634 der Abtei des hl. Michael geraubt wurde.

Ein mathematisches Buch, das der genannte Bischof selbst geschrieben und als Lehrer Otto' III. benutzt haben soll, ist dagegen bis auf uns gekommen. Es enthält indessen nur die Abschrift der Mathematik des Boethius und ist mit zahlreichen mathematischen Zeichnungen versehen[1].

V.

Eine große Freude erlebte der fast siebenzigjährige Bischof, als er am 29. September des Jahres 1022 den großen Plan seines Lebens, den Bau der Abteikirche des hl. Michael, so weit gefördert sah, daß er eine Weihe in ihr vornehmen konnte. Da auch die Christussäule in dem genannten Jahre eingesegnet und hinter dem Kreuzaltar am Eingange des östlichen Johanneschores aufgestellt wurde, so wird sich diese Weihe auf die östliche Hälfte des Baues beziehen, die damals vollendet gewesen sein mag.

Dunkle Schatten fielen in die Festfeier. Bernwards Freund, Bischof Benno von Oldenburg, der von den Heiden aus seiner Stadt vertrieben und schon im Jahre 1018 zu Hildesheim gastlich aufgenommen worden war, gerieth so sehr in das Gedränge, welches durch die Volksmenge in der Kirche entstand, und wurde so hart mitgenommen, daß er nach wenigen Tagen starb.

Der Tod, welcher die Freunde getrennt hatte, sollte sie nur zu bald wieder vereinen.

Am 1. November stellte Bernward den großen Stiftungsbrief für sein Kloster des hl. Michael aus, sein Testament, worin er seine ganze Thätigkeit in ein großes Bild zusammenfaßt. Die wichtige Urkunde lautet im Auszuge also:

„Im Namen der heiligen und unzertrennlichen Dreifaltigkeit. Ich wünsche, daß allen Söhnen unserer Kirche, ja allen Christgläubigen bekannt sei, wie ich, Bernward, der geringe und unwürdige Bischof dieser heiligen Kirche von Hildesheim, von der göttlichen Gnade angeregt ward, und wie ich in Zerknirschung über meine vielen Sünden und voll Verlangen nach Gottes Gnade in meinem Sinne nachgedacht habe, in welcher Weise ich der

[1] Die bei Kratz S. 105 f. gegebenen Kapitelüberschriften des Liber mathematicalis stimmen wörtlich mit Boethii Arithmetica lib. I. II bei Migne, Patrologia latina 63. p. 1079 s. Vgl. Düker, Der Liber mathematicalis des hl. Bernward im Domschatze zu Hildesheim. Hildesheim 1875.

ewigen Barmherzigkeit genugthun könne. Endlich erwählte ich Christus zu meinem Erben und begann dann zu seiner und seiner Mutter Maria Ehre, sowie unter dem Schutze des heiligen Erzengels Michael, nördlich vor den Mauern unserer Stadt ein Kloster zu bauen. Damit aber die lange Dauer, welche ein solcher Bau verlangt, mich nicht hindere, meine Vorsätze auszuführen, habe ich rasch eine sehr glänzende Kapelle (zu Ehren des heiligen Kreuzes) nahe beim Kloster vollendet, nachdem ich schon die Fundamente der großen Klosterkirche gelegt hatte. Ich bestimmte, daß sie das Recht der Taufe, der Salbung und der Begräbnisse haben solle. Synoden aber dürfen nicht in ihr, sondern nur in der Vorhalle oder auf dem Kirchhofe stattfinden.

Nachdem ich dann eine Anzahl von Mönchen versammelt hatte, damit sie dort Christo, dem Herrn, dienten, entschloß ich mich, dem hl. Michael alles zu übergeben, was ich in Gold und Silber, an manchfachen Schmucksachen und Gütern habe. Die Schenkungsurkunde hat Kaiser Heinrich mit seinem Siegel bekräftigt, und ich habe sie verstärkt mit meinem bessern, goldenen Siegel, das er mir verliehen hat."

Bernward zählt hierauf alle Grundstücke und Besitzungen auf, welche er dem Kloster als Stiftungsgut überweist. Es sind nicht weniger als 466 Hufen Landes, 19 Höfe, 10 Zehnten und 13 Kirchen, wozu durch eine kaiserliche Urkunde noch die Kirche von Holthusen komme, sowie die Kapelle des heiligen Kreuzes, und die des hl. Martinus, welche er als Bischof dem Kloster einverleibe. Dann fährt er fort:

„Mit Ausnahme dessen, was ich an liegenden Gütern, Lichterkronen, goldenen Kelchen, Leuchtern, Stoffen und andern kirchlichen Zieraten dem Altare der hl. Maria im Dome gab, schenke ich Alles dem Kloster, damit die Diener Christi, frei von allem irdischen Dienste, in Frieden ruhig ihre Tage hinbringen und sich zum Nutzen der Lebenden einer heiligen Betrachtung hingeben. Verhandelt zu Hildesheim im Jahre des Herrn 1022, im dreißigsten Jahre der Weihe des Herrn Bernward, des hochwürdigsten Bischofes dieser Kirche, vor einem Cardinallegaten, elf Bischöfen und vielen Andern, deren Namen im Buche des Lebens stehen. Amen."

Zehn Tage nach Besiegelung dieser Urkunde, am 11. November, war Bernward schon so krank, daß er den Bischof Eggehard von Schleswig bitten mußte, an seiner Stelle die Martinuskapelle einzuweihen, die er zum Andenken an seine Pilgerfahrt nach Tours erbaut hatte. Gleich nach Vollendung der Weihe ließ der ehrwürdige Greis sich in diese Kapelle tragen, um dort aus der Hand des Abtes Goderamm, den er aus der Abtei des hl. Pantaleon zu Köln nach St. Michael berufen hatte, das Benedictinerkleid zu empfangen, die Klostergelübde abzulegen und so dem hl. Martin von Tours möglichst ähnlich zu werden. Am 20. November sprach Bernward: „Es ist angemessen, daß ich dort das Ende

meines Lebens finde, wo ich mit dem Kleide der Weltverachtung mich schmücken durfte," ließ sich in die genannte Martinuskapelle tragen und endete seinen Lauf.

„Noch bei seinen Lebzeiten hatte er vorgeschrieben, daß die Bahre, auf welcher sein Körper zum Begräbniß gebracht werde, nicht, wie es bei dem Leichenbegängnisse eines Mannes von solchem Stande Sitte ist, mit einem Mantel, sondern nur mit dem Bußkleide, also mit der Tracht der Benedictiner, bedeckt würde."

„Als dann die Leichenfeier nach kirchlichem Gebrauche würdig begangen war, wurde der Leichnam des gottseligen Bischofes in der Krypta des Klosters, das er selbst gestiftet hatte, vor dem Altare der hl. Maria mit größter Andacht von allen Christgläubigen bestattet. Sein Grabmal aber hatte er mit heiliger Frömmigkeit sich selbst im Voraus hergerichtet."

Bernwards Grab ist noch heute vollkommen erhalten. Sein Kern besteht aus einem Steinsarge, auf dessen dachförmigem Deckel die bekannte Stelle aus dem Buche Job eingegraben ist:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß ich am jüngsten Tage aus der Erde auferstehen und, wieder mit meiner Haut umgeben, in meinem Fleische meinen Gott und Erlöser sehen werde. Ihn werde ich selbst sehen und kein Anderer. Diese Hoffnung ruht in meinem Busen."

Durch diese Inschrift werden auf den beiden Dachseiten des Sarkophages die Brustbilder von vier und fünf Engeln umrahmt, welche ohne Zweifel die neun Chöre der himmlischen Heerschaaren sinnbilden sollen, denen Bernward das Kloster mit seiner Kirche geweiht hatte und für die der hl. Michael mit seinem Namen eintreten sollte.

Im Innern des Steinsarges ist am obern Ende ein rundlicher Raum für das Haupt besonders ausgearbeitet, so daß es auch bei der Verwesung an seiner Stelle bleiben mußte, und um diesen Platz ist die Inschrift eingegraben: „Bernward, Knecht der Knechte Christi."

Wie heute um die Bahre Leuchter gestellt werden und der Priester mit dem Rauchfaß um dieselbe herumgeht, so legte man neben die Leiche des Bischofes jene zwei Leuchter, die oben beschrieben sind, und stellte ein Weihrauchgefäß zu seinen Füßen.

Da lag er in seiner hellgrünen, reich mit Linearmustern verzierten seidenen Kasel, mit seinem Stabe, und mit einem kleinen Grabeskelche auf der Brust, wie es bei den Bischöfen jener Zeit Sitte war. Seine Füße waren gegen den Altar der allerseligsten Jungfrau gerichtet, an dem er so oft gestanden hatte, und sein Gesicht war dorthin gewandt, wohin er seine Augen so oft erhoben hatte, wenn er betend aufsah zum

Altarkreuz und weiter gegen den Aufgang, von wo das Licht kommt und wo Christus erscheinen wird.

Der Sarg wurde in eine ausgemauerte Grube gesenkt und mit einem Steine bedeckt, auf dem ein Kreuz abgebildet ist, an dessen vier Enden man die evangelischen Thiere und in dessen Mitte man das Lamm Gottes gemeißelt findet. Auf dem Rande seines Grabsteines aber hat Bernward, wie Thangmar berichtet, sich selbst mit gewohnter Demuth folgende Denkverse als Aufschrift gesetzt:

„Bernward war ich voreinst, ein gebrechlicher Mensch. Es umschließet
Jetzt mich der grausige Sarg, Asche nur bin ich und Staub.
Weh! Nicht war ich gewachsen der Pflicht des erhabensten Amtes;
Aber der Seele sei Ruh, singet ihr Amen dazu!"

Benno, der später Bischof von Meißen wurde, verfaßte ein Lobgedicht, das an einer Säule zur rechten Seite des Grabes angebracht wurde und also lautete:

„Siehe die Gruft, sie umschließt das Gebein Bernwardus', des Bischofs,
Jenes erhabenen Manns, der uns ein Wunder erschien,
Der wie ein leuchtender Stern in der Heimath Krone geglänzt hat,
Würdig erfunden von Gott, hoch von den Menschen geliebt;
Denn stets ist er der Kirche der trefflichste Bischof gewesen.
Lohn' es Emanuel ihm, lohn' es ihm Michaels Huld!
Endlich am zwanzigsten Tag in dem elften der Monate tauscht' er
Für dieß irdische Sein glücklich den Himmel sich ein."

Im Jahre 1150 erlaubte ein Provinzialconcil zu Erfurt, Bernward in St. Michael als Seligen zu verehren. Diese Erlaubniß führte wahrscheinlich zur Erweiterung der Grabkapelle, in der Bernwards Gebeine seit seinem Tode ruhten. Die Baugeschichte der Michaelskirche zwingt nämlich zu der Annahme, daß hinter dem alten Westchore eine kleine Kapelle stand, in welcher der große Bischof beigesetzt wurde, und dieselbe muß der Grabkapelle des hl. Ludgerus hinter dem Ostchore der Verdener Abteikirche und der noch jetzt unverletzt erhaltenen, höchst wichtigen Grabkapelle hinter dem Ostchore der Abtei Süstern im holländischen Limburg geglichen haben. Auch die Stelle, wo in Aachen die Gebeine Otto' III. im jetzigen Hochchore des Münsters ruhen, lag hinter dem Chore, das zur Zeit der Beisetzung der Leiche bestand, und muß demnach ehemals durch eine Grabkapelle ausgezeichnet gewesen sein.

Da nun die Mönche der andern Abtei der Stadt Hildesheim eine prachtvolle Kirche über dem Grabe ihres Patrons, des hl. Godehard, des Nachfolgers des hl. Bernward, erbauten, deren Grundstein am

16. Juni 1133 von Bischof Bernhard von Hildesheim gelegt wurde, so nahmen die Benedictiner von St. Michael sich diesen Bau als Vorbild und errichteten über St. Bernwards Grab ein großes, weit ausladendes Westchor, dessen architektonische Formen sich enge an die der Godehardkirche anschlossen. Dieser Anschluß war um so mehr zu billigen, weil dadurch die Baukunst den beiden heiligen Bischöfen von Hildesheim gleiche Ehre zu erweisen suchte. Vielleicht bezieht sich die Weihe, die am 29. September 1186 in St. Michael vorgenommen wurde, auf dieses Westchor. Etwas Sicheres ist leider noch nicht zu sagen, weil trotz der schönen Publication, in welcher Hase in den „Mittelalterlichen Baudenkmälern Niedersachsens" die Michaelskirche zeichnete und beschrieb, noch Vieles dunkel bleibt und die Quellen noch nicht allseitig durchforscht sind.

Im Jahre 1192 reiste Abt Theodorich von St. Michael nach Rom, um vom Papste die feierliche Heiligsprechung Bernwards und die Erlaubniß zur Erhebung seiner Gebeine zu erlangen. Er legte zur Unterstützung seines Antrages die Biographie Thangmars vor.

Schon Hüffer hat in seiner Ausgabe der Arbeit Thangmars auf die Verschiedenheit des Stiles im Anfange und am Ende der Biographie hingewiesen und bemerkt, daß „zwischen Abfassung der einzelnen Theile offenbar lange Zeiträume verstrichen" sind, und Lüntzel erinnert wiederholt, wie schwierig es ist, manche Angaben der letzten Kapitel mit andern glaubwürdigen Zeugen in Einklang zu bringen. Da Bernward ungefähr 70 Jahre alt wurde, mußte Thangmar, wenn er ihn überlebte, ein bejahrter Greis sein. Ein solcher hätte aber schwerlich bei der Beschreibung des Todes seines geliebten Schülers die lange Urkunde über die Stiftung des Michaelsklosters eingefügt, noch auch die Grabschriften copirt. Da ferner Thangmar sonst oft von sich und seinen persönlichen Beziehungen zu Bernward redet, hätte er seinem Schmerze über den Hingang des Bischofes, den er erzogen hatte und den er überleben mußte, wohl Ausdruck verliehen. Jedenfalls weist die Aufnahme der genannten Urkunde auf einen Mönch des Michaelsklosters eher hin, als auf Thangmar, der zum Domcapitel gehörte. Vielleicht hat also Theodorich zum Behufe der Heiligsprechung die letzten Kapitel zu Thangmars Arbeit hinzugefügt und ihr so den nöthigen Abschluß gegeben.

Der Papst nahm den Abt gnädig auf, gewährte seine Bitte, sprach Bernward am Sonntage vor Weihnachten 1192 heilig und ließ die Canonisationsbulle am 8. Januar 1193 ausstellen, woraufhin dann am 16. August 1194 die Gebeine des ersten Heiligen aus dem Volke der Sachsen zu Hildesheim feierlich erhoben wurden.

Ein Mann wie Bernward, der einen solchen Biographen wie Thangmar findet, der seine Erziehung und Bildung nicht im Auslande

genossen hat, der auf heimischem Boden aufwuchs und groß wurde, und der das, was er in fremden Ländern und von andern Völkern sah, in seine Heimath übertrug und als lebensfähiges und fruchtbares Samenkorn niederlegte, der hat nicht am Ende eines dunkeln Jahrhunderts gelebt, sondern ist in seiner Persönlichkeit wie in seiner Kunst eine Blüthe, die sich organisch entfaltet hat, und die für den Culturzustand seines Volkes und seiner Gegend vollwichtiges Zeugniß ablegt.

Bernward zeigt, daß das alte Sachsenland um das Jahr 1000 die Lehren, die Sitten und die Kunst des Christenthums lebendig in sich aufgenommen hatte und frisch und fröhlich weiterentwickelte, und zwar mit viel zu viel deutscher Lebenskraft, um der Byzantiner zu bedürfen.

St. Beissel S. J.

Der katholische Soldat in der britischen Armee Indiens.

Wohl nirgendwo wird dem Soldaten eine größere Religionsfreiheit, ja Erleichterung und Ermuthigung für die Ausübung der Religion gewährt, als in Indien bei der britischen Armee. Die folgenden Zeilen stellen sich die Aufgabe, das Leben des katholischen Soldaten in jener Armee zu schildern und dabei namentlich die Vortheile und Begünstigungen zu berücksichtigen, welcher der katholische Soldat in Indien sich erfreut, sowohl im Bekenntnisse, als auch in der Ausübung der Pflichten seiner heiligen Religion. Angesichts der vielen Hindernisse, welche in gewissen Ländern Europa's auch den im Waffendienst Stehenden bezüglich der Ausübung der Religion in den Weg gelegt werden, wird man der freien englischen Nation den hohen Vorzug einräumen müssen, daß sie in Wirklichkeit freie Soldaten besitzt.

1. Die indische Armee. Das Heer in den indischen Colonien ist aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt. Neben einem europäischen Armeecorps von durchschnittlich 60 000 Mann gibt es 130 000 Sepoys (eingeborene Soldaten) aller Waffengattungen, welche freilich wieder von britischen Offizieren befehligt werden. Diese Sepoys

sind meistens Muhamedaner und Hindus. Christen finden sich nur vereinzelt in denjenigen Corps, welche in den Präsidentschaften Bengalen und Bombay sich rekrutiren; sie sind gewöhnlich Spielleute, Eingeborne von Goa und Cochin. In Madras jedoch gibt es Regimenter, welche Christen nach Hunderten zählen.

Was den europäischen Theil der britischen Armee in Indien betrifft, so ist einleuchtend, daß die Engländer fast ausschließlich dem anglikanischen Bekenntnisse angehören, während unter den Schotten die Presbyterianer den Haupttheil bilden und die Irländer meistens katholisch sind.

Ein englischer General, der vor einigen Jahren im afghanischen Kriege sich Lorbeeren errungen, erklärte öffentlich vor den nach Madras zurückgekehrten Truppen, daß, während in Folge der Conscription in andern Ländern der Soldat wie ein Sklave seinen Dienst thue, England seinen freien Einrichtungen es zu verdanken habe, daß nur „Freiwillige" in seine Armee eintreten.

Freilich muß der Wehrmann, wenn er einmal freiwillig Soldat geworden, für die stipulirte Anzahl von Jahren aushalten; er hat jedoch auch dann noch die Freiheit, für so und so viel Pfund Sterling sich wieder loszukaufen und in das bürgerliche Leben zurückzutreten. In England kommt letzterer Fall häufig vor bei Soldaten, welche wohlhabenden Familien angehören und das elterliche Haus übereilt und ohne Wissen der Eltern verlassen haben, um in den Soldatenstand einzutreten. In Indien dagegen ist der Loskauf erst nach dreijähriger Dienstzeit gestattet, und es muß der des Soldatenlebens müde und nach der Heimath sich sehnende junge Mann auch noch das Reisegeld für die Rückkehr bezahlen.

2. Britische Rekruten. In den größern Städten Englands und auch in bevölkerten Orten auf dem Lande befindet sich ein militärisches Depot, das seine Recruiting Sergeants ausschickt, d. h. alte Unteroffiziere, welche Soldaten anwerben. Diese durchziehen, von einem kleinen Trommler begleitet, die Gegend, sprechen in den Wirthshäusern vor, sehen sich die Leute an, fragen, ob Einer Soldat werden will, erzählen allerhand Ergötzliches von dem freien Soldatenleben, geben hier und dort ein Glas Punsch zum Besten und finden so ihre Anhänger und Nachfolger.

In Irland — denn von dort stammen fast alle unsere katholischen Soldaten — sind es besonders Leute der ärmeren Volksklasse, die in die Armee eintreten. In der Zeit zwischen Frühling und Herbst gibt es daselbst wenig Arbeit. Die Söhne von weniger bemittelten Bauern begeben sich während dieser arbeitslosen Zeit gewöhnlich nach größern

Städten, um dort Arbeit zu suchen. Das wenige Geld, das sie mitbringen, ist bald in der Wirthsstube durchgebracht — und siehe, da treffen sie den Recruiting Sergeant, welcher ihnen vorstellt, daß es viel leichter und vortheilhafter sei, Soldat zu sein, als durch der Hände Arbeit auf einem kleinen Stück Landes kaum so viel zu verdienen, um den Pachtzins bezahlen zu können. Rasch entschlossen nimmt Einer den Schilling, wie es heißt, und seine Freunde folgen seinem Beispiele. Unter den Angeworbenen finden sich auch wohl Handwerksburschen, Commis Voyageur und Studenten, welche in der Armee die letzte Rettung erblicken. Gerade die Aussicht, ohne Reisegeld in die weite Welt hinauszukommen, übt einen nicht geringen Reiz aus, und die weit entlegenen Colonien, nach welchen jährlich eine große Anzahl Truppen entsendet wird, sind für junge, zu Reisen und Abenteuern hinneigende Leute die mächtigsten Anziehungspunkte. Nur eine geringe Anzahl der Angeworbenen betrachtet den Soldatenstand als Berufssache.

Bereits am nächsten Tage nach der Anwerbung kommen die Rekruten vor den Militärarzt; sie werden in die Uniform gesteckt, und das Exerciren beginnt.

Zum bessern Verständniß des Militärdienstes in Indien sei schon hier vorausbemerkt, daß Dauer und Ort je nach den Umständen sehr verschieden sind. Vor dem Jahre 1871 bestand noch die 12- und 21jährige Dienstzeit. Wer sich am Tage der Anwerbung auf die kürzere Dauer verpflichtet hatte, konnte im Falle einer freiwilligen Verlängerung auf 21 Jahre den Anspruch einer Pension erheben, welche für den Gemeinen einen Schilling per Tag und für einen Unteroffizier das Doppelte betrug. Für Offiziere bestand damals auch noch das System, daß höhere Rangstellungen gekauft werden konnten. Dieses ist aber jetzt anders geworden. Die Dienstzeit ist auf 6 Jahre herabgesetzt worden, nach deren Ablauf der Ausgediente in die Reserve eintritt. Letztere hat viel Ähnlichkeit mit der Landwehr. Durch diese Einrichtung sind die unter den Waffen alt gewordenen Soldaten größtentheils verschwunden. Die Unteroffiziere können indessen länger dienen. Ein Soldat, der noch nicht 7 Jahre Dienstzeit aufzuweisen hat, erhält keine Erlaubniß zum Heirathen. Auf solche Weise nehmen die sonst so zahlreichen Soldatenfamilien ab, ein Umstand, welcher der Moralität viel Eintrag thut. Manche Soldaten haben sich indeß schon in Europa ohne Erlaubniß der Militärbehörden verheirathet. In diesem Falle müssen natürlich die Familienglieder jener Vortheile und Vergütungen entbehren, welche Andere genießen. Es kommt

daher vor, daß ein Soldat schon mehrere Jahre in Indien lebt, während Frau und Kinder in der Heimath zurückgeblieben oder gar verlassen worden sind.

3. Nach Indien. Begleiten wir jetzt einen jungen Rekruten, welcher, vielleicht schon wenige Monate nach seiner Anwerbung, nach Indien commandirt wird und eines jener Truppenschiffe besteigt, auf welchen alljährlich zwischen den Monaten September und April die Ersatzmannschaften von England nach Indien transportirt werden.

Vor zwei Jahren hat das englische Parlament bewilligt, daß auf jedem nach Indien abgehenden Truppenschiffe ein katholischer Militärkaplan mit Gehalt und Rang eines höhern Offiziers angestellt werden solle, vorausgesetzt, daß wenigstens 300 Katholiken sich unter den Mannschaften befinden. Da nun ein solches Schiff von 1200 bis 1500 Mann an Bord zu haben pflegt, so kommt es sehr häufig vor, daß ein katholischer Priester mitreist. Derselbe begleitet später die nach Europa zurückkehrenden Truppen, die ihre Zeit gedient haben oder invalid geworden sind.

Vom ersten Tage des Militärdienstes wird es dem jungen Soldaten gleich klar, daß die Regierung für seine leiblichen und geistlichen Bedürfnisse sorgt und insbesondere Vieles thut, damit ihm die Religion erhalten werde. Auch Leuten, welche von Glauben und guten Sitten ihr Leben lang wenig gehört haben, wird es leicht gemacht, mit dem Leben im Dienste ihrer Landesherrin die Erfüllung der Pflichten gegen den höchsten Herrn zu verbinden.

Auf dem Schiffe hat der Militärkaplan seinen tragbaren Altar, und der passendste Raum steht zu seiner Verfügung, um darin die heilige Messe zu lesen. Er hat die beste Gelegenheit, während der Reise die Soldaten persönlich kennen zu lernen, sowie öffentlich und privatim Unterricht in der Religion zu ertheilen. Den Soldaten wird immer freie Zeit eingeräumt, um je nach Andacht und Bedürfniß das heilige Bußsacrament zu empfangen und dem Tisch des Herrn sich zu nahen. Niemand fragt, ob ein solcher Schiffskaplan auf einer britischen Universität oder anderswo, etwa gar bei den Jesuiten seine Studien gemacht habe. Es genügt, daß die geistlichen Obern ihm diesen Posten übertragen haben. Ob er Inländer oder Ausländer ist, ob Weltgeistlicher oder Ordensmann — darum kümmert sich die englische Regierung nicht, und es fällt auch Niemandem ein, zu befürchten, daß Großbritannien dadurch in Gefahr käme. Diese Unparteilichkeit weiß der katholische Soldat aber auch zu würdigen, sie macht ihn loyal. Mag er auch früher geheimen politischen

Gesellschaften angehört haben, mag ein Home-Ruler in der Heimath ihn für Irlands Unabhängigkeit begeistert und gegen England aufgereizt haben: in der Armee wird Alles vergessen; er wird ja behandelt wie jeder Andere, ohne Unterschied der Religion und Nationalität. Wenn der glaubensvolle Irländer seine Kirche und ihre Diener respectirt sieht, so ist er zufrieden. Hierin liegt ein Hauptgrund, weßhalb das Fenierthum in der Armee fast keine Anhänger unter den irischen Soldaten hat.

Die Seereise von Portsmouth nach Indien wird durch die Straße von Gibraltar nach Suez, Aden und Bombay in etwa vier Wochen zurückgelegt. Die Truppen werden in Bombay sogleich ausgeschifft und steigen ohne längeren Aufenthalt in die schon bereitstehenden Eisenbahnzüge, auf welchen sie ihrem jeweiligen Bestimmungsorte zugeführt werden [1].

4. Auf einer indischen Militärstation. Der freundliche Leser darf nicht meinen, daß die Soldaten hier, wie in Europa, ihre Kasernen in Städten haben, oder daß durchmarschirende Truppen bei Bürgern einquartiert werden. Die Militärstationen, welche bereits in den Zeiten der ostindischen Company nach strategischen sowohl als nach sanitärischen Regeln eingerichtet wurden, sind nur permanente Feldlager. Sie liegen gewöhnlich eine oder mehrere Meilen von einer größeren Stadt entfernt und waren schon in den Muhamedaner- und Mahratti-Kriegen bedeutende Haltpunkte.

Die Kasernen, welche meistens langgestreckte, einstöckige Gebäude sind, bilden mit den angrenzenden niedlichen Offizierswohnungen und allem Zubehör das Camp, welches wohl auch Cantonment genannt wird und nicht unter bürgerlicher, sondern unter streng militärischer Verwaltung steht. Man muß sagen: „mit allem Zubehör", weil es einen District für sich bildet und fast alles hat, was die Stadt nur bieten kann. Da sind die Garnisonskirchen für die verschiedenen Confessionen, die Schulen für die Soldaten und Soldatenkinder, die Quartiere für die Verheiratheten, die Exercierplätze, die Werkstätten verschiedener Handwerker. In der Nähe der Kirchen befindet sich das Lazareth und die

[1] In der ostindischen Company bestand eine sonderbare Regel, die bei der Landung der Soldaten in Geltung kam. Man könnte dieselbe ein wahres Memento mori nennen. Es wurde jedem Soldaten, wie er in Bombay den Fuß an's Land setzte, eine Summe Geldes abgefordert, das „Coffin money" (d. h. Sarggeld), um die Unkosten seines etwaigen Begräbnisses zu decken. Indien ist leider das Grab für viele Europäer, welche dem Klima erliegen oder in Folge von Unmäßigkeit und Ausschweifungen eines frühen Todes sterben.

Wohnung des Kaplans. Als Mittelpunkt gilt den Soldaten die Kantine mit einem Café, wo sie Bier, Rum oder auch nichtalkoholische Getränke sehr billig erhalten. Auch fehlt es nicht an sonstigen Vergnügungsorten. Die Offiziere haben ihre besondere „Mess“; d. h. gemeinschaftliche Tafel. Im Cantonment selbst ist auch ein Markt (Bazar), wo sich eingeborene Kaufleute und Handwerker mit Erlaubniß niederlassen und ihre Waaren an die Soldaten verkaufen. Für die Sepoys ist ebenfalls ein von der Stadt getrenntes Camp errichtet, mit ähnlichen, den Bedürfnissen angepaßten Einrichtungen.

Wo sich in einer Stadt eine erhebliche Anzahl eingeborener Christen befindet, ist gewöhnlich ein Missionspriester angestellt, der in vielen Fällen auch die Militärseelsorge im Cantonment hat. In größeren Städten und in der Nähe der Militärstation sind Schulanstalten, nicht bloß mit Elementarklassen, sondern auch mit Klassen, welche auf die Universität vorbereiten. Es liegt dem Zwecke dieser Zeilen fern, auf diese segensreichen Institute und Klöster hier näher einzugehen; es sei nur beiläufig bemerkt, daß die apostolischen Vikare für die Erziehung der europäischen und eingeborenen Kinder — mögen dieselben den Soldaten- oder Bürgerfamilien angehören — Großartiges leisten, und daß sie darin von der Regierung auf's Kräftigste unterstützt werden.

Sobald ein junger katholischer Soldat auf einer Militärstation angekommen, sieht er sogleich, daß hier für seine religiösen Bedürfnisse gut gesorgt ist. Die gewöhnliche Frage des Irländers bei seiner Ankunft ist: „Wo ist die Kirche?“ Sein erster Ausgang führt ihn zur Kirche, wo er betet und Gott dankt für seine glückliche Reise. Nun trifft er auch einen Priester an, der als Militärkaplan bei der Kirche wohnt. O, wie freut er sich! Selbst schlechte Katholiken und Trunkenbolde sind stolz darauf, daß man für ihren Glauben sorgt. Entdeckt jetzt der Irländer — mag er gut oder schlecht sein — in dem Priester einen seeleneifrigen Mann, der auch etwas vom Soldatenleben versteht, dann ist die Freundschaft bald geschlossen und die Anhänglichkeit groß. Erst sah Alles in Indien so fremd und seltsam aus; aber in der Militärkapelle erkennt der Neuangekommene seine Heimath und in dem Kaplan seinen Vater.

Unterdessen naht der Sonntag heran. Es ist die erste *Kirchenparade*. Darunter versteht man die Aufstellung der Soldaten auf dem Paradeplatz, von wo die verschiedenen Confessionen getrennt zu ihren Kirchen geführt werden. Die Kapelle des Regimentes spielt auf dem

Hin- und Herwege jener Abtheilung, welche am zahlreichsten ist, gewöhnlich also bei den Protestanten des anglikanischen Bekenntnisses. Auf diese Kirchenparade, welche jeden Sonntag Morgen, sowie am Weihnachtsfeste und am Charfreitage regelmäßig abgehalten wird, legen die militärischen Behörden sehr großen Werth. Die hierauf bezüglichen Anordnungen stehen wie folgt in den „Queen's Regulations“:

„Die zweite Section der Kriegsartikel erklärt die Befehle der Königin in Bezug auf den Gottesdienst. Der General und andere Offiziere, die in England oder im Auslande kommandiren, haben ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß ihre Truppen regelmäßig dem Gottesdienst beiwohnen.

„Offiziere, welche kleinere Abtheilungen befehligen, sind verantwortlich dafür, daß ihre Untergebenen diejenigen Pfarrkirchen besuchen, welche ihren Quartieren am nächsten liegen. Die Mannschaften müssen ihr Seitengewehr (side arms) tragen und mit der größten Regelmäßigkeit zur Kirche hin- und zurückmarschiren.

„Die Soldatenfrauen sollen auch ermuntert werden, an Sonntagen zur Kirche zu kommen.

„Ferner wird den Kommandanten besonders empfohlen, darauf zu achten, daß kein Soldat, der römisch-katholisch ist oder sonst einer Confession angehört, welche von der Staatskirche abweicht, gezwungen wird, dem Gottesdienste der letztern anzuwohnen, daß vielmehr jeder Soldat volle Freiheit habe, Gott in derjenigen Weise zu verehren, wie seine eigene Religion es vorschreibt, vorausgesetzt, daß militärischer Dienst nicht daran hindert.

„Soldaten, welche römisch-katholisch sind oder der presbyterianischen Kirche angehören, sollen, falls es mehr als 20 sind, von einem höhern Offizier hin- und zurückgeführt werden, und derselbe muß während des ganzen Gottesdienstes mit den Soldaten in der Kirche bleiben.“

In Bezug auf diese letzte Bestimmung sei noch bemerkt, daß hier in Indien die Offiziere, welche die katholischen Soldaten zur Kirche führen, fast sämmtlich protestantisch sind. Sie nehmen die ersten Sitze unter der Kanzel ein und haben so Gelegenheit, den katholischen Gottesdienst kennen zu lernen. In der Regel nehmen sie großen Antheil an allem, was vorgeht, und benehmen sich auch in der Kirche als echte Gentlemen; sie machen äußerlich mit, was die Soldaten thun.

Eine besondere Freiheit für die katholischen Soldaten besteht darin, daß sie an allen katholischen Feiertagen der heiligen Messe beiwohnen dürfen. Sie werden auch an solchen Tagen von ihren Offizieren zur Kirche hin- und zurückgeführt, während ihre protestantischen Kameraden exerciren müssen. Der Kaplan hat nur Tags vorher die Anzeige bei dem Brigademajor zu machen, und alle Katholiken, welche wollen, können den Feiertag beobachten.

Jeder katholische Rekrut, der nach Indien kommt, erhält vor seiner Einschiffung ein katholisches Gebetbuch (The Garden of the soul), und wenn er wünscht, ein Neues Testament frei geliefert. Letzteres ist die in England approbirte Ausgabe von Douay. Monatlich, wenn die Soldaten ihre Montur müssen inspiciren lassen, wird auch nach dem Gebetbuche gefragt, und wer das seinige verloren oder verdorben hat, erhält ein neues, aber auf eigene Unkosten. Ebenso werden die Soldatenkinder bedacht, welche die Garnisonsschule besuchen. Kranke im Lazareth, Sträflinge im Arresthause und Gefängnisse werden mit religiösen Büchern ganz nach Verlangen versehen. Überhaupt ist der Priester vollkommen unabhängig in der Ausleihung solcher Bücher an die Soldaten. Was die Zeitungen betrifft, so sind außer den aufruhrpredigenden Fenierblättern auch die Gott und dem Christenthum feindlichen Zeitungen verboten. Gewiß sind das Vorschriften, an denen mancher europäische Staat gar Manches lernen könnte.

Wenn ein Soldat des Sonntags die heilige Communion empfangen hat, braucht er nicht nach Beendigung der heiligen Messe sich in Reihe und Glied aufzustellen und gleich nach der Kaserne zu marschiren: er darf in der Kirche zurückbleiben, um daselbst seine Danksagung zu verrichten und seiner Andacht vollständig zu genügen.

Am Sonntag Abend findet zwar keine Kirchenparade statt; aber es steht Allen frei, in irgend einer Kirche, wo es ihnen beliebt, der Predigt und dem Segen beizuwohnen. Am Morgen wird die Predigt für die Soldaten nach dem Evangelium gehalten, so daß Alle jeden Sonntag nicht bloß eine heilige Messe, sondern auch einen Unterricht hören müssen. Diese Anordnung ist um so höher zu schätzen, da unter den katholischen Irländern im Allgemeinen große Unwissenheit in religiösen Dingen herrscht. Viele haben nie eine Schule besucht, sind von ihren Eltern vernachlässigt worden, und die mit Arbeit überladenen irländischen Priester sind nicht im Stande gewesen, Allen einen regelmäßigen und genügenden Unterricht in der Religion zu ertheilen.

Es kommen viele junge Soldaten nach Indien, welche noch nicht ihre erste Beicht abgelegt haben. Daher muß es dem Kaplan daran gelegen sein, sie zu unterrichten, öffentlich wie privatim.

Da unter den protestantischen Soldaten ähnliche Verhältnisse obwalten, haben die militärischen Behörden sich veranlaßt gesehen, in der Nähe der Kasernen besondere Räumlichkeiten herzurichten, in welchen religiöser Unterricht ertheilt wird. Die Katholiken können in gleicher Weise

unter der Leitung ihres Kaplans diese Zimmer zu bestimmten Stunden für sich benutzen. Hier wird hauptsächlich die biblische Geschichte vorgetragen, gewöhnlich an zwei oder drei Abenden während der Woche. Man sieht, alle diese Anordnungen und Einrichtungen zielen darauf hin, daß die Religion unter den Soldaten erhalten werde, unter den protestantischen wie unter den katholischen.

Es besteht ferner eine allgemeine Vorschrift, daß alle, hauptsächlich die kommandirenden Offiziere, den Geistlichen in jeder Beziehung zur Seite stehen sollen. Die Soldaten, welcher Confession sie auch angehören mögen, müssen unter Strafe jeden Kaplan salutiren und respectiren. Durchschnittlich sind die englischen Offiziere in Indien den Geistlichen gegenüber ausnehmend höflich und gefällig. Auch die gemeinen Soldaten benehmen sich sehr anständig — es kommt nie vor, daß ein Protestant den Priester insultirt. Freilich existirt noch viel Bigotterie unter den Protestanten, selbst in der Armee; aber sie zeigt sich nicht so sehr nach außen hin, wie wohl in anderen Staaten.

5. Der Militärkaplan. Die officielle Stellung resp. Anstellung katholischer Priester auf Militärstationen ist dieselbe, wie jene der Schiffskapläne, von denen oben die Rede war. Die Regierung in Indien beobachtet den Grundsatz, daß ein bestimmtes Gehalt monatlich auf jeder Militärstation an denjenigen Priester ausgezahlt wird, welcher von seinem Bischofe dahin geschickt worden ist und die Arbeit thut. Sie kümmert sich nicht darum, welche Persönlichkeit angestellt wird. Die einzige Anforderung ist, daß von der geistlichen Behörde im Finanzbureau der Name angemeldet werde, damit das Gehalt nicht aus Irrthum an einen Andern bezahlt wird. Hätte dieser Grundsatz in Deutschland Geltung, so wäre der Culturkampf zum großen Theile beendet.

Selbstredend sind die Militärkapläne in Indien keine Staatsdiener; sie sind mit der Armee nur insofern verbunden, als sie die Arbeit thun, d. h. Taufen, Einsegnung der Ehen und Begräbnisse der Soldaten unentgeltlich vornehmen, die Lazarethe und Gefängnisse besuchen, mehrmals in der Woche Religionsunterricht in der Garnisonsschule ertheilen und Sonntags den Gottesdienst für die Soldaten halten. Für diese Arbeit werden sie besoldet. Wenn ein Militärkaplan krank wird, muß sein Oberer einen andern schicken, der die Arbeit thut. Er kann mit Erlaubniß des Bischofs wegen Luftveränderung auf eine andere Station oder gar nach Europa sich begeben, ohne daß die Regierung ihre Einwilligung zu geben braucht. Kurz, für die Beziehung des Gehaltes ist nur nothwendig:

1. daß ein Priester auf der Station sei, der die Arbeit thue, und 2. daß der Bischof den Namen des Geistlichen bei dem Zahlmeister angebe.

Nichts hindert den Militärkaplan, zugleich Seelsorger der Civilgemeinde im Camp oder in der Stadt zu sein. Ebenso kann er sich der Heidenbekehrung im nahen Umkreise widmen oder auch Professor in einem Collegium sein, wie das zuweilen in Bombay der Fall ist. Übrigens findet der seeleneifrige Priester auch unter den Soldaten selbst, sowie bei ihren Frauen und Kindern mannigfache Gelegenheit, seine Zeit und seine Kräfte dem Heile der Seelen zu widmen.

(Schluß folgt.)

Georg Weniger S. J.

Zweiter Aufenthalt in Reykjavik.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

16. Juli.

Nachdem wir wieder in Reykjavik angelangt, waren wir für einige Zeit auf Island gefangen. Die dänische „Vereinigte" Dampfschifffahrtsgesellschaft entsendet jährlich zwölf Schiffe dahin, von denen einige nur auf den Faröer und in Reykjavik halten, andere dagegen um die ganze Insel fahren und die vorzüglichsten Buchten besuchen, soweit die Küste vom Eise frei und eine solche Umfahrt möglich ist. Der Fahrplan für diese officiellen Postkurse wird alle zwei Jahre dem isländischen Parlament vorgelegt und bedarf dessen Genehmigung. Das nächste Schiff um die Insel fuhr am 1. August, das nächste direct nach Kopenhagen erst eine Woche später. Außer dieser dänischen Linie gibt es noch eine Verbindung durch Privatdampfer. Ein englischer Unternehmer, Mr. Slimon in Leith, hat nämlich die Ausfuhr isländischer Ponies nach Schottland und England förmlich organisirt und zu diesem Zwecke zwei Dampfer eingerichtet, die im Laufe des Sommers bestimmte Fahrten nach Island unternehmen. Sein Schiff „Camoens" war es, das um die Zeit unserer Ankunft an der Westküste aufgefahren war und nach Schottland zurück mußte, um daselbst ausgebessert zu werden, während in Island eine große Menge Leute darauf warten, um über Leith (Edinburgh) und Glasgow nach Canada auszuwandern.

Die Kriegsschiffe auf der Rhede konnten uns natürlich nichts helfen, als daß sie die stille Landschaft etwas belebten. Passagiere nehmen sie keine mit, außer in wichtigen Ausnahmsfällen. Da war die „Diana", ein dänisches

Kanonenboot, der schon erwähnte französische „Dupleix", der ebenfalls französische „Allier" und endlich das österreichische Transportschiff „Pola", das aber völlig militärisch bemannt war.

Freitag den 13. Abends waren wir von unserm Ausflug wieder in Reykjavik angekommen. Ich benützte den folgenden Tag, um erstlich von den Strapazen etwas auszuruhen und dann mir etliche Notizen aufzuschreiben, wozu bei dem Ausflug selbst nicht immer die erwünschte Gelegenheit war. Meine Reisegefährten waren aber gleich wieder auf den Beinen und brachten mir am Nachmittag die Botschaft, daß sie auf der „Pola" gewesen wären: die Mannschaft würde Sonntag Morgens zum Gottesdienst kommen; man wünschte aber eine italienische Predigt, weil nur die Offiziere zum Theil Deutsche wären, die Matrosen sämmtlich aus Triest und Istrien. Es sei bereits zugesagt.

In Island meine erste italienische Predigt zu halten: das hätte ich nicht erwartet! Ich hatte wohl früher mit Italienern zusammengelebt und etwas in ihrer Sprache reden gelernt; aber das war schon über zehn Jahre her und die Gewohnheit längst verloren. Es galt indeß jetzt, aus der Noth eine Tugend zu machen, und so spazierte ich denn auf dem Hügel von Landakóti auf und ab und raffte im Angesicht der eisigen Snaefellsjokull und der übrigen nordischen Landschaft meine italienischen Erinnerungen zusammen, während meine Genossen sich Mühe gaben, die kleine Missionskapelle so schön als möglich zu zieren. Zum Unglück wurde ich noch durch einen Herrn J. gestört, der sich mir als isländischer Sprachmeister anbot und schließlich aufdrängen wollte, obwohl ich ihm versicherte, daß ich an einem Namensvetter von ihm, einem Candidatus der lutherischen Gottesgelehrtheit, schon einen Lehrer gefunden und diesen nicht wieder abweisen könne.

Am andern Morgen 10 Uhr kam die Schiffsmannschaft der „Pola" in Uniform, Zwei und Zwei, von der Stadt her den Hügel heraufmarschirt, stramme kräftige Gestalten mit martialischen Zügen, mit ihren schwarzen Haaren und den dunkeln, feurigen Augen, ein rechtes Gegenstück zu den meist blonden und rothbärtigen Insulanern des Nordens. Ihr Marsch durch die Stadt machte Aufsehen — es war seit vielen Jahren das erste öffentliche Lebenszeichen des Katholicismus. Ob das dem Polizisten von Reykjavik gefährlich erschien, oder ob er höhern Orts Ordre erhalten hatte, genug: dieses in seiner Art einzige und classische Wesen — die ärgste Schwätzbase der ganzen Stadt — kam mit einigen Isländern auch hinterher und wohnte dem Gottesdienst bei. Erst während meiner Anrede bemerkte ich ihn. Weil er von Allem kein Sterbenswort verstand, machte er ein so dummes Gesicht, daß er mich beinahe aus dem Context gebracht hätte. Wie ich nachher hörte, war auch der obenerwähnte Herr anwesend, der ein paar Brocken Italienisch wußte, so daß wir offenbar unter einer Art von Aufsicht standen.

Nach dem Gottesdienst besuchten uns die Herren Offiziere, deren liebenswürdige Gemüthlichkeit meiner alten Vorliebe für Österreich neue Nahrung gab. Der Commandant und der erste Schiffslieutenant waren Wiener, der Schiffsfähndrich ein Pole, der zweite Schiffslieutenant ein Tiroler, der

Schiffsarzt ein Oberösterreicher, der Schiffskassier und die Maschinisten wieder aus anderen Theilen der Monarchie — wackere Seeleute, fast mit allen Meeren bekannt und dabei die Herzlichkeit selber. Besonders war es Herr Schiffslieutenant B., der neben dem vielseitigsten Wissen einen unerschöpflichen Schatz des köstlichsten Humors entwickelte.

Die „Pola" war ein stattlicher Dampfer, 51 m lang, 9 m breit, Schraubenmaschine von 780 Pferdekraft. Sie hatte einige Monate früher eine naturwissenschaftliche Expedition nach der im Eismeere gelegenen Insel Jan Mayen gebracht und war nun unterwegs, dieselbe wieder abzuholen. Ausgerüstet war die Expedition auf Kosten des österreichischen Grafen Wilczek, eines freigebigen Gönners und Beförderers naturwissenschaftlicher Forschung. Sie stand in Verbindung mit anderen gleichzeitigen Forschungsreisen, welche in diesem Sommer sowohl in den Nordpolarländern als nach dem Südpol hin angestellt werden sollten. Das Hauptaugenmerk war dabei auf Physik, namentlich magnetische Beobachtungen gerichtet; nebenher sollten auch Zoologie, Botanik und Geologie, endlich dann die geographische Einzelforschung Berücksichtigung finden. Nur zwei dieser Expeditionen waren von Privatleuten ausgerüstet: die erwähnte auf Jan Mayen durch Graf Wilczek, und eine andere an der Mosselbay auf Spitzbergen durch einen Kaufmann P. Smith. Die anderen elf Stationen wurden auf Staatskosten unterhalten. Die Nordamerikaner wollten an zwei Punkten: Point Barrow und Lady Franklin Bay, Beobachtungen anstellen, die Dänen zu Godhaab in Westgrönland, die Norweger zu Bossekop bei Alten, die Russen an der Lenamündung und an der Möller-Bay auf Nowaja Semlja, die Holländer in Dicksonhafen, die Engländer zu Fort Simpson in Canada, deutsche Forscher an der Ostküste von Grönland und in dem antarktischen Südgeorgien, französische endlich am Cap Hoorn. Eine Broschüre, welche mir Schiffslieutenant B. mittheilte, entwickelte sowohl den Plan des ganzen Unternehmens als auch die Organisation der österreichischen Expedition bis in die kleinsten Einzelheiten hinein. Selbst der Küchenzettel war für jeden Tag der Woche bis auf das letzte Zugemüse gedruckt, die eisernen Hütten der Forscher in Jan Mayen genau beschrieben und sanitärische Maßregeln für den Aufenthalt daselbst sorgfältig entwickelt. Sollte es der „Pola" nicht gelingen, bis zur festgesetzten Zeit nach Jan Mayen vorzudringen, so sollten die Mitglieder der Expedition versuchen, sich auf ihren Booten an das nächste europäische Gestade durchzuschlagen. Was ein Winter auf Jan Mayen zu bedeuten haben möchte, das war aus einem Anhang der Broschüre zu ersehen, in welchem das Tagebuch von sieben holländischen Seeleuten mitgetheilt wurde, welche im Winter von 1633 auf 1634 daselbst ihren Tod fanden.

Der Commandant war Outgert Jacobsson von Grootenbroek, Schiffsschreiber Adrian Martin Carman von Schiedam, Schiffskoch Thanniß Thannißson von Schermerhem, die Übrigen Dirk Petersson von Veenhuysen, Peter Petersson von Haarlem, Sebastian Gyse aus Delftshaven und Gerrit Beautin aus Brügge. Das Tagebuch, gar verständig, schlicht und fromm geschrieben, reichte vom 26. August 1633 bis zum 30. April 1634, an welchem

der letzte der sieben Mann starb. Das ganze Tagebuch, namentlich aber der Schluß, rührte mich sehr, und ich konnte nicht umhin, mir den letztern zu notiren.

„Am 23. (April) blies derselbe Wind mit leichtem Regen. Wir waren um diese Zeit zu einem bejammernswerthen Zustand herabgekommen, da außer mir keiner von uns allen sich selbst, geschweige denn einem Andern helfen konnte, so daß die ganze Bürde auf meinen Schultern lag; ich erfülle meine Pflicht, so gut ich kann und so lange es Gott gefällt, mir Kraft zu verleihen. Ich gehe jetzt, unserm Commandanten auf seine Bitte aus der Koje zu helfen, weil er, eben mit dem Tode ringend, durch diesen Wechsel seine Pein zu erleichtern hofft. Die Nacht war dunkel und der Wind wie zuvor. — Am 24. waren Tag und Nacht bewölkt, der Wind aus Süd, der auch am 25. mit etwas Sonnenschein anhielt. An der Nordseite erstreckte sich das Eis vom Strande beiläufig eine halbe Meile seewärts, an der Südseite derselben Bucht war jedoch kein Eis zu sehen. Wir sahen viele Walfische. Die Nacht war dunkel und mit steifem Nordwest. Das Eis drängte näher zum Ufer, doch blieb noch immer ein guter Streifen Wasser zwischen Land und Eis. Wind und Wetter wie zuvor. — Der 26. war ein ruhiger, aber bewölkter Tag, die Nacht schön, der Wind aus West. — Am 27. war Thauwetter; an diesem Tage tödteten wir unsern Hund aus Mangel an frischen Lebensmitteln. Die Nacht war bewölkt, doch ohne Regen, der Wind aus Ost, der auch am 28. mit bewölktem Himmel anhielt. Das Eis wurde während dieses Tages nach See außer Sicht getragen. Die Nacht war bewölkt, mit steifem Nordwind. — Am 29. Wind und Wetter wie zuvor, doch setzte der Wind Nachts steif aus Nordost ein. — Der 30. war ein klarer, sonniger Tag mit demselben Wind."

So notirte der wackere Seemann Wind und Wetter, bis der Tod ihm seinen Stift aus den Händen riß — und die einsame Insel nur mehr Leichen beherbergte. Walfischfänger aus Zeeland fanden am 4. Juni 1634 die sieben Leichen und begruben sie. Der Eine hatte etwas Käs und Brod neben sich, ein Anderer eine Salbbüchse, der Dritte sein Gebetbuch.

Die „Pola" war von der irischen Küste (Galway) aus Ende Juni bereits ziemlich nahe an die Insel Jan Mayen gekommen, konnte aber des Eises wegen nicht weiter dringen und hatte sich deßhalb auf die Rhede von Reykjavik zurückgezogen, um eine günstigere Zeit abzuwarten.

Obwohl es unter der dänisch-isländischen Bevölkerung von Reykjavik keine Katholiken gab, so hatte P. von Geyr doch beschlossen, einen dänischen Nachmittagsgottesdienst, d. h. eine Predigt nebst Gebet zu halten, und einigen Bekannten das mitgetheilt. Wie ein Lauffeuer muß die Nachricht davon in dem ganzen Kleinstädtchen herumgegangen sein. Denn gegen 5 Uhr kam eine ganze Menge Leute den Hügel hinauf, Männer, Weiber und Kinder, als ob bei uns droben eine richtige Stadtpfarrkirche wäre. Das kleine Kapellchen war bald gefüllt. An der Thüre drängten sich die Leute, und als hinterher auch viele vornehmere und angesehenere Herren und Damen, theils von unserer Reisegesellschaft, theils sonst mit uns bekannt geworden, sich einfanden, da

blieb nichts übrig, als sie durch's Haus in das Chor der kleinen Kapelle zu führen, bis der letzte Platz besetzt war. Endlich wurden noch die Fensterchen ausgehoben, damit auch die Außenstehenden hören könnten.

Mir kam die Sache etwas wunderbar vor — ein katholischer Gottesdienst für lauter Protestanten! Es war indeß Alles in bester Ordnung. Der katholische Priester kann über seine Sendung nicht im Zweifel sein, in Island ist Glaubensfreiheit — und die vielen Leute kamen alle von selbst, sei es nun, daß Manche bloße Neugier herbeigelockt, sei es, daß Viele in wirklich religiöser Absicht Gott zu verehren und sich an einem frommen Vortrag zu erbauen wünschten. Daß letztere Stimmung vorherrschte, war kaum zu bezweifeln. Über eine Stunde lang wurde der katholische „Pastor" in ehrerbietiger Stille, würdiger Haltung und mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört. Er predigte von der Liebe Gottes, und zwar durchaus nicht in jenem süßelnden Gefühlston, durch welchen manchmal Toleranzapostel alle Kirchen in einen Schafstall zu verwandeln suchen, sondern ganz correct und gründlich katholisch, wie es beim hl. Thomas zu lesen ist. Das gerade aber scheint den Leuten sehr gefallen zu haben. Mehrere, sowohl von den einfachen und ärmeren, als auch von den augenscheinlich angeseheneren, kamen nach vollendetem Gottesdienst, um uns zu grüßen, drückten uns die Hand und sprachen in ungesucht herzlicher Weise ihren Dank aus. Einige ließen sich die Bedeutung des Altars, des Altarschmuckes, der Heiligenbilder erklären; andere sprachen später sowohl vor uns als auch vor Andern ganz offen aus, sie hätten schon lang keine so schöne und anziehende Predigt zu hören bekommen.

Störung fiel nicht die mindeste vor. Häufig zu husten, zu räuspern und auf den Boden zu spucken, ist eine üble Angewöhnung, welche sich die Isländer auch in ihren eigenen Kirchen zu Schulden kommen lassen, und wozu das Klima, sowie auch die vielverbreitete Sitte des Tabakkauens und Schnupfens beitragen mag.

Als sich die Menge verlaufen hatte und wir gemüthlich in unserm Stübchen beisammensaßen, zeigte sich wiederholt ein älterer Mann am Fenster, schaute herein und ging dann wieder um's Haus herum. Er hatte die kräftigen Züge eines Bauern, war aber gut gekleidet, fast wie ein Herr. Ich ging zu ihm hinaus und fragte ihn, was er wünschte. Er sagte, er sei früher oft in diesem Hause gewesen und habe den Missionär, Herrn Baudoin, wohl gekannt, der sei ein tüchtiger Mann gewesen; deßhalb möchte er uns auch gerne besuchen und kennen lernen. Ich lud ihn ein, einzutreten, und obwohl er nicht viel Dänisch und wir nicht viel Isländisch wußten, kam doch noch eine erträgliche Conversation zu Stande, und wir wurden bald gute Freunde. Der Mann war wirklich ein reicher Bauer aus dem Nordlande und hieß Ásgeir Einarsson, war aber zugleich einer der einflußreichsten Patrioten, þingmaður Strandasýslu, Abgeordneter des Strandasyssel und eines der sechs Senatsmitglieder, welche das Volk zu wählen hat. Seine kräftigen, schwieligen Hände bekundeten, daß er aus eigener Erfahrung über die Grundlagen aller Nationalökonomie zu reden wußte; seine Reden aber

verriethen einen sehr klugen, praktischen Sinn und kernig-wackere Gesinnung und politisches Verständniß genug, um gegen die Theoretiker und Projectmacher am Thing die wirklichen Volksinteressen geltend zu machen. Er erinnerte mich in Allem an die schweizerischen Volksabgeordneten, wie ich sie in meiner Jugend gesehen, als noch nicht so stark in Aktien gehandelt wurde und so ein wackerer Bauer in der Wagschale der Politik und Gerechtigkeit die papierenen Stadtherren nicht selten überwog. Nur hatte der Mann das stramme Wesen der Skandinavier.

Volk! Volk! Was ist eigentlich das Volk, seitdem die Nation, d. h. die sogen. „Gebildeten" oder das Kapital, den ganzen Nähr- und Arbeiterstand sich botmäßig und unterthänig gemacht hat?

Genug, das war jedenfalls einmal ein Mann aus dem Volke. Er hatte noch ganz das Gepräge der guten, alten Zeit. Die Lieblingsidee und das Hauptwerk seines Lebens war ein Kirchenbau — und zwar zum größten Theil auf seine Kosten. Er fing gleich davon zu reden an. Als er im Jahre 1860 sich zu Thingeyrar am Hunaflói (im Nordlande) niederließ, fand er dort nur eine elende torfkirkja, d. h. eine gleich den gewöhnlichen Häuschen aus Stein und Rasen aufgeschichtete Kirche, im jämmerlichsten Zustande, dem Verfalle nahe. Anstatt sie durch eine getheerte Holzkirche zu ersetzen, wie sie jetzt in Island allgemein sind, faßte er den kühnen Plan, oben auf einem Hügel, sichtbar für sieben Gemeinden, eine regelrecht mit Mörtel gemauerte Steinkirche zu bauen, die eine Zierde für das ganze Nordland sein sollte. 1864 wurde der Bau begonnen. Unter nicht geringen Schwierigkeiten brachte er ihn nach 13 Jahren endlich zur Vollendung, und am 15. sunnudag eptir Trinitatis, am 9. September 1877, wurde das Kirchlein eingeweiht. Es ist etwa 12,5 m lang, 6,2 m breit und mit dem Thurm etwa 9 m hoch, außen und innen wohl verputzt, innen sogar ausgemalt und das Gewölbe mit 1500 goldenen Sternen geziert; auch Altar, Chorgitter und Kanzel wurden fein ausgemalt.

Der ganze Bau kam auf 16 000 Kroner (20 000 Mark), wovon der Erbauer 10 000 Kroner (11 250 Mark) beitrug, für das arme Land eine außerordentlich große Summe. Der Mann hatte für alles, was die Kirche und den Gottesdienst betraf, einen wahrhaft bewundernswerthen Eifer. Für alle einzelnen Theile des Baues bot er die besten Werkmeister auf, die zu haben waren, auch wenn er sie weither kommen lassen mußte. Alles beschrieb er mir und brachte mir hernach sogar eine gedruckte Beschreibung, an welche sich die Kirchweihpredigt des Propstes Jacob Briem (von Hruni) anreihte und eine religiöse Rede, welche Ásgeir Einarsson selbst im Anschluß an dieselbe gehalten hatte. Es war durchaus nicht, wie ich erwartet hatte, eine profane Rede, welche das Kirchweihfest etwa nach seinen weltlichen Beziehungen hin besprach, sondern eine vollständige zweite Predigt, welche, mit dem Sündenfall anhebend, in einigen schlichten Zügen den Heilsplan Gottes bis auf Christus auseinandersetzte und mit der Würde und Erhabenheit der christlichen Gottesverehrung in Verbindung brachte. Viele der schönsten Mahnworte Christi zum Gebet, zur Wachsamkeit, zum Dienste Gottes waren nicht

nur mit bibelfester Richtigkeit angeführt, sondern auch auf das Ganze sehr schön und passend bezogen. Zum Schlusse sagte er:

„Ist das Alles nicht hocherfreulich für einen Christen im Hause Gottes? Ist es bedeutungslos, wenn der Lehrer des Gotteswortes die christliche Gemeinde segnet und den Herrn bittet, mit ihr zu sein, und wenn der Diener im Namen der Gemeinde antwortet: ‚Und mit deinem Geiste'? Ist es nicht würdig, daß das Haus, worin solche Dinge sich vollziehen, schöner sei als unsere armen werktäglichen Wohnungen? Sollten Christenleute hinter den Heiden zurückstehen, welche ihre Tempel schmückten und darin todte, machtlose Wesen anbeteten und verehrten? Aber die Christen kennen und beten den einzigen, wahren, lebendigen Gott an. Wer wäre mehr verpflichtet, dem Vater der Barmherzigkeiten ein Zeichen des Dankes zu geben dafür, daß wir in sein heiliges Haus kommen dürfen, als wir Isländer, die wir mit dankbarem Herzen singen können: ‚Hier zu Christi Heiligthum können frei wir wallen', wenn wir hören, daß andere christliche Kirchen Verfolgungen und den grausamsten Tod leiden müssen, weil sie an denselben einigen und wahren Gott glauben und ihn anbeten, den wir anbeten?"

Wohl das Meiste hätte auch ein katholischer Festredner in eine Kirchweihpredigt aufnehmen können. Es war wie ein Nachhall aus einer bessern Zeit, und an der Redlichkeit und Aufrichtigkeit des schlichten, einfachen Mannes war kein Zweifel möglich.

Mit der lutherischen Geistlichkeit schien Ásgeir im Allgemeinen nicht sehr zufrieden. Er erzählte, daß vom Volk aus eine Gesetzesvorlage gemacht worden sei, nach welcher fürder die Gemeinden ihre Seelsorger selbst erwählen könnten, die Regierung sei aber dagegen; Bischof Pjéturssson wäre in seiner Eigenschaft als Bischof wohl für die Vorlage, werde aber als Regierungsmann sich dagegen stellen müssen; die Vorlage sei jetzt zur dritten Lesung im Oberhaus (efri deild) und werde dann erst zur Berathung an's Unterhaus gelangen. Die Veranlassung zu dem Gesetzesvorschlag boten verschiedene Ausschreitungen, welche Einarsson mit einem zwar sehr kräftigen, aber nicht eben parlamentarischen Ausdruck bezeichnete. Was das Project einer Creditbank betraf, das beim Althing berathen wurde, wußte er noch nichts Bestimmtes; er erklärte nur, die Ansichten darüber seien sehr getheilt.

20. Juli.

Nach dem gemüthlichen Sonntag fühlte ich mich in Reykjavik ganz wie zu Hause. An der Kapelle waren die nöthigsten Reparaturen gleich vorgenommen worden. Durch wiederholtes Scheuern und Benützung des vorhandenen Schmuckes gewann sie ein ganz freundliches Ansehen. Wir konnten jetzt das Sanctissimum darin aufbewahren, hatten unsere zwei täglichen Messen und beobachteten annähernd unsere gewohnte Tagesordnung. Für unser Essen war im Hause gesorgt, und war die Kost auch bisweilen etwas einförmig und schmal, so würzte sie um so mehr allerlei Heiterkeit. Meine beiden Freunde warfen sich auf naturhistorische Liebhabereien, durchstreiften die ganze Umgegend zu Land und Wasser, während ich still für mich Isländisch studirte.

Daneben entspann sich ein freundlicher Verkehr sowohl mit verschiedenen Isländern, als auch fremden Kaufleuten und den Offizieren der „Pola", welche sogar so freundlich waren, uns zu einem glänzenden Dejeuner auf ihrem Schiffe einzuladen. Ein Soldat brachte unter militärischem Gruße das Einladungsbillet. Auf die bestimmte Stunde lag am Strand ein wohlbemanntes Boot bereit. Auf Commando und im schönsten Tacte wurden wir an Bord des Dampfers gebracht, der ziemlich weit auf der Rhede draußen ankerte. Wir wurden aufgenommen wie liebe alte Bekannte, und da die Herren sämmtlich ein gutes Stück der bewohnten Erde gesehen hatten, so war die Unterhaltung überaus interessant.

An einem der nächsten Tage mietheten sich meine zwei Genossen ein Boot, um in der Bucht von Reykjavik Meerpflanzen und Seethiere zu sammeln. Sie kamen nach etlichen Stunden unwohl und halb erfroren nach Hause. Die Temperatur war seit unserer Rückkehr fast etwas winterlich und ließ es sehr begreiflich erscheinen, daß die Nordküste nach Grönland hinüber noch voll Eis war. Die Bucht von Reykjavik aber liegt sehr offen und macht die meisten Wogentänze der hohen See mit. Mit ihrer Ausbeute waren meine Freunde indeß zufrieden. Sie brachten zwei große Blechkübel voll unterseeischer Wesen mit: Tange, Seealgen, Muscheln, Krebse, Seesterne und Seeigel. Noch lebendig und in ihren ursprünglichen Farben machte das bunte Gewimmel einen recht phantastischen Eindruck. P. von Geyr belobte besonders einen kleinen Fadenkrebs, den er bisher noch nicht in seiner Sammlung hatte. Mir aber gefielen am besten die blumenartigen, schön gezeichneten Seeigel, von denen einer röthlich-violett, die andern prächtig grün waren. Es war wunderlich zu denken, wie der Meeresgrund bis in die Regionen des ewigen Eises hinein einen farbenschönen Zaubergarten darstellt und die seltsamsten Geschöpfe in unabsehbaren Mengen und unerschöpflicher Fruchtbarkeit durcheinander wimmeln.

Während meine Freunde sich an den Schätzen der Meereswelt erfreuten, war mir die „Lilja", das mittelalterliche Madonnenlied des isländischen Augustiners Eystein Asgrimsson in die Hände gefallen und bereitete mir nicht geringeres Vergnügen. Sie war mir früher einmal von einem Freunde zugestellt worden mit der Aufforderung, sie metrisch zu übersetzen. Damals kam mir aber das Isländische so wildfremd und schwierig vor, daß ich nichts davon wissen wollte. Jetzt freute ich mich doch, in dem fernen Eiland etwas Katholisches zu finden, und ich ließ es mich nicht verdrießen, durch die harte Schale linguistischer Schwierigkeiten in den Kern dieser merkwürdigen Dichtung einzudringen.

Von den handschriftlichen Reichthümern des Mittelalters besitzt Reykjavik und Island selbst nur noch einige wenige Reste. Nachdem nämlich schon der Isländer Thormodd Torfason (Torfaeus genannt) um das Jahr 1660 durch verschiedene Übersetzungen das Interesse der Dänen für die alt-isländische Literatur geweckt hatte, wurde er selbst nach Island gesandt, um dort historische Forschungen anzustellen, und brachte denn auch eine Anzahl Handschriften mit nach Kopenhagen. Doch das war nur, um den Appetit zu reizen. Gegen

Ende des Jahrhunderts wurde nämlich ein anderer Isländer, Arni Magnusson, von Kopenhagen aus in Matricularangelegenheiten nach seiner Heimath gesandt und benützte einen fast zehnjährigen Aufenthalt daselbst zu dem Zwecke, einfach ganz Island antiquarisch auszuplündern. Eine königliche Vollmacht beauftragte ihn, Alles einzusammeln, was die Isländer von alten Handschriften besäßen. Er ließ es aber nicht dabei bewenden, etwa einen Aufruf in diesem Sinne zu erlassen, sondern durchwanderte die ganze Insel von Gehöft zu Gehöft und sackte Alles ein, was er nur eben auftreiben konnte. So brachte er die merkwürdigste und kostbarste Sammlung zusammen, welche Skandinavien je besessen hat. Mit ihr zog gleichsam das letzte Erbgut Islands nach Kopenhagen: die herrlichen Documente seiner katholischen Vorzeit. Eine Feuersbrunst verzehrte schon 1728 über zwei Drittel dieser in ihrer Art einzigen Bibliothek. Was davon gerettet wurde, bildet jetzt als die sogen. „Arnamagnäische Sammlung" den werthvollsten Schatz der Universitätsbibliothek in Kopenhagen. Nur zerstreute Reste, die denselben ergänzen, finden sich in Upsala, Stockholm, Christiania und auf Island selbst. So sah ich in der Antiquitätensammlung zu Reykjavik noch z. B. ein vereinzeltes schönes Blatt aus einer Handschrift der Niálssaga, ein anderes aus dem sogen. Hanksbók und eine Urkunde des letzten katholischen Bischofs von Hólar, Jón Arason — stille, aber beredte Zeugen, wie unverantwortlich das arme Land von den Dänen nach jeder Richtung hin ausgeplündert worden ist.

Dieses kleine Museum, welches sich im obern Stock des neuen Althingshauses befindet, ist überhaupt das Interessanteste, was es für einen Katholiken in Reykjavik gibt, das Einzige, was noch an die alte, katholische Zeit erinnert. Die ausgestellten Gegenstände zerfallen in drei Hauptgruppen: 1) Alterthümer aus vorchristlicher Zeit, 2) Paramente und Schmucksachen aus dem Mittelalter, 3) Kleidertrachten und Hausrath aus der neuern Zeit. Das Augenfälligste der ersten Gruppe war eigentlich kein Alterthum, sondern bloß ein ganz neues Modell eines Alterthums, das nicht einmal nach Island gehörte. Denn es stellte ein Vikingerschiff dar, das 1880 im Sandefjord in Norwegen ausgegraben wurde und sich nunmehr im ethnographischen Museum zu Christiania befindet. Das Original wird dem 9. Jahrhundert zugeschrieben, was indeß keineswegs feststeht. Die artige Copie en miniature soll 500 Kr. (612 Mark) gekostet haben. Neben diesem Vikingerschiff von noch fraglichem Datum ist aus vorchristlicher Zeit nichts zu sehen, als einige rohe Waffen, Menschen- und Pferdeknochen. Alles Suchen und Graben nach urskandinavischer und urgermanischer Civilisation scheint nahezu erfolglos geblieben zu sein. Kunst und höhere Bildung ist in Island erst mit dem Christenthum eingezogen.

Im Vergleich zu unseren continentalen Museen würde auch die zweite, kirchliche Gruppe der Sammlung sehr arm zu nennen sein; allein wenn man aus dem Innern des Landes, seinen rauchigen Gehöften, seinen getheerten und schmucklosen Holzkirchen und seinen öden Lavafeldern daherkömmt, so wird man sich billig wundern, so viel religiöse Kunstsachen beisammen zu

finden. Es ist kein Zweifel — es hat in Island früher ganz anders ausgesehen. Da war ein großes geschnitztes Crucifix, das zur Zeit der Glaubenstrennung in einer Höhle versteckt, später von einem Kinde aufgefunden wurde; da waren Altartafeln mit gut gemalten Passionsbildern und der Inschrift: Sic Christus captus est, aus dem Kloster von Reynisstaðir; da waren Altarantipendien mit prachtvollen Arabesken in Gold auf grünem Grunde, aus der Kathedrale von Skálholt; da waren zahlreiche geschnitzte Crucifixe und Heiligenstatuen aus den verschiedensten Landestheilen. Auf einem Priesterornat von 1500 hoben sich die Gottesmutter, der hl. Petrus und Andreas fein auf blauem Grunde gestickt hervor; ein altes Triptychon byzantinischen Ursprungs, Christus, Maria und St. Johannes darstellend, trug die Namen in griechischen Buchstaben daneben; ein liebliches Bild der Verkündigung war fein in Gold und Perlen ausgeführt, ein anderes Madonnenbild hatte die Inschrift: Ave sanctissima Maria, mater Dei et regina coeli, libera me ab omnibus malis. Da waren ferner zwei artige Elfenbeinsculpturen, Maria mit dem Gotteskinde, aus dem 10. oder 11. Jahrhundert; da war ein Christusbild aus dem 14. Jahrhundert; da war das liebe, gemüthliche Bild der heiligen Mutter Anna mit Maria und dem Jesukind, aus einer Ortschaft der Westküste. Die Copie einer Kirchthüre aus Valþjófsstaðr aus dem 12. Jahrhundert, deren Original sich in Kopenhagen befindet, stellte die Geschichte des hl. Georg dar. Meßgewänder in allen Farben: schwarze, rothe, grüne, auch mehrfarbige, erinnerten an das heilige Opfer; ein Triptychon, das die heiligste Dreifaltigkeit vorstellte mit zwei Engeln, welche anbetend davor knieten, versinnbildete das höchste Geheimniß des Glaubens; eine Kanzel, an der Petrus die Schlüssel führte und Maria der Schlange den Kopf zertrat, bezeichnete den Gegensatz der früheren zu der jetzigen Predigt. Da waren drei bischöfliche Kreuze an kostbaren Ketten; da waren fein gewirkte Kirchenteppiche in bunten Farben und mit geschmackvoller Zeichnung; da waren Taufbecken, Weihwasserkessel, Lavabo-Gefäße in der Form von Löwen; Blätter aus alten Gradualen und Missalen. Kurz und gut: Island war vor vier Jahrhunderten nicht das traurige, melancholische, farb- und formlose Land, das es heute ist. Es beherbergte in seinen Kirchen die lebensfrohe Kunstfülle des katholischen Cultus. Mit dem sacramentalen Christus war die liebe Mutter Gottes und die ganze Schaar der Heiligen bei ihm eingezogen, und der Aermste konnte sich des Sonntags an dem herrlichen Schmucke freuen, der die höchsten und fruchtbarsten Ideen der Religion zur Darstellung brachte.

Island hatte Kirchen, Klöster, Altäre, Bischöfe, Aebte, katholischen Cultus, katholische Kunst. Den bösen Römlingen fiel es nicht ein, den Insulanern etwas von dem wegzunehmen, was sie in ihrer nordischen Einsamkeit dem harten Boden oder dem noch härtern Klima abgetrotzt. Kostbare Gefäße, prachtvolle Gewänder, Wein und Weizen brachte schon das Bedürfniß der heiligen Messe zu ihnen hinüber. Der Kunstfleiß in Deutschland, Frankreich und Skandinavien regte auch sie zur Kunstthätigkeit und zur Kunstliebe an. Welche Wohlthat für ein Volk, das oft das halbe Jahr durch Eis und Sturm von den andern Völkern der Erde abgeschnitten war! Kam es doch

vor, daß die heilige Messe zeitweilig nicht gefeiert werden konnte, weil der nöthige Wein in Folge von Sturm und Unwetter nicht von Norwegen nach Island gelangen konnte. Das war indeß ein Ausnahmsfall. In gewöhnlichen Jahresläuften herrschte der regste Verkehr zwischen dem Clerus von Norwegen mit jenem von Island, und auf diesem Wege war die Insel stets in lebensvoller Einigung mit der katholischen Kirche. Finn Jónsson theilt in seiner Kirchengeschichte (Per. 3. Sect. 3. cap. 3.) einen Brief des Bischofs Hakon von Bergen, eines Dominicaners, an den Bischof Jón Hallthórsson in Skálholt vom Jahre 1338 mit, der diesen Verkehr auf's Gemüthlichste zeichnet. Hakon entschuldigt sich, daß er dießmal keinen guten Wein schicken könne, weil von Flandern und England keiner eingetroffen sei; in Ermangelung eines bessern schicke er ihm wenigstens Rheinwein, vinum de Rheno, ok þó þöyghi gott, nicht besonders gut. Dazu schickte er ihm kostbare Seidenstoffe und eine Büchse Ingwerbrod, besorgte verschiedene Aufträge, richtete Grüße aus, gab die neuesten Nachrichten aus Italien und verhandelte endlich wegen Jurisdictionsangelegenheiten, in welchen er dem isländischen Prälaten die größte Aufmerksamkeit zollte. Dieser Brief steht nicht vereinzelt da. Durch die katholische Kirche war Island in einen Lebensverband mit dem übrigen Europa gesetzt, den keine Staatsgewalt und keine Handelsgesellschaft später ersetzen konnte. Von ihm abgeschnitten, fiel es dem Eigennutz weltlicher Machthaber anheim.

Daß die Profankunst von der religiösen ihre mächtigste Anregung erhielt, liegt in der Natur der Sache. Auch daran erinnerte das kleine Museum von Reykjavik, das man als einen unbedeutenden Überrest der Kunstschätze betrachten kann, welche die sogen. „Reformation" in Island zerstört hat. Das Prachtstück dieser Art war der Thron eines isländischen Höfðingi, d. h. eines mächtigen und angesehenen Grundbesitzers aus dem 12. Jahrhundert. Er war aus Holz geschnitzt. Die Schnitzereien bestanden zum Theil aus den in ganz Skandinavien beliebten Schlinggewinden, die oft mit Drachenfiguren verbunden sind, zum Theil aber aus Menschen- und Thierfiguren, welche ein Vorkommniß aus irgend einer Sage bedeuten mochten. Ächt isländisch waren jedenfalls die Reiterfiguren mit den kleinen Ponies, welche die Tragsäulen des Thrones schmückten; die Herrschaft des katholischen Glaubens aber verrieth sich in dem Namen Jesu, der in der Mitte den Rand des Thrones schmückte. Als Devise der christlich-germanischen Kunst stand er triumphirend zwischen einer phantastischen Drachenfigur, dem Symbol des alten Heidenthums, und einer sagenhaften Kampfscene, dem Symbol des Profanlebens, jenes besiegend, dieses heiligend. Ein anderes Prachtstück der Sammlung war ein feingeschnitztes Trinkhorn, das zwischen ornamentalen Thierfiguren religiöse Darstellungen aufwies: Adam und Eva, das Lamm Gottes und Christus am Kreuze. Unter den zierlichen Schmucksachen, Frauengürteln, Halsketten, Halsgehängen entbehrten gerade die schönsten und kunstvollsten der religiösen Weihe nicht: am Schloß des Gürtels oder auf der Medaille zeigte sich am häufigsten ein Kreuzbild.

Abgerissen von ihrer religiösen Weihe, sank die Kleinkunst zum bloßen

Dienst der Eitelkeit herab. Die Technik der Filigranarbeit und die Teppichweberei, in welcher die Isländerinnen es zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatten, ging zwar nicht verloren, hatte aber nichts Ideales mehr, an die sie sich anklammern konnte. Ähnlich war es mit der Holzschnitzerei, in welcher die Isländer recht Gutes leisteten. Der Name Jesu oder ein Bibelspruch erscheint noch da und dort auf einem Schrank (so auf einem von 1672); doch die Kunst strebt weiter nichts mehr an, als gefällige Zier des häuslichen Lebens. So ist denn die letzte Gruppe der Sammlung ein buntes Durcheinander von Hausrath und Kleidern; geschnitzte Bettstellen, Schränke, Schachteln, Dosen; gestickte Frauenkleider, Schleier, Decken, Teppiche, Gürtel, Halsgehänge; Sättel, Pferdegeschirre u. s. w.

Wie die Isländer überhaupt ein reiches Gemüth und viel Phantasie haben, meist geborene Poeten sind, so zeigt sich in diesen kleinen Kunstgebilden nicht selten ein schöpferischer Kunstsinn und guter Geschmack. Das Originellste, was sie aber aus der alten Zeit zu sich herübergerettet haben, das ist der Brautschmuck ihrer Frauen. Das Museum gibt mehrere vollständige Proben davon aus dem vorigen Jahrhundert. Einer unserer frühern Reisegefährten, Herr Eirikur Briem, Mitglied des Althing, hatte später die Güte, uns zwei seiner Verwandten in der höchst kleidsamen, geschmackvollen und bescheidenen Tracht vorzustellen.

Das Kleid ist aus einheimischem Wollstoff, der sich sowohl durch Feinheit des Gewebes, als die kräftige, volle schwarze Färbung auszeichnet. Oben schließt es sich knapp bis an den Hals an, wie die engen Ärmel bis an die Handgelenke; von der Taille dagegen fällt es in reichen kleinen Falten auf die Füße. Um den Hals, um den Rand der Ärmel und von der Mitte des Halses vorn bis auf den untern Saum zieht sich ein etwa zwei Finger breites Sammetband, das mit echtem Silber gestickt ist. Die Zeichnung ist meist eine Guirlande von Eichenlaub, also ganz echt germanisch. Um den untern Saum des Kleides zieht sich eine viel breitere Stickerei, Eichenlaub oder phantastische Kranzgewinde, in grüner Farbe. Der Gürtel, etwa zwei Finger breit, ist bei reicheren Leuten von echtem Silber, mit geschmackvoller, leichter Ornamentation; das Schloß vorn in der Mitte war früher meist mit einem Kreuzbilde geschmückt. Die Kopfbedeckung bildet ein aus sehr leichtem, aber steifem Stoff gefertigter Helm, der mit Nadeln im Haar befestigt wird; unten rund um die Stirn läuft ein schmales schwarzes Band, jetzt gewöhnlich aus Sammet, mit zwölf Silbersternen geziert. Auf dem Helm ist der feine, weiße Brautschleier so befestigt, daß er nur die Umrisse des Helmes durchschimmern läßt, und an demselben, vorn sich theilend, über die Schultern bis über den Gürtel niederwallt. Das einfach schwarze Kleid, der schöne Schleier, der reiche, solide Silberschmuck, das blitzende Sterndiadem, der ätherische Helm und die reichen Gold- und Silbergeschmeide um den Hals vereinigen sich zu einem wahrhaft fürstlichen Schmucke. Die isländische Braut sieht darin wirklich wie eine kleine Königin aus. Gürtel und Geschmeide sind gewöhnlich Familienerbstücke, die durch eine lange Reihe von Geschlechtern sich fortgeerbt haben und zugleich an die religiöse Weihe der Ehe und den geistigen Schatz der

Familienüberlieferung gemahnen. Und so ist denn dieses Hochzeitsgewand ein gar schöner Überrest einer bessern, ruhmreichen und poesievollen Vergangenheit. Es ist fast das Einzige, was das Volksleben noch aus der lebendigen Formen- und Farbenfülle des Mittelalters gerettet hat, und man begreift leicht, wie den isländischen Patrioten und Dichtern nicht selten das freundliche, majestätische Bild der isländischen Braut mit der allegorischen Heldenfigur ihrer Isafold zusammenfließt, und Heimathlied und Minnesang, wie einst im Mittelalter, sich gemüthlich durchdringen. Einen Ersatz für das frühere religiöse Leben vermag eine solche Reminiscenz freilich nicht zu bieten. Ist der Brauttag vorüber, so verschwindet gar oft Helm und Stern, Schleier und Silbergürtel in einer armseligen Truhe, und zwischen Stockfischbündeln, Butterfaß und rußigem Kochgeschirr lebt die romantische Königin des Brauttages als Magd und Bäuerin, vielgeplagt und reich an Mühen und Entsagungen, besonders wenn der Mann, wie es in Island oft der Fall ist, sich dem Schnapstrinken ergibt.

23. Juli.

Den Sonntag (22. Juli) feierten wir wieder ganz wie den Sonntag zuvor. Um neun Uhr erschien die Mannschaft der „Pola" in Reih und Glied, von sämmtlichen Offizieren begleitet, mit Ausnahme desjenigen, der das Commando an Bord hatte. Ich las ihnen die heilige Messe und hielt nach dem Evangelium wieder eine kleine italienische Anrede über die Nothwendigkeit der hauptsächlichsten religiösen Pflichten, besonders des Gebetes, für einen Seemann, der so viel Strapazen durchzumachen und so manchen Gefahren die Stirn zu bieten hat. Ich erwähnte dabei der sieben Holländer, die in Jan Mayen ihren Tod gefunden hatten, und wie derjenige, der beim Sterben das Gebetbuch neben sich liegen hatte, es jetzt gewiß nicht bereuen werde. Die wackeren Matrosen hörten mir aufmerksam zu und wohnten, wie mir P. von Geyr sagte, recht andächtig der heiligen Messe bei. Nachmittags fünf Uhr hielt mein Confrater wieder eine dänische Predigt, zu der sich dießmal noch mehr Leute einfanden, darunter mehrere der angesehensten Herren und Frauen von Reykjavik und einige Mitglieder des Althing. Der Polizist kam dießmal nicht mehr, dagegen sagte man uns, Bischof Pjétursson sei selbst unterwegs gewesen, wahrscheinlich nicht, um der Predigt beizuwohnen, sondern um ein wenig zuzusehen, wer von seinen Schäfchen sich in die augenscheinliche Gefahr der römischen Knechtschaft begebe. Die Predigt, welche eine gute Stunde dauerte, wurde abermal mit sichtlicher Befriedigung und Andacht angehört. Nachher erfolgten wieder die herzlichsten Danksagungen und offene Aufforderungen, mit den Predigten ja fortzufahren: ein Zeichen, daß es an religiösem Interesse nicht fehlt, und daß eine geregelte Missionsthätigkeit wohl einigen Erfolg versprechen dürfte.

Über den ersten Missionsversuch hier gelang es mir nur einige abgerissene Notizen zusammenzuraffen, theils aus zerstreuten Papieren, welche sich in dem Missionshaus fanden, theils aus Angaben von Isländern, mit welchen ich nach und nach bekannt ward.

Der erste katholische Priester, welcher, nach dem Sieg der neuen Lehre, d. h. seit 1550, sich wieder in Island niederließ, war, wie ich früher erwähnte, Abbé Baudoin, ein Franzose, aus Rheims oder der Umgegend gebürtig. Wo er studirt, konnte ich nicht herausbringen; aber ein Heftchen von Lesefrüchten, welches er sich schon als Seminarist 1853 angelegt hatte, zeigte, daß er schon früh daran dachte, sich den Missionen zu widmen, und daß er sich über die Erfordernisse des apostolischen Wirkens — wahren Beruf, Lebensernst, gründliche Tugend, echte theologische Bildung, solides und vielseitiges Wissen — vollkommen klar war. Ein sorgfältig geführtes Verzeichniß seiner Meßintentionen von 1856 bis 1861 gab wenigstens einige Data seines Lebens. Er wurde am 17. Mai 1856 zum Priester geweiht und las am folgenden Tage die erste heilige Messe (pour moi et mes chers parents). Am 11. bis 13. April 1858 celebrirte er in Paris, vom 18. bis 23. April in Dünkirchen; am 23. April notirt er zu der Messe: C'est la dernière que je dis en France. Am 13. Mai scheint er in Island angelangt zu sein; wenigstens ist eine Messe zur Danksagung und für Island angemerkt. Am 31. Mai heißt es: „Herr Bernard geht auf Reisen." Dann kommt eine Lücke. Erst vom 10. Juni an folgen wieder tägliche Notizen mit der Bemerkung: „Von jetzt an werde ich jeweilen die Messe am ersten Freitag des Monats für die Mission aufopfern." Das Werk war also unter den besondern Schutz des göttlichen Herzens Jesu gestellt.

Herr Bernard, gegenwärtig apostolischer Präfect der norwegischen Mission in Christiania, folgte ihm (nach einem Brief vom 8. October 1859) erst im darauffolgenden Jahre. Er reiste zwar schon in der Woche nach Ostern mit dem französischen Schiff Regina coeli nach Dünkirchen ab, fand aber Island rundum von Eis blockirt, mußte zurück nach Bordeaux und kam erst am 1. August endlich glücklich in Reykjavik an. Er fand mit Herrn Baudoin vorläufig Aufnahme bei einem Franzosen, Herrn Allenou, welcher in Grundar-Fjord den Fischhandel betrieb, und das Kapellchen, das sie sich daselbst einrichteten, erregte allgemeine Bewunderung. Die beiden Missionäre richteten jedoch alsbald ihren Blick auf Reykjavik und planten eine Niederlassung in der Hauptstadt selbst. Noch im Herbst wurde ihnen unter der Hand ein Haus zum Kaufe angeboten, sowie eine daranliegende Wiese, welche für den Unterhalt von zwei Pferden und zwei Kühen hinreichte. Es war dasselbe Haus, in dem wir jetzt wohnten. Herr Bernard, der nach Reykjavik ging, um das Haus zu besichtigen, fand die freundlichste Aufnahme. Wie in Stykkisholm, so bat ihn auch hier eine Familie, den Winter über dazubleiben, um Unterricht im Französischen zu ertheilen. Er wurde zu einem Feste der Lateinschule eingeladen, und der Bischof, neben welchem er den Ehrenplatz erhielt, übersetzte ihm selbst die Texte der isländische Lieder, welche dabei gesungen wurden.

Das Haus, das man Herrn Bernard angeboten hatte, war von dem Bischof selbst 26 Jahre früher gebaut worden, als er noch Pfarrer an der Kathedrale war. Sein Nachfolger bot es zum Kauf aus. Unter Vermittlung des dänischen Apothekers Randrup kam der Kauf noch im September 1859 zu

Stande. Mit Hilfe von reichen Almosen aus Belgien konnte die Hälfte der Kaufsumme (7000 Francs) gleich erlegt werden; die andere Hälfte brauchte erst später abgetragen zu werden. Nun gab es Lärm. Der Bischof erklärte in der Zeitung, er habe von den wirklichen Käufern nichts gewußt, nur von ihrem Unterhändler. Doch umsonst. Alle Formen waren beobachtet, der Staat bekam seine Taxe und der Kauf wurde registrirt. Es blieb den Protestanten nunmehr nichts übrig, als den gewöhnlichen Lärm zu schlagen, die beiden Weltgeistlichen als „Jesuiten" zu denunciren und die Polizei gegen diese „Störer der bürgerlichen Friedens" anzurufen. Es erschien erst eine Broschüre gegen sie, Pafatrui d. h. Papistenglauben überschrieben; dann ein kleines Buch; endlich erhob sich die Zeitung „Islandigur" zu regelmäßig organisirtem Kampfe und stellte einfach folgendes Ultimatum: „Es folgt aus dem Gesetze, daß, wer in Island den lutherischen Glauben abschwört, um den Papistenglauben anzunehmen, zur Verbannung verurtheilt und jedes Erbrechtes verlustig erklärt werden muß; der Priester aber, der an der Bekehrung eines Lutheraners gearbeitet hat, muß von der Insel vertrieben werden, wenn er nicht Domicil daselbst erlangt hat; hat er aber das Domicil erworben, so ist er zu Gefängniß bei Brod und Wasser zu verurtheilen, nachdem er sechs Stockschläge erhalten."

So unverschämt bockbeinig und verfolgungssüchtig gebärdete sich der Lutheranismus auf Island noch im Jahre 1860, nach der Mitte des so aufgeklärten, toleranten, liebenswürdigen neunzehnten Jahrhunderts. Die Regierungsleute waren weniger zelotisch als die Prädicanten und ihre Anhänger, sahen sich aber durch die Agitation doch genöthigt, einzuschreiten. Dreimal wurden die Missionäre vorgeladen und gerichtlich vernommen. Die Hauptfragen waren: „Sind Sie Jesuiten? Haben Sie nicht die Absicht, den Isländern den katholischen Glauben zu predigen?" Die Missionäre nahmen einen Advokaten; doch vergeblich. Obwohl der Gouverneur während der Dauer des Processes die Errichtung einer Kapelle genehmigt hatte, verurtheilte der baejarfogeti (Stadtbürgermeister) die Missionäre zu einer Geldbuße von zehn Kroner, weil sie ohne seine Erlaubniß eine Kapelle eröffnet hätten. Das weitere Recht auf eine Kapelle wurde ihnen einfach abgesprochen, obwohl ein Gesetz vom 17. November 1786 zwar nicht Religionsfreiheit gestattete, aber doch freien Gottesdienst für alle christlichen Bekenntnisse, wenigstens in den Handelshäfen. Die Missionäre appellirten an das Obergericht.

Während die Frage noch schwebte, wurde Herr Bernard nach den Faröer- und Shetlandsinseln berufen, woselbst ebenfalls katholische Missionsstationen sich erhoben.

Wie die Verfolgung sich dann weiter spann, konnte ich nicht genau erfahren. Es scheint, daß Herr Baudoin zeitweilig sogar Reykjavik verließ und im Nordland Wohnung nahm. Wenigstens erzählte mir Herr Einar Ásmundsson, Gutsbesitzer zu Nesi am Eyafjordur, gegenwärtig eines der sechs vom Volk gewählten Mitglieder des Senats, Herr Baudoin habe zwei Monate bei ihm im Hause gewohnt. Doch nicht ungestraft. Obwohl sehr angesehen und einflußreich, wurde der isländische Gastfreund dafür gerichtlich belangt.

Dieser Proceß gestaltete sich indeß zu einem Siege der Religionsfreiheit. Freisprechung erfolgte, und zwar auf Geltendmachung des Grundsatzes, daß die angerufenen Strafgesetze gegen den Katholicismus nicht mehr rechtskräftig seien. Abbé Baudoin kehrte nach Reykjavik zurück und widmete sich nunmehr mit bewundernswerther Ausdauer dem Studium der isländischen Sprache, Literatur und Geschichte. Predigt und öffentlicher Gottesdienst scheint ihm bis zum Jahre 1874, wo die neue Constitution in's Leben trat, verwehrt geblieben zu sein. Aber er ließ sich nicht entmuthigen; er trug die auf die Dauer trübselige Einsamkeit des nordischen Lebens, besonders des nordischen Winters, mit standhafter Geduld, beseitigte durch seinen persönlichen Verkehr eine Menge Vorurtheile und rüstete sich durch das gründlichste Studium Islands, seiner Vergangenheit und Gegenwart, auf die Stunde der Freiheit. Die tüchtigsten und gebildetsten Männer von Reykjavik gestanden, daß er Island so gut kannte, wie es selten ein Ausländer zu Stande bringt. Als indeß nach der langen, entbehrungsreichen Zeit der Aussaat die der Ernte gekommen schien, rief der liebe Gott selbst den wackern Arbeiter von seinem Posten ab. Er starb 1876 nach längerm Leiden in Frankreich.

Fruchtlos ist indeß seine Thätigkeit keineswegs geblieben. Sie hat das Eis gebrochen. Sein apologetisches Handbuch (Útskýring um trú katólsku kirkjunnar í þeim trúaratriðum, þar sem ágreiningr er milli hennar og mótmaelanda. Erklärung über den Glauben der katholischen Kirche in jenen Glaubensartikeln, worin Verschiedenheit zwischen ihr und den „Gegensprechenden" d. h. Protestanten besteht. Reykjavik 1865) behandelt 1) die Lehre von der Glaubensregel und der Kirche, 2) von der Rechtfertigung und den Sacramenten, 3) von dem Gottesdienst, der Heiligen- und Reliquienverehrung. Stilistisch und sachlich eine treffliche Leistung, ist es zugleich das erste katholische Buch, das seit der „Reformation" in Island erschien. In der Polemik, welche sich daran knüpfte und an welcher sich außer isländischen Prädicanten auch Professor Magnusson von England aus betheiligte, zog der Lutheranismus entschieden den Kürzern, und die schlagfertigen Flugblätter Abbé Baudoins erschütterten mächtig die alte Orthodoxie. Auch der ungläubige Captain Burton erkennt die Überlegenheit des katholischen Apologeten ganz rückhaltslos an. Conversionen erfolgten unmittelbar keine, und die lutherischen Gottesmänner waren hierauf nicht wenig stolz. Nichtsdestoweniger zeitigten die Saatkörner des ersten Missionsversuchs allmählich doch ihre Frucht. Gunnar Einarsson, ein Sohn des Senators Einar Ásmundsson, trat in Kopenhagen zur katholischen Kirche über und blieb, obwohl später in Island völlig verlassen und vereinsamt, seinem Glauben standhaft treu.

Eine fromme Wittwe zu Akureyri im Nordland, die ebenfalls Herrn Baudoin hatte kennen lernen, schickte, als sie sich einer Auswanderungscolonie nach Canada anschloß, ihre beiden Knaben nach Kopenhagen und ließ sie dort katholisch erziehen. Sie kamen zu weiterer Ausbildung nach Frankreich und traten daselbst beide in die Gesellschaft Jesu ein — die beiden ersten isländischen Jesuiten. Bei einem großen Theil der Bevölkerung ist der frühere Schrecken vor der katholischen Kirche gründlich gebrochen, und da in der

jüngeren Generation, besonders den jungen Leuten, die in Kopenhagen studiren, der moderne Unglaube mächtig um sich greift, so dürfte die Stunde doch endlich herankommen, wo ernstere, religiöse Gemüther ihre Blicke auf jene Kirche richten, welche neben dem Trümmerfeld der protestantischen Secten noch heute in ungebrochener Kraft und Lebensfähigkeit dasteht, die großartigste Culturmacht der Welt auch am Ende des 19. Jahrhunderts.

Es freute mich außerordentlich, den Senator Einar Ásmundsson selbst kennen zu lernen. Er brachte uns nach dem Sonntagsgottesdienst einen Brief von seinem Sohne, worin dieser uns sehr freundlich zu einem Besuch im Nordland einlud. Einar war ein schlichter Landmann, in den Fünfzigen, äußerst bedächtig und still, aber, nachdem wir einmal näher bekannt geworden, die Gemüthlichkeit selbst. Er war nie über die Insel hinausgekommen, außer einmal in die Faröer, hatte sich aber auf seinem einsamen Gehöfte nicht nur die gründlichste Kenntniß des eigenen Landes erworben, sondern auch Dänisch, Französisch, Englisch und sogar ein wenig Deutsch gelernt. Er hat an der patriotischen Bewegung im Anfang der siebenziger Jahre unter Jón Sigurdssons Leitung hervorragenden Antheil genommen und gehört zu den einflußreichsten Männern im Thing. Obwohl noch Lutheraner, zeigte er über die Conversion seines Sohnes nicht die leiseste Unzufriedenheit, sprach mit herzlichster Liebe von Abbé Baudoin und bewies uns selbst das entgegenkommendste Vertrauen. Von ihm hörte ich, daß die Zeloten in Reykjavik, nachdem sie im theologischen Kampf mit Abbé Baudoin geschlagen waren, zu dem nichtswürdigen Mittel der abscheulichsten Verleumdung gegriffen hätten, um ihn in den Augen des Volkes zu discreditiren. Nur in Bezug auf meine Fragen über isländische Politik war Einar sehr zurückhaltend, wie es ein kluger Staatsmann sein muß.

24. Juli.

Ich besuchte heute die Lateinschule. Der Rector, Herr Jón Þorkelsson, ein feingebildeter und artiger Mann, nahm mich sehr zuvorkommend auf und zeigte mir die Schulräume und die Bibliothek. Das Gebäude ist eines der ansehnlichsten der Stadt, doch nach unsern Begriffen ziemlich eng, dumpfig und melancholisch. Die Schülerzahl beträgt 125 aus allen Theilen der Insel. 50 wohnen als Pensionäre im Haus, die andern als Kostgänger in der Stadt. Die Studenten tragen eine weiße, ziemlich hohe und bauschige Studentenmütze. Die Kost ist verhältnißmäßig theuer, ein Kroner per Tag nur für das Essen, also die Kost allein über 200 Kroner per Jahr. Im Pensionat sind eine Anzahl Freiplätze für ärmere Schüler. Die Schule ist Staatsanstalt; die nöthigen Gelder dafür müssen alle zwei Jahre vom Althing bewilligt werden. Das Budget für das nächste Jahr 1884 betrug 35 348 Kroner; nämlich:

Regelmäßige Besoldungen	18 200	Kroner.
Hilfsgelder (für Gesangunterricht u. s. w.)	2 600	„
Andere Ausgaben:		
1. Für die Bibliothek	600	„
2. Für Heizung und Licht	1 200	„

3. Für das Schulgebäude	1 500	Kroner.
4. Für Stundengeben	1 600	„
5. Für Stipendien	8 000	„
6. Für den Arzt	100	„
7. Verschiedenes	1 500	„
8. Für religiöse Zwecke	48	„

Angestellt sind an dem sechsklassigen Gymnasium außer dem Rector sechs Professoren und sechs Hilfslehrer, die sich nicht nach Klassen, sondern nach Fächern in den Unterricht theilen. Überhaupt hat die Schule schon ganz den Charakter des modernen Gymnasiums angenommen; nur wird das Lateinische, dann das Griechische, Geschichte und Landessprache im Stundenplan noch stark begünstigt. Von den 216 Lehrstunden, welche wöchentlich ertheilt werden, kommen 42 auf Latein, 25 auf Griechisch, 17 auf Isländisch, 18 auf Geschichte, 19 auf Mathematik (Stoerðfroeði), 13 auf Dänisch, 13 auf Französisch, 10 auf Deutsch, 8 auf Englisch, 11 auf Religionsunterricht, 20 auf Naturgeschichte, 7 auf Physik (Eðlisfroeði), 8 auf Geographie, 4 auf Gesang, 3 auf Zeichnen, 2 auf Kalligraphie und 6 auf Gymnastik (Leikfimi). Neben dem Lateinischen und Griechischen wird das Isländische und Dänische in allen Klassen gelehrt, Französisch und Englisch in den vier untern, Deutsch in den zwei obern, Naturgeschichte in den vier untern, Physik in den vier obern. Mathematik wird merkwürdiger Weise nur in den vier untern Klassen gegeben, während in den zwei obern die Philologie bevorzugt wird.

Das war die Vertheilung der Fächer nach dem Schulprogramme 1881 auf 1882. Durch ministerielle Verfügung vom 2. Mai 1883 wurden mehrere Punkte des Regulativs abgeändert, und zwar in folgender Weise:

1. Der Unterricht im Deutschen wird in allen sechs Klassen ertheilt. 2. Französisch wird nur in der V. und VI. Klasse gegeben. 3. Naturgeschichte wird in der II., III. und IV. Klasse gelehrt. 4. Physik und Astronomie wird in V. und VI. Klasse gelehrt. 5. Der Schreibunterricht fällt weg. 6. Beim Jahres- oder Haupteramen der IV. Klasse fällt die Prüfung im Französischen und in der Physik fort; für die Prüfung im Französischen tritt aber eine im Deutschen ein. 7. Bei der Abgangsprüfung bleibt die Prüfung im Deutschen. 8. Die Prüfung über cursorische Lectüre im Lateinischen fällt aus.

Wie man sieht, wird durch die Abänderung keineswegs der Überbürdung der Schüler durch allzu viele Fächer gesteuert, wohl aber der naturgeschichtliche und naturwissenschaftliche Unterricht etwas praktischer vertheilt. Mit Freuden aber begrüßte ich die Begünstigung, welche das Deutsche erfahren hat. Es ist dem Dänischen nun nahezu gleichgestellt, und bei einigem Fleiße wird es den talentvolleren Schülern leicht sein, so viel Deutsch zu lernen, daß sie später wenigstens deutsche Bücher ohne große Mühe lesen können. Unter den letzten Anschaffungen für die Bibliothek befanden sich viele deutsche Bücher, z. B. Scherers Geschichte der Deutschen Literatur, Onckens allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, einige frühere Bände von Zarncke's Centralblatt, mehrere lexikographische Werke und die Münchener Fliegenden Blätter.

Die Gymnasialbibliothek befindet sich in einem einstöckigen, langen Gebäude neben der Lateinschule. Das Gebäude ist die Stiftung eines Engländers, der nie in Island gewesen war, aber von der Armuth des Volkes gehört hatte. Eine Inschrift im Bibliothekssaal ehrt sein Andenken: Hoc aedificium Bibliothecae conservandae Charles Kelsall Anglus scholae Islandicae donavit. Laus benefacti saxo perennior. Das Vermächtniß Kelsalls wurde nach dessen Tode von den Verwandten angefochten, aber Island triumphirte bei dem darüber erhobenen Proceß. Ich kann mich des Gedankens nicht ganz entschlagen, daß Island unter englischer Oberhoheit sich günstiger gestanden hätte, als unter den Dänen. Der philologische Theil der Bibliothek war ziemlich reich; das Übrige scheint mehr durch zufällige Schenkungen bunt zusammengeströmt, als durch systematische Anschaffungen erworben zu sein.

Auf den Abend waren wir nebst einigen anderen Gästen bei dem Oberarzt (Landslaeknir) von ganz Island, Dr. Scherbeck, eingeladen. Vor dem Souper zeigte uns derselbe den neuen Operationsapparat, den er sich von Paris gegen einen der größten Feinde des isländischen Volkes verschrieben hatte. Dieser Feind ist nicht ein Jesuit, sondern ein ganz freisinniger, darwinistischer Kämpfer um's Dasein, nämlich ein Bandwurm, Taenia echinococcus, ein ganz fürchterliches Geschöpf, das zwar auch anderswo als „Finne" bekannt ist, aber in Island ganz besonders verheerend waltet. Das kleine Wesen, Anfangs nur eine Blase, siedelt sich fast allenthalben im Wasser an, wird von den Hunden im ganzen Land herumgetragen, und schwillt in den menschlichen Eingeweiden zu einem Schmarotzer an, der unsägliche Leiden, sehr oft den Tod herbeiführt. Man hat berechnet, daß fast $^1/_7$ der Bevölkerung von Island zeitweilig diesem Ungethüm anheimfiel. Dr. Scherbeck rechnete dieses Bandwurmübel nebst Hysterie und Gicht zu den häufigsten Leiden, gegen die er in seiner ärztlichen Praxis anzukämpfen hatte. Der neue Apparat zielte darauf ab, einen Platindraht mittelst Wasserstoff möglichst rasch glühend zu machen und ebenso rasch wieder abzukühlen, und zwar so, daß der Operateur leicht und ungehindert damit hantiren kann, um dem furchtbaren Schmarotzerungethüm sicher zu Leib zu gehen und es maustodt zu brennen. Das häufige Vorkommen der Krankheit schrieb Dr. Scherbeck der allgemein herrschenden Unreinlichkeit zu, gegen welche schwer anzukämpfen ist, da theils Armuth und Elend, theils Kälte und Feuchtigkeit die nöthige Reinlichkeitspolizei oft fast unmöglich machen. Diese Umstände, wie auch die schwierige Communication, haben überhaupt bis jetzt der Praxis der tüchtigsten und menschenfreundlichsten Ärzte oft unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet. Bald verschieben es die Leute aus übertriebener Sparsamkeit, den Arzt rechtzeitig zu rufen, bald wohnen sie zu weit ab, um öftere ärztliche Pflege zu erhalten, bald wieder versagen alle guten Räthe und Arzneimittel, weil es den Leuten in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung am Allernöthigsten fehlt. Während wir in Reykjavik waren, wurde eine schwer kranke Frau in ihrem Bett auf den Rücken eines Pferdes gebunden und, von zwei Männern zu Pferde begleitet, über eine Tagreise weit zu Dr. Scherbeck gebracht. Dr. Schweitzer traf die seltsame Karawane in der Hrafnagiá, als

er an den großen Geysir ritt. Für die weiten Distanzen sind nicht genug Ärzte im Land, im Verhältniß zur Bevölkerungszahl fast schon zu viele. Eine gründliche Hebung des Sanitätswesens hielt der tüchtige Oberarzt nur dann für möglich, wenn erst die dringendsten national-ökonomischen Fragen, d. h. die eigentliche Magenfrage, etwas besser gelöst wäre. Während sein Vorgänger, Dr. Hjaltalin, einer der populärsten Männer in ganz Island war, hatte Dr. Scherbeck als Däne mit großen Schwierigkeiten zu ringen. Mit vieler Mühe hatte er einen kleinen botanischen Garten und versuchsweise einen Gemüsegarten angelegt, in welchem die meisten europäischen Gemüse und Beerensträucher an freier Luft gut gediehen. Allein anstatt ihm zu danken und sein Beispiel nachzuahmen, verspotteten ihn die meisten Leute nur und verharrten bei ihrer Liebhaberei für Klippfisch und ranzige Butter. Dagegen sind sie dann sehr auf den Aquavit erpicht, den die Schiffe von Dänemark herüberbringen und der, im Übermaß genossen, äußerst schädlich wirkt. — Vom 1. Januar bis 23. Juli hatte Dr. Scherbeck über 900 Patienten; trotz aller Hingebung aber war es ihm nicht gelungen, den Widerwillen der Isländer gegen ihn zu überwinden.

28. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß gerade die Mediciner uns am meisten Freundlichkeit erwiesen. Genug, auch der Stadtarzt Jonassen lud uns ein, und es interessirte mich, noch mehr über die Sanitätszustände zu hören. Seine Mittheilungen stimmten mit jenen des Oberarztes überein; nur befand er sich eben in der unangenehmen Lage eines Mannes, der nach vieljährigem, treuem Dienste erwarten mochte, der Nachfolger Dr. Hjaltalins zu werden, aber sich in dieser Erwartung plötzlich durch Anstellung eines Fremden getäuscht sah. Wir trafen bei ihm einen Cand. juris, der von Kopenhagen aus eben in den Ferien da war, und einen Cand. theol., der am Althing mit Secretärsgeschäften betraut war, so daß alle vier Facultäten ihre Vertretung fanden.

Die Tage zuvor hatte ein gewaltiger Regensturm gewüthet, so daß mir in unserm kleinen Haus fast angst und bang ward. Die „Pola" ward des Nachts von ihrem Anker losgerissen und in die Rhede hinausgetrieben. Der Sturm hatte indeß die gute Folge, daß er das Eis von der Nordküste zu Paaren trieb und den Weg um die Insel frei machte. Von Leith kam unterdeß ein Transportschiff an, und englische Händler trieben vom Lande 400 Ponies in Reykjavik zusammen, um sie in dieses Schiff zu packen. Auf Verwendung eines dänischen Kaufmanns, Herrn Thomsons, konnte sich Graf Wolfegg aus den 400 Thieren für 80 Kroner den schönsten Hengst auslesen. Die Wahl war schwer.

A. Baumgartner S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

XI. Der Sieg (1668—1670).

Noch waren die Pariser nicht gesättigt von den Wiederholungen des Amphitryon, als an den Dichter eine neue königliche Ordre erging, das bevorstehende Hoffest mit seiner Kunst zu verschönern.

Ludwig' XIV. Waffen waren in der Franche-Comté unerwartet siegreich gewesen; am 2. Mai 1668 wurde in Folge dessen der Aachener Friede unterzeichnet, der Frankreich den Besitz Flanderns zusicherte. „Nachdem so der Ehre genuggethan war, traten jetzt die Vergnügungen in ihr Recht, um auch ihrerseits dem König und seinem Ruhme zu dienen." Die Gärten von Versailles wurden zum Schauplatz nie gesehener Festlichkeiten ausersehen und wochen- ja monatelang mit aller Verschwendung und Kunst zum Empfang der hohen Gesellschaft hergerichtet. Man muß mit eigenen Augen in den verschiedenen uns überkommenen Berichten die übereinstimmende Beschreibung der Pracht und des Aufwandes lesen, um sich einigermaßen von der Wirklichkeit des Unglaublichen zu überzeugen.

Das Festtheater war mitten im großen Park aufgeschlagen, so daß die hundertjährigen Bäume die natürlichsten und großartigsten Coulissen bildeten. Nahezu an dreitausend hohe Gäste, unter Anderen der Nuntius des Papstes [1], die sämmtlichen Gesandten, sowie die Cardinäle Retz und Vendôme, waren geladen.

In einem solchen Festsaale, vor einer solchen Versammlung trat nun Molière mit seiner Truppe auf und gab zum ersten Male seinen — „George Dandin"! (18. Juli.) Freilich wurde das einfache Stück bei dieser ersten Aufführung durch eine Art zweiter Komödie gehoben, welche sich als leitender Faden durch die in den Zwischenacten ausgeführten Ballette zog, in denen natürlich die ganze Pracht königlicher Tanzvorstellungen verschwendet war; aber George Dandin bleibt doch immer eine seltsame Komödie für eine solche Festfeier.

Zwischen dem formell abgerundeten Amphitryon und dem ebenso künstlerisch durchgearbeiteten Charakterstück des Avare steht der George Dandin

[1] Bargellini, den Clemens IX. nach Frankreich geschickt, um wegen des Kirchenfriedens zu unterhandeln. Er war in Paris seit April 1668.

als eine bestellte, sichtlich mit Hast hingeworfene Arbeit, die vielleicht in einigen Punkten wirklich nicht zu dem Besten — durchgehends aber zu dem entschieden Interessantesten der Molière'schen Bühne gehört.

Als des Königs Befehl an ihn erging, erinnerte sich der Dichter eines seiner ältesten Canevas, der ihm einst in der Provinz und selbst später in Paris manchen Augenblickserfolg eingetragen hatte. La jalousie de Barbouillé oder, wie das Stückchen später hieß, Gros René jaloux stammte in seiner ursprünglichen Form zunächst von den Italienern und hatte bei allem Mangel an einer einheitlichen Handlung die glücklichsten komischen Situationen, die freilich über eine Posse nicht hinausgingen. Aber Molière war seit der Provinz ein Anderer geworden; er nahm die Posse vor und schuf sie zu einem Sittengemälde um.

Die Erfahrungen, die er im Leben gemacht, mögen ihm dabei wohl ebenso zu Statten gekommen sein, als seine fortschreitende Reife in der Kunst. Freilich glauben Despois-Mesnard vor einer gewissen zu ernsten Auffassung dieser Komödie warnen zu sollen.

„Es ist heute," sagen sie, „zur Mode — um nicht zu sagen zur Manie — geworden, in den meisten Komödien Molière's irgend eine versteckte Tragödie zu suchen, welche unter der Maske der Heiterkeit weint und zwischen den Ausbrüchen des frohesten Lachens seufzt. Das Genie Molière's aber war ein durchaus heiteres. Die neue Art der Molière-Auffassung könnte schließlich wohl als Beweis dafür dienen, daß wir nicht mehr heiter zu sein verstehen." [1] Etwas weiter heißt es:

„Die Auslegung der Schauspieler hörte unserer Meinung nach auf, die wahre zu sein, wenn auch sie sich von dieser bizarren Idee eines bis in seine Schwänke hinein melancholischen Molière gewinnen ließen. George Dandin z. B. muß — so ärgerlich für ihn auch sein Mißgeschick ist — immer komisch-lächerlich bleiben, selbst wenn er über sein Haus seufzt, das ihm zur Last geworden, und er sich selbst so hart als einen Narren anredet, ‚der es ja selbst gewollt' — ja sogar dann noch, wenn sein letztes Wort ist, daß der Ehemann einer so bösen Frau nichts Besseres zu thun hat, als sich — kopfüber in's Wasser zu stürzen."

Diese Ansicht dürfte sich bei aufmerksamer Lesung des Stückes kaum rechtfertigen. George Dandin ist nicht „comiquement ridicule", sondern entweder verächtlich wegen seiner Dummheit, oder bedauernswerth wegen seines Elends. Aus freiem, frohem Herzen über ihn lachen kann man nicht. Er wäre komisch-lächerlich, wenn er trotz seines Schadens nicht klug geworden, wenn er auch jetzt noch von seinen bauernstolzen Adelsideen befangen wäre. Dem ist indeß keineswegs so. Gleich der erste Monolog zeigt uns den Ärmsten als einen Menschen, der zwar einen tollen Streich begangen, indem er in seiner Eitelkeit eine adelige Frau nahm, der aber auch bereits vollständig über diesen Streich enttäuscht ist und leider den Folgen desselben nicht mehr entgehen kann, weil

[1] D.-M., VI. S. 499.

eben die Verbindung unlöslich ist. Wir möchten den Schauspieler sehen, der das Schlußwort des Monologs: „George Dandin, George Dandin! vous avez fait une sottise la plus grande du monde", so declamirt, daß es zugleich natürlich und zugleich komisch klinge. Und was ist das ganze Stück anders, als ein in Action gesetzter neuer Beweis dessen, was Dandin am Schluß dieses Eingangsmonologs sagt: „Ma maison m'est effroyable maintenant, et je n'y rentre pas sans y trouver quelque chagrin"? In der That, kaum ist er bei seinem Hause angelangt, so trifft er den Abgesandten des Verführers seiner schuldigen Frau. Der erste Act klärt den Armen nun wohl über die Schändlichkeit seiner Gattin und des Verführers auf, aber eine Hoffnung bleibt ihm noch. Das Schlußwort des Actes klingt wie eine Fortsetzung des Eingangsmonologs und scheint uns eher alles Andere als komisch: „Ah que je . . .!" ruft der Ärmste, der durch seine eigenen Schwiegereltern gezwungen ist, dem Verführer seiner Frau feierlich Abbitte zu leisten: „Ah que je . . .! Vous l'avez voulu, vous l'avez voulu, George Dandin, vous l'avez voulu; cela vous sied fort bien, et vous voilà ajusté comme il faut; vous avez justement ce que vous méritez. Allons, il s'agit seulement de désabuser le père et la mère, et je pourrai trouver peut-être quelque moyen d'y réussir." Also er hofft doch noch auf die Gerechtigkeit seiner Schwiegereltern; wenn er sie nur überzeugen kann, so werden sie für ihn eintreten. Auf Beweismittel von der Untreue seiner Gattin geht also jetzt all sein Streben. Und richtig! er findet ein solches, er kann die Eltern sehen lassen, daß ihre Tochter mit dem Verführer eine Zusammenkunft hat. Freilich, die Tochter weiß durch die List einer Entrüstungsapostrophe die Eltern über ihre Schuld zu täuschen — Dandin steht wieder da als Lügner und ein grundlos Eifersüchtiger. Aber bei diesem Actschluß ist Molière nicht aufrichtig. Er escamotirt eine ganz gewaltige Schwierigkeit mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers. Aus der Strafrede, die Angelika ihrem Galan hält, geht mehr als handgreiflich hervor, daß Alles, was sowohl der Galan als auch Angelika am Schluß des ersten Actes gesagt, und woraufhin die Schwiegereltern dem armen Dandin die Demüthigung der Abbitte auferlegt hatten, erlogen war. Das müßten die Schwiegereltern erkennen, George Dandin dürfte sich dieses Beweismaterial nicht entgehen lassen, und so dumm ist er nicht geschildert, daß er eine solche Gelegenheit nicht gemerkt hätte. Allein diese Benutzung der Dinge paßte nicht in des Dichters Plan; die Komödie hätte dann eine andere Wendung nehmen müssen. Molière umging sie daher. Dafür spricht Dandin jetzt als letztes Wort auch des zweiten Actes wieder den Vorsatz aus, seine Gattin endlich doch noch zweifellos zu entlarven. „Est-il possible, que toujours j'aurais du dessous avec elle, que les apparences toujours tourneront contre moi, et que je ne parviendrai point à convaincre mon effrontée!" Die Gleichmäßigkeit der Mittel und des Ausgangs dieser beiden ersten Acte — und auch wohl noch des dritten — läßt recht stark die Intriguenposse der Italiener durchfühlen, wenn auch des Dichters Kunst Alles gethan hat, diesen Mangel zu verdecken, ja ihn gewissermaßen

zu einer Schönheit zu machen, da nicht zu läugnen ist, daß wohl kaum ein anderes Stück Molière's eine so vollendet gleichmäßige Bauart besitzt. Dieser Parallelismus der inneren Structur tritt auch äußerlich zu Tage, indem der Dichter der Hauptfigur am Schluß eines jeden Actes das Wort noch einmal zu einem kurzen Monolog gibt. Das Hauptmotiv ist freilich immer dasselbe, ein Gemisch von Selbstironie, Verzweiflung und Hoffnung am Schluß des ersten und zweiten — einfachster Verzweiflung im dritten Act; aber wie sehr die drei Monologe sich zuerst auch ähnlich sehen mögen, so grundverschieden und fein nüancirt sind sie in Wirklichkeit. Mit demjenigen gleich zu Anfang des Stückes bilden sie die überaus getreue Scala der jeweiligen Temperatur oder inneren Spannkraft des Stückes. Aber Eines muß bei alledem festgehalten werden, der Fortschritt der Komödie ist recht nach Art der Intriguenspiele ein Fortschritt in der Geschichte. Von einer komischen Verwicklung, die durch den Charakter Dandin's herbeigeführt oder auf diesen eine entwickelnde, läuternde oder verderbende, Wirkung hätte, ist nicht die Rede. Wenn Dandin nach dem Mißlingen des ersten Planes ruft: „Je ne dis mot, car je ne gagnerais rien à parler", so ist das die entnervende und entmuthigte Entschließung eines ehrlichen Mannes im Anblick der triumphirenden Lüge. Wenn ihn Jemand komisch-lächerlich finden wollte, so könnte Dandin dem Lachenden wohl mit dem Ausspruch Alceste's im Misanthropen aufwarten: „Par la sambleu, messieurs, je ne croyais pas être si plaisant que je suis."[1] — Der dritte Act ist eigentlich nur wieder eine neue, wenn auch bedeutend verstärkte Auflage des ersten und zweiten. Dandin sieht sich nicht bloß betrogen und gedemüthigt bis zum Äußersten, sondern auch um die letzte Hoffnung auf Besserung seiner Lage durch Beihilfe der Schwiegereltern gebracht. Statt wie im Anfangsmonolog von der traurigen Stimmung zu reden, mit welcher er in sein Haus zu treten pflegte, ist jetzt sein Schlußwort: „Ah je le quitte maintenant et je n'y vois plus de remède: lorsqu'on a, comme moi, épousé une méchante femme, le meilleur parti qu'on puisse prendre, c'est de s'aller jeter dans l'eau, la tête la première." Sicherlich ein überraschend „komischer" Schluß! Ist es überhaupt ein besserer, d. h. mehr abschließender, Ruhe gewährender Schluß, als das Ende des Anfangsmonologs? Die Komödie ist eigentlich auf einen Bedingungssatz gebaut und dieser lautet: „Wenn ich die Schwiegereltern der bösen Gattin nicht auf meine Seite bringe, so muß ich verzweifeln." Die drei Acte sind nun da, die Unmöglichkeit der Bedingung zu zeigen, und so ist der Schluß — die anfangs angekündigte Verzweiflung. Aber Verzweiflung an sich ist wieder kein Schluß — die Verzweiflung ist nicht die Katastrophe, sondern führt dieselbe herbei. Ein Schluß dieser Komödie könnte nur eine Ehescheidung — ein Duell oder — ein Selbstmord sein.

Wie bei keinem anderen Stück Molière's hängt gerade beim George Dandin die Frage nach der Komik mit der Frage nach der Moral zusammen.

[1] Act II. Sc. 7.

„Allzuviele Klagen," sagt Mesnard, „haben sich gegen die Kühnheiten des Stückes erhoben, als daß wir umhin könnten, ein Wort darüber zu sagen. Man muß sich zwar bei Beurtheilung von Theaterdichtungen vor einem Rigorismus hüten, der schließlich wie bei Rousseau zur Verurtheilung so ziemlich aller führen würde. Wir sind überdieß im gegenwärtigen Falle im Hause Molière's, und dieses Haus durften wir nicht mit der Ruthe des Magisters betreten. Indeß hat die Nachsicht für das, was auf der Bühne die Sittlichkeit beleidigen könnte, auch ihre Grenze, selbst wenn man sich auch nur auf den Standpunkt des Kunstrichters stellen will." [1] Man kann nun freilich wohl sagen, daß die namhaftesten Schriftsteller der „Philosophie", Rousseau, d'Alembert, Marmontel und indirect auch Voltaire, sich zu Ungunsten der Moralität oder der Decenz des Stückes ausgesprochen haben. Riccoboni zählt George Dandin einfach zu den Komödien, welche bei einer etwaigen Theaterreform weder in ihrer jetzigen noch in einer castigirten Gestalt beizubehalten, sondern einfach zu verwerfen wären.

Lassen wir indeß die Frage nach der Moralität einen Augenblick bei Seite und fragen wir uns nach der Komik.

George Dandin kann nur dann noch als komische Figur betrachtet werden, wenn man ihn als fortwährend freiwilligen Grund seiner schlimmen Lage ansieht. Daß er aus blinder Eitelkeit in die Gesellschaft hineingepatscht und sich mit unlöslichen Banden an sie gekettet hat, ist die Vorgeschichte und gehört nicht zur Komödie. Er bereut ja diesen nicht mehr gutzumachenden Fehler und nimmt ihm damit alle Komik. Und was kann er jetzt beginnen, um nicht fortwährend lächerlich zu sein? Das ist es eben. Wäre er ein Mann voll und ganz, so würde er einfach als Herr in seinem Hause auftreten, Alle, auch die „Herren Schwiegereltern" vor die Thür setzen und seiner hochgeborenen Frau Gemahlin nöthigenfalls strengen Stubenarrest geben. So würde die Ehe wahrscheinlich noch keineswegs eine glückliche, aber der Mann thäte seine Pflicht und stände auf seinem Stück. Wäre also in der Komödie die Kleinmüthigkeit und Furchtsamkeit des Ehemannes mehr hervorgehoben, ginge die komische Pointe nach dieser Seite, so ließe sich gegen die wirkliche komische Lächerlichkeit des Hauptcharakters nichts einwenden. Aber von diesem Standpunkt hat noch kein Kritiker unseres Wissens den George Dandin in's Auge gefaßt; Alle betrachten mehr oder minder den tollen Schritt der unebenbürtigen Ehe und dessen Folgen. Übrigens würde man George Dandin in seinem Unglück auch noch Unrecht thun, wollte man ihn als Pantoffelhelden darstellen. Er muß als edeldenkender, noch nicht ganz verzweifelter Mann erst diejenigen Mittel versuchen, die unter anderen Umständen nützlich wären. Er ertappt die Gattin auf unrechten Wegen. Er kann nicht direct gegen sie an — la gentilhommerie vous tient les bras liés; um seinen Arm zum Vorgehen gegen seine Frau freizumachen, will er die Schwiegereltern durch Darlegung der Thatsachen auf seine Seite bringen. Darin liegt unserer Ansicht nach keine Schwäche. Auch in dem

[1] D.-M., VII. S. 490.

Gespräch mit den Schwiegereltern besteht George Dandin mit Vernunft und Selbstachtung auf seinem Stück; wer hier lächerlich ist, das sind die Sotenvilles, wie es eben der Tolpatsch von Lubin war. Nun erst in der Scene mit Clitander, dem Verführer! Hier finden wir Dandin einfach groß mit seinem Worte: „Elle est toute soutenue —, cela est vrai.“ Wenn dieser Ausspruch des ehrlichen Mannes in all seiner Kraft und Kürze kein Peitschenhieb in das verlogene Junkergesicht Clitanders ist, wissen wir nicht mehr, was die Worte bedeuten.

Nun kommt auch noch die treulose Gattin dazu — fünf stehen gegen den einen Dandin; Alle wollen reden, wie es das schlechte Gewissen thut. Dandin schweigt wie der Mann, der weiß, was er weiß, und sieht, daß es für den Augenblick Sache der Unmöglichkeit ist, die Schuldige zu überführen. Noch einmal, wo ist Dandin bis jetzt schwach, tolpatschig, kurz komisch-lächerlich? Folgt nun die Scene der Abbitte, die ergreifendste, innerlich verbittertste des ganzen Stückes. Dandin hat Recht, aber Clitander hat als Edelmann das ihm zur Last gelegte Verbrechen abgeläugnet, also muß nach den Regeln des Adels Dandin dem Beleidigten Abbitte thun. Soll man diese Scene komisch auffassen? Entweder ist Dandin dumm und feig, während er gezwungen diese Demüthigung erträgt, — und dann ist sein Charakter nicht mehr komisch-lächerlich, sondern einfach verächtlich; wer so charakterlos ist, sich in der Weise fortzuwerfen, auf den Kopf treten zu lassen, bei dem ist nicht mehr von Komik die Rede, den kann man höchstens bemitleiden, weil man ihn nicht geradezu verachten will. Aber wir glauben nicht, daß in Dandin's Augen die Abbitte eine definitive That ist, er läßt diese neue Demüthigung nur über sich ergehen, weil er später um so sicherer zu triumphiren gedenkt. Darum gibt der Dichter auch ihm gerade das letzte Wort in diesem Act. Und welches „komische“ Wort!? Wie bitter und sich selbst ironisirend klingt dieses Wort!

„Ha, daß ich! — — Du hast's gewollt; du hast's gewollt, George Dandin! Du hast's gewollt! Wie gut dich das kleidet, wie schön dir das steht! Du hast gerade das, was du verdient hast. — Voran; nur Eines ist zu thun; es gilt, dem Vater und der Mutter die Augen zu öffnen, und ich finde vielleicht ein Mittel, um dieß zu erreichen.“

Also: Dandin will nicht eher zum Äußersten kommen, als bis alle Stricke gerissen, bis ihm auch die letzte Hoffnung geschwunden. Vielleicht kann man ihn unklug nennen, daß er der Sippe derer von Sotenville gegenüber noch irgend eine Hoffnung hegt; aber komisch wird man es nicht finden, daß er in seinem Edelmuth und seiner Rechtschaffenheit auch dem verkommenen Adel selbst noch einiges Gerechtigkeitsgefühl zutraut.

Kommen wir zum zweiten Act. In Wahrheit, wir finden Dandin keineswegs komisch, wenn er seiner Gattin eine sehr ernste und nüchterne Rede über die eheliche Treue hält. Schließlich, wo er sieht, daß seine Worte auf Felsenboden fallen, fühlt er es in allen Fingern zucken; aber er zieht sich eben deßhalb zurück, weil er es für Unrecht hält, die Frau zu schlagen. Noch deutlicher aber geht aus dem Monolog (II, 8) hervor, daß Dandin ein

hirnverbrannter Tollkopf, ein Hans Lächerlich nicht sein soll im Sinne Molière's: dafür läßt der Dichter ihn viel zu ruhig seine verwickelte Lage überdenken, und der „Respectabelste" aus den Zuschauern würde eben so „komisch" sich ausnehmen als Dandin. . . .

Wir könnten auf diese Weise das ganze Stück durchgehen und würden finden, daß ein ehrbarer, rechtlicher Mann, der nicht gleich mit Duell oder Scheidung oder gar Selbstmord bei der Hand ist, um sich aus einer falschen Stellung zu ziehen, gerade so handeln würde wie Dandin. Dandin schafft sich die jedesmalige falsche Position nicht selbst, er wird in dieselbe durch die nicht zu erwartende Bosheit Anderer hineingestoßen; dann aber sucht er sich aus derselben — wenn auch nicht mit den conventionellen Mitteln des Zeitgeistes, so doch mit Klugheit, Überlegung und Ehrlichkeit herauszuhelfen. Ihn darum komisch finden wollen, heißt einfach den gesunden Menschenverstand und die Ehrlichkeit lächerlich und komisch finden. Wir wissen, daß Molière von vielen Seiten angeklagt wird, daß er die Tugend lächerlich mache; indeß möchten wir unsererseits diesen Vorwurf nur dann erst gelten lassen, wenn durchaus keine andere Erklärung mehr ausreicht. Das aber ist hier nicht der Fall. Molière hat nicht in dem Titelhelden, sondern in den Sotenvilles die lächerliche Person des Stückes geschaffen; George Dandin ist in verzerrter Form das Satyrspiel zum Misanthropen. Die Sotenvilles treten kein einziges Mal auf, ohne daß sie sich gründlich lächerlich machen, und zwar wegen ihres übertriebenen, dumm-eiteln Standesgefühles und der großen gesellschaftlichen Lüge, die in den conventionellen, mit der Natur in Widerspruch stehenden Standesgrundsätzen liegt. Sie sind nicht gerade schlecht, auch nicht verächtlich im schlimmsten Sinne, und eben darum können sie komisch-lächerlich sein. Zwischen den beiden Extremen der geraden gesunden Natürlichkeit (Dandin) und dem geist- und wesenlosen Standesdünkel (die Sotenvilles) stehen: die ganz gehässige Angelika und der kaum minder gehässige Clitander als handelnde und thätige Elemente.

Betrachtet man nun diese Gruppirung der Charaktere, so leuchtet es auf den ersten Blick ein, was Molière mit seinem Stück hat sagen wollen. Wie drückte Dandin es nur gleich zu Anfang der Komödie aus? „La noblesse, de soi, est bonne; c'est une chose considérable, assurément, mais elle est accompagnée de tant de mauvaises circonstances, qu'il est très-bon de ne s'y point frotter. Je suis devenu là-dessus savant à mes dépens."

Die Erfahrung Dandin's dem ganzen Publikum mitzutheilen, es dadurch zu ermahnen, sich nicht an dem Adel zu reiben, sich nicht mit ihm zu verbinden: das ist der Zweck der Komödie; in diesem Zweck liegt ihr Werth und ihre Moralität. Vom Standpunkt dieses Zweckes aus fällt jeder Einwurf der Gegner, wenigstens insofern er sich mehr gegen dieses Stück als gegen andere denselben Stoff behandelnde wendet. So unerlaubt und gefährlich es ist, mit der ehelichen Untreue so frei zu hantiren, wie Molière es hier und anderswo thut, so sehen wir doch nicht ein, worin die besondere Immoralität der Behandlung dieses

Stoffes gerade im George Dandin liegen soll. Die nächtliche Scene (Act III, 2) ist bei weitem nicht so indecent, als es z. B. die „Überführung" im Tartüff oder die „Ausfrage" in der Frauenschule ist. Wir reden natürlich nur von einer Lesung, aber unsere wiederholte Erfahrung bestätigt uns, daß kaum in irgend einem andern Stück die Phantasie sich so wenig mit der Untreue abgibt als gerade hier, eben weil das Hauptinteresse in der Frage nach der Entlarvung der Schuldigen und nach der Überzeugung der Schwiegereltern gipfelt, ganz abgesehen von dem tiefen und sich empörenden Mitleidsgefühl mit dem armen Geprellten. In keinem Stück trifft der Haß die Schuldigen so sehr als hier; denn mit Ausnahme eines einzigen Streiches[1] kann uns Angelika wohl niemals während des ganzen Verlaufes der Komödie das mindeste Lächeln abgewinnen.

Freilich haben Einige geglaubt, Angelika sei die Hauptperson, die Komödie sei nur da, um zu zeigen, wie sich eine Frau durch jegliche Art des Betruges dafür rächen dürfe, daß man bei der Heirath nicht sie, sondern die Eltern befragt habe. Hätte eine solche Auffassung des Stückes auch nur die mindeste Berechtigung, so müßten wir natürlich sofort die Acten über die Moralität desselben schließen; aber es fehlt jener Auffassung eben jeglicher Halt, es sei denn, man klammere sich an die Worte der vierten Scene des zweiten Actes, in denen freilich Angelika auf diese Weise ihre Schuld abzuwälzen sucht.

Eine andere Erklärung des Stückes ist so kühn, daß man sie kaum auszusprechen wagte, wenn nicht gewisse historische Thatsachen ihr eine Stütze zu bieten schienen. Als nämlich die Ideen von der Majestät des Volkes, der Gleichheit der Stände u. s. w. sich auszubreiten begannen, fing auch das Publikum auf den Stehplätzen oder im Parterre an, sich gegen diese Komödie ablehnend zu zeigen. Es fühlte instinctiv, daß in dem geprellten und gedemüthigten Dandin der ganze vierte Stand von dem eingebildeten lächerlichen Adel zum Gegenstand des Hohnes und des Betruges gemacht wurde. Statt nun zu schließen, daß es in Molière's Absicht gelegen, das Volk eben vor jeder unnöthigen Vermischung mit dem Adel zu warnen, glaubte man lieber, Molière habe sich auf Seiten der Adeligen gestellt und habe eben darum so tüchtig über den Dandin lachen lassen. Ein Anhalt für diese Auffassung liegt höchstens in dem freilich komisch genug klingenden Namen. Wir sagen „komisch klingenden"; denn bei genauerem Zusehen findet man im Gegentheil, daß dieser Name durch Rabelais eine bestimmte sehr ehrenvolle Bedeutung erhalten hatte und eher ein Ehrentitel als ein Schimpfname geworden war[2]. Die Komik, welche wir heute durchschnittlich mit dem Namen „Dandin" verbinden, beruht eben auf der vielfach verbreiteten falschen Ansicht von der Komik der Person. Sieht man die ganze Tendenz des Stückes ge-

[1] Dieser ganz harmlose Streich ist übrigens aus einem alten Fabliau entnommen und hier nur geschickt (oder ungeschickt?) eingewoben.

[2] Er bedeutet einen soliden, echten Bauersmann, „bon laboureur", „homme de crédit", „homme de bien".

nauer an, so wundert man sich, daß in den Zeiten revolutionärer Gährung dieses Stück nicht eher dazu benutzt wurde, das Volk gegen den Adel zu empören und Molière eben wegen dieses Zeitgemäldes zum Vorläufer der Freiheits- und Emancipationsprediger zu stempeln.

Die Wahrheit ist, daß der Dichter ebenso weit von einer Schmeichelei des Adels als des vierten Standes entfernt war, sondern bloß vor einer unnatürlichen Vermengung der beiden Stände warnen wollte. Daß bei einer solchen Vermengung sich der Bürger gewöhnlich lächerlich machte, ist ebenso wahr, als daß von Seiten des Adels die schlimmsten und gehässigsten Leidenschaften zu Tage traten. Man mochte über den Bürger lachen — die Adeligen fand man gemein und schlecht. Das ist die Theilung, wie Molière sie später noch deutlicher im Bourgeois gentilhomme treffen wird.

Bei einer solchen Tendenz des George Dandin steht man doppelt verwundert vor der Thatsache, daß Molière ein solches Stück vor dem hohen und niedern Adel Frankreichs, vor dem Hofe seines Königs aufzuführen wagte. Allein die Verwunderung schwindet, wenn man eben bedenkt, wie gerade dem Könige daran gelegen war, den Einfluß des Adels auf das öffentliche Leben zu brechen, und wie von der andern Seite Molière sich diese Gesinnung des Herrschers zu Nutzen machte, um endlich einmal frisch von der Leber weg auch auf öffentlicher Bühne die adeligen Verführer und Verderber seiner Gattin an den Pranger zu stellen. Es muß in der That ein eigenthümlicher Anblick gewesen sein, den Dichter selbst als Dandin auf die Bühne treten und seinen Mißgriff in der Wahl der Gattin so furchtbar beklagen zu hören, oder später in Angelika die leibhaftige Armande wiederzuerkennen, die mit kaltem Herzen den Qualen ihres Gatten zuschaut und sich gegen ihn mit dem adeligen Liebhaber verbündet.

„George Dandin," sagt Loiseleur[1], „muß in einer jener Entzweiungsperioden geschrieben sein, während welcher die beiden Gatten vom bewaffneten Frieden zu offenen Feindseligkeiten übergingen. Armande hatte in dieser Komödie die Rolle Angelika's zu spielen, d. h. einer verehelichten Frau, welche ihren Pflichten untreu ist, und dieß ist die einzige Rolle der Art im ganzen Theater Molière's."

In der That, so weit auch in vielen Komödien die Frauen hinter dem Rücken ihrer Gatten und vor ihrem Gewissen in der Untreue gehen mögen, keine ist so unverschämt und verdorben, ihrem Manne unverblümt ihr Unrecht einzugestehen, und den Vorsatz auszusprechen, in der Untreue verharren zu wollen. Diese Rolle aber schrieb Molière für seine Gattin! Auch das ist eine eigenthümliche Komik! Freilich in Versailles durfte sie diese Rolle nicht übernehmen: ein so durchsichtiges Spiel zwischen Molière und Armande auf der Bühne hätte vor dem hohen, eingeweihten Publikum nur unangenehm wirken können, — es wäre zu lebenswahr und zu grausam gewesen. Aber von Versailles kam George Dandin bald nach Paris, erregte auch bei dem

[1] Les points obscurs de la vie de Molière, p. 315 u. 327.

Stadtpublikum die größte Heiterkeit und erzielte in den zahlreichen Aufführungen immer volle Häuser. . . .

Noch hatte dieses Interesse des Publikums am „schlechtverheiratheten Bauer" nicht abgenommen, als Molière, über den eine neue Schaffensfreudigkeit gekommen zu sein schien, auch bereits mit einer Neuheit, und zwar einer Charakterkomödie ersten Ranges, auf die Bühne trat. Es war am 9. September 1668, als zum ersten Male im Theater des Palais Royal der vielgenannte, ebenso sehr gelobte als geschmähte Avare aufgeführt wurde[1].

Wenn man das Schicksal des Misanthrop und des Avare mit demjenigen mancher Posse des Dichters vergleicht, so möchte man sich das Urtheil bilden, als ob das Publikum des Palais Royal in seiner großen Masse das eigentliche Verdienst Molière's durchaus nicht vermuthet, daß es in ihm nur den lustigen Possenreißer und Bajazzo gesucht habe und jedesmal enttäuscht nach Hause gegangen sei, wenn sich dieser Lustigmacher zu Höherem erschwingen wollte. Wir sehen, wie Molière sich das Edelste und Reinste in seinen Schöpfungen eigentlich erkaufen und zur Stütze eines Meisterwerkes gleich dem Misanthrop oder Avare einige derbgehaltene Possen auf das Programm setzen mußte. Wir kennen heute nur noch den Namen jenes Fin lourdaud, der doch in den ersten Zeiten des Avare die hohe Bedeutung hatte, das abspenstige Publikum wieder um den Dichter zu schaaren. So mußte sich Molière erst seine Zuschauer bilden, und wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß diese Zuschauer nicht minder als der tanzlustige König die Schuld tragen, wenn Molière weniger sich der höhern Komik weihte und wenn er selbst in seinen besseren Stücken bisweilen eine Scene oder eine Pointe einschob, die durchaus in die früheren italienisch-französischen Improvisationsposſen gehörte.

Es ist bei aller Liebe zu Molière nicht zu läugnen, daß der Avare von Seiten des Publikums sehr kalt empfangen wurde. Mag die Erzählung Grimarests von dem förmlichen Fiasco und jahrelangen Zurückziehen des Stückes auch in ihrem Wortlaute nicht wahr sein, so haben wir doch zu viele Anzeichen dafür, daß der Empfang der Neuheit keineswegs ein günstiger war. Boileau hatte zwar gleich den ganzen Werth des Stückes erkannt und war darum einer der fleißigsten Theaterbesucher. Eines Tages sagte ihm Racine: „Ich sah Sie jüngst in dem Stück Molière's, und Sie waren der Einzige, der lachte." — „Und ich," erwiederte der Kritiker, „habe eine zu hohe Meinung von Ihnen, um glauben zu können, Sie hätten nicht gelacht, wenigstens innerlich." — Es scheint, daß auch das übrige Publikum nur innerlich lachte. Molière konnte das nicht begreifen. „Es wundert mich," sagte er, „denn ein Fräulein von feinstem Geschmack (Mlle de Bussy), die sich kaum täuscht in solchen Dingen, hatte mir für den Erfolg garantirt." Später änderte sich freilich das Urtheil ein wenig, aber bis heutigen Tages ist der Avare eines

[1] Über die falschen Angaben Grimarests in Betreff der ersten Aufführung, dem darauffolgenden jahrelangen Verschwinden und dem endlichen Wiederauftauchen des Avare vgl. die Widerlegung Despois-Mesnard's, Bd. VII. S. 2.

jener Stücke des Dichters geblieben, die vom großen Publikum am wenigsten geschätzt und von den Kritikern der verschiedensten Richtungen und unter den verschiedensten Rücksichten am lebhaftesten bekämpft wurden. Wir wollen hier von zwei Angriffspunkten, der Prosasprache und den Entlehnungen aus Plautus und den späteren Italienern, vollständig absehen und das Stück einen Augenblick in sich betrachten, um uns einigermaßen Aufschluß über den seltsamen Mißerfolg bei so anerkannt hohen Vollkommenheiten zu suchen.

Bazin sagt: „Wenn wir das Stück zu untersuchen hätten, so würden wir mit leichter Mühe darthun, warum die vollkommenste Ausführung es niemals vermocht hat, aus dem Stoff ein angenehmes Schauspiel zu machen, so groß auch im Übrigen die Bewunderung sein mag, die es hervorruft." Leider nimmt sich Bazin jene leichte Mühe nicht, das große Räthsel zu lösen, und alle Anderen glaubten eben den Schlüssel nicht so leicht gefunden. Am treffendsten und der Wahrheit am nächsten scheint uns in Bezug auf diesen Punkt die kurze Kritik Goethe's, wenn er meint, der Avare, in welchem das Laster (des Geizes) jede Pietät zwischen Sohn und Vater vernichte, habe etwas außerordentlich Großes und sei in einem hohen Grade tragisch. In den Übersetzungen, die man in Deutschland für das Theater hergestellt, habe man aus dem Sohn einen Verwandten gemacht und dadurch Alles abgeschwächt und um den wahren Sinn gebracht.

Bringen wir diese Andeutung Goethe's mit dem Hinweis Bazin's zusammen, so glauben wir eben in der „Tragik" des Stoffes den Grund zu finden, warum es bei aller Vollkommenheit der Ausführung unmöglich blieb, denselben zu einem „angenehmen Schauspiel" zu verarbeiten. Die Ausführung ist bei Molière wirklich vollkommen, man kann nicht anders sagen; allein die Wahrheit zwingt auch jeden unverdorbenen Leser zum Geständniß, daß ein höchst unangenehmer Beigeschmack, ein gewisses natürliches Unbehagen des Gemüthes die volle Freude an dem Stücke stört. Der Gegenstand ist eben durchaus tragisch, und zwar tragisch in einem viel packenderen, auffälligeren und gründlicheren Sinne noch, als derjenige des Misanthrop. Nun aber muß man ja von vornherein zugeben, daß es gewisse ernste tragische Stoffe gibt, welche die komische Kunst nicht vollständig bemeistern, in frisch-franken Humor umsetzen und so künstlerisch heiter verklären kann. Die Parodie oder Posse mag sich beispielshalber an den Fabeln der alten griechischen Tragiker vergreifen, die edle Komödie wird dieß niemals; ein Lustspiel über das Schicksal des Orestes oder des Ödipus würde Jedem eine Entweihung der Kunst scheinen. In der Scala menschlicher und socialer Gefühle gibt es aber ebenso eine gewisse Klasse von Empfindungen, deren Mangel bei einem Individuum oder in einer Gesellschaft naturnothwendig einen unangenehmen Eindruck beim Leser oder Zuschauer hervorruft: ein Mangel, über den man niemals aus vollem Herzen lacht und dem man niemals heiteren Auges zuschaut. Ein Thierquäler z. B. wird als Thierquäler niemals komisch wirken, ebenso wenig ein Gotteslästerer. Zu jener Klasse von Gefühlen gehört nun unserer Ansicht nach vor Allem die Pietät zwischen Kindern und Eltern, ferner auch jenes Gemisch von Gefühlen, die das Gemüth erwachsener Kinder ergreifen, wenn

ihnen der alte Vater eine junge Stiefmutter geben will. Wird nun wie im Avare die Sache gar noch auf jene Spitze geschraubt, daß Vater und Sohn sich um dieselbe Braut zanken und unter Androhung und Verachtung des väterlichen Fluches streiten, so muß man zugeben, daß die Situation für jedes edelfühlende Herz eine unerquickliche ist und die Komik sie niemals zu einer erquicklichen machen wird. Ja im Gegentheil, je mehr der Dichter die Sache von der lächerlichen Seite auffassen und darstellen möchte, um so störender und greller tritt uns die Unnatur der Verhältnisse entgegen.

Diese Verhältnisse liegen aber wie ein schwerer Bann auf einem großen Theil der Komödie des Avare, und wo man sie einen Augenblick vergessen kann, da tritt auch sofort die heiterste Laune in ihre Rechte.

Daß der alte Geizhals sich noch einmal verliebt, finden wir eher auffällig, als gerade unnatürlich und dem Charakter widersprechend. Eines glauben wir indeß nicht verschweigen zu sollen. Eben weil es auffällig ist, daß ein sechzigjähriger Geizhals sich in eine ärmliche Person verliebt, hätte unserer Meinung nach der Dichter ein stark hervortretendes, die Sache wahrscheinlich machendes Motiv angeben müssen. Diese Forderung könnte auf den ersten Anblick pedantisch scheinen, da es eben keines weiteren Motives bei einer Liebschaft bedarf, nach dem Dichtersatz: „Sie kommt und sie ist da." Allein in einer Charakterkomödie, wo doch Alles darauf hinausgehen soll, den Hauptcharakter in's rechte Licht zu setzen, Alles und Jedes aus dem Charakter abzuleiten, muß es auffallen, daß so ohne Weiteres von dem abgewichen wird, was gewöhnlich und durchschnittlich bei dem Charakter eines bejahrten Geizigen eintritt, daß er sich in ein junges Mädchen verliebt, über dessen Vermögensverhältnisse er nicht aufgeklärt ist. Bei Harpagon wirklich an eine starke Neigung zu denken, geht nicht wohl an; denn war es ihm wirklich um die Heirath aus solchem Grunde zu thun, so durfte er gegen Schluß der Komödie, d. h. einige Stunden später, nicht so leichten Herzens dem Gedanken an Wiederverheirathung entsagen. Wenn er aber aus anderen Gründen, z. B. um seinem Haus eine gute Wirthschafterin zu geben, eine Frau suchte, so hätte dieß, wie es ganz im Charakter des Stückes lag, hervorgehoben werden müssen. Allein bei der ganzen Spätherbstliebe Harpagons scheint es Molière eben nur um einige komische Situationen zu thun gewesen zu sein, und das hat sich denn auch auf das Entschiedenste bei der Dichtung gerächt. Der Vortheil, welchen die tiefere Schilderung des Hauptcharakters aus der anormalen Liebschaft zieht, ist wirklich nicht so hervorragend, daß er die Nachtheile der Einführung dieses Motives aufwöge. Bei geringstem Nachdenken fallen Einem zwei Arten ein, in welchen recht komisch eine solche Liebschaft hätte verwerthet werden können. Einmal liegt der Gedanke nahe, zwei Leidenschaften von der Gegensätzlichkeit der Liebe und des Geizes in einem und zwar nicht mehr jungen Herzen zum Streit kommen zu lassen, und daß es dabei Gelegenheit zu hochkomischen Scenen gegeben, ist selbstverständlich. In einer anderen Weise hätte sogar die Liebe die Hauptintrigue abgeben können, indem man sich Harpagon nämlich recht gründlich in der Wahl der Zukünftigen hätte täuschen lassen, wenn er z. B. eine Reiche und Sparsame zu

finden glaubte und in Wirklichkeit einer Schwindlerin und Verschwenderin in die Hände gefallen wäre. Wir sind gewiß nicht naiv genug, zu glauben, Molière habe so naheliegende Dinge nicht auch selbst gesehen — aber das hindert uns nicht daran, zu zweifeln, ob gerade seine jetzige Auffassung die denkbar beste war. Man könnte freilich behaupten, die Liebe zu Marianne sei absolut nothwendig gewesen zur Vollendung des Gemäldes. Molière greift nämlich seinen Harpagon in einem Stadium des Geizes auf, wo die Habsucht bereits die tiefgewurzelten Gefühle der Liebe zu seinen eigenen Kindern überwunden hat. Der Kampf mit seinen Kindern wäre bei seiner innern Verfassung zum Kampf mit der Außenwelt geworden; einen Streit in sich selbst hätte er nicht zu führen gebraucht, wenn er Sohn und Tochter von sich stieß. Um nun doch wenigstens einen innern Conflict in den Charakter zu bringen, erfand der Dichter die „Liebe", die ja gewiß keine reine schwärmerische, selbstvergessende Jugendleidenschaft war, sondern nur eine eigenthümliche Form des Egoismus. Gegen einen solchen Einwand würden wir zweierlei vorbringen. Erstens scheint uns gerade der Conflict, welcher sich aus dem Geiz und der Liebe ergeben soll, nicht nachdrücklich genug hervorgehoben und ausgeführt. Daß Harpagon möglichst sparsam mit Geschenken u. s. w. umgeht, daß er nicht wie ein jugendlicher Held oder wie Faust Sonne, Mond und Sterne verschenken möchte, das ist bei einem Geizigen doch wohl selbstverständlich; um uns das zu zeigen, bedarf es keiner so außerordentlichen Anstrengung. Zum zweiten aber bleibt immer der unverhältnißmäßige Abstand zwischen dem ungewöhnlichen Mittel der Spätliebe eines Geizigen und dem dadurch zu erreichenden Zweck. Warum nicht lieber gleich das Entwicklungsstadium des Geizes um einen Grad zurückschrauben, und uns den Conflict zeigen, in den Harpagons Geiz mit seiner noch nicht ganz erloschenen Liebe zu den Kindern gerathen! Dann freilich wäre es entweder mit der Wahrheit oder mit der Komik aus gewesen. Die „außerordentliche Tragik des Stoffes" wäre zu stark und zu offen zu Tage getreten; denn entweder hätte das heilige Gefühl der Vaterliebe gesiegt, und es wäre aus gewesen mit dem Geiz, oder aber dieser letztere hätte vor unseren Augen die Liebe erstickt, und der Schlußeindruck wäre ein trauriger, widerlicher gewesen. Aus diesem Dilemma wollte sich Molière durch die Erfindung der Liebe retten — aber wie Bazin sagt: keine auch noch so vollkommene Ausführung konnte aus dem (ächt tragischen) Stoff ein angenehmes Schauspiel machen, ja Molière hat eben durch Erfindung dieser Liebe mit ihren Nebenumständen das Gefühl der Unerquicklichkeit eher vermehrt als überwunden. Zudem kann nicht einmal gesagt werden, daß es eine so besondere Steigerung sei, welche Molière dadurch erzielt. Es ist wahr, nur an dem Widerstand, den eine Leidenschaft überwindet, vermag man deren Kraft zu ermessen, nur in Kampf vermag sie sich dem Zuschauer auf dramatische Weise zu offenbaren. Nun aber muß doch Jeder einsehen, daß eine Leidenschaft, welche bereits die Vaterliebe erstickt, auch mit leichter Mühe eine keimende Spätlingsliebe zu einem jungen Mädchen überwinden wird, mit anderen Worten, diese Spätlingsliebe kann nicht als größerer Widerstand gelten, als die angeborene Vaterliebe.

Durch diesen Hauptmißgriff glauben wir uns das Räthsel lösen zu sollen, wie ein Stück, das in der That vollkommen in seinen einzelnen Scenen zu sein scheint, im Ganzen doch so wenig harmonisch befriedigt.

Der Avare gehört ferner zu den Komödien Molière's, welche wegen ihrer „Moral" oft heftige Angriffe erfahren haben. Eine vereinzelte schmutzige Anspielung abgerechnet, können wir indeß nichts Unmoralisches in dem Stücke finden. J. J. Rousseau meint: „Der Geiz ist zwar ein großes Laster, aber ein noch größeres, Wucher zu treiben; größer als Beides aber ist es, wenn ein Sohn seinen Vater bestiehlt, wenn er ihm die Achtung und den Gehorsam verweigert, ihm die beleidigendsten Vorwürfe macht, und wenn, wo der erzürnte Vater ihm seinen Fluch zuschleudert, der Sohn mit komischer Miene sagt, er wisse mit des Vaters Gaben nichts anzufangen ... Ist eine Komödie, in der man einen so ungerathenen Sohn lieben lernt, nicht eine Schule schlechter Sitten?" Hierauf ist zu erwiedern, daß Cleante sowohl als seine Schwester im Anfang des Stückes, wo sie ruhig und ohne Leidenschaft reden, durchaus als gehorsame und unterwürfige Kinder selbst einem Vater wie Harpagon gegenüber sich erweisen; daß Cleante diese Gesinnung nur in einem Augenblick aufgibt, wo er auf alle mögliche Weise gereizt und in seinen innersten und gerechtesten Gefühlen verletzt wird. Übrigens geht aus keiner Stelle der Komödie hervor, daß Molière uns Cleante als Muster vorstellen will. Im Gegentheil läßt der Dichter uns deutlich durchfühlen, daß, wenn er Cleante auch entschuldbar findet, er ihn doch durchaus nicht untadelhaft nennen will. Molière sucht seine ausgleichende Gerechtigkeit dem Leben nachzubilden, wo eben auch ein Laster durch das andere gestraft wird, ohne daß dieses darum in sich gerechtfertigt würde.

Will man aber nach positiver Moralität suchen, so bietet der Avare gerade in seinen Glanzstellen die herrlichsten Lehren, natürlich in seiner Art, den ernsten Kern in bunter Schale. Wir erinnern hier nur an die Prachtstelle über die Mitgift. Doch wir können unmöglich auf Einzelnes eingehen.

Fragen wir uns, wer von Beiden, Plautus oder Molière, das abschreckendste Bild vom Geiz entworfen, so neigt sich unzweifelhaft die Schale zu Gunsten Molière's.

Man hat wiederholt darauf hingewiesen, wie in der Aulularia der Geldtopf wirklich als böser Geist seinen Hüter bis zum Wahnsinn umhertreibe, und es ist zweifelsohne ein sehr großer Erfolg plautinischer Kunst, uns den leidenschaftlichen Zustand Euclio's so lebhaft vor die Seele zu zaubern. Allein dabei läßt der Dichter es auch bewenden; davon, daß der Geiz den Menschen moralisch schlecht mache, sieht man fast keine Spur; davon, daß der Geiz als Geiz auch in pecuniärer Hinsicht dem Geizigen schaden könne, ist keine Rede, denn wenn Strobilus den Schatz stiehlt, so ist nicht so sehr der Geiz als die Dummheit Euclio's daran schuld, der auf offener Straße von seinem Schatze redet und denselben in einem öffentlichen Haine vergräbt.

Bei Molière dagegen finden wir ein viel lebenswahreres Bild des Geizes in sich und aller seiner Folgen. Zuerst tritt die Furcht, fast das einzige Merkmal Euclio's, bei Harpagon viel kräftiger auf, da dieser fürchtet,

von seinen eigenen Kindern bestohlen zu werden. Hierin liegt schon eingeschlossen, daß auch die bösen Folgen des Geizes in Bezug auf das Innere des Geizigen bei Molière klarer hervortreten. Er traut nicht einmal mehr seinen eigenen Kindern. Er hat kein Gefühl für sie, sie schließlich keine volle Achtung mehr für ihn. Wie die väterliche Liebe in ihm ausgestorben, so zeigt er sich auch in der Behandlung seiner Dienstboten und der Thiere als echten Geizhals. Ebenso in seinen Beziehungen zu den Frauen. Der wahren Liebe ist er überhaupt nicht mehr fähig, und die etwas sinnliche Liebe, die noch in ihm aufsteigen kann, muß sich seinem Geize fügen. Ferner zeigt Molière, daß der Geizhals den Genuß, für den er noch empfänglich ist, seine Freude am Geld, sich selber verdirbt, indem er einerseits, wie Plautus, ihn stets in hellen Sorgen zeigt, und andererseits darthut, wie gerade sein Mißtrauen gegen Andere, die Behandlung, die er ihnen widerfahren läßt, in diesen die Lust weckt, ihn zu bestehlen; ja die Sorge, mit der er immer nach seinem Schatze schaut, dient eben dazu, den Dieb auf die rechte Spur zu leiten, so daß nicht unzeitiges Schwatzen, sondern der Geiz selbst die Ursache des Schadens ist. Zuletzt ist bei Molière recht frappant, wie die Kinder, je mehr sie vom geizigen Vater eingeschränkt werden, um so mehr über die Stränge springen; da er ihnen das Nöthige und Anständige verweigert, so borgen sie für das Überflüssige bei Wucherern.

Doch genug über den Avare, der nach dem Lauf der Ereignisse sehr bald in den Hintergrund des Interesses trat.

Es nahte nämlich die Jahreswende 1668/69, und mit ihr die Feier des viel besprochenen, arg mißverstandenen „Kirchenfriedens". Der gelehrte protestantische Theologe und Tartüff-Kritiker Mangold schreibt nach dem Vorgang des „tiefsinnigen" Ranke über diesen Frieden: „Nachdem ein modus vivendi gefunden war, wurden die Jansenisten innerhalb der katholischen Kirche geduldet. Der Kreis der Rechtgläubigkeit wurde erweitert, darin liegt die große Bedeutung des Friedens für die katholische Kirchengeschichte."[1] Glücklicherweise lagen für die Rechtgläubigkeit die Sachen ein wenig anders.

Nach Alexanders VII. Tod hatte Clemens IX. den Thron bestiegen und bald genug durch seine Verurtheilung des Neuen Testamentes von Mons und des Rituale von Alet auch den Blindesten dargethan, daß er die Affaire der Jansenisten mit allem Ernst aus der Welt schaffen wolle. Diese „Affaire" war damals als kanonischer Proceß gegen die Bischöfe von Alet, Pamiers, Angers und Beauvais beim Heiligen Stuhle anhängig, und Clemens IX. sendete zur Untersuchung des Processes seinen Legaten nach Frankreich. Inzwischen hatten die vier Bischöfe die Staatsminister, einige Prinzessinnen von Geblüt, sehr viele Doctoren der Sorbonne und sogar neunzehn ihrer Amtsbrüder auf ihre Seite gebracht. Dieser Partei gelang es nun durch allerlei unehrliche Kunstgriffe, das gerichtliche Verfahren gegen die vier Angeklagten einstellen zu lassen, indem sich Personen vom allerhöchsten Ansehen

[1] Mangold, Tartüffe S. 127. — L. v. Ranke, Französische Geschichte. Leipzig 1877. V. S. 257 ff.

für deren Rechtgläubigkeit und besonders für die Aufrichtigkeit ihrer Erklärungen verbürgten. Es kam daher zu einem Vertrage, den der Papst annehmbar fand. Ein vereinbartes Formular, das die Verurtheilung aller jansenistischen Irrungen enthielt, sollte von den vier Bischöfen unterschrieben und in den Diöcesanarchiven niedergelegt werden; ferner sollten eben die Bischöfe zum Zeichen ihrer aufrichtigen, rückhaltlosen Unterwerfung ein Schreiben an den Heiligen Stuhl erlassen, wohingegen Rom sich verpflichtete, alle weiteren gerichtlichen Schritte und etwaige Strafen einzustellen. Einer der Vermittler versicherte dem Heiligen Vater, die Schreiben der Angeklagten seien ehrlich und aufrichtig; dieselbe Erklärung gab auch der berüchtigte Arnauld ab, und so mußte denn der Papst auf die Berichte seines Legaten hin glauben, Alles sei in Ordnung. Freilich fehlte es von der anderen Seite nicht an Warnungen vor der jansenistischen Verlogenheit und Heuchelei; allein die officiellen Schriftstücke und Erklärungen schienen jeden Verdacht auszuschließen und den Papst gewissermaßen zur Güte zu zwingen. So erließ dieser denn am 19. Januar 1669 das Breve, welches zwar auch ausdrücklich den Verdacht erwähnt, aber nur um ihn als unwahrscheinlich zurückzuweisen. Im Übrigen werden die vier Bischöfe *unter ausdrücklicher Voraussetzung ihrer Rechtgläubigkeit* zu Gnaden angenommen. So kam der clementinische oder sogen. Kirchenfriede zu Stande, in Folge dessen eine allgemeine Amnestie erging, von der nicht einmal die Klosterfrauen von Port-Royal ausgenommen waren, welche einige Jahre vorher wegen ihrer Widerspänstigkeit in verschiedene Klöster waren vertheilt worden. Es ist unglaublich, wie viel Rühmens gerade die Jansenisten von diesem Frieden machten. Sie ließen sogar eine Denkmünze mit der Umschrift prägen: „Zum Gedächtniß an die wiederhergestellte Eintracht(?) der Kirche". „Die wahren und tieferblickenden Katholiken dagegen seufzten über diesen ‚Frieden', der sowohl in seinen Präliminarien als in der Vollendung ein ewiges Schandmal der jansenistischen Verschlagenheit bleiben wird." [1]

Kann es nun wohl eine größere Ironie der Geschichte geben, als wenn gerade zur Feier dieses Tartüff-Friedens der Molière'sche Tartüff von der Jansenistenpartei freigegeben und gleichsam als Festspiel zur Feier dieses „Friedens" am 5. Februar 1669 öffentlich mit königlicher Erlaubniß und stillschweigender Duldung des Erzbischofs und der Cabale aufgeführt wurde?!

Wie das Alles gekommen, ob Ludwig den Erzbischof ausdrücklich um Gestattung des Stückes bei der allgemeinen Amnestie gebeten, ob Molière bloß kühn genug war, diese Gestattung vorauszusehen, weil er glauben mußte, die Cabale werde jetzt nicht mehr zu widersprechen wagen — kurz das „wie" ist gänzlich unbekannt; wir stehen mit den erstaunten Parisern vor der plötzlich wie aus der Luft geschneiten Thatsache der öffentlichen, unbeanstandeten Ankündigung und Aufführung des verfehmten Tartüff.

Fünf lange Jahre hatte das Stück die öffentliche Meinung beherrscht

[1] Vgl. Berault-Bercastel-Gams, Kirchengeschichte, 2. Aufl., Bd. VIII. S. 151 ff. Am besten behandelt bei Rapin, Mémoires, I. passim.

und als verbotene Frucht doppelt die Neugierde gereizt. Man begreift also, mit welchem Jubel die Ankündigung begrüßt, unter welchem Zudrang des Publikums das Theater eröffnet, mit welchem Heißhunger die Komödie verschlungen wurde. Man war in all dem Gedräng und Stoßen förmlich seines Lebens nicht mehr sicher. Man muß bei dem Theater-Gazetier Robinet nachlesen, welche Mühe es kostete, einen Platz zu erlangen. „Soll ich denn über den Herrn Tartuffius mein Leben verlieren?" so scholl es durch den Saal. Die Einnahme dieses Abends betrug 2860 Livres; wichtiger aber war für Molière der moralische Triumph, den er endlich über seine Feinde davongetragen. Von seiner rosigen Stimmung zeugt wohl am besten das dritte Placet, das er am Tage der Aufführung an Ludwig richtete und das wegen seiner lustigen familiären Sprache auch wohl ein Zeichen des guten Humors sein dürfte, der den König an jenem Tage beseelte.

„Sire, ein sehr ehrenwerther Arzt, dessen Patient zu sein ich die Ehre habe, verspricht mir und will sich vor Notar dazu verpflichten, mich noch dreißig Jahre leben zu lassen, wenn ich für ihn von Ew. Majestät eine Gnade erlangen kann. Ich habe ihm gesagt, was sein Versprechen angehe, so würde ich noch nicht einmal so viel verlangen, und ich wäre zufrieden, wenn er sich nur verpflichtete, mich nicht zu tödten. Jene Gnade, Sire, ist ein Kanonikat an Ihrer königlichen Kapelle zu Vincennes, welches durch den Tod des Herrn . . . erledigt ist. — Dürfte ich Ew. Majestät auch noch um diese Gnade bitten, gerade an dem Tage der großen Auferstehung des Tartüff, der durch Ihre Güte wieder von den Todten erweckt worden ist? Ich bin durch diese erste Gnade mit den Devoten versöhnt, und ich würde es durch die zweite mit den Ärzten sein. Das ist für mich gewiß zu viel Gnade auf einmal, aber vielleicht ist es nicht zu viel für Ew. Majestät, und ich erwarte mit ein wenig Hoffnung in Ehrfurcht die Antwort auf meine Bittschrift."

Man muß gestehen, die Empfehlung zu einer Kanonikatspfründe durch einen Schauspieler ist etwas seltsam! Indeß es gab jedenfalls schmachvollere Empfehlungen zu einer Zeit, wo die kirchlichen Pfründen in Ludwigs Augen nur da zu sein schienen, um hochgeborene Illegitime anständig unterzubringen.

Das „von den Todten erstandene Stück" behielt übrigens lange Zeit hindurch seine Anziehungskraft. Guy Patin, der bekannte Arzt, berichtet in seiner Eifersucht noch am 29. März 1669: „nur die Schauspieler nähmen in Paris noch Geld ein".

Mit der ersten ungehinderten öffentlichen Aufführung des so viel und leidenschaftlich umstrittenen Stückes können auch wir unsere Darstellung seines Entstehens und seiner Schicksale durch eine kurze Beurtheilung desselben schließen. Wir konnten diese Beurtheilung nicht früher geben, weil die endgiltige Form erst in der ersten frei geduldeten Aufführung zu Tage trat und auch nothwendig die geschichtliche Entwicklung dieser Form zum vollen Verständniß der Tragweite des Stückes nothwendig war.

Unsere Meinung geht im Allgemeinen dahin, eines der Hauptverdienste

des Tartüff habe in den Augen Vieler unbewußt darin gelegen, daß er von Anfang an ein Parteistück und ein Opfer der Polizei war. Ein ruhiges, bloß ästhetisches Urtheil ist dadurch fast ganz unmöglich geworden; sonst würde man bald allgemeiner gesehen und zugegeben haben, daß der Hauptcharakter durchaus verfehlt ist. Tartüff soll den Heuchler darstellen, aber dieser Heuchler der Komödie existirt nirgends im Leben, er ist, wie Bourdaloue in einem andern Sinne freilich sagt, ein „hypocrite imaginaire".

Urtheilen wir ruhig und ohne Voreingenommenheit, so müssen wir einfach zugeben, daß Labruyère den wahren Charakter des Heuchlers ganz anders richtig gezeichnet und gerade in dieser Zeichnung unverkennbar die schärfste Kritik Tartüffs gegeben hat.

„Onuphrius" — so heißt der Heuchler Labruyère's — „sagt nicht: ‚Mein Bußhemd und meine Geißel'; er würde dadurch als das erscheinen, was er wirklich ist, nämlich als ein Heuchler, während er für das gelten will, was er nicht ist, d. h. für einen frommen Mann. Es ist wahr, er (d. h. der echte Heuchler) handelt so, daß man glaubt, er trage ein Bußhemd und gebrauche die Geißel, aber er sagt es nicht . . . Wenn sich Onuphrius von einem reichen Manne, dem er Sand in die Augen gestreut hat, freundlich aufgenommen sieht . . . so ist er weit davon entfernt, die Redewendungen und Sprache der Frömmigkeit anzuwenden, um der Frau desselben zu schmeicheln. Er redet ja diese Sprache nicht aus Angewöhnung, sondern nur aus Berechnung und insofern sie ihm nützlich scheint, niemals aber da, wo sie bloß dazu dienen kann, ihn lächerlich (oder gehässig) zu machen . . . Onuphrius denkt nicht daran, die Erbschaft seines (durch ihn betrogenen) Freundes für sich in Anspruch zu nehmen, noch weniger eine Schenkung sämmtlicher Güter desselben für sich zu erhalten. Er speculirt überhaupt nie auf Dinge, welche mit der geraden Linie (Eltern—Kinder) zusammenhängen, und schleicht sich auch niemals in eine Familie ein, wo zugleich eine heirathsfähige Tochter und ein unverheiratheter Sohn sich finden; denn in solchen Familien gibt es Rechte, die gar zu heilig und unverletzlich sind. Ein (wirklich) frommer Mann ist weder habsüchtig, noch hitzig, noch ungerecht — ja nicht einmal selbstsüchtig. Nun ist zwar Onuphrius nicht wirklich fromm, aber er möchte doch dafür gehalten werden (und wird deßhalb Alles vermeiden, was offenbar gegen die wahre Frömmigkeit verstößt)."

Diese Schilderung des Heuchlers durch Labruyère beruht vollständig auf dem Wesen jenes schändlichen Lasters, das in dem Mißbrauch des Tugendscheines zu irgend einem Zweck besteht.

Dieser Zweck kann wie bei jedem andern Betrug ein doppelter sein. Einmal möchte man gern das Laster im Geheimen genießen und dabei doch aus einem Rest von Anstandsgefühl öffentlich nicht für lasterhaft gelten. In diesem Falle ist die gute Meinung der Nebenmenschen das Ziel, das zwar in sich nicht schlecht ist, sondern nur durch ein schlechtes Mittel gesucht wird. So ist diese erste Art der Heuchelei eine Art Nothlüge. Beim Tartüff ist von ihr natürlich keine Rede.

Der Zweck des Vorhaltens der Frömmigkeitsmaske kann aber zweitens

in sich selbst ein schlechter sein, indem der Heuchler sich durch den Schaden Anderer, die er betrügt, selbst irgend einen Vortheil verschaffen will. Die gute Meinung der Nebenmenschen ist *ihm nicht Ziel, sondern selbst wieder Mittel*. Er macht, wie Molière sagt:

de dévotion metier et marchandise
Par le chemin du ciel courant à sa fortune.

Solcher Art Heuchler sind also ganz gemeine Spitzbuben; wie der Dieb oder Räuber sich als Bettler oder Roßtäuscher einschleicht, oder der Bauernfänger sich als Polizist oder Fremdenführer ausgibt, so nimmt diese Species Gauner das Ansehen der Frömmigkeit, um zu stehlen oder zu verführen.

Diese beiden Arten der Heuchelei sind in ästhetischer Hinsicht verschiedener, als man auf den ersten Blick sagen sollte.

Die erste Art will wenigstens den Schein der Frömmigkeit wegen der Ehre und Schönheit dieses Scheines in sich; es wohnt im Herzen eine gewisse Anhänglichkeit an diesen Schein, kurz diese Art Heuchelei ist eine wirkliche *Charaktereigenschaft*, die das ganze Sein und Treiben des Heuchlers beherrscht und lenkt.

Bei der zweiten Art ist dieses nicht der Fall. Die Heuchelei ist kein *Charakterzug*, sondern höchstens eine *Charaktermaske*, wie es nicht Charakter des Bauernfängers ist, Fremdenführer oder Polizist zu sein. Die Umstände brauchen nur zu wechseln, irgend ein anderer Weg als der des Tugendscheines braucht bloß schneller zum Ziele zu führen, so wird der Heuchler die Frömmigkeitsmaske abwerfen und zu dem geeigneteren Mittel greifen. In diesem Falle bleibt dann der ganz gemeine Spitzbube übrig — über solchen aber lacht man nicht.

Wenden wir das Gesagte auf den Tartüff an, so werden wir finden, daß nach Molière's Absicht der Held zu der zweiten Gattung der Heuchler, den Interessirten, gehören soll. Dann aber kann von einer eigentlichen Charakterkomödie nicht mehr die Rede sein, ebenso wenig als wenn in irgend einem Stück ein Bauernfänger als Polizist agirt, und ich dieses Stück eine Charakterstudie des Polizisten nennen wollte. Tartüff ist vorher vielleicht Taschendieb gewesen, ehe er Orgon kennen lernte; wenn er später aus dem Gefängniß entlassen wird, verlegt er sich vielleicht auf Falschmünzerei — die Heuchelei ist nicht seine Charaktereigenschaft, sein Charakter ist die Spitzbüberei, die sich *aller* Mittel bedienen will, welche ihr die geeignetsten scheinen.

Tartüff ist kein Charakterbild der Heuchelei als eines Charakterfehlers — das ist vor Allem festzuhalten; denn damit fallen viele Behauptungen über die sogenannte moralische Tragweite des Molière'schen Stückes.

Allein nicht bloß kein Heuchler*charakter* ist Tartüff, sondern er ist nicht einmal ein echter *Gelegenheitsheuchler*.

Labruyère hat Recht, der Heuchler wird, wenn er sein Handwerk versteht, nur das thun, was auch der wirklich Fromme äußerlich thut. Der ganze Unterschied zwischen Beiden besteht nur darin, daß der Eine als Maske

trägt, was dem Andern in Fleisch und Blut übergegangen, sein eigenstes Antlitz ist. Aber Grundbedingung der Heuchelei, ihre ganze Gefährlichkeit und Schändlichkeit ist es, daß sie vollständig in Allem als Lamm auftritt und doch Wolf ist. Wo der Wolf anfängt erkennbar zu sein, wo das Lammsfell nicht fest anschließt, da hört die Heuchelei auf und der Heuchler versteht sein Handwerk nicht mehr. Halten wir dieß neben das berühmte erste Auftreten Tartüffs, neben jenen berühmten Ruf:

Laurent, serrez ma haire et ma discipline.

Natürlich wird das Parterre immer in einen Beifallssturm ausbrechen, wenn es den Schleicher so rufend hervortreten sieht. „Das ist er, das kann nur Er sein, von dem bis jetzt immer die Rede war — der Heuchler!" Ja freilich erkennt man an diesem Ruf nicht den Frommen, sondern den Heuchler, und damit hört der Zweck der Heuchelei auf.

Was erreicht Tartüff mit diesem Ruf? Erst freilich das Erstaunen, dann aber ebenso nothwendig den Zweifel aller Hausbewohner; man wird sich fragen, warum er so laut von Dingen rede, die man doch sonst gerade zu verheimlichen strebt; man wird die Absicht merken, ihn als das erkennen, was er ist. Und in der That, sehr geschickt muß er nicht operirt haben; denn mit Ausnahme Orgons weiß jedes Kind im Haus, was es an dem Schleicher hat, und das ist doch schlimm genug für seinen Zweck. Man könnte nun sagen, es läge ihm nichts an dem Urtheil der Anderen. Aber sehen wir einmal genauer zu. Er will doch gewiß auch vor der Frau Orgons heucheln, wenn auch nicht purste Frömmigkeit, so doch aufrichtige Liebe. Allein wie fängt er dieß an? Wird wohl ein Heuchler, dem es wirklich darum zu thun ist, die Gunst einer verheiratheten Frau zu gewinnen, seine Bewerbung so offenkundig treiben, daß Jeder im Hause sie merkt? Und doch, so handelt Tartüff. Gleich in der ersten Scene verräth die Kammerfrau das Geheimniß: „Ich glaub', er ist eifersüchtig auf Madame." Selbst der dumme Orgon sieht hier wenigstens etwas: „Ja, sechsmal mehr als ich zeigt er sich eifersüchtig." Ferner stimmt sein ganzes directes Verhalten zu Elmire nicht mit wahrer Heuchelei. Man denke an die Scene, in der Orgon von Dorine Nachrichten über Tartüff verlangt.

Elmire, die Herrin des Hauses, in dem Tartüff aufgenommen, beköstigt und geehrt ist, Elmire, die er liebt oder wenigstens sterblich zu lieben vorgibt, die er von seiner Liebe überzeugen will, Elmire ist gefährlich krank, und er — als Zeichen einer außerordentlichen Liebe für sie:

Tout seul, devant elle,
fort dévotement il mangea deux perdrix
Avec une moitié de gigot en hachis.

Abgesehen davon, daß er sich bei solcher Völlerei durchaus nicht mehr als Heuchler der Abtödtung zeigt, sondern einfach als gefräßiger Parasit, widerstreitet es aller Wahrscheinlichkeit, daß er, der Verliebte, in Gegenwart der Frau, die er verführen, von seiner Liebe zu ihr überzeugen will, sich den Braten und den Wein so gut schmecken läßt. Wird er etwa nachher zu ihr sagen:

„Madame, ich habe mit trefflichem Appetit zwei Feldhühner und einen halben Schöpsenbraten verschlungen und vier große Gläser Wein getrunken, während Sie krank waren, und ich bitte Sie, daraus abzunehmen, wie sehr ich Sie liebe"!? Er muß also Elmire für entsetzlich dumm halten, wenn er vor ihr etwas thut, das, bloß ausgesprochen, ein furchtbarer Hohn auf sie und ihn wäre. So dumm aber ist Elmire nicht. Sie wird ihn schon zur Zeit daran erinnern, daß er fest und sanft geschlafen, während sie vom heftigsten Fieber geschüttelt wurde, und daß dieß gewiß ein Zeichen seiner äußersten Liebe gewesen. Und doch hat der dumme, feiste Tellerlecker die Stirn, der geliebten Frau zu sagen:

On ne peut trop chérir votre chère santé,
Et pour la rétablir j'aurais donné la mienne!

Und was soll man dazu sagen, daß er Elmire noch von Fasten, Beten und Thränen spricht, während Herrschaft und Dienerschaft und Elmire selbst vor Allem täglich mit Augen sieht, wie er ißt und trinkt, wie „er rothe Ohren und die blühendste Gesichtsfarbe hat", wie er „für Sechs ißt" und „er immer die besten Stücke verzehrt, die man ihm zuschiebt".

Man muß gestehen, Tartüff ist ein seltsamer Heuchler, auch in der Liebe!

Freilich gibt man zu, daß eine gewisse Übertreibung in den Charakteren, eine mäßig gesuchte Zuspitzung der Situationen in der Komödie — die sogen. theatralische Perspective erlaubt und wegen der schnelleren und allgemeineren Auffassung der Intentionen des Dichters sogar geboten ist. Allein die Perspective darf nicht zur Fälschung, die Übertreibung nicht zur Unwahrheit werden. Tartüffs Heuchelei ist aber keine Heuchelei mehr vor lauter „Perspective". Es mag ja besonders bei der Heuchelei — der fortgesetzten äußeren Lüge in Action — schwer sein, das unparteiische Publikum aufzuklären, ohne den mithandelnden Personen das Geheimniß zu verrathen. Allein man wird doch nicht läugnen wollen, daß z. B. eine Scene zwischen Tartüff und seinem Diener sich besser geeignet hätte, uns die Spitzbuben in ihrer wahren Gesinnung zu zeigen, ohne daß sie, wie jetzt, vor aller betheiligten Umgebung während der Handlung selbst in verrätherischer Weise die Maske lüften.

Dieser Fehler in der Charakteristik scheint uns der Hauptmangel der Komödie in ästhetischer Hinsicht. Auf einen anderen sei hier der Kürze wegen nur hingewiesen. Wir meinen den allzu theatralischen Schluß, der zudem auf einer unerträglichen Verhimmelung Ludwigs beruht. Im Übrigen geben wir gerne zu, daß der Tartüff Schönheiten ersten Ranges enthält und besonders die Exposition nach Goethe's Urtheil an eigenartiger Vollendung wohl einzig dasteht.

Vom moralischen Standpunkt freilich muß unser Urtheil leider ein viel strengeres sein. Da wir hinlängliche Beweise für unsere Überzeugung beigebracht haben, daß der Tartüff nicht gegen die Jesuiten, sondern gegen die „Partei", die „Cabale", d. h. die Jansenisten gerichtet war, so wird man uns schon zugestehen müssen, daß eine Verurtheilung des Tartüff vom moralischen Standpunkt aus bei uns durchaus nicht eine oratio pro domo ist.

Von der mehrerwähnten Scene zwischen Orgon unter dem Tisch und Elmire und Tartüff ganz abgesehen, finden wir das Unterfangen selbst unmoralisch, die Heuchelei zum Gegenstand der Komödie zu machen. Der Grund ist einfach. Tugend und Laster haben hier vollständig dasselbe Kleid, dieselbe Rede, dieselbe Geberde. Die ganze Äußerlichkeit der Tugend schleppt der Heuchler durch den Staub der Lächerlichkeit — ja den Koth der Gemeinheit. In einer civilisirten Gesellschaft wird man zu Maskeraden kein religiöses Gewand eines Cultusdieners mißbrauchen, weil man mit Recht in diesem Mißbrauch eine Profanation — in besonders schweren Fällen ein Sacrilegium erblicken würde. Etwas Ähnliches ist es mit dem Mißbrauch der Tugendmaske. Dieses Äußere der Tugend ist freilich nur eine Außerlichkeit — aber sie ist der wahren Tugend nothwendig; sie lächerlich oder verächtlich machen heißt ebenso viel, als die Tugend dazu verurtheilen, ein Narrenkleid oder einen Sträflingsrock zu tragen. Wie mancher Priester, wie mancher ehrlich fromme Laie — von den Jesuiten aller Länder gar zu schweigen — haben unter dem Banne dieser Lächerlichkeit und Gehässigkeit leiden müssen und leiden noch darunter! Das hat Molière nicht beabsichtigt, das ist bloß die Folge der Thatsache, daß Heuchelei und Tugend ein gemeinsames Kleid haben, und man dieses Kleid nicht verächtlich machen darf. Es ist seltsam, wie die Kritiker, welche den Tartüff in moralischer Beziehung in Schutz nehmen zu müssen glauben, diesen von uns gerügten Übelstand zugeben. So z. B. Mangold, der im letzten Theil seines Werkes für die hohe ethische Bedeutung Tartüffs eintritt und doch S. 66 ganz ruhig sagt: „Wir wissen, daß Molière kein orthodoxer (?) Katholik war, er dachte frei (!). Wenn er das Büßerhemd, die Geißel, die schablonenmäßig geregelten Betstunden, die Heftigkeit (?) des Gebetes in der Kirche, das übertriebene Anbieten (?) des Weihwassers, kurz alle die Äußerlichkeiten der Andachtsübungen, welche auch der Protestantismus dem Katholicismus vorwirft, an Tartüff verspottet — so konnte er das Bewußtsein manches orthodoxen Katholiken verletzen, da der Gedanke nicht weit lag, daß diese Dinge vielleicht an sich verspottet werden sollten."

Die schlimmen Früchte stellten sich denn auch bald genug ein. Die sittenlose jeunesse-dorée jener Zeit, die Libertins, wie sie bezeichnend hießen, bedienten sich des Tartüff als eines undurchdringlichen Schildes gegen alle Ermahnungen zu Frömmigkeit und Sitte. Es gibt keine Frommen, sagten sie, und die noch fromm scheinen, sind die ärgsten Spitzbuben. Die Sache verließ also vollständig den ästhetischen Standpunkt, sie ward eine moral-religiöse Frage.

So werden wir uns denn nicht wundern, daß Bourdaloue sich veranlaßt fühlte, öffentlich von der Kanzel herab gegen den gefährlichen Bundesgenossen zu protestiren, der ihm in Molière gegen die Heuchelei geworden war. In dem Lob des seeleneifrigen Predigers, in der Anerkennung seiner Aufrichtigkeit sind alle Schriftsteller, auch die größten Bewunderer des Tartüff einig. Auch darin stimmen die Einsichtsvolleren überein, daß bei ihm die Entlarvung der Heuchelei, die Schilderung ihres verderblichen Einflusses ganz anders ergreifend und Ab-

scheu erregend wirkt, als bei Molière. Ja, Bourdaloue ist der Ansicht, daß Molière nicht einmal die wahre, echte Heuchelei gezeichnet — und darin stimmen wir ihm bei —, und so klagt er denn über „des esprits profanes, bien loin d'entrer dans les intérêts de Dieu, qui ont voulu s'ériger en censeurs de l'hipocrisie et ont exposé à la risée publique l'hipocrisie imaginaire“ [1].

Um hier andere Stimmen, welche sich in der Folgezeit mit mehr oder minderer Mäßigung gegen den Tartüff erhoben haben, der Kürze wegen zu übergehen, führen wir nur das Urtheil eines Mannes an, der einerseits nicht im Verdacht des Jesuitismus steht, sich andererseits aber wie kaum ein Zweiter darauf verstand, was auf die Menge einen guten oder schlimmen Eindruck zu machen geeignet ist. Auf seinem Felseneiland von St. Helena fällte Napoleon I. folgendes Urtheil über den Tartüff:

„Das Ganze ist von Meisterhand; es ist das Musterwerk eines unvergleichlichen Mannes. Indeß hat das Stück einen solchen Charakter, daß ich keineswegs über die langen Verhandlungen erstaunt bin, die es in Versailles hervorgerufen hat, und über Ludwig' XIV. Zaudern, bis er es freigab. Mich wundert nur, daß er es gethan hat. Das Stück stellt die Frömmigkeit in so gehässigen Farben dar, eine gewisse Scene desselben bietet eine so bedenkliche indecente Situation, daß ich meinerseits nicht anstehe zu erklären: Wäre es zu meiner Zeit erschienen, so hätte ich die Darstellung desselben nicht erlaubt.“

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

---

[1] Um übrigens Bourdaloue's Standpunkt und Meinung ganz zu verstehen, muß man den Wortlaut des ersten Theiles jener Predigt selbst in Anschlag bringen. Die Spitze richtet sich nicht einmal so sehr gegen den Mißgriff Molière's, als gegen den Mißbrauch, den die „Libertins“ mit diesem Mißgriff trieben. Die Predigt wurde keinenfalls vor 1672 gehalten.

Recenſionen.

Atlas d'Histoire naturelle de la Bible d'après les monuments anciens et les meilleures sources modernes et contemporaines, destiné a faciliter l'intelligence des saintes écritures, par *M. L. Cl. Fillion*, prêtre de Saint-Sulpice, professeur d'écriture sainte au grand séminaire de Lyon. 4°. 112 pag. 112 planches. Librairie Briday, Delhomme & Briguet successeurs, Lyon & Paris, 1884. Preis: *M.* 16.

Der hl. Auguſtinus berichtet in ſeinem 71. Brief an den hl. Hieronymus von einer großen Aufregung des Volkes, als nach der neuen hieronymianiſchen Überſetzung der Septuaginta aus der bekannten Pflanze des Propheten Jonas (4, 6), die bis da als Kürbis (Cucurbita) eingebürgert war, Epheu (Hedera) wurde (factus est tantus tumultus in plebe, maxime graecis arguentibus et inclamitantibus calumniam falsitatis). Heutzutage würde eine ſolche Scene in der Kirche wegen eines derartigen Gegenſtandes unmöglich ſein; der damalige Streit iſt geſchlichtet, und man iſt jetzt einſtimmig der Anſicht, daß die Pflanze (Kikayon) des Jonas weder Kürbis noch Epheu, ſondern eine Ricinusſtaude (Ricinus communis) war. Das iſt nun keineswegs ein Zeichen abſoluter Gleichgiltigkeit, vielmehr hat es ſeinen Grund in einer richtigeren Auffaſſung des Verhältniſſes, in welchem der bloße Überſetzer zu dem heiligen Texte und ſeinem inſpirirten Schriftſteller ſteht. Nichtsdeſtoweniger iſt und bleibt es immerhin von großem Intereſſe, wie den archäologiſchen, ſo auch den naturwiſſenſchaftlichen Spuren in der heiligen Schrift nachzugehen.

Dieſem für das Verſtändniß der Heiligen Schrift ſo wichtigen Bedürfniß iſt bereits von verſchiedenen Seiten entſprochen worden. Wir machen bloß aufmerkſam auf die neueren Arbeiten von Cultrera [1], Triſtram [2] und Hamilton [3]. Neuerdings faßt nun der hochwürdige Herr Fillion in dem oben angezeigten, reich ausgeſtatteten Atlas alle botaniſchen und zoologiſchen, ſowie auch ethnographiſche Notizen zuſammen. Bereits vor Kurzem hatte derſelbe Verfaſſer einen ähnlichen Atlas archäologiſchen Inhalts, der allſeitige An-

[1] Flora biblica. Palermo 1861. 8°. 25 planches lithographiques, und Fauna biblica. Palermo 1880. 8°. 25 pl. lithogr.

[2] The Natural History of the Bible. 5. Edit. London 1877.

[3] La botanique de la bible. Nice 1871. 8°. 25 photogr.

erkennung gefunden, herausgegeben[1]. Dieselben Vorzüge, welche jenem Atlas zuerkannt wurden, große Reichhaltigkeit, sowohl der Textescitationen als der Illustrationen, verdienen auch an dem vorliegenden Atlas besonders hervorgehoben zu werden.

Derselbe zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, von denen die erste auf 125 Seiten in einer analytischen Reihenfolge (table analytique) das gesammte Pflanzen- und Thierreich durchmustert, wo dieser oder jener Gegenstand, dessen die heilige Schrift erwähnt, unterzubringen sei. Die Anordnung in diesem Theile ist die der natürlichen Systeme des entsprechenden Reiches. In einzelnen Nummern bespricht hier der Verfasser zunächst die betreffenden Pflanzen und Thiere, und legt dar, mit welcher Sicherheit sie aus der heiligen Schrift, aus ihren Namen, aus ägyptischen oder assyrischen Sculpturen, oder aus ihren besonderen Eigenthümlichkeiten näher bestimmt werden können. Diese Abschnitte zeugen durchweg von großer Sachkenntniß und Belesenheit aller einschlägigen Literatur; jedem derselben ist sozusagen die Sammlung sämmtlicher zugehörigen Texte der heiligen Schrift (weßhalb nicht im lateinischen Text der Vulgata?) hinzugefügt. Aus dem Pflanzenreich kommen auf diese Weise 132 Nummern zur Besprechung, aus dem Thierreich 159; außerdem entfallen noch drei Nummern auf Ethnologie nach ägyptischen und assyrischen Monumenten, sowie nach Abbildungen der Jetztzeit.

Die zweite Abtheilung umfaßt die 112 Tafeln in 4°. Diese selbst enthalten Darstellungen verschiedener Art, wie es gerade erwünscht ist. Bald sind es einfache Gestaltbilder, so vielfach im Thierreich, bald anatomische Skizzen oder auch landschaftliche Scenerien, so im Pflanzenreich; eine große Anzahl von Abbildungen sind ägyptischen oder assyrischen Monumenten entlehnt. Daß hierdurch schon der Atlas allein ein großes Interesse für sich in Anspruch nimmt, ist selbstverständlich. Die Bilder selbst sind natürlich keine Originale und daher an sich von verschiedenem Werthe, sowohl in der Darstellung wie in der Ausführung. Im Großen und Ganzen jedoch entsprechen sie in hohem Maße den Anforderungen, die man zur Orientirung auch eines Nichtkenners naturwissenschaftlicher Gegenstände stellen muß. Die unmittelbaren Ausweise, die Etiquetten der Gegenstände, wie sie sehr bequem jeder Tafel gegenüberstehen, sind zuweilen etwas gar dürftig; auf jeden Fall sollte da der wissenschaftliche Genus- und Speciesname nie fehlen. Hin und wieder mußte die Anordnung der Abdrücke zu einer Tafel im Interesse des Raumes zu einem Zerreißen zusammengehöriger und Zusammenwürfeln fremdartiger Gegenstände führen. So viel über die Anordnung des vorliegenden Werkes.

Aus dem Inhalt greifen wir einige Proben heraus, um von der Reichhaltigkeit desselben und der Umsicht des Verfassers einen Begriff zu geben. Gleich auf den ersten Seiten tritt uns schon die Frage entgegen: Welche Pflanze haben wir unter dem Namen esob zu verstehen? 3 Kön. 4, 33 scheint

[1] Atlas archéologique de la bible, .. par M. l'abbé Cl. Fillion. Lyon & Paris 1882.

sie im Gegensatz zur Ceder eine der kleinsten Pflanzenarten sein zu müssen — man könnte an eine Moospflanze denken —, dann scheint sie aber zum Aussprengen von Blut (Exod. 12, 22) oder Wasser (Num. 19, 18) untauglich zu sein, und gewiß konnte ein Moospflänzchen nicht den Essigschwamm tragen, der dem Heiland gereicht wurde, wenn wir uns zu dem Zwecke auch keinen langen Stab vorzustellen haben. Auch die alten Griechen und Römer gebrauchten die Ysop-Pflanze. Ob das aber jene Pflanze ist, die jetzt den Botanikern als Hysopus officinalis bekannt ist, bleibt sehr zweifelhaft, ja unwahrscheinlich. Viele Autoren, unter anderen Hamilton, halten dafür, daß der esob in 3 Kön. ein Moos, die Pflanze in den mosaischen Büchern ein Dost, Briganum oder Stachys, Marrubium oder Salvia sei; so auch unser Herr Verfasser.

Eine Streitfrage ähnlicher Art, wie sie über die Pflanze des Jonas schwebt, entsteht auch über die Colocynthidas agri (pakuoth), welche der Prophetenschüler sammelte und deren Genuß so große Aufregung veranlaßte (4 Kön. 4, 39). Hier kommen drei Cucurbitaceen in Frage: Cucumis prophetarum, Ecballium agreste und Citrullus colocynthis; von diesen passen auf die Eigenschaften, welche einen Ruf mors in olla veranlassen konnten, nur die beiden letzteren, und die Coloquinte insofern am besten, als Ecballium zu häufig vorkam, um eine derartige Verwechslung veranlassen zu können.

Dornen begegnen uns öfter in der Heiligen Schrift. Hamilton zählt acht verschiedene Bezeichnungen derselben aus dem Hebräischen auf, deren nähere Bestimmung jedoch bis jetzt nicht gelingt. Erwähnt sei nur, daß Fillion dem brennenden Dornbusch die Acacia vera, auch Mimosa nilotica genannt, zu Grunde legt. Im Allgemeinen haben wir bei diesen Dornen an Rubus fruticosus, Ononis spinosa, an Rhamnus oleoides und Paliurus aculeatus zu denken. Die Verbreitung von Zizyphus spina Christi um Jerusalem bestätigt auch die Tradition, wonach Zweige dieser Pflanze zur Dornenkrone verwandt wurden (Joh. 19, 2).

Schwierigkeiten hat von jeher das Senfkörnlein bereitet, das zum Baume heranwächst, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen (Matth. 13, 31—32). Obwohl manche Autoren an Salvadora persica L., einen Baum mittlerer Größe, der in Arabien und Persien heimisch, in Palästina jedoch seltener vorkommt, denken, so hält doch die Mehrzahl der Forscher an Sinapis nigra L. fest.

Bedeutend verwickelter liegen die Verhältnisse bei den Gewürzpflanzen. Einer der am öftesten genannten aromatischen Stoffe ist Aloë (ahalim, ahaloth). Es war nicht etwa der Saft der Aloëpflanze (Aloë perfoliata), der seiner Bitterkeit wegen auch den Alten bekannt war, sondern ein wohlriechendes Holz. Dieses Holz kennt man von drei verschieden Pflanzen: von Aquilaria Agallocha Rox., Indien, die auch Herr Fillion anführt, von einer Leguminose Cochinchina's, Aloëxylum Agallochum L., und von einer Euphorbiacee Indiens, Excoecaria Agallocha L., von der die jetzt im Orient zum Räuchern beliebte Aloë herstammt. Myrrhe (mor) ist ziemlich sicher

das auch jetzt als wohlriechend bekannte Harz von Amyris myrrha Nus., einer Terebinthacee. Ein anderes Parfüm, das gewiß unter dem allgemeinen Namen Balsam (basam) verdeckt ist, dürfte ohne Zweifel das Harz von Amyris Gileadensis L. sein, welches auch Balsam von Judäa genannt wird. Das incensum, dessen so oft Erwähnung geschieht, stammt wahrscheinlich von einer anderen Terebinthacee, von Boswellia serrata Stack. Nächst diesen ist vor Allem die Pflanzenfamilie der Laurinen reich an aromatischen und Parfüm-Stoffen: Laurus Cinnamomum L., dessen Rinde den fein duftenden Zimmet (cinnamomum et balsamum aromatizans [Eccli. 24, 20]) liefert, und Laurus Cassia L., welches ein schwächer duftendes Gewürz bietet. In der Genesis werden an zwei Stellen (Gen. 37, 25 und 43, 11) Balsam (zori), Storax (necoth) und Myrrhe (mor) als Handelsartikel und vorzügliche Erzeugnisse des Landes erwähnt.

Doch genug. Werfen wir auch noch einen Blick in die zoologische Abtheilung. Abgesehen von den Bienen, Heuschrecken, die öfters genannt werden, deren Bestimmung jedoch keine weiteren Schwierigkeiten bereitet, taucht zunächst die Frage auf: Lassen sich die drei Fische des Jonas, des Tobias und des hl. Petrus irgendwie annähernd bestimmen? Im See Tiberias kommen besonders drei Lippfisch-Arten vor: Chromis Petri, Chr. nilotica und Chr. Andreae; alle werden bis gegen 0,20 m lang. Als Tobiasfisch bezeichnet die Zoologie zwar einen Sandaal (Ammodytes Tobianus), doch ist jener Fisch (Tob. 6, 12), wie man annimmt, ein großer Hecht (Esox lucius L.) gewesen, welcher im Tigris sehr zahlreich vorkommt. Als Fisch, der den Propheten Jonas verschluckte, glaubt unser Autor den Hai des Mittelmeeres (Carcharias glaucus L.) annehmen zu müssen.

Die Beschreibungen des Leviathan und Behemoth (Job 40, 10 u. 20) werden auf das Krokodil und Nilpferd bezogen; Schilderungen ebenso großartig in ihrer Art, wie die äußerst lebendige des Pferdes (Job 39, 19). „Super aspidem et basiliscum ambulabis“ (Ps. 110, 13) deutet wohl nicht auf den südamerikanischen Basilisk (Basiliscus mitratus Daud.) hin, sondern auf zwei giftige Schlangen, eine Natter, Naja haje Laur., auch Schlange der Cleopatra genannt, und eine Otter, Cerastes aegyptiacus Dum., die Hornviper; was aus dem Draco zu machen sei, der im Verlauf desselben Textes vorkommt, bleibt zweifelhaft. Wie die Griechen und Römer, so stellten sich auch die älteren Orientalen schlangenartige Ungethüme darunter vor. Die bekannte Stelle im Ps. 103, 18: „Montes excelsi cervis, petra refugium herinaceis“, zeigt uns nicht Hirsche, sondern eine Steinbockart (Ibex oder Capra sinaitica) auf den Höhen der Gebirge, und keine Igel, sondern, wie schon der hl. Hieronymus selbst erwähnt, einen in Syrien sehr häufigen Klippschiefer (Hyrax syriacus) in den Felstrümmern.

Die großen Heerden der Patriarchen und Jobs bestanden aus Ziegen (Capra hircus, in ihrer Abart als Angoraziege oder Capra mambrica), aus Schafen (Ovis aries, in der Abart Ovis laticauda) und Ochsen. Welche Abart von Bos jedoch zu jener Zeit mit dem Worte baqâr bezeichnet wurde, bleibt unentschieden, da Palästina heute hierin nichts mehr bietet. Gerade

hier möchten wir noch einmal auf die Tafeln hinweisen, welche bezüglich der Viehzucht reiche Einzelheiten von ägyptischen oder assyrischen Monumenten enthalten, Abdrücke, die sich sonst nirgends beisammen finden.

Hermann Jürgens S. J.

Areopagitica. Die Schriften des heiligen Dionysius vom Areopag. Eine Vertheidigung ihrer Echtheit von Dr. **Ceslaus M. Schneider.** 8°. X u. 283 S. Regensburg, Manz, 1884. Preis: *M.* 4.

Unter dem Namen des Areopagiten Dionysius sind vier zusammenhängende Werke und zehn Briefe auf uns gekommen; sieben andere Schriften desselben Verfassers sind verloren gegangen. Sind dieselben echte Geisteserzeugnisse des Paulusschülers und ersten Bischofs von Athen? Eine ebenso alte als ewig junge Frage. Bis in's sechste Jahrhundert hinein waren diese Schriften überhaupt sehr wenig, unter dem Namen des Areopagiten gar nicht bekannt. Zuerst im Jahre 533 auf dem Religionsgespräch in Constantinopel wurden dieselben von den Monophysiten, die in ihnen ihre Ansichten über das Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christo ausgedrückt glaubten, angezogen, sofort aber als unecht und unbekannt von den Vätern zurückgewiesen. Trotz dieses Unglücks bei ihrem ersten Erscheinen in der Öffentlichkeit gewannen die Schriften des sogen. Areopagiten mehr und mehr an Boden, besonders seit der hl. Maximus der Bekenner für ihre Echtheit eintrat und in den Scholien, die er über die Werke des Dionysius verfaßte, diesen vom Vorwurfe monophysitischer Irrthümer reinigte. Das ganze Mittelalter hindurch galt die Autorschaft des Areopagiten für ausgemacht, seine Werke wurden ein classisches Textbuch der Erklärer und nahmen eine ähnliche Stellung in der theologischen Literatur ein wie das Werk des Sentenzenmeisters. Eine der ersten Thaten der erwachenden historischen Kritik im sechzehnten Jahrhundert war die Erneuerung des Protestes, der schon in Constantinopel gegen diese Schriften erhoben war. Die sich nun entspinnende literarische Fehde, an der die bedeutendsten Theologen sich betheiligten, ward eine der heftigsten und andauerndsten, die eine wahre Fluth der verschiedenartigsten Muthmaßungen und Erklärungsversuche zu Tage förderte. Das erste allgemein angenommene Resultat des langwierigen Kampfes war die von Le Nourry zur Gewißheit erhobene These: Die unter dem Namen des Areopagiten verbreiteten Schriften sind kein Erzeugniß der apostolischen Zeit. Ein zweiter großer Schritt vorwärts geschah durch Hipler, der 1861 mit Glück den Beweis führte: der Verfasser der sogenannten Areopagitica ist kein bewußter und absichtlicher Fälscher, wie fast Alle, welche die Echtheit derselben verwarfen, annehmen zu müssen geglaubt hatten. Neben diesen fast allgemein getheilten Annahmen, zu denen man noch als dritte die Überzeugung rechnen könnte, daß der heilige Martyrer und Nothhelfer Dionysius von Paris sowohl von dem sogenannten als auch von dem echten Areopagiten verschieden sei, liefen und laufen dann allerdings verschiedene Hypothesen zur Hebung der Schwierigkeiten, die nach Annahme der obigen Aufstellungen

einer Lösung harren. Soviel behufs möglichst kurzer Zeichnung des Frage-standes beim Erscheinen des oben zur Kenntniß gebrachten Versuches.

„Eine Vertheidigung ihrer Echtheit" nennt Dr. Schneider seine Studie auf dem Titel. Daß zu einer solchen heute eine Art literarischer „Verwegenheit" gehört, ist dem Verfasser nicht entgangen; indeß er fühlt den Muth, „sein Jahrhundert in die Schranken zu fordern". „Unser Standpunkt ist der des römischen Breviers — wir stellen das offen an die Spitze. Der erste Bischof von Athen und später von Paris, der Schüler Pauli, der Blutzeuge Christi ist der Verfasser der Areopagitica. Alles oder nichts. Abhandeln läßt sich hier nichts, wenn nicht alles preisgegeben werden soll" (S. VII). Einen beträchtlich veränderten Standpunkt nimmt der Verfasser S. 189 ein: „Der Zweck der vorliegenden Arbeit kann nicht darin bestehen, die Streitfrage zum Austrage zu bringen. Wir wollen nicht in den Fehler unserer Gegner fallen, die da, auf einige Schatten von Gründen gestützt, alsobald ausrufen: Jetzt ist die Frage entschieden und die Unechtheit allgemein anerkannt. Es liegt uns hier nur ob, den Stein in's Rollen zu bringen; Zweifel erwecken wollen wir, ob denn wirklich die Unechtheit mit solcher Gewißheit behauptet werden kann."

Genau besehen scheint aber Dr. Schneider doch der Scylla verfallen zu sein, die er umschiffen wollte. Niemandem fällt es ein, die areopagitische Doppelfrage als unter jeder Rücksicht gelöst und der Discussion entrückt zu bezeichnen. Die beiden, bezw. drei Punkte, in denen dieß der Fall sein dürfte, sind oben bezeichnet. Diese Ergebnisse festgehalten, bleibt noch Manches zu enträthseln, es bleiben alle jene Hindernisse wegzuräumen, die prima vista für einen Zeitgenossen der Apostel zu sprechen scheinen; es kann Einer sehr wohl mit Le Nourry die nachapostolische Abfassung der in Frage stehenden Schriften annehmen und mit Hipler die Überzeugung theilen, der Verfasser derselben sei kein Fälscher, und doch mit Jürgens der Ansicht huldigen, daß die Art, wie letzterer die seiner These entgegenstehenden Schwierigkeiten löst, nicht allweg eine durchaus zufriedenstellende sei. Schneider hat sich leider durch seine Verehrung für die Person des echten Areopagiten, dessen „ernste Figur" (Portrait?!) er zum erstenmal in der Bibliothek von Grottaferrata sah (S. 278), verleiten lassen, über das rechte Maß in Vertheidigung dessen zu gehen, was er „Tradition" nennt; er hat sich in einen heiligen Eifer gegen die „negative Kritik" hineingeredet und will nun nicht bloß Abstriche an dem etwaigen Zuviel machen, sondern Alles, auch das Bestbewiesene, in Zweifel ziehen.

Unter dem Worte „Tradition", um damit den Anfang zu machen, scheinen sich dem Verfasser mehrere Begriffe in etwa durcheinander bewegt zu haben. Es ist ja unzweifelhaft richtig, daß man eine einmal in possessione befindliche Tradition so lange achtet, bis ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen ist. Es ist ebenso unzweifelhaft, daß die historischen Wissenschaften heute vielfach von der Mode und Manie der Hyperkritik zurückkommen und, sich auf sich selbst besinnend, den Boden wieder festigen, auf dem sie sämmtlich ruhen. Welche Gefahr aber für die „Tradition" in dem Falle der verbreiteten und sehr all-

gemein geglaubten Dionysiuslegenden liegen soll, ist mir absolut unerfindlich. Mit dem kirchlichen Traditionsprincip hat diese Frage nicht das Mindeste zu schaffen. Dieses beruht nicht in irgend welchem Fortpflanzen und Vererben von irgend welchen Wahrheiten, sondern in einem von einem bestimmten unfehlbaren Lehramte gehüteten, bestimmt umgrenzten Offenbarungsschatze. Aber auch ganz abgesehen von dem Inhalte der Tradition, braucht man nur an den bekannten Canon des großen Lirinensers zu erinnern: Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus, um sich sofort zu erinnern, daß in unserem Falle von all dem eigentlich nichts zutrifft. Also ist vielleicht eine Gefahr für das historische Traditionsprincip? Auch das wird wohl Niemand im Ernst behaupten, da die Meinung, betreffend den areopagitischen Ursprung der in Frage stehenden Schriften, keineswegs mit jenen Merkmalen behaftet ist, die jede gesunde Philosophie von einer geschichtlichen Überlieferung zur Glaubwürdigkeit fordert. Wollte man sich nach Schwierigkeiten gegen das historische Traditionsprincip umsehen, dann dürfte es gewiß nicht schwer sein, in der heiligen wie profanen Geschichte sehr viel bedenklichere aufzufinden als die Dionysiussage, der gleich bei ihrem Auftreten im Morgen- wie im Abendlande widersprochen wurde.

Vor Allem konnte nun der Verfasser, indem er an seinen Gegenstand herantrat, die beiden Fragen: Ist der Areopagit Dionysius, der erste Bischof von Athen, dieselbe Person mit dem gleichnamigen ersten Bischof von Paris? und: Sind die hier in Frage kommenden Schriften wirklich dem Paulusschüler des Areopag zuzuschreiben? nicht weit genug auseinander halten. Denn man kann sich in der einen für, in der andern gegen aussprechen; die Lösung der einen schafft ein sehr geringes Präjudiz für die andere; die eine muß fast ausschließlich auf dem Boden der äußeren historischen Kritik, die andere vorzugsweise mit Gründen der sogen. inneren Kritik gelöst werden. Mit welchem Rechte bei sothaner Sachlage gleich das Vorwort diese beiden Fragen in einen gordischen Knoten verschlingt, der nothwendig mit einem Mal gelöst werden müsse, ist von vornherein dunkel und wird auch durch die folgende Abhandlung nicht aufgehellt. Denn daß der Abt Hilduin von St. Denis, den der Verfasser zu einem Pertz des neunten Jahrhunderts machen möchte, in beiden Fragen als Zeuge zu vernehmen ist, kann daran nichts ändern.

Wollte Dr. Schneider, was der Titel seines Werkes verspricht, die Schriften des Dionysius als authentisch und dem ersten christlichen Jahrhundert angehörend nachweisen, dann mußte er seinen Hauptangriff sofort gegen die Hauptgründe der heutigen Anti-Areopagiten wenden, etwa wie er sie bei Nirschl (Lehrbuch der Patrologie II, S. 135) oder in den Historisch-politischen Blättern (1883, S. 179) zusammengestellt fand. Allein gerade dieser Widerlegungsversuch, auf den Alles ankommt, erscheint als der am stiefmütterlichsten bedachte Theil des Schneider'schen Buches und läßt den unbefriedigendsten Eindruck zurück. Diesem Geschäfte ist der zweite der drei Abschnitte des Buches gewidmet, während der erste und dritte mit der eigentlichen Frage entweder gar nicht oder nur sehr lose zusammenhangen. Dieser Abschnitt hat zwei Paragraphen, von denen der erste „Haupteinwürfe",

der andere „Unbedeutendere Einwürfe" überschrieben ist. Man ist begierig, die Haupteinwürfe widerlegt zu sehen. Wie lauten sie? Es sind ihrer überhaupt nur zwei, von denen der erste (der Verfasser sei Monophysit) nach Schneider selbst so gut wie aufgegeben ist. Daher bleibt schließlich ein einziger Haupteinwurf; mit ihm also wird die Frage stehen oder fallen. Und der wäre? Risum teneatis amici — der Verfasser der Areopagitica ist ein Anhänger des sogen. tausendjährigen Reiches. Nun, muß der Leser bei sich denken, wenn das die Haupteinwürfe sind, wie mag es dann mit den unbedeutenderen Einwürfen bestellt sein?

In der That sind aber gerade die unbedeutenderen Einwürfe, die Schneider nach dem alten Satz: Divide et impera, auseinandergerissen, das, worauf Alles ankommt. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier der Raum zu beschränkt; es genügt die Bemerkung, daß diese Widerlegung wohl keinen Anti-Areopagiten in den Eingangs bezeichneten Hauptpunkten wankend machen wird. In der Lösung eines Restes von Schwierigkeiten wird aber ohnehin Mancher seinen eigenen Weg gehen. So muß ich z. B. gestehen, daß mir die Annahme, durch die Nirschl (l. c.) die in den Areopagiticis vorkommenden Namen von Aposteln und Apostelschülern erklären möchte, es seien das literarische Pseudonymen einer ägyptischen Klosterakademie, zwar sehr geistreich und verlockend, aber doch etwas zu problematisch erscheint. Nimmt man mit Hipler die Neige des vierten Jahrhunderts als spätesten Termin für die Abfassung dieser Schriften an, so beweist das Schweigen vieler, das spärliche Citiren weniger Väter, daß dieselben eine sehr geringe Verbreitung hatten, was bei einer Abfassung derselben in einem Kloster Ägyptens leicht erklärlich. Hier fanden sie möglicherweise die Monophysiten, glaubten in denselben ihre Lehren zu entdecken und producirten dieselben als Werke nicht eines beliebigen, sondern des Areopagiten Dionysius. Was war leichter, als die Fälschung auf dem Titel durch einige entsprechende im Context zu stützen?

Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich allen einzelnen Sonderbarkeiten, an denen die vorliegende Schrift nicht eben arm ist, nachgehen wollte. Daß Schneider den „Bruder des Herrn" nicht gerne vermißt, ist erklärlich; aber es berechtigt ihn nicht, mit Stillschweigen zu übergehen (S. 179), daß die älteste Handschrift statt von einem ἀδελφόθεος nur von einem ἀδελφός etwas weiß. S. 111 umschreibt Schneider eine Stelle des Erasmus so, daß er ihm einen Hieb geben kann; hätte er das übersetzt, was er selbst abdruckt, so hätte der Hieb nicht geführt werden können. Das heißt man seinen Gegner in's Unrecht setzen. Naiv ist, was S. 112 über Luther gesagt wird. „Wenn auch Luther nicht ausdrücklich die Echtheit dieser Bücher läugnet, so muß dieß doch geschlossen werden; denn zu seiner Ehre wollen wir annehmen, daß er sich über Jemanden, den er wirklich für einen der bedeutendsten Schüler Pauli hält, nicht in dieser Weise tadelnd aussprechen wird." Von den Äußerungen des pietätvollen Reformators über den Brief Jacobi und von seinen Blasphemien gegen die Person des Welterlösers selbst scheint Schneider nie etwas gehört zu haben. Komisch muß es anmuthen, wenn in einem so wissenschaftlich sich gebärdenden Buche S. 123 der Apostel-

schüler Papias mit „vier Büchern Sonntagshomilien" auftritt, begleitet von einem Apolinaris, Apollinares und Apollinarius; wenn S. 148 ein Amphilogius, S. 185 ein Pompinius Atticus erscheint und S. 105 Papst Clemens zwei Ordinationen „macht" im Monate December. Wer wissen will, wie der Verfasser citirt, versuche es Probe halber mit dem Doppelcitat S. 122 f.: „c. 7 de eccl. hierarchia", und „dazu bemerkt Maximus in den Scholien".

Daß ein solches Werk, wie das vorliegende, nicht anders als ein „mühereiches" sein konnte, wird dem Verfasser jeder zugeben; um so bedauerlicher ist es, daß so viel Mühe, die unter weiser Beschränkung ein schönes Resultat erzielen konnte, dergestalt an eine Sisyphus-Arbeit gesetzt ist.

G. M. Dreves S. J.

Shakespeare's Stellung zur katholischen Religion. Von Dr. J. M. Raich. VII u. 231 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 4.50.

Herr Dr. Raich hat sich schon durch zwei höchst interessante Publicationen um unsere katholische Literatur verdient gemacht. Die erste — Novalis' Briefwechsel mit der Familie Schlegel, dem als Anhang das Fragment „Die Christenheit oder Europa" beigegeben war — erschloß einen tiefern Einblick in die ersten Anfänge, das ursprüngliche Programm und Wesen der deutschen Romantik[1]; die zweite — der viel umfangreicherere Briefwechsel Dorothea's von Schlegel — eröffnete dann das werthvollste Material zur weitern Geschichte der Romantik, besonders zur Conversion und spätern Entwicklung Friedrichs von Schlegel, zum Leben seines Bruders August Wilhelm, sowie zur Geschichte jener Künstlerkreise, welchen Dorothea's Söhne Johann und Philipp angehörten und welche in weiterem Sinne auch zur romantischen Schule gerechnet werden müssen, endlich zur literarischen und Zeitgeschichte überhaupt[2]. Der Herausgeber erwies sich dabei als gewissenhaften, sorgfältigen Kritiker, umsichtigen Forscher, gründlichen Kenner der einschlägigen Literatur, und zeigte durch seine treffliche Leistung, daß man nicht eben ein infallibler Privatdocent oder Anhängsel einer deutschen Universitätsclique zu sein braucht, um literaturgeschichtliches Quellenmaterial in durchaus mustergiltiger Weise herauszugeben. Ich möchte fast glauben, daß er damit den liberalen Generalpächtern der Literatur ein wenig in die Quere gekommen ist; wenigstens wurden bald darauf die Jugendschriften Friedrichs von Schlegel neu herausgegeben, Schriften, die er selbst gerne zerstört gewußt hätte und die er durch seine späteren Werke jedenfalls nach bestem Wissen und Gewissen unschädlich zu machen gesucht hat. Doch unserer „modernen Wissenschaft" ist der Manichäer Augustin viel lieber, als der erhabene Bischof von Hippo.

---

[1] Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel. Mainz, Kirchheim, 1880.

[2] Dorothea von Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel u. s. w. 2 Bde. Mainz, Kirchheim, 1881. Vgl. diese Zeitschrift, XXII. 1—21. 365—385. 504—524.

Das neue Werk Raichs gehört nicht mehr dem Gebiet der Quellenpublication an, sondern der höhern literaturgeschichtlichen Kritik. An die Bestrebungen der Romantiker knüpft es insofern an, als diese vor Allem den großen englischen Dramatiker in Deutschland einbürgern halfen; näher steht es jedoch den Studien, welche Cardinal Wiseman, Rio, Dr. Hager und andere neuere katholische Schriftsteller über Shakespeare angestellt haben und welche sich vorzugsweise mit den religiösen Beziehungen desselben beschäftigten.

Die Frage, ob Shakespeare als Mensch und als Dichter katholisch war, ist *an sich* in apologetischer Hinsicht von sehr untergeordneter Bedeutung. Die katholische Kirche und mit ihr das wahre Heil und die echte Bildung der Menschheit ruht auf einem festern und ehrwürdigern Boden, als auf den schwanken Brettern, welche die Welt bedeuten. Kann sie der morschen Krücken menschlicher Wissenschaft entbehren, so noch viel mehr der Flügel des Pegasus. Wissenschaft, Literatur und Kunst sind ihr für die höchsten, fruchtreichsten Anregungen verpflichtet, nicht sie den Künstlern, Gelehrten, Dichtern. Wenn es auch keinen Calderon gäbe, das allerheiligste Altarsacrament wäre ein unversieglicher Quell der erhabensten und reinsten Poesie für alle katholischen Nationen. Und die Beschlüsse des Trienter Concils haben der Welt mehr wahre Bildung vermittelt, als Shakespeare's sämmtliche Dramen. Jene Frage wäre deßhalb vielleicht kaum aufgeworfen worden, wenn nicht die hochnasige Anmaßung der sogen. modernen Wissenschaft dazu aufgefordert hätte. Bei einem großen Theil der akatholischen Gelehrtenwelt galt es aber von jeher als ein festes Axiom, das gar nicht bewiesen zu werden brauchte: daß die Katholiken, indem sie die „Segnungen der Reformation" von sich stießen, nothwendig in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zurückbleiben und mehr oder weniger sämmtlich lichtscheue Dummköpfe, Finsterlinge, Ignoranten und Barbaren werden mußten. Das sagte man nicht immer so offen heraus, aber man handelte darnach. Man ließ Deutschland an die Spitze der Cultur treten, versteht sich, das akatholische Deutschland (protestantisch kann man es im altorthodoxen Sinne ja nicht mehr nennen); Luther und Göthe wurden als die großen Bannerträger hingestellt und die ganze Weltgeschichte auf diese Culturmuster zugeschnitten. Raffael und Michelangelo wurden zu Culturmenschen erklärt, welche eben durch unglückliche Verhältnisse gehindert waren, dem Papstthum aufzukündigen; Cervantes und Calderon waren durch deutsche Cultur weit überholt; Shakespeare, der größte aller neueren Dramatiker — der Lehrmeister Schillers und Göthe's — — nun, das verstand sich von selbst, der war entweder Protestant oder wenigstens schon ein Vorläufer *unserer neuen deutschen Cultur*. Als Katholik hätte er höchstens ein Nachtwächter werden können!

Die Katholiken, an protestantischen oder halbprotestantischen Universitäten gebildet, ließen sich das nur zu lang geduldig gefallen, und manches katholische Magisterlein hat gutmüthig mitgeholfen, jene antikatholischen Culturanschauungen besonders in Bezug auf Literatur gehorsamst weiterzusagen und demüthig zu der unfehlbaren Universitätsweisheit aufzublicken. Diese duldete auch keinen Widerspruch. Als Hofrath Zell sich denn vermessen hatte, durch

die Übersetzung von Rio's Shakespeare den englischen Dramatiker für uns Katholiken zu reclamiren, erschien gleich Michael Bernays mit der magistralen Peitsche, um Rio, Zell und alle Widerspenstigen, welche nach Shakespeare's Religion zu fragen wagten, abzustrafen und die unliebsame Frage ein- für allemal zu unterdrücken. Nun schweigt, ihr dummen Nichtswisser von Katholiken! Die deutsche Universitätsweisheit hat gesprochen! Unterwerft euch und glaubt!

Das sagrificio dell' intelletto wurde jedoch dießmal nicht mehr so bereitwillig und allgemein gebracht, und Dr. Raich hat das Verdienst, für die katholische Opposition ebenso muthig und kräftig als klug und maßvoll das Wort ergriffen zu haben.

Das Buch hat gewirkt. In derselben „Allgemeinen Zeitung", in welcher Bernays die literarische hochnothpeinliche Prügelstrafe an Rio-Zell ausgeübt hatte, erklärt jetzt Brandl[1], daß Raich (bis zu einem gewissen Grade also auch Rio und Zell) Recht hat, daß Shakespeare allem Anschein nach katholisch gewesen ist:

„Hätte sich Reich[2] darauf beschränkt, Shakespeare nach seinem ererbten äußern Bekenntniß der Kirche von Rom zuzuweisen, so könnte man ihm nicht so ganz Unrecht geben. Wir haben ein directes Zeugniß von einem protestantischen Geistlichen noch aus dem 17. Jahrhundert, nicht von unbedingter, aber doch von einiger Glaubwürdigkeit, worin trocken berichtet wird: he dyed a papist. Dem scheint sich nichts absolut Beweisendes entgegenstellen zu lassen. Es erklärt vielmehr manchen Punkt der Shakespeare-Biographie, der sonst dunkel bleibt. Der Name seines Vaters kommt in einer Liste von Recusanten vor, welche sich weigerten, die protestantische Kirche von Stratford zu besuchen, deßhalb verhaftet und vor eine Untersuchungscommission gestellt wurden. Religiöse Bedenken dürften die Ursache, Furcht vor Verhaftung wegen Schulden der Vorwand gewesen sein; denn vorher schon hatte er die Haltung eines armen Mannes angenommen, so daß ein Pfändungsbeamter erklärte, bei John Shakespeare sei kein pfandbares Object vorhanden, obwohl er doch gleichzeitig im ruhigen Besitz zweier Häuser blieb und sogar zu dem öffentlichen Vertrauensamt eines Schatzmeisters herangezogen wurde. Das ganze Vorgehen erweckt am ehesten den Eindruck, als hätte er sich auf diese Weise den hohen Geldstrafen entziehen wollen, welche auf die katholischen Recusanten gesetzt waren. Der Dichter selbst verräth eine so detaillirte Kenntniß von den Anschauungen und Gebräuchen der katholischen Kirche, auch die vielbestrittene evening-mass in ‚Romeo und Julia' nicht ausgenommen, wie sie wohl nur Jemand erwirbt, der in ihr erzogen wird. Zum Überfluß hat John Hales (Athenäum, 3. November 1877) noch darauf hingewiesen, daß die Gegend von Stratford das Hauptquartier der Pulververschwörung von 1605, also ein starker Sitz

[1] 1885, Nr. 16, Beil.

[2] Man sollte von der Akribie eines solchen Gelehrten und seines Weltblattes doch erwarten, daß ein solcher Eigenname richtig geschrieben würde.

des alten Katholicismus war. Bis hierher also kann man nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit mit Reich gehen, und ich sehe nicht ein, was uns den Gedanken unangenehm machen soll, daß Shakespeare von seinem Vater in die Confession Chaucers und Pope's, Dante's und Grillparzers eingereiht wurde, und daß er später aus eigener Initiative keine Schritte that, in eine andere der staatlich privilegirten Kirchen einzutreten."

Das ist sehr schön gesagt; aber diese bessere Erkenntniß hat leider Brandl nicht abzuhalten vermocht, die „Wissenschaft" nun durch kleinliche Nergeleien an Dr. Raich zu rächen und die Aufmerksamkeit durch allerlei Nebensächliches von dem eigentlichen Gang seiner Beweisführung abzulenken, um endlich zu versichern: „Das Buch Raichs charakterisirt eigentlich nicht die Überzeugungen Shakespeare's, sondern des Herrn Raich selber. Shakespeare erkannte in seinen Werken keine Gerechtigkeit an, als die poetische; keine Weltordnung, als die der künstlerischen Harmonie; keine Unsterblichkeit, als die für den Vers und durch den Vers: our little life is rounded by a dream. Die Religion, welcher er im Innern des Herzens anhing, mag er sich mit den Lippen zu welcher immer bekannt haben, war die Poesie."

Aus dieser Versicherung ist abzunehmen, daß Brandl die theologisch-literarischen Ausführungen Raichs entweder nicht ordentlich geprüft oder nicht verstanden hat. Denn es handelt sich nicht bloß darum, daß Shakespeare Mönche und Nonnen, katholische Priester und Bischöfe, protestantische Pfarrer und Vikare durchweg so charakterisirt hat, daß seine Darstellung sich in auffälligstem Gegensatz zur protestantischen Praxis und Überlieferung seiner Zeit befand; er polemisirt nicht bloß gegen die Puritaner und stellt das katholische Ordensleben in freundlichster Idealisirung dar: seine Ansichten über Bibel und Tradition, Willensfreiheit und Gewissen, Todsünde, Mitwirkung zum Bösen, Eid, Selbstmord, Fegfeuer, Heiligencult, Ascese, Gebet, Transsubstantiation und Primat, katholische Gebräuche und Ehe fußen in ihrer Gesammtheit auf der Lehre des katholischen Katechismus, stehen dagegen mit dem Protestantismus bald in directem, bald wenigstens in indirectem Widerspruch; aus dem alten, katholikenfeindlichen Stück „König Johann" hat er alles Verletzende ausgemerzt, Königin Katharina, das Opfer der „Reformation", in der glänzendsten Weise als Martyrin verherrlicht, in seinen historischen Dramen aber den Geist des Mittelalters so wahr, vollständig und kräftig zum Ausdruck gebracht, wie es nie einem protestantischen Dichter gelungen ist. Das Alles hat Dr. Raich so glänzend und schlagend nachgewiesen, daß man die Augen absichtlich schließen muß, um das Gewicht seiner Hauptschlußfolgerung nicht einzusehen. Es folgt daraus mit voller Sicherheit, daß Shakespeare's poetische Weltanschauung nicht auf dem engen Boden des anglikanischen Kirchenthums, nicht auf dem latitudinarischen Boden der modernen Confessionslosigkeit steht, sondern auf dem zugleich universellen, aber dogmatisch begrenzten Boden des Katholicismus, wie ihn die Recusanten unter Elisabeth noch aus dem Mittelalter herübergerettet hatten. Raich ist weit entfernt, aus Shakespeare einen Theologen machen zu wollen; er läßt

ihn das sein, was er ist: einen Dichter, der in seinen religiösen Ideen noch ganz von den Anschauungen des katholischen Mittelalters durchtränkt ist. Brandl hätte seiner eigenen seichten Lebensauffassung kein traurigeres Armuthszeugniß ausstellen können, als wenn er Shakespeare's Lebensauffassung in dem Vers concentrirt glaubt: our little life is rounded by a dream.

Ein solcher confessions- und überzeugungsloser Träumer, dem Religion und Moral, Vaterland und Leben, Alles nichts als Poesie gewesen wäre, hätte nie und nimmer seinem wackern, sterbenden Gaunt die Worte in den Mund legen können:

Der Königsthron hier; dieß gekrönte Eiland,
Dieß Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dieß zweite Eden, halbe Paradies,
Dieß Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dieß Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dieß Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt,
Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der segensvolle Fleck, dieß Reich, dieß England,
Die Amme und der Schooß erhab'ner Fürsten,
An Söhnen stark und glorreich von Geburt,
So weit vom Haus berühmt für ihre Thaten,
Für Christendienst und echte Ritterschaft,
Als fern im starren Judenthum das Grab
Des Weltheilandes liegt, der Jungfrau Sohn:
Dieß theure, theure Land so theurer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so theuer,
Ist nun in Pacht — ich sterbe, da ich's sage —
Gleich einem Landgut oder Meierhof.
Ja, England, eingefaßt vom stolzen Meer,
Deß Felsgestade jeden Wellensturm
Des neidischen Neptunus wirft zurück,
Ist nun in Schmach gefaßt, mit Tintenflecken
Und Schriften auf verfaultem Pergament.
England, das Andern obzusiegen pflegte,
Hat schmählich über sich nun Sieg erlangt.
O wich' das Ärgerniß mit meinem Leben,
Wie glücklich wäre dann mein naher Tod!

Der Mann, der das dichtete, lebte noch nicht in der verwaschenen Religionslosigkeit des classischen Weimar, nicht in Byrons Weltschmerz oder in Hartmanns philosophischem Katzenjammer. Sein England war noch das England Eduard des Bekenners, und die Ideale des Mittelalters waren ihm kein bloßer poetischer Traum!

A. B.

Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich. Von P. C. K. **Schmöger** aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Im Auszuge bearbeitet von einem Priester derselben Congregation. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und mit Erlaubniß der Ordensobern. Mit einem Stahlstich nach Eduard Steinle. 8°. VIII u. 582 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 4.

Das ausführliche Leben der gottseligen Katharina Emmerich, beschrieben durch den hochw. P. Schmöger aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers, ist hier von einem Mitgliede desselben Ordens in einem Auszuge neu bearbeitet worden. Dieser handliche Band, der das wunderbare Leben der Gottbegnadigten weiteren Kreisen zugänglich macht, wird gewiß mit Beifall und Freude begrüßt werden.

Die zwanzig Kapitel des Auszugs zerfallen sachlich in zwei Theile. Der erste behandelt kurz und gedrängt und meistens mit den kindlich klaren Worten der Verewigten das Leben Katharina's. Der zweite schildert in Bruchstücken aus ihren Visionen ihre Gebets-, Buß- und Hilfsthätigkeit für die damalige Kirche und Welt.

Das Leben kann man nicht lesen, ohne von der Überzeugung durchdrungen zu werden, daß man hier ein ungewöhnlich begnadigtes Wesen, eine Perle echt christlicher Tugend in der schönsten und liebenswürdigsten Fassung vor sich hat. Brentano sagt von ihrem Vaterhause und ihrer Jugend: „In dieser finstern armen Nacht von Unordnung und Unbequemlichkeit war dieses feine, reine, lichtvolle, geistreiche Wesen geboren und erzogen, da erhielt es seine Unschuld in Gedanken, Worten und Werken. Ich dachte an die Krippe von Bethlehem." Das blieb fortan der Antheil ihres Lebens. Voll Entbehrung war ihre Jugend; mit Mühe erkämpfte sie sich die Aufnahme in den Orden; widerwillig und um den Preis harter Arbeit wurde sie in demselben geduldet; aus dieser liebgewordenen Heimath wurde sie durch die Aufhebung des Klosters nach wenig Jahren hilflos und krank fast buchstäblich auf die Straße geworfen, und die übrigen Jahre ihres Lebens brachte sie auf dem Krankenlager in mystischen Sühnungsleiden für die Kirche zu. Die Welt hatte für sie nur Dornen; dafür segnete sie der Himmel mit den Freuden hoher Beschauung, außerordentlichen Gnadengaben und endlich mit dem Siegel der Stigmatisation. Unschuld und Buße, tiefe himmlische Weisheit und unversiegbare kindliche Güte, große Armuth und bitteres Leid an Leib und Seele, unentwegte Geduld und Freude am Leiden: das ist der Inhalt ihres Lebens — gewiß die untrüglichsten Proben wahrer Tugend. Sie sah sich selbst einmal in einem Selbstgesicht „als das Nönnchen mit dem durchbohrten Herzen, das darob fröhlich ist und springt wie ein Hirsch". Besser kann man sie nicht schildern. Jedenfalls verbreitet ihr heiligmäßiges Leben ein sehr vortheilhaftes Licht auf die Zuverlässigkeit der Offenbarungen, die ihr zu Theil wurden, die sie auf Befehl der geistlichen Obrigkeit Brentano zur Verzeichnung mittheilen mußte.

Es ist hier nicht der Ort, diese Offenbarungen zu besprechen. Der Verfasser berührt diesen Punkt auch nur kurz S. 197. Darin stimmen wir mit ihm überein, daß man doch nicht von vornherein Brentano eigenmächtiger Veränderungen bei seinen Aufzeichnungen über das öffentliche Leben des Heilandes beschuldigen darf, so lange nicht wichtige Gründe dafür vorliegen. Andererseits darf man den Gesichten nicht mehr Wichtigkeit und Wirklichkeit zuschreiben, als einfache Wahrscheinlichkeit, selbst da, wo sie nichts enthalten gegen Schrift und Überlieferung. Selbst die kirchliche Gutheißung räumt dergleichen Offenbarungen nicht mehr ein, als das Ansehen einfacher Wahrscheinlichkeit. Um wie viel mehr gilt dieses von den Offenbarungen der gottseligen Katharina, über die keine kirchliche Gutheißung vorliegt? Sicher ist, daß keine Offenbarungen eine solche schlichte Klarheit und Objectivität an sich tragen, wie die der Schwester Emmerich.

Geradezu ergreifend sind ihre Mittheilungen über den Zusammenhang der streitenden, leidenden und triumphirenden Kirche, die Schilderungen ihrer Noth und ihrer gegenseitigen Aushilfe und des Antheiles, den die Gottselige selbst während ihres Lebens an demselben übernommen. Diese wahrscheinlich imaginären Visionen sind wahre lebende Bilder der großen Gemeinschaft der Heiligen. Man bekommt wirklich beim Lesen dieser Offenbarungen ein zweites Gesicht über das irdische Leben und die Kirche, und es bezeichnet in der That die ganze providentielle Aufgabe der Gottseligen, wenn Brentano beim Anblick dessen, was vor ihm geschah, und beim Anhören dessen, was ihm mitgetheilt wurde, schrieb: „Eine ganz neue Welt geht mir auf. Jetzt erst ahne ich, was die Kirche ist“ (S. 182). In dem stillen, verborgenen Beten, Leiden und Wirken dieser Seele spiegelt sich die ganze damalige Zeit und Kirche mit ihren erschütternden Ereignissen der französischen Revolution und Restauration.

Kann man ferner die Bedeutung und Schönheit des Kirchenjahres und der Gemeinschaft der Heiligen großartiger schildern, als es auf SS. 193, 258, 283 geschieht? Von dem Einfluß der gemischten Ehen und schlechter Schulen sagt sie: „Ich habe ganze Gegenden gesehen, aus welchen der rechte Glaube durch solche Vermischung ganz weggewichen ist; ja ich sah, daß wenn die Absicht mit den Ehen und mit Schuljüngsken gelingt, in hundert Jahren es auch hier zu Lande sehr übel stehen wird“ (S. 448).

Wir setzen hier nur noch die Worte her, mit denen die Gottselige sozusagen ihr Leben schloß. Der Priester, der ihr beistand, tröstete sie mit dem Hinweis auf den göttlichen Heiland, der am Kreuze dem Schächer vergeben habe. „Ja Alle damals und der Mörder am Kreuz,“ sprach sie, „hatten nicht so viel zu verantworten, denn sie hatten nicht so viele Gnaden als wir; ich bin schlechter als der Mörder am Kreuz. Ich glaube, daß ich nicht sterben kann, weil viele gute Leute aus Irrthum Gutes von mir denken. Sagen Sie doch Allen, daß ich eine elende Sünderin bin.“ Und als der Priester sie wieder trösten wollte, versetzte sie mit aller Kraft: „Ach, könnte ich doch laut rufen, daß alle Menschen es hörten, daß ich nichts bin als eine elende Sünderin, viel schlechter als der Mörder am Kreuze“ (S. 572 und 573).

Kurz darauf starb sie und sank nach der linken Seite zusammen, das Haupt gegen die Brust geneigt, ihre rechte Hand, die wundervolle Hand, welcher der Gnadengeber vom Himmel verliehen, alles Heilige und von der Kirche Geweihte durch das Gefühl zu erkennen, lag auf der Bettdecke. Ihre reine, bräutlich geschmückte Seele war von den keuschen Kinderlippen ihres gekreuzigten Leibes dem himmlischen Bräutigam entgegengeeilt, voll der Hoffnung, ewig das neue Lied zu singen im Chore der Jungfrauen, welche dem Lamme folgen, wohin es gehe (S. 574). **M. Meschler** S. J.

1. **Bunte Schildereien.** Erzählende Gedichte von **Jakob Schäfer.** Mit 10 Bildern. Einsiedeln, Benziger, 1885. Preis: geb. mit Goldschnitt *M.* 4.

2. **Chlodwig.** Historisches Schauspiel von **Ferdinand Ludwigs.** Kl. 8°. 80 S. Düren, Hamel'sche Buchhandlung, 1885. Preis: Text *M.* 1; Gesangchöre mit Klavierbegleitung (4°) *M.* 1.20; zusammen *M.* 2.20.

1. Den eigentlichen Charakter der vorliegenden Sammlung drückt der Untertitel: „Erzählende Gedichte", aus, während der Haupttitel: „Bunte Schildereien", wohl eigentlich als irreleitender Natur besser fortgeblieben wäre. Wenn uns der Dichter auch manches farbensatte Gemälde ausführt, so tritt doch das erzählende, d. h. auf Fortbewegung und Handlung drängende Element mehr in den Vordergrund als das Streben, irgend eine Handlung in ihrem einheitlichen Höhepunkt zu erfassen und in strenger harmonischer Gliederung zu schildern. Als wir vor mehreren Jahren[1] über die ersten poetischen Gaben Schäfers in diesen Blättern Bericht erstatteten, glaubten wir den Dichter auf eine hervorragende Seite seines Talentes, die Erzählungsgabe, besonders hinweisen zu sollen, und es freut uns daher doppelt, aus der heutigen Sammlung zu erblicken, wie der Dichter sich nicht bloß ausschließlich, sondern auch mit größtem Erfolg der Ausbildung und Vertiefung dieses seines charakteristischen Talentes zugewendet hat.

Bei dem jugendlich frohen Erwachen der Poesie unter uns deutschen Katholiken mußte auch ein Zweig der Dichtkunst Berücksichtigung finden, der wie kaum ein zweiter mit den literarischen Bedürfnissen der Pädagogik und Geselligkeit in nächster Beziehung steht. Solange in Schulen und Vereinen die poetische Declamation an der Tagesordnung oder Vorlesungen im Familien- und Freundeskreise beliebt sein werden, wird man auch immer einen Dichter willkommen heißen, der zu diesen Zwecken Neues und Gutes bringt. Als solchen Dichter können wir im Allgemeinen J. Schäfer kühn bezeichnen. Sein ganzes Streben ist sichtlich dahin gegangen, der Nachfrage nach Declamationsstücken für christliche Kreise entgegenzukommen, und ebenso sichtlich hat er dafür Sorge getragen, daß seine Sammlung sowohl in die Schule als in

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XII. S. 356.

das Haus unbeanstandet Eingang nehmen könne. Mit großem Glück ist aus allen Stücken das erotische Element gänzlich ferngehalten und auch möglichst alles Phantastische und Sentimentale vermieden. Um so mehr sind die edleren Gefühle der Gottes- und Nächstenliebe, des Gottvertrauens, des Mannesmuthes u. s. w. in den verschiedensten Formen und oft mit größtem Glücke zum Ausdruck gebracht und werden darum nicht verfehlen, bei gelungenem Vortrag sich auch der Herzen der Zuhörer zu bemächtigen.

Wir glaubten diese praktische Seite der vorliegenden Sammlung zuerst hervorheben zu sollen, weil sie auch bei der künstlerischen Beurtheilung des Inhaltes nicht ganz ohne Einfluß bleiben darf. Wir sind nämlich der Ansicht, daß sich eben in manchen Stücken der rhetorische Charakter noch mehr offenbart als der poetische, d. h. daß sie, declamatorisch vorgetragen, eher zum vollgiltigen Ausdruck kommen, als etwa im Gesang, daß mehr dramatisches als lyrisches Leben in ihnen pulsirt. Die Sprache ist fast überall schön und geschmackvoll, der Vers rhythmisch und glatt, die Strophe bewegt und abwechslungsreich, der Reim natürlich und rein. Bei alledem aber fehlt ein gewisses Etwas zur höchsten Vollendung. Ist es das vorwiegende Bestreben des Verfassers, uns mit dem äußeren Geschehniß bekannt zu machen, ohne genugsam den idealen Causalnexus zu enthüllen? Ist es seine recht rhapsodische Eile, mit welcher er bloß die hervorragenderen Gipfelpunkte seiner Geschichte berührt, oder ist es eben — was wir eher glauben — hie und da ein Mißgriff bei der Wahl solcher Gipfelpunkte? Bisweilen mag auch wohl der Stoff selbst bei aller einladenden Äußerlichkeit an einer innerlichen Sprödigkeit leiden, die jeder episch-rhapsodischen Behandlung widerstreitet. Der Dichter läßt sich oft durch ein wunderbares Factum anziehen und etwas mißleiten. Nehmen wir nur als ein Beispiel „Das Gottesgericht" (S. 94). So schön dieses Gedicht in Sprache und Rhythmus sich lesen mag, es macht nicht ein Zehntel des Eindruckes auf den Leser, den der Dichter jedenfalls beabsichtigt hat. Warum? Gerade das Wunder ist ausführlich behandelt, die Nothwendigkeit desselben aber nur schwach und der Eindruck auf die Menge gar nicht. Unseres Erachtens müßte Strophe 1 und 2 weiter ausgeführt, die Hilflosigkeit des Ritters inmitten seiner Ankläger und Richter dramatischer vorgeführt werden, der Leser müßte sehen, wie der Ritter einerseits mit der schwersten Strafe bedroht, andererseits nur durch ein Wunder seine Unschuld zeigen kann. Es ist wahr, all diese Motive hat Schäfer angedeutet, auch ausgesprochen, wenn man will, aber dem Leser nicht nachdrücklich genug vorgeführt. Sodann ist unserer Ansicht nach ganz verfehlt, daß während des Rittes der Dichter die unten stehende, des Ausgangs harrende Menge verläßt und die grauen- und furchterregende That in sich selbst schildern will. Welchen Reichthum an packenden Motiven er sich dadurch entgehen ließ, sieht jeder ein. Wenn aber der Leser nicht für den Ritter mit dem Zuschauer gezittert hat, so wird ihn auch der — poetisch selbstverständliche — frohe Ausgang kalt lassen. — Dieselbe Eigenthümlichkeit Schäfer'scher Darstellungsart macht sich z. B. auch in dem einer altspanischen Romanze nachgebildeten „Die beiden Schwestern" geltend. Wir erinnern

uns augenblicklich nicht mehr, wie das alte, von Caballero mitgetheilte spanische Original oder auch die alte volksthümliche deutsche Nachbildung bei Simrock die Sache ausdrücken; aber wir wissen ganz wohl, daß sie uns bei Lesung dieser Stücke nicht auffiel. Wir meinen die Begründung des Hungertodes der einen Schwester mitsammt ihren Kindern durch die Weigerung der Mutter, bei fremden Leuten betteln zu gehen.

„Bei Andern heischen? Nein, o nein!
Vergebe dir Gott das Wort!"
Und jammernd kehrt sie in's Kämmerlein;
Laut jammern die Kinder dort (S. 75).

Das ist nicht naturgemäß, daß eine Mutter lieber mitsammt ihren Kindern verhungern als bei fremden Leuten betteln will. Damit steht und fällt der ganze Werth des Gedichtes in der vorliegenden Kunstform. Das Volkslied leidet wohl auch an ähnlichen „schlechten Gründen"; aber es weiß in seiner Naivetät so angenehm darüber hinzugleiten, daß man ihrer kaum gewahr wird. — Einigemal möchte es dem Dichter wohl auch minder gelungen sein, sich auf den besten, einheitlichsten Standpunkt zu stellen, oder vielmehr diesen Standpunkt zeitig und nachdrücklich genug hervorzuheben, so daß der Leser gleich von Anfang nicht genugsam orientirt ist, um den Intentionen des Dichters zu folgen.

Doch nun auch genug der Bemängelung. Wir freuen uns im Übrigen mit den zahlreichen Kritikern, welche die „Schildereien" in Tagesschriften und Literaturblättern nach Verdienst gelobt und empfohlen haben. Besonders wohlthuend berührt den Kritiker in dieser Sammlung, daß er sich auf jeder Seite des liebevollen Ernstes, der unermüdlichen Arbeit und jener künstlerischen Liebhaberei bewußt wird, mit welchen der Dichter durchgehends den Stoff erwogen, gemodelt, gefeilt und oft bis in die kleinsten Einzelheiten ciselirt hat. Am deutlichsten zeigt sich dieser Fleiß, aber auch der Fortschritt des Dichters, bei einer Vergleichung jener Stücke, die bereits in den früher erschienenen „Gedichten" enthalten waren und in neuer Form auch dieser Sammlung einverleibt wurden. Einem Dichter gegenüber, der wie Schäfer einen solchen Fleiß und eine solche Selbstkritik mit einem so unverkennbaren Talent verbindet, hat auch die öffentliche Kritik den Trost, daß eine kleine Ausstellung an dem schon Geleisteten nicht entmuthigen und daß das Lob für wirklich Treffliches an der fortgesetzten Feile und Selbstvervollkommnung nicht hindern wird. Will man Schäfers poetisches Können ganz kennen lernen, so lese man die „Dombaubilder" am Schluß der Sammlung, und man wird gerne eingestehen, daß sie unbedingt zu dem Schönsten und Tiefsten zählen, was wir in gebundener Rede über jenes steinerne Gedicht am Rheinufer besitzen. Man nehme z. B. nur gleich in der ersten Nummer das „Gesicht" des Meisters Gerhard:

Kreuzgewurzelt, o wie mächtig
Wächst der Tempel, wächst das Chor
Mit den Schiffen reich und prächtig
Aus dem weiten Grund empor.

Wie sie leicht das Thürmchen tragen
Mit dem Stern in hoher Luft,
Der als Ehrenkrone ragen
Soll ob heil'ger Könige Gruft —

Hallen fünf und drei verbunden:
Des Dreieinigen Gnadenhuld
Leuchtet aus fünf Kreuzeswunden
Ob der Adamskinder Schuld.

Und Kapellen sieben stellen
Sich um's Chor in lichtem Kranz.
Soll das Heiligthum erhellen
Siebenarmigen Leuchters Glanz?

Sieben Bronnen, Gnadenbronnen,
Des Erlösers rosig Blut.
Sieben Sonnen, Gnadensonnen,
Heiligen Geistes Liebesgluth.

Thürme zwei wie Pyramiden
Ob der ersten Fürsten Grab,
Denen Christus seinen Frieden
Und sein Kreuz als Kronzier gab (S. 102).

Außer der künstlerischen Vollendung ist an diesen Dombaubildern auch noch die taktvolle Geschicklichkeit zu loben, mit welcher sich Schäfer aus der Verlegenheit wegen des letzten traurigen Domfestes gezogen, ohne der poetischen und historischen Wahrheit irgendwie zu nahe zu treten.

Den schönen Text hat die Verlagshandlung auch mit einer ausnehmend schönen Ausstattung bedacht. Drei Tonbilder und sieben Holzschnittvignetten wurden eigens für die Gedichte gezeichnet, Papier und Druck (Imperialschrift) sind höchst elegant, nur die Farbe des Einbandes und die Embleme auf dem Vorderdeckel könnten etwas weniger „bunt" sein.

Schäfers „Bunte Schildereien" empfehlen wir somit auf das Beste als Geschenke für die Jugend und die Familie; sie sollten in keiner Schulbibliothek, in keinem katholischen geselligen Vereine fehlen, und in vielen Familien wird man gerne nach einem Buche greifen, das durch den Adel der Form, die Schönheit, Abwechslung und das Allgemeininteresse seines Inhaltes vorzüglich als Bildungs- und Unterhaltungsmittel dienen kann. Dem Dichter aber sagen wir aus vollem Herzen: „Auf Wiedersehen!"

2. Das dreiactige Schauspiel in gereimten Versen läßt wiederum den ebenso bühnenkundigen als gewissenhaften Dichter des „Eustachius", der „Heiligen Lanze" und des „Gebetes der Königin" erkennen. Für die Aufführung unter den beschränkendsten Umständen gedichtet, wird sich das Stück unzweifelhaft überall dort rasch einbürgern, wo das Bedürfniß nach ähnlichen Darstellungen besteht, und jedenorts dieselbe überwältigende Wirkung haben, die sein erstes Erscheinen begleitete. Wir haben es an dieser Stelle bloß mit dem Dichter zu thun, und müssen in literarischer Hinsicht vielleicht das tadeln,

was in praktischer zu loben wäre. In den beiden Erstlingswerken, dem „Eustachius" und der „Heiligen Lanze von Antiochien", hat nämlich F. Ludwigs ein so unverkennbares, nicht häufiges Talent für die größere dramatische Dichtung bewiesen, daß wir es als eine Verirrung dieses Talentes ansehen möchten, wenn es sich wie in dem „Gebet der Königin" oder jetzt in „Chlodwig" darauf verlegen will, für Erziehungsanstalten oder kleinere Vereine frommen Unterhaltungsstoff zu liefern. Wir wollen die Frage nach der Zuträglichkeit theatralischer Vorführungen in höheren Töchterschulen vorderhand als eine offene bezeichnen; aber trotzdem halten wir ein so männlich kräftiges Talent wie Ludwigs für viel zu kostbar, als daß es sich in Schöpfungen verzettele, die doch wohl nur in den seltensten Fällen den ganzen gewaltigen Hauch tragischer Inspiration zu tragen vermögen. Racine mit seiner „Esther" und „Athalie" kann diese These nicht umstoßen; denn man wird doch das Darstellungs- und Zuschauerpersonal, worüber dieser Dichter am Hofe Ludwig' XIV. verfügte, nicht mit einem Mädchenpensionat vergleichen wollen. Und übrigens, wo sind die jugendlichen Kräfte, die auch nur annähernd den hohen Geist der „Athalie" zum Ausdruck bringen könnten? F. Ludwigs hat aus der Legende Chlodwigs und der hl. Clothilde Alles gemacht, was die Umstände ihm gestatteten; ein kunstgerechter dramatischer Aufbau, durchsichtige und ständig fortschreitende Führung, leichtfaßliche und doch feste Charakteristik, dazu eine leichtfließende und doch auf das Sorgfältigste vor jeder Banalität bewahrte, kräftige, aber natürliche, geschmackvolle Sprache — das Alles läßt nur bedauern, daß der Stoff in sich nicht dramatischer war, oder vielmehr, daß die dramatische Frage eben wegen der äußeren Umstände nicht vertieft, der Conflict nicht individuell zugespitzt werden konnte. Wenn F. Ludwigs sich als echter Dichter auch sichtlich alle Mühe gab, den Kampf menschlich zu führen, persönliche Charaktereigenschaften und Interessen aus den allgemeinen Ideenkämpfen sich abheben zu lassen, der Deus ex machina des Wunders, der zweimal lösend in die Verwicklung greift, ließ sich nicht umgehen. Bei aller Ehrfurcht vor der muthigen und opferfrohen Gestalt der hl. Clothilde wird unser Herz ihr doch nur in seltenen Augenblicken menschlich wärmer entgegenschlagen, während der Titelheld Chlodwig erst recht fast gänzlich in unnahbare Ferne gerückt bleibt. Die Phantasiegestalten der alten Wala dagegen und der drei Vertreter des Wuotancultes mit ihren verschiedenen Charakteren erregen vollständig unser Interesse, besonders aber scheint uns die Gestalt der Drude durchaus gelungen. — Die Sprache hat sich vom Dichter einer außerordentlichen Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt; die Reime sind schön, kräftig und sinnvoll, sie sind das, was sie nach der Intention des Künstlers für die Aufführenden sein sollten, Stich- und Leitworte. Auch ist nicht zu läugnen, daß durch diese Reime dem sprachlichen Gewande der Dichtung manche schöne Blume und Perle eingestickt wurde, die, ohne die Aufmerksamkeit zu stark auf sich zu lenken, dem Ganzen doch einen Anschein großen Reichthums verleihen. Aber trotzdem vermögen wir uns nicht ganz mit dem, wenn auch größtentheils gelungenen Experiment — zu versöhnen: Ein solches Spiel wie der Chlodwig mag diese Filigranarbeit

vertragen, ein eigentliches Drama scheint uns doch eine zu monumentale Schöpfung, um — wenigstens in unserer Sprache — sich durchgehends für diese Art des Schmuckes zu eignen. Übrigens geben wir gerne zu, daß Ludwigs nahezu Alles gethan hat, um die Vorwürfe, welche man dem Reim in der deutschen Tragödie machen kann, zu entkräften, ja daß er selbst so weit gegangen, einigemal lieber auf den Reim als auf die Kraft des Ausdruckes zu verzichten. Als Probe der künstlerischen Sprache lassen wir hier die Rede folgen, welche die heidnische Drude hält, nachdem sie Chlodwigs Übertritt zum Christenthum erfahren:

Was leb' ich noch, da meine Welten brachen,
Im Winterſturm ein ſchwingenmüder Schwan,
Ein unverſtand'nes Wort verklung'ner Sprachen,
Einſam wie Weisheit in dem Erdenwahn?
Die Säulen ſtürzen in dem Götterſchloſſe;
Der Rieſenhammer Donars gellt und bricht,
Und Wodan ſtürzt vom todesmüden Roſſe;
Mit Nacht umhüllt ſich Freia's Angeſicht.
Vom Anfang zuckt's aus neuen Wettergluthen
Und ſchmettert hin Walhalla's heil'gen Hort;
Es kocht aus neuem Quell in Rieſenfluthen
Und ſpült uralte Götterſitze fort.
Was heute fällt, das baut ſich niemals wieder;
Verbraucht — verraucht — ſinkt es in's Leere nieder.
Verträumter Zeit gehört verträumend Denken —
Ich will wie Staub auf Götterſtaub mich ſenken.

Wir könnten ebenso gut andere zahlreiche Proben, z. B. die „Wuotananrufung", „Die Runenschrift", den „Schlachtgesang" u. s. w., als ebenso viele erfreuliche Beweise für die Sprachgewandtheit und Kraft des Dichters anführen; doch das Gesagte möge genügen. Alles in Allem ist der „Chlodwig" eine neue, in sich erfreuliche Leistung eines wahren Dichters, der sich in seinem Stoffe vergriffen, eine Leistung jedoch, welche lebhaft den Wunsch erregt, der Dichter möge mit Hintansetzung jedes nächsten „praktischen" Zweckes bloß seinem Künstlertriebe folgen und uns mit einem größeren historischen Drama in Shakespeare's oder Schillers Weise beschenken.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Catholic Christianity and Modern Unbelief. By the Right Rev. J. D. Ricards, D. D. Bishop of Retimo, and Vicar Apostolic of the Eastern Vicariate of the Cape Colony. Second edition. 8°. 406 p. New York, Cincinnati and St. Louis, Benziger Brothers, 1884.

„Wir leben in einer Zeit," sagte einmal treffend der verstorbene Lord Beaconsfield, „wo die jungen Herren über Protoplasma schwätzen und die jungen Damen in goldglänzenden Salons, ohne es zu wissen, atheistisch reden." In einer solchen Zeit ist jede Abfertigung des modernen Unglaubens mit Freuden zu begrüßen. Die hier vorliegende weckt noch in anderer Weise das Interesse. Es ist ein in apostolischen Arbeiten ergrauter Missionär und Kirchenfürst am fernen Südcap Afrika's, der zur Vertheidigung der katholischen Lehre und der katholischen Kirche gegen den Unglauben unserer Tage die Feder ergreift, und seine Leser sucht er hauptsächlich in den weithin verbreiteten englischen Colonien, sowie in Nordamerika, wo das Buch auch gedruckt ist. Eine wahrhaft weltumspannende, „katholische" Wirksamkeit! Das Buch hat, wie wir vernehmen, in kürzester Frist bereits die vierte Auflage erlebt. Über diesen großartigen Erfolg wundern wir uns keineswegs; denn bei der Klarheit der Auseinandersetzungen, der Gründlichkeit der Beweisführungen und der bei aller Kraft doch milden und gewinnenden Sprache ist das Buch in vorzüglicher Weise geeignet, Allen, bei denen die Wahrheit ihren Werth noch nicht ganz verloren hat, geistige Befriedigung, wahre Aufklärung, ja Glaubensfreudigkeit zu vermitteln. Wie es die mannigfachsten Vorurtheile zerstreut, lehrt es auch die Wahrheit und Schönheit des Katholicismus schätzen und lieben. Es sind gerade die verbreitetsten und verführerischesten Angriffe des Unglaubens, welche beleuchtet und angesichts der katholischen Wahrheit in ihr Nichts aufgelöst werden. Die Widerlegung geschieht in zwanzig nur lose miteinander verbundenen Kapiteln oder Essays. Die Anordnung ist somit keine streng systematische, und das mit Recht, da der ganz und gar praktische Zweck des Buches eine solche ausschloß. Mit Rücksicht auf denselben Zweck vermied der hochw. Herr Verfasser, der eben kein Buch für Gelehrte schreiben wollte, auf's Sorgfältigste Alles, was an Schulweisheit erinnert; seine Antworten wenden sich zumeist nur an den gesunden Menschenverstand, und seine Beweise sind insgesammt ziemlich greifbarer Natur: matter-of-fact demonstrations, wie er selbst sie nennt. Möge das vortreffliche Buch auch bei dem Englisch lesenden Publikum Deutschlands die gebührende Beachtung finden!

Der dritte Orden von der Buße des **heiligen Dominicus.** Quellenmäßige Darstellung der Geschichte desselben von der Entstehung bis zur Bestätigung durch die Päpste Innocenz VII. und Eugen IV., nebst einer ausführlichen Erklärung der Regel. Zugleich ein Handbüchlein für die Mitglieder des Ordens. Von Dr. theol. Joseph Kleinermanns, Priester der Erzdiöcese Köln. Mit kirchlicher Genehmigung

und Empfehlung des Predigerordens. 8°. XIV u. 450 S. Dülmen, Laumann, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Bekanntlich ist es unser Heiliger Vater Leo XIII., auf dessen mächtige Anregung hin das Ordens- und Vereinsleben in der katholischen Welt in gegenwärtiger Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Wir müssen es deßhalb als durchaus zeitgemäß bezeichnen, daß in vorliegendem Büchlein die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf einen „dritten Orden" gelenkt wird, welcher bereits bei verschiedenen Gelegenheiten von unserm Heiligen Vater nebst manchen anderen religiösen Vereinigungen der Christenheit empfohlen wurde. Der kundige Verfasser setzt die Entstehung dieses „dritten Ordens" in die Zeiten, als der hl. Dominicus in Languedoc und in der Provence predigte. Der kurze historische Überblick zeigt uns, daß diese Bruderschaft sich zu jeder Zeit durch ihre große Verbreitung und den heiligen Eifer ihrer Mitglieder auszeichnete. Den Namen „Orden", welche Bezeichnung der hl. Franciscus seiner für die Weltleute gestifteten Vereinigung gab, hatte dieselbe zu Zeiten des hl. Dominicus noch nicht. Aber dabei ist, wie der hochw. Verfasser bemerkt, nicht unwahrscheinlich, daß der hl. Franciscus, als er im Todesjahre des hl. Dominicus seine Bruderschaft gründete, an der seines heiligen Freundes ein Muster und Beispiel hatte. Die Empfehlung der Ordensobern bürgt dafür, daß das vorliegende Büchlein durchaus dem Geiste, den Regeln und den Gebräuchen des Ordens entspricht, zu dessen Wachsthum beizutragen es bestimmt ist.

Breviarium Romanum ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum S. Pii V. Pontificis Maximi jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognitum necnon juxta Breve 28. Julii 1882. Leonis XIII. P. M. reformatum. Taurini, Romano, 1884. Preis: geheftet *M.* 8; Lederband mit Goldschnitt *M.* 11.20.

Das beliebte Turiner Brevier (Einlage-Brevier in der Größe eines kleinen Diurnale), auf das wir unsere Leser bereits gleich bei seinem ersten Erscheinen aufmerksam machten, liegt seit einiger Zeit in neuer Ausgabe vor. Form und Ausstattung sind dieselben geblieben. Inhaltlich aber wurden alle jene Änderungen vorgenommen, welche durch die in der jüngsten Zeit erflossenen Decrete den Ritus-Congregation nöthig geworden. Die Rubricae generales weisen also die neue Fassung auf und auch die Einzelrubriken sind im Einklange damit umgestaltet; die geänderten Lectionen und die neuen Officien sind je an ihrer Stelle eingefügt, die neuen Votivofficien aber zu einem Anhang vereinigt. So bleibt auch in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Der sehr niedrig gestellte Preis erleichtert die Anschaffung. Im Übrigen müssen wir wiederholen, was wir schon früher sagten: „Man wird der Turiner Officin L. Romano schwerlich das Verdienst streitig machen können, durch diese Ausgabe die bequemste Form eines Reise-Breviers geschaffen zu haben."

Die Versuchungen und ihre Gegenmittel nach den Grundsätzen der Heiligen und der großen Geisteslehrer. Von Friedrich Hense, Doctor der Theologie. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. XIV u. 764 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 5.

Es läßt sich nicht läugnen, die weitaus größte Zahl ascetischer Schriften, welche in deutscher Sprache erscheinen, sind Übersetzungen aus fremden Sprachen, zumeist aus dem Französischen. Angesichts dieser Thatsache ist es doppelt erfreulich,

auf dem genannten Gebiete einem deutschen Originalwerke von solcher Gediegenheit zu begegnen, wie das vorliegende Buch es ist. Herr Dr. Hense, durch verschiedene literarische Arbeiten längst als ein gründlicher Theologe und zuverlässiger ascetischer Schriftsteller bekannt, beschenkt uns hier mit einer ausführlichen Monographie über einen der wichtigsten Gegenstände der christlichen Ascese — über den großen Kampf, den jeder Christ zu bestehen hat, um sein Heil zu wirken. Die Schrift ist darum ein Buch für alle Christen, für Welt- und Ordensleute. Da im Verlaufe der Darlegungen auf die Gegenmittel gegen die Versuchungen das Hauptgewicht gelegt ist, so kommen thatsächlich alle wichtigen Punkte des geistlichen Lebens zur Sprache, so daß auch die ganze Tugendlehre ziemlich vollständig behandelt wird. Die einzelnen Erörterungen bauen sich stets auf dogmatischer Grundlage auf, und gerade hier zeigt sich recht deutlich, wie sehr der hochw. Herr Verfasser es versteht, mit der größten Correctheit auch Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung zu verbinden. Die ascetischen Unterweisungen selbst bieten eine durchaus gesunde Nahrung. Die große Zuverlässigkeit wird nicht zum geringsten Theile dadurch erzielt, daß die Ausführungen des Verfassers gewöhnlich den Spuren der bewährtesten Führer folgen. Außer den Kirchenvätern und den späteren Kirchenlehrern und Heiligen werden auch die vorzüglichsten der übrigen ascetischen Schriftsteller vielfach berücksichtigt. Die Vorliebe für den milden Franz von Sales, die in den zahlreichen, diesem heiligen Kirchenlehrer entnommenen Citaten zu Tage tritt, ist für das ganze Buch charakteristisch, indem dasselbe vorzugsweise auf Tröstung und Ermuthigung der Versuchten sein Absehen gerichtet hat. — Das ganze Werk gliedert sich naturgemäß in zwei Haupttheile, einen allgemeinen und einen besondern. Der erstere gibt einleitende Erklärungen und Grundsätze und bespricht ausführlich die Absichten Gottes bei Zulassung der Versuchungen, sowie die allgemeinen Mittel gegen dieselben. Im zweiten Theile werden eingehend diejenigen Versuchungen besprochen, welche die häufigsten, schwierigsten und gefahrvollsten sind; den Abschluß bilden die zwei Abschnitte über die Skrupel und über die Versuchungen in der Todesstunde. Allen heilsbeflissenen Seelen dürfen wir das vorzügliche Buch zu unserer Freude rückhaltlos empfehlen.

Die Bamberger Beichtbücher aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit einem Anhang über die Bamberger Pönitentialbücher, von Heinrich Weber, Professor. 16°. 100 S. Kempten, Kösel, 1885. Preis: 75 *Pf.*

Das Schriftchen enthält neben einer orientirenden und diplomatisch beschreibenden Einleitung und einem ebensolchen Anhange über die lateinischen Pönitentialbücher einen möglichst vollständigen Auszug aus zwei Beichtbüchlein des Bamberger Codex Ed. II. 2, ehemals dem Kloster St. Michael bei Bamberg gehörig, und schließt sich somit den ähnlichen Arbeiten des Herrn Stadtpfarrers Dr. Münzenberger an. Die Hoffnung des Herausgebers, durch seine Arbeit sich den Dank zunächst des katholischen Deutschland zu verdienen, wird sich gewiß erfüllen.

I santi angeli custodi; considerazioni, esempi, ossequi proposti dal P. Augusto Ferretti d. C. d. G. 12°. VIII e 210 p. Roma 1885. Preis: 80 *Pf.*

Ein hübsches Büchlein über die heiligen Schutzengel, das eine Übersetzung in die deutsche Sprache gewiß verdiente! Den Plan der Arbeit deutet der Titel an. Der erste Theil behandelt in zehn Betrachtungen die ganze Lehre von den heiligen

Schutzengeln nach den heiligen Vätern und den Theologen ebenso gründlich als klar; der zweite Theil bestätigt die vorgetragene Lehre durch Beispiele, welche theils der heiligen Schrift, theils der Kirchen- und Heiligengeschichte entnommen sind; der dritte endlich bietet einige Andachtsübungen, welche vor vielen ähnlichen sich dadurch auszeichnen, daß sie Heilige zu ihren Urhebern und Verfassern haben. Wir zweifeln nicht, daß das den Studenten-Congregationen gewidmete Werkchen, wenn es in guter deutscher Übersetzung vorliegt, auch in Deutschland sich viele Freunde erwerben und großen Nutzen stiften werde.

Der Heiland. Von Heinrich Langen. Kl. 8°. 147 S. Paderborn, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 1.60.

In fünf Abtheilungen: „Jesu Kindheit" — „Des Menschensohnes Ausgang" — „Des Gottessohnes Wunderhand" — „Des Propheten Himmelsmund" — „Des Weltheilands Vollendung", bietet uns der Dichter eine Evangelienharmonie in kurzen Versstücken. Er hat sich dabei jeder subjectiven Auffassung des evangelischen Berichtes ängstlich enthalten; sein Bestreben ging sichtlich dahin, womöglich ohne Zwang und Härten den heiligen Text in schlichte, sprachlich anspruchslose Reime zu bringen. Ein Beispiel soll dieß klar machen; wir greifen es auf's Gerathewohl heraus, weil es gerade das kürzeste scheint:

Der Hauptmann von Kapharnaum.

Ein Kriegsmann zu dem Heiland trat,
Ein Heide, der um Hilfe bat:
„Mein Knecht liegt mir in großer Pein,
Laß, Herr, ihn dir befohlen sein!" —
Und tröstlich sprach des Heilands Mund:
„Ich komm' und mache ihn gesund." —
„Nicht doch!" rief da der Kriegsmann aus,
„Du wolltest kommen in mein Haus?
Der Gnad' bin ich, o Herr, nicht werth,
Der Knecht nur deines Worts begehrt,
Und alle Pein und Leibesnoth
Wird heilen deines Spruchs Gebot." —
Da sprach der Herr: „Im ganzen Land
Ich gleichen Glauben nimmer fand.
Drum wird an Abrahms Himmelsmahl
Sich freu'n der Völker große Zahl;
Doch in die Finsterniß hinaus
Verstoßen sein wird Jakobs Haus!"
Zum Kriegsmann aber Jesus sprach:
„Gesegnet sei dir dieser Tag!
Dein Glaube ist des Vaters Theil,
Auch deinem Knecht sei er zum Heil!"
Der Kriegsmann ging; in selber Stund
Begegnet ihm sein Knecht gesund.

Man sieht, ein engerer Anschluß an den heiligen Text ist kaum möglich. Dadurch ist dem Dichter aber auch jede Möglichkeit origineller Auffassung, also eigentlich poetischer Schöpfung, benommen. An einen Heliand ist bei diesem „Heiland" nicht zu denken, ja nicht einmal an den Krist. Für fromme Kinder aber läßt sich kaum ein lieberes Büchlein finden, als dieses Evangelium in Reimen.

Eucharistische Gesänge von Fanny Frühwein. Zum Besten des Centralvereins für Kirchenbau. 8°. 40 S. Augsburg, Dr. M. Huttler, 1884. Preis: 50 *Pf.*

In tadelloseſter Ausstattung, zum besten Zweck bietet uns eine fromme Dichterin hier eine Art poetischer Meßandacht. Der Inhalt der einzelnen Lieder schließt sich, was den Gedanken angeht, an den betreffenden Theil der heiligen Messe an, ohne im Übrigen subjectiv oder originell zu werden. Wir sehen nun zwar nicht, welchem speciellen Gebrauch eine solche Meßandacht dienen soll, auch scheint uns der poetische Gehalt bei aller durchgehends reinen und glatten Form nicht besonders groß zu sein;

indeß wollen wir gern im Hinblick auf den guten Zweck und den frommen Inhalt das Büchlein unseren Lesern bestens empfohlen haben, damit es in Wahrheit „zum Hause Gottes einen Stein" beitrage.

Der Karthäuserorden in Deutschland oder Lebens- und Leidensbilder aus den deutschen Karthausen. Von P. Cyprian Reichenlechner, Carmelitenordenspriester in Würzburg. Kl. 8°. 229 S. Würzburg, Bucher, 1885. Preis: *M.* 1.20.

Dieß Werkchen, das im ersten allgemeinen Theile den Stifter, die Gründung, Ausbreitung und Einrichtung des Karthäuserordens, im zweiten deutsche Karthausen und berühmte Karthäuser behandelt, und sich als ein Auszug aus dem größern, 1872 erschienenen Werke von Tappers darstellt, verfolgt die Zwecke der Erbauung und populären Hagiographie, und kann unter dieser Rücksicht nur segensvoll wirken.

Der heilige Franciscus von Assisi (1182—1226). Von P. Leopold de Chérancé aus dem Orden der Kapuziner. Autorisirte Übersetzung aus dem Französischen. Von einem Priester der rheinisch-westphälischen Provinz des Kapuziner-Ordens. Mit 1 Photogravüre und 8 Holzschnitten. Einsiedeln, Benziger, 1885. Preis: geb. *M.* 3.

Man fühlt es dem Buche an, daß kindliche Verehrung und Liebe es geschrieben haben. Kann ja auch kaum ein Anderer, als ein Sohn des hl. Franciscus, das Leben des seraphischen Vaters richtig schreiben! In dem schönen Buche ist köstliches Material zusammengebracht und mit großer Einfalt und Frömmigkeit verarbeitet. Die Zeitgeschichte ist leicht und ausgiebig um den Heiligen gruppirt; lebhaft und ansprechend sind die Sitten- und Ortsgemälde. Man glaubt völlig, im schönen Umbrien und im lieblichen Assisi Alles mitzuleben. Zu den schönsten Partien gehören die Jugendgeschichte des Heiligen, die Gründung des ersten und zweiten Ordens, die seraphische Verklärung auf Alverna und im Tode, und endlich die Verherrlichung des Heiligen durch die schönen Künste in und außer Assisi. Wenn etwas auszusetzen wäre, dann sind es die stellenweise ziemlich häufigen Erwägungen und Gefühlsäußerungen des Erzählers und Anführungen von Stellen aus Predigten und geistreichen Schriften über den hl. Franciscus. Dessen bedurfte es eben nicht. Es ist an dem wundersamen Leben des hl. Franciscus Alles so voll göttlicher Einfalt, Größe, Unmittelbarkeit und Originalität, daß jeder menschliche Aufputz nur schadet. Diese Gottesnachtigall muß man ohne Kunstbegleitung schlagen lassen; ihre Weisen sind schön und wunderbar genug. Man kann das Buch nicht lesen ohne hohe Erbauung und ohne die tiefe Empfindung, was doch aus einem gebrechlichen Menschenkinde werden kann, wenn es sich ganz dem Geiste Gottes anheimgibt und überläßt.

Ortwin Gratius. Sein Leben und Wirken. Eine Ehrenrettung von Dr. D. Reichling. 4°. 104 S. Heiligenstadt, Delion, 1884. Preis: *M.* 2.

Wieder eine jener fleißigen Monographien, die zur Klärung und Förderung des geschichtlichen Studiums von so hervorragender Bedeutung sind, kurz, anspruchslos und auf umfassenden Studien beruhend. Das Wort des Titels: „Eine Ehrenrettung", darf keinen Leser irre machen. Das Buch ist keine Tendenzschrift, nirgends verräth es die Absicht, aber überall das Streben nach der ungeschminkten Wahrheit. Es ist und soll keine Mohrenwäsche sein; aber die mit Fleiß, Scharfsinn und maßvoller Ruhe geführte Untersuchung der Thatsachen gestaltet sich von selbst zu einer Apologie des

Mannes, den Luther früher für einen „eselhaften Dichterling" hielt, später sogar für einen „Hund oder vielmehr reißenden Wolf, wenn er nicht gar ein Krokodil sei"; sie führt uns eine anschauliche, höchst interessante Scene vor aus dem unsäglich gehässigen und gemeinen Federkriege, den der jüngere Humanismus mit allen Mitteln der Verleumdung und Verlästerung geführt hat. Erquicklich ist daher das Bild nicht, das wir erhalten, aber belehrend im höchsten Grade. — An einzelnen Resultaten möchten wir Folgendes hervorheben. Die Spottschrift gegen Ortwin: „Gemma prenosticationum ponderata supra orizontem generalem et specialem illuminatissimi etc. viri Magistri Ortwini Gracii sive Charitativi", hat aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Geringern zum Verfasser, als den Fürsten aller Pamphletisten — Hutten. — Wie Gratius in die Gesellschaft, ja an die Spitze der Dunkelmänner gekommen, erklärt sich nicht allein aus seiner immerhin untergeordneten Betheiligung an der Reuchlin'schen Fehde, sondern hinreichend nur aus der persönlichen Feindschaft des Hermann van dem Busche. Die scharfsinnigen dießbezüglichen Ausführungen schließt Verfasser mit den Worten: „Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß die vorstehenden Ausführungen einen vollgiltigen Beweis unseres zu Anfang aufgestellten Satzes nicht enthalten, wie denn einen solchen zu liefern wohl Niemand im Stande sein wird. Indessen dürften die von uns vorgebrachten Gründe immerhin schwerwiegend genug sein, um den Verdacht, daß Hermann van dem Busche an der in den ‚Briefen der Dunkelmänner' unternommenen Vernichtung des Ansehens und der Ehre Ortwins in hervorragender Weise betheiligt gewesen sei, gerechtfertigt erscheinen zu lassen." Diesem sehr maßvollen Urtheile kann man nur beipflichten. — Das 1535 zu Köln erschienene Werk: „Fasciculus rerum expendendarum ac fugiendarum", wird mit Ungrund Ortwin abgesprochen; der Umstand aber, daß dasselbe später (1564) auf den Index gesetzt wurde, berechtigt keineswegs zu Schlüssen auf einen veränderten kirchlichen Standpunkt des Verfassers. — Möge dieß Schriftchen, das sich hauptsächlich auf dem Studium von Gratius' eigenen, nur sehr schwer zugänglichen Werken aufbaut, deren genaue Bibliographie beigegeben, die verdiente Beachtung und Anerkennung finden!

Die innere Unwahrheit der Freimaurerei. Von Dr. Otto Beuren. 4°. 179 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 2.20.

Das dunkle Treiben der Freimaurerei an der Hand des Rundschreibens des Papstes Leo XIII. vom 20. April 1884 beleuchtet von einem Exilirten. 8°. 54 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1885. Preis: 30 *Pf.*

Die erstere umfangreiche Schrift ist aus vortrefflichen Aufsätzen entstanden, die früher in Dr. Scheebens „Periodischen Blättern" erschienen. Sie will nicht eine eigentliche wissenschaftliche Geschichte der Freimaurerei sein, ein Unternehmen, das, wenn es überhaupt möglich, mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist; sie will vielmehr an der Hand des besten zugänglichen Materials, das auch von den Maurern anerkannt wird, dem größern Publikum jene Kenntnisse über die geheime Secte vermitteln, die Nichteingeweihten in und außer dem Orden zugänglich sind. Und diesen Zweck wird das äußerst interessante Buch gewiß erreichen.

Das zweite Schriftchen verfolgt mehr den Zweck, die bei Beurtheilung der Freimaurerei in Betracht kommenden kirchlichen Principien in die weitesten Schichten des Volkes zu tragen, wozu es in vorzüglicher Weise befähigt ist. Gerade die Kürze, welche es auszeichnet, trägt nicht wenig dazu bei.

Lehren für christliche Ehegatten. Ein Andenken für Brautpersonen und Ehegatten von P. J. Klingl O. S. B., Prior in St. Bonifaz. Nach den Schriften des P. Ägidius Jais O. S. B. Siebente, vermehrte Auflage. Mit erzbischöfl. Approbation. 32°. 72 S. Augsburg und München, M. Huttler, 1885. Preis: 40 *Pf.*

Vom hl. Alphons von Liguori heißt es, daß er von seinem Büchlein über das Gebet gewünscht habe, es möge in den Händen aller Christen sein: so sehr war er von der Nothwendigkeit rechten Gebetes zur Führung eines christlichen Lebens und zur Erreichung der ewigen Seligkeit überzeugt. Etwas Ähnliches darf man obigem Büchlein wünschen, daß es nämlich in den Händen aller Braut- und Eheleute sei und oft, recht oft beherzigt werde. Eine höchst einfache, aber solide Tugendlehre für christliche Ehegatten ist hier auf ein paar Seiten zusammengedrängt. Das Kapitel von der Kindererziehung, gegen welche leider bei recht gutem Willen aus Unverstand manchmal so folgenschwer gefehlt wird, ist nicht das letzte, das Beachtung verdient.

Der verbotene Baum für Katholiken und Protestanten, gezeigt von Alban Stolz. Zweite Auflage. 12°. 56 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: 30 *Pf.*

Vorstehendes Büchlein ist eine Warnungstafel gegen gemischte Ehen, zugleich eine recht heilsame Medicin für solche, die eine gemischte Ehe eingegangen sind, wenn auch nicht aus der Apotheke der Homöopathie. Mit gewohnter Meisterschaft schildert der unterdessen verewigte Verfasser den Frevel einer gemischten Ehe mit protestantischer Kindererziehung und die hohe Gefahr selbst bei vereinbarter katholischer Erziehung; die Art und Weise, den begangenen Frevel zu sühnen, ist mit derselben Gewandtheit und Energie gezeichnet. Die katholische Kirche fordert zur Gestattung einer gemischten Ehe außer sonstigen wichtigen Gründen und der Vereinbarung katholischer Erziehung aller Kinder auch noch für's Gewöhnliche die gegründete Aussicht auf Conversion des protestantischen Theils. Daß der Verfasser von der Verwirklichung der letzteren Bedingung, welche so selten in die Wirklichkeit tritt, in seinen Ausführungen absieht, konnte ihn zu dem Ausspruch bringen, daß er auch einer protestantischen Person „ihres eigenen Heiles willen rathen würde", sie solle eine gemischte Ehe bleiben lassen (S. 50). — Daß einmal in einer Anführung der Priester als solcher erscheint, der das Sacrament der Ehe spende (S. 54), muß wohl einem veralteten Standpunkte zugute gehalten werden.

1. **Kompaß für den jungen Arbeiter.** Köln, J. P. Bachem, 1885.
2. **Kompaß für den verheiratheten Arbeiter.** Köln, J. P. Bachem, 1885.

Man muß es den Herren von M.-Gladbach, die zum Vereine „Arbeiterwohl" gehören, lassen, daß sie für die leibliche und geistige Hebung des Arbeiterstandes mit Eifer und Geschick eintreten. So hat das herrliche Schriftchen: „Das häusliche Glück", das im April 1881 bei Riffarth in M.-Gladbach veröffentlicht wurde, bereits seine 13. Auflage, jede zu 10000 Ex., erlebt und ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Dieser „vollständige Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen" ist aber auch äußerst billig; das cartonnirte Exemplar kostet bei 13½ Bogen nur *M.* 1, für 50 Ex. gar bloß 60 *Pf.* — Bald nachher erschien das Büchelchen: „Der

Schnaps; eine Schrift für's Volk" (48 S. 12°), zu bloß 20 *Pf.* (50 Ex. *M.* 8; 100 Ex. *M.* 13.50; 500 Ex. *M.* 60); bereits 35 000 Stück dieser folgenreichen Volksschrift sind in allen deutschen Gauen verkauft als wahre Mäßigkeitsapostel in der Arbeiterwelt. — Hierzu kommen nun die beiden „Kompasse", der eine für den „jungen" d. h. ledigen, der andere für den „verheiratheten Arbeiter". Die beiden Schriften sind aber nicht bloß für Arbeiter im engeren Sinne, sondern überhaupt für „Lehrlinge, Gesellen und brave Bauernbursche", für den Handwerker und Bauersmann verfaßt; beide sind unabhängig von einander, also Nr. 2 nicht etwa eine Erweiterung von Nr. 1. Sie bieten dem Manne der Arbeit eine Fülle der christlichen Weisheit in religiöser, bürgerlicher, wirthschaftlicher und häuslicher Beziehung. Der Preis (40 *Pf.* für das gebundene Ex.; 25 Ex. *M.* 9; 50 Ex. *M.* 16; 100 Ex. *M.* 28) ist äußerst niedrig gestellt; die Ausstattung, wie bei allen Veröffentlichungen des „Arbeiterwohls", sehr hübsch. — Der Grund, warum wir diese Schriften zusammen angeführt haben, ist: alle Seelsorger, Fabrikherren und Arbeiterfreunde zur Massenverbreitung derselben aufzufordern. Kaum ist ein anderes Almosen besser angewendet, als die Austheilung solcher Volksschriften, die ein erfolgreiches Apostolat in den hilfsbedürftigsten Schichten der Gesellschaft vollziehen. Man wird uns einwenden: „Was nichts kostet, gilt nichts." Nun denn, so möge man eine größere Zahl der genannten Schriften kommen lassen und sie, damit wenigstens etwas dafür bezahlt werde, zu niedrigsten Preisen unter die Leute verbreiten. Die bisher gemachten Erfahrungen bestätigen den Satz, daß unser Volk einem jeden belehrenden Worte noch zugänglich ist; aber man muß es ihm bieten.

Choralschule. Ein Handbuch zur Erlernung des Choralgesanges. Bearbeitet von P. Ambrosius Kienle. 8°. 144 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 2.

Die Verdienste, welche sich die Beuroner Congregation O. S. B., welcher der hochw. Herr Verfasser angehört, um die Pflege des gregorianischen Chorals erworben, sind weltbekannt. Nicht zufrieden, denselben daheim in vielbewunderter Weise zur Aufführung, zu Gehör zu bringen, suchen die Söhne des hl. Benedict auch durch die Schrift Verständniß und Liebe zu diesem musikalischen Erbe der christlichen Urzeit in immer weitere Kreise zu tragen. Ein dankenswerther Beitrag zu dieser Literatur ist das vorliegende Werk, das allerdings etwas mehr bietet, als das Wort „Choralschule" erwarten läßt, indem, völlig abgesehen vom Anhange, auch der ganze theoretische Theil gewissermaßen mit historischen Beigaben durchsetzt ist, die das Studium schmackhafter und anregender zu gestalten suchen, indem neben dem mechanischen „Können" auch das Verständniß und die Liebe zur „Kunst" geweckt wird. Das Werk gliedert sich in drei Theile mit den Titeln: „Singschule", „Choraltheorie", „Formenlehre". Ersterer bespricht Töne und Tonzeichen, Ton- und Stimmbildung, Textdeclamation, enthält daneben Bemerkungen zu den nachfolgenden Singübungen und endet mit einem Kapitel über kirchliche Gesangschule. Der zweite Theil behandelt in lichtvoller Darlegung die kirchlichen Tonarten, die Rhythmik des Chorals, die verschiedenen Arten des liturgischen Gesanges, und schließt seinerseits mit einem Kapitel über die liturgische Stellung des Chorals. Als besonders interessant und vom Verfasser mit sichtlicher Vorliebe auch stilistisch bevorzugt erscheint das zweite Kapitel des Anhanges: „Zur Charakteristik der Choraltonarten". Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen, und so wird sich diese „Choralschule" neben anderen Werken ähnlichen Inhaltes einen ehrenvollen Platz erobern.

Communionandenken in polychromem Drucke ausgeführt von B. Kühlen in M.-Gladbach.

Unter allen Kunstzweigen ist vielleicht keiner, der mit dem gewöhnlichen Volke mehr in Berührung kommt und daher die Läuterung des Geschmackes in weitere Kreise zu tragen befähigter ist, als der Verlag von frommen Bildern. Da die im Kühlen'schen Kunstverlage erscheinenden Bildwerke dieser Art sich sichtlich bemühen, den Anforderungen des Geschmackes nachzukommen, so seien dieselben mit Betonung ihrer hervorragenden Billigkeit hier nochmals dem größern Publikum bestens empfohlen. Es versteht sich, daß so zahlreiche Leistungen nach Composition, Motiven, Farbenwahl nur von sehr verschiedenem Werthe sein können. Da es unmöglich ist, auf eine eingehende Beschreibung und Kritik der einzelnen Blätter hier einzugehen, seien unter den uns vorliegenden Communionandenken in Quart und Octav als die besseren hervorgehoben die NNr. 2 (20 *Pf.*), 7 (15 *Pf.*), 19 (25 *Pf.*) und 20 (20 *Pf.*), die sich durch Stilisirung und Colorit zu ihrem Vortheile auszeichnen. Im Allgemeinen wäre dringend zu wünschen, daß unsere Künstler sich enger an die in Feinheit der Zeichnung und in harmonischer Farbenwirkung unerreichten Muster mittelalterlicher Miniaturmalerei anschließen möchten.

Miscellen.

Zünfte und Freiheit. Schon beim bloßen Hören des Wortes Zunft gruselt es manchen Liberalen und Freisinnigen; das Innungswesen däucht ihnen Knebelung der Freiheit, Rückschritt in mittelalterliche Barbarei, Vertauschung des modernen Lebens mit dem abgestorbenen veralteten Zopf, kurz ein Verbrechen gegen die Menschheit zu sein. Doch die Freunde des Handwerks waren nicht müßig; sie führten gegen solche Phrasen die triftigsten Gründe zu Felde. Zu deren Bekräftigung wollen wir auf die Geschichte aufmerksam machen, auf das, was 1848 beim Erwachen der modernen Freiheit in Deutschland geschah.

Kaum hatten die Völker die Zwangsjacke des Polizeiregimentes abgeworfen, als sie offen aussprachen, was sie auf dem Herzen hatten. Daß hierbei vieles Ungeregelte zu Tage trat, konnte nicht ausbleiben. Aber in dem, was überall einstimmig und gewissermaßen spontan zur Aussprache kam, äußerte sich das Rechtsbewußtsein des Volkes, seine Überzeugung von dem, was es als ein Element der nun endlich in Deutschland aufleuchtenden, Allen gebührenden Freiheit empfand. Hierzu gehörte aber das Innungswesen, und das allgemeine Verlangen der betheiligten Kreise nach demselben ist um so bedeutsamer, als die begeistertsten Freiheitshelden in diesem Punkte sich zu Anwälten der Handwerker machten. Zeuge dafür ist z. B. die von Gott-

fried Kinkel herausgegebene „Handwerkerzeitung", deren erste Nummer mit folgenden Worten anhebt:

„Die Handwerker und technischen Gewerbe in der Rheinprovinz. Der Geist der Reform schreitet siegreich durch Deutschlands Gauen. Manch wackeres Herz unter schlichtem Kleide mag oft bange geschlagen haben unter dem Drucke der früheren Verhältnisse, unter dem unerträglichen Bevormundungssystem, welches Wissenschaft, Kunst und Gewerbe mit argwöhnischem Auge überwachte; ja manch edles Herz, das warm und menschlich für das Wohl seiner leidenden Brüder schlug, manch gesunder, schlichter Verstand, der sein besseres Erkennen gern diesem Wohle gewidmet hätte, war zum Schweigen verdammt und mag es schmerzlich empfunden haben, daß das bevormundende Rathen und Thun der privilegirten Denker hinter den grünen Tischen nicht zum Segen führe. — Worin bestand denn auch die hochgerühmte Intelligenz und der Schutz und Schirm von Kunst, Wissenschaft und Gewerbthätigkeit im lieben deutschen Vaterlande? — Kunst und Wissenschaft lagen in Ketten und Banden unter dem ertödtenden Drucke der Censur, und das zweifelhafte Geschenk, das man den Gewerben unter dem falschen Namen ‚Freiheit' gab, und welches treffender mit ‚Zügellosigkeit' bezeichnet wäre, ist zum Fluch geworden für diejenigen, denen es gegeben wurde; denn die, welche es erdachten, sie hatten entweder keine Ahnung von den tief in das innerste Leben eingreifenden Bedürfnissen und Anforderungen des Standes, der sich mit Stolz der eigentliche Kern des Volkes nennt, oder es lag in ihrem wohlberechneten Interesse, diesen Zustand der Gewerbe-Anarchie unter dem schönen Namen der Freiheit herbeizuführen, so den kernhaftesten Theil des Volkes zu schwächen und ihn erbarmungslos und ohne Schutz der Alles verschlingenden Geldmacht preiszugeben."

In gleicher Weise sprach sich Kinkel in einem Berichte aus, den er über die von ihm geleitete Versammlung rheinisch-westphälischer Handwerks-Abgeordneten (zu Bonn am 26. und 27. Juni 1848) herausgab:

„‚Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!' Dieß ist das Losungswort unserer Tage, seit wir der Vormundschaft entronnen sind. Das Recht der Association und der Selbstberathung unserer Standesangelegenheiten ist uns gewonnen, und gleich den übrigen Klassen des Volkes haben auch die Handwerker allerorten in Deutschland sich geregt. Sie haben ihre mißliche Lage besprochen und zur Besserung derselben ihre Wünsche mit einer Einstimmigkeit vorgebracht, welche schon allein den Beweis dafür liefert, wie begründet diese Wünsche sind. Zugleich aber treten die Forderungen des Handwerks meist so gemäßigt auf, daß der Staat, ohne die Rechtsgrenzen anderer Stände zu verrücken, sehr wohl auf sie eingehen kann. Außer einer Unterstützung aus Staatsmitteln[1], welche sogar vielleicht bald bei wieder eintretendem Schwunge des Geschäftsbetriebes zurückbezahlt werden kann, beansprucht das Handwerk besonders eine Beschränkung der maßlos ausgedehnten Gewerbefreiheit, als durch welche es sich jetzt zur Pfuscherarbeit und zur Concurrenz mit der Untüchtigkeit genöthigt sieht. Die Nothwendigkeit einer Prüfung vor der Zulassung zu einem Handwerksgrade, die Beschränkung der Meisterschaft auf die Tüchtigen, endlich die Rechtsgrenzen zwischen der Handarbeit und dem Kaufhandel — das sind die Haupt-

[1] Man verlangte solche für den Bau eines Gewerbehauses (Local der Schulen, Versammlungen, Ausstellungen).

forderungen, welche das Handwerk an den sich jetzt neu formenden Staat stellt. Und dieser Staat — wie wichtig wäre es für ihn, wenn er die ausgesprochenen Wünsche rechtzeitig anhören, wenn er sie begreifen und früh genug erfüllen wollte! Wir sehen eine neue Umwälzung vor unseren Augen, und sie wird nicht lange ausbleiben, wenn die Lenkung unserer Staatsangelegenheiten im bisherigen Geleise fortgeht. Kommt nun diese Katastrophe, dann ist es von höchster und entschiedenster Bedeutung, ob man dem Handwerkerstande Gehör wird gegeben haben oder nicht. Ist es geschehen, haben die Gesetzgeber den Beweis geliefert, daß Schutz der Arbeit ihr ernster Wille ist; haben sie diesen kraftvollen Stand durch eine tüchtige, den Fleiß gegen das Kapital sichernde Gewerbeordnung an das Bürgerthum von Neuem angeschlossen — dann wird das Handwerk (und dieses mehr als irgend eine andere Klasse) dazu hinwirken, daß die zu erringende Freiheit nicht in das Wilde und Grausame ausschweife. Darum, ihr Staatsmänner, heißt es heute: Rasch geholfen!"

Die von Kinkel redigirte und von der Bonner Versammlung der rheinisch-westphälischen Handwerker erlassene Adresse: „An die deutschen Handwerker" sagt:

„Tief ist der Handwerkerstand gesunken durch seine Zersplitterung. Aber noch besitzt er die Kraft, sich durch sich selbst zu heben, wenn er einig ist; denn die Einheit gibt Macht, und die Macht führt zum Siege. Der Handwerkerstand faßt in sich die Masse, die Kraft und den Kern der städtischen Bevölkerung. Von seinem Wohle ist, mehr als von dem irgend eines andern Standes, das Wohl der ganzen Staatsgesellschaft abhängig. Deßhalb übernimmt er im Bewußtsein seines Werthes von Neuem das unveräußerliche Recht, seine Interessen selbst zu ordnen und zu wahren. Seine Hauptaufgabe besteht darin, durch Beschränkung der Übermacht des Geldeinflusses den ursprünglichen und wahren Werth der Arbeit wiederherzustellen und so für Jeden eine unabhängige, wirklich menschliche Lebensstellung möglich zu machen."

Die Deputirten der Handwerker der Provinz Sachsen kamen am 14. und 15. Mai in Magdeburg zusammen. Die ersten Paragraphen der von dieser Versammlung angenommenen „Grundsätze" lauten also:

„§ 1. Diejenigen, welche an einem Orte ein und dasselbe Handwerk betreiben, bilden eine Innung, zu der ein Jeder beizutreten verpflichtet ist. ...

§ 2. Die Mitglieder jeder Innung wählen aus ihrer Mitte ... durch Stimmenmehrheit einen Innungsvorstand.

§ 3. Dieser Innungsvorstand hat alle Interessen des Gewerkes wahrzunehmen, hat die Statuten jeder Innung auszuarbeiten und zur Genehmigung vorzulegen.

§ 4. Bei ihm geschieht die Aus- und Einschreibung der Lehrlinge, um Gesellen, die Prüfung der Gesellen, um Meister zu werden.

§ 5. Der Innungsvorstand bildet ein Vermittlungsamt zwischen den Meistern und dem Publikum und entscheidet rechtskräftig in Streitigkeiten zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen."

Diese Grundsätze wurden, als sie der Versammlung der „Vereine der Handwerke und technischen Gewerbe in der Rheinprovinz" (16. Juni) vorgelegt wurden, „mit aufrichtiger Freude als solche begrüßt, die gleichsam dem selbstgefühlten Bedürfniß entsprossen, des allgemeinsten Anklanges und der lebendigsten Theilnahme gewiß sein konnten".

Die vereinigten Innungen der Stadt Görlitz in Schlesien sprachen dieselben Grundsätze aus und motivirten sie ausführlich in einer Petition an die preußische Nationalversammlung vom 1. Juni 1848.

Der norddeutsche Handwerker- und Gewerbe-Congreß vom 7. Juni 1848 forderte in einer Adresse an das deutsche Parlament in Frankfurt:

„1. Wir erklären uns mit der größten Entschiedenheit gegen Gewerbefreiheit und verlangen, daß dieselbe, insoweit sie in Deutschland besteht, durch einen besondern Paragraphen des Reichsgrundgesetzes aufgehoben werde.

2. Wir erklären uns für mündig und befähigt, unsere Angelegenheiten selbst zu ordnen, also auch die Lösung der socialen Frage selbst vorzunehmen."

In Frankfurt war ein Handwerker-Congreß für ganz Deutschland im Juli 1848 versammelt worden. Die ersten Beschlüsse desselben lauten:

„I. Der Betrieb eines Handwerkes oder technischen Gewerbes ist bedingt durch Gewinnung des Meister- und Ortsbürger-Rechtes.

II. Alle Handwerke und technischen Gewerbe müssen sich zu Innungen verbinden.

III. Das Meisterrecht ist bedingt durch das innungsmäßige Erlernen des Handwerkes oder technischen Gewerbes, durch die nachgewiesene Befähigung und das zurückgelegte 25. Lebensjahr."

Was bedarf es mehr der Beweise, daß in jenen Tagen der erwachenden Freiheit der gesammte Handwerkerstand nach Wiederbelebung des Innungswesens verlangte und Freiheitsapostel wie Kinkel dieser Bewegung ihre Sprache liehen? In dieser spontanen Einmüthigkeit offenbarte sich die Natur. Nichts ist ja natürlicher als der Nothschrei eines Menschen, der am Versinken ist. Das Handwerk sah, daß es bei der Gewerbefreiheit im Kampf um's Dasein mit den feindlichen Gegnern zu Grunde gerichtet würde, und schrie nun mächtig um Hilfe. Aber auch der Ruf nach Freiheit — o lumen dulce libertatis — ist der Menschenbrust natürlich, freilich nach wahrer Freiheit. Das Handwerk sah nun aus der Gewerbefreiheit für sich nur die Freiheit des Todes resultiren. Es wollte echte Freiheit. Also vor Allem Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, Selvgovernment. Aber Vorbedingung der Unabhängigkeit war behäbiger Wohlstand, und die durch die Gewerbefreiheit erzeugte Noth macht den Handwerker zum Sklaven des Kapitals, während die Innungen ihm wiederum den alten zur Zeit der Zünfte besessenen Wohlstand in Aussicht stellten. Eine fernere Vorbedingung der Unabhängigkeit ist die gehörige Ausbildung, da Selbständigkeit nur auf Grund der eigenen Tüchtigkeit zu hoffen. Eine solche Bildung ist aber ohne Innungen und die von diesen gehandhabten Statuten über Lehrzeit und Prüfungen schwer möglich. Ebenso war es klar, daß das Handwerk nur in und durch Innungen das Selvgovernment ausüben könne. So trieb nicht nur die Noth, sondern auch das Verlangen nach wahrer Freiheit die Handwerker jener Tage an, einmüthig und spontan Wiederherstellung der Innungen zu fordern.

G. S.

Ein englisches Urtheil über einen deutschen Professoren-Roman. Als Beispiel, wie sich der Engländer sein ruhiges Urtheil durch hochklingende Namen und einen großen Absatz irgend eines Modeartikels nicht trüben läßt, theilen wir hier, zur Erbauung der deutschen Kritik, das kurze und bündige Urtheil mit, welches die Wochenschrift „The Athenaeum" in der Nummer 2984 über den vielgepriesenen letzten Roman G. Ebers', „Serapis", fällt:

„‚Serapis' ist einer der schwächsten, von Professor Ebers mühsam ausgearbeiteten historischen Romane. Der sorgfältige Historiker ist es, der durch das ganze Werk hin zum Vorschein kommt; mühsam fleißig, aber langweilig und farblos; die Personen, welche eingeführt werden, sind nichts als Puppen, bezeichnet mit verschiedenen Namen und Charakteren, die aber im Übrigen gar keine Individualität besitzen, noch irgend welche Lebensähnlichkeit. Der Schauplatz der Geschichte ist nach Alexandrien in die Tage Theod. des Großen verlegt; sie beschreibt die letzte verzweifelte Erhebung der Heidenwelt, um ihre Rechte gegen das Christenthum zu vertheidigen, von dem es überall vertrieben wurde. Christenthum und Heidenthum sind beide ausgemalt als gleich fanatisch und intolerant, grausam und dogmatisch; weßhalb es den Leser leicht etwas Wunder nimmt, warum denn so viele Personen in der Geschichte den einen Glauben für den andern vertauschen, da doch — wie Professor Ebers es darstellt — nicht viel Grund vorhanden ist, noch lange zu wählen zwischen beiden. Jedoch dürfen wir hierbei nicht unerwähnt lassen, daß bei jedem derartigen Falle auch Ebers etwas zu sagen hat. Die ganze Handlung nimmt ungefähr bloß eine Woche in Anspruch, und hätte Professor Ebers die ganze Geschichte zu einer Novelle condensirt, so wäre sie noch ziemlich lesbar gewesen. Wie sie vor uns liegt, ist sie viel höher aufgebaut, als ihre kleinen Fundamente es erlauben, aufgebauscht durch unterschiedliche Füllungsmittel, unter anderen durch die beliebte Manie des Autors, fortwährend aus einzelnen Sätzen getrennte Abschnitte zu machen."

Canossa — Salerno.

Zur Jubelfeier des hl. Papstes Gregor' VII.

25. Mai.

1085. — 1885.

Nicht nach Canossa zieh'n wir. Nach Salern
Strömt heut' das Volk in dichtgedrängten Schaaren:
Da strahlt uns licht die Herrlichkeit des Herrn,
Der einst am Kreuz besiegte die Cäsaren,
Der schon als Kind mit seinem Wunderstern
Dem König galt als Quell von Reichsgefahren,
Der bis zum Tod gehaßt, verfolgt, gerichtet,
Im Grab des Sieges Anker erst gelichtet.

Nicht nach Canossa! Was wär' dort zu schau'n? — —
Ein Herrscher, der Gesetz und Recht verrathen,
Ein Kaiser, dem die Völker nimmer trau'n,
Der, bebend vor den eig'nen Jammerthaten,
Im Bettelkleid, erfüllt von Angst und Grau'n,
Zu missen fürder Scepter, Thron und Staaten,
Als Büßer zittert an des Papstes Thüre,
Und — kaum erhört — bricht alle seine Schwüre!

Nicht Deutschland trifft des deutschen Kaisers Schmach;
Braut, Mutter, Volk steh'n wider ihn als Zeugen,
Der deutschen Fürsten Rath sein Urtheil sprach,
Als Gregor schonte sein in hehrem Schweigen.
Wer Heinrichs Schild und Heinrichs Scepter brach,
War Heinrich selbst und seiner Schranzen Reigen,
Des Höflings Ehrsucht und der Buhle Schmeicheln
Und gottvergeß'ner Priester feiles Heucheln.

Den Bischof willst du mit dem Ringe schmücken,
Der du den eig'nen Trauring schnöd' entehrt?
Dem Abt willst in die Hand den Stab du drücken,
Der keiner Frevelthat du je gewehrt?
Die Kirche willst du leiten und beglücken,
Der nichts als Gottesraub du hast gelehrt?
Fort, Schattenkaiser! Deutschland kennt dich nimmer!
Erloschen ist dein Recht und Ruhm auf immer! — —

Nicht nach Canossa drum! Nein, nach Salern!
Da winkt ein Priestergreis zum letzten Gruße;
Noch einmal blitzt des Auges heller Stern,
Verklärt vom Licht der Unschuld und der Buße:
„Verbannt sterb' ich, den sieben Hügeln fern,
Nie mehr betret' ich sie mit meinem Fuße,
Weil ich in's eitle Spiel der Welt nicht paßte,
Das Rechte liebte und das Unrecht haßte."

Das Auge bricht, das niemals scheu gebebt;
Es sinkt die Hand, die Segen nur gespendet;
Zum letzten Seufzer bang die Brust sich hebt,
Die keinem Feind der Kirche Recht verpfändet;
Es stirbt der Papst — — doch fort das Papstthum lebt,
Das Gott zum Heil den Völkern hat gesendet:
Es trägt, trotz Fürstenhasses, Thorenspottes,
Der Freiheit Banner und das Scepter Gottes.

Der treue Hirt hat nicht umsonst gewacht,
Gefleht zum Himmel und gekämpft, gerungen:
Es lichtet sich die trübe Sturmesnacht;
Aus dem Gestrüpp, das wuchernd sie umschlungen,
Hat sich der reinen Lilie Blüthenpracht
In neuem Flor gen Himmel aufgeschwungen;
Rein, makellos, jungfräulich mischt sich wieder
Der Erde Lobsang in der Engel Lieder.

Gebrochen sinkt des Cäsars Tyrannei,
Die schlau erdachten gold'nen Fesseln fallen,
Verklungen ist des Höflings Schmeichelei,
Frei thront der Bischof in des Tempels Hallen,
Gebet und Opfer, Herz und Wort sind frei,
Und dankend Schaaren freier Völker wallen
Zum Grab des Papstes, der die Welt gerettet,
Der Wahrheit, Recht und Freiheit hat entkettet.

Groß, herrlich breitet sich zum Weltendom
Das Grab des Vielgehaßten, des Verbannten:
Unsterblich glänzt er, wie sein heil'ges Rom,
Ihn haßten Alle, die von Gott sich wandten;
Verschollen sind sie in der Zeiten Strom,
Indeß Jahrhunderte ihn betend nannten,
Und Millionen heut' noch zu ihm flehen,
Und Papst und Kirche seine Pfade gehen.

O Heil'ger! Gieße Muth in unser Herz,
Zu harren und zu hoffen und zu leiden,
Gleich dir zu tragen der Verbannung Schmerz,
Dem Frevler nie sein Erdenglück zu neiden,
Das Auge stets gerichtet himmelwärts,
Vom Erben deines Thrones nie zu scheiden!
Die Welt weiß wohl: du willst nicht Kronen rauben!
Der Kirche Recht nur gilt's und Christi Glauben!

Die Schönheit der eucharistischen Opferfeier.

Einem herrlichen, strahlenden Springquell gleich hebt sich das Kirchenjahr mit seinen Festgeheimnissen von der Geburt des Herrn anfangend himmelwärts immer höher bis zur Himmelfahrt, und es erreicht mit dem Feste der heiligsten Dreifaltigkeit die unsichtbare Quelle und den höchsten Ausgang aller christlichen Geheimnisse. Von da senkt sich der Strahl wieder, fällt in dem Pfingstfeste in majestätischen Strömen des Gnadenlichtes wieder erdenwärts und gewinnt in dem hochheiligen Frohnleichnamsfeste Ruhe und ein heimathliches Bett in den stillen, gründenden Wassern dieses Erdenlebens.

Es ist das Frohnleichnamsfest so recht das Fest dieser Erde, die herzliche, kindliche Freude und der laute Jubel über den wahren und süßen Besitz Gottes. Sie vergißt gleichsam, daß sie das Land der Verbannung ist, und baut zufrieden und getröstet ihre Hütten in dem Schatten des hochheiligsten Sacramentes. Im Himmel ist man wohl glücklicher, aber nicht reicher, als hier auf Erden.

Man könnte das Frohnleichnamsfest mit Recht das christliche Laubhüttenfest nennen. Es ist ja auch der begeisterte Dank für huldvolles Wohnen und Ziehen Gottes mit seinem Volke durch die große Wüste, für Manna-Regen und Ströme wunderbaren Wassers und für vielfältigen Schutz des Himmels, und mit weit mehr Wahrheit als dort, ja in aller Wahrheit, Wirklichkeit und Erhabenheit des Wortes. In der That ist das anbetungswürdige Sacrament so recht der hehre, heilige Schatz der Kirche, ihr Leben, ihre Seele und der Inbegriff ihrer gesammten Religion. Die Eucharistie ist ja nicht bloß fortwährendes Wohnen Gottes bei uns, nicht bloß Sacrament, sondern auch Opfer, ihr einzig kostbares Opfer, und als solches der goldene Ring, wo Himmel und Erde sich berühren und ineinander fügen. Nehmen wir einmal aus den überreichen Schätzen des Sacramentes die eucharistische Opferfeier

und verweilen wir etwas bei ihr, um uns an ihrer Schönheit und Herrlichkeit zu erfreuen.

Die Herrlichkeit des eucharistischen Opfers ist eine doppelte: eine innere und eine äußere. Die innere ist mehr geistige Schönheit und Erhabenheit, während die äußere, in sinnlich wahrnehmbarer Gestalt sich entfaltend, in wirklich menschlicher Schönheit sich offenbart. Betrachten wir Beides.

I.

Die innere Schönheit unseres Opfers ist eine ganze Welt, ja viel großartiger, prächtiger und wundervoller als die gesammte übrige Schöpfung; sie ist aber nur dem geistigen Auge und an der Hand der Offenbarung sichtbar. Das hochheilige Sacrament heißt in ausnehmender Weise „das Geheimniß des Glaubens". Diesen Glauben nun faßt die Kirche, gestützt auf die heilige Schrift, kurz, bündig und erschöpfend dahin zusammen, daß Christus auch zum Behuf des Opfers unter den Gestalten des Brodes und Weines wirklich, wahrhaft und wesenhaft gegenwärtig wird. Es handelt sich hier also um eine wahre und persönliche Gegenwart des Gottmenschen. Wo aber der Gottmensch in Person gegenwärtig ist, da vergegenwärtigt er uns auch sein ganzes Leben und Wirken in aller geschichtlichen Entfaltung, so wie er das Erlösungswerk vollbracht hat. Die gesammte Erlösungsthat verlief aber in drei Hauptgeheimnissen: in dem der Menschwerdung, des Opfertodes und der Verklärung. Und diese drei Geheimnisse, miteinander in Beziehung gebracht und zu einem herrlichen Lichtbilde verbunden, bilden die innere geistige Schönheit und Herrlichkeit des eucharistischen Opfers. Streifen wir kurz diese drei Gesichtspunkte.

Das eucharistische Opfer erneuert geistiger Weise die Menschwerdung. Die Menschwerdung war gleichsam die „schöne Pforte", durch die der Gottmensch in diese Welt und in unsere Natur eintrat; so ist auch der Opferact der Wandlung für den eucharistischen Christus das Thor des Eingangs und der Beginn des sacramentalen Lebens. Wie dort in der Menschwerdung die menschliche Natur Christi geschaffen und ohne Annahme einer menschlichen Persönlichkeit mit der zweiten Person der Gottheit in wesenhafte Verbindung trat und eine Lebenseinheit ausmachte, so wird auch hier der Gottmensch Christus, wenn nicht neu geschaffen, doch wenigstens hervorgebracht oder gegenwärtig gesetzt, und das Brod und der Wein verbinden sich unter Verlust ihrer Substanz vermittelst der Ge-

stalten zu dem eucharistischen Christus. Und gleichwie dort die menschliche Natur aller Ehren der Gottheit theilhaftig wurde, so entspinnt sich auch hier zwischen den sacramentalen Gestalten und dem unter ihnen verborgenen Christus eine Gemeinschaft, nicht zwar des Wesens und Lebens, aber eine gewisse Gemeinschaft der Ehren. Christus ist gegenwärtig, und da wird ihm gehuldigt so gut, wie wenn er in Person sichtbar wäre, aber dem gegenwärtigen Christus, wie er zugegen ist, mit und unter den sacramentalen Gestalten. Wenn also die Menschwerdung nichts ist als die Einführung Gottes in die Geschöpflichkeit und deren Annahme zur Theilnahme an der Gottheit, so sehen wir, welch eine Erweiterung der Menschwerdung durch das Opfer vollbracht wird, welch neuen und mächtigen Griff der Gottmensch in das Reich der Geschöpflichkeit thut und wie er sich einen weitern großen Ring, den der unbelebten Schöpfung, angliedert und mit sich in eine Verbindung bringt, die bisher unerhört war. Man vergleicht oft unsern Altar mit dem reinsten Schooß der Mutter Gottes. Und mit Recht; hier wie dort ist die Gegenwart Christi die Frucht der Jungfräulichkeit und die Wirkung des heiligen Geistes; hier wie dort ist Stille, geheimnißvolle Nacht und weißschimmernde Hüllen, welche seine Gottheit dem sterblichen Auge entziehen. Beide Geheimnisse gehören eben zusammen, erläutern einander und ergänzen sich in ihren großen und weittragenden Zwecken. Ein Unterschied liegt darin: während der reinste Schooß Mariens den Heiland dem sterblichen Leben gab, gebiert ihn der Altar, gleich dem glorreichen Grabe, für ein unsterbliches und verklärtes Leben.

Das eucharistische Opfer ist in der That auch eine Erneuerung des Geheimnisses der Auferstehung und der Verklärung. Die Zwecke der Eucharistie forderten nämlich eine ganz ausnahmsweise und wunderbare Daseinsweise des Leibes Christi, und die gibt ihm der Opferact. Es heißt deßhalb die Eucharistie mit Vorzug „das wunderbare Sacrament", weil zur Einrichtung, Hervorbringung und Erhaltung desselben ein ganzes Gefüge von Wundern nöthig war: Wunder der Macht in dem armen, schwachen Menschen, dem verliehen ist, Gott ein neues Dasein zu geben, und zwar mit fünf leise hingehauchten Worten; Wunder an dem Brod und Wein, deren Wesenheit gleichsam wie durch einen Act der Vernichtung beseitigt wird und deren Gestalten Bestand und Wirkungsweise bewahren unter ganz veränderter Bestehungsweise; Wunder endlich an dem Leibe Christi selbst, der, ohne aufzuhören ein wahrer Leib und Materie zu sein, doch ganz geistige Eigenschaften annimmt und, wie die Schule sagt, nach Art

einer einfachen Substanz oder eines Geistes, wie unsere Seele im Leibe, ganz im Ganzen und ganz in jedem Theile zu bestehen beginnt, ja, was selbst dem Geiste aus sich nicht möglich ist, zugleich hier und im Himmel und an unzähligen Orten dieses Erdenrundes gegenwärtig zu sein. Ist das nicht eine innere, geistige Pracht, um Auge und Geist zu verwirren? Ist das hochheilige Sacrament nicht eine fortwährende Ausstellung, ein gegliedertes System, man könnte sagen, ein Kranz und eine Glanzsonne der größten, unerhörtesten Wunder, der Inbegriff aller Wunder, gewirkt auf die unscheinbarste Weise und durch den einfachsten Aufwand der geringsten Kräfte? Gewiß, ein verborgener Gott ist er hier, immer tiefer bringt er hinab in die Abgründe der Niedrigkeit und des Nichts seiner Schöpfung, immer enger und fester zieht der Bräutigam die armen Schleier seines kleinen Zeltes zusammen, und doch, welch eine Fülle göttlicher Strahlen brechen nicht aus dem trüben Nebelflor der heiligen Hostie! Viel herrlicher ist er hier, denn als Urheber der sichtbaren Schöpfung, wenn er sein Zelt aufschlägt in der Sonne und sich gürtet, seine Riesenbahn zu laufen bis zum Höchsten des Himmels; viel wunderbarer ist er hier, als in seinem einstigen glorreichen Gang durch das liebliche Palästina, wo Worte der Anmuth und des Lebens seinen Lippen, göttliche Gaben des Wohlthuns und der Barmherzigkeit seiner Hand entfielen, und Wunder vielfältig wie Blumen vor dem Blicke der Frühlingssonne unter seinen Tritten auf Meer und Flur erblühten. Fast möchte man sagen, er ist glorreicher hier als selbst im Himmel, wo er als Herr der Heerschaaren sitzt und sein mächtiges Scepter über Welten geistiger Schönheit und Macht schwingt: da herrscht er nur als Menschensohn, einmal sichtbar in seiner verklärten Menschheit; hier kleidet er sich in das Prachtgewand von lauter Wundern, legt seiner edlen Gestalt alle Ehre und Zier des Geistes an und wirft durch die sacramentale Vervielfältigung den königlichen Mantel einer Art göttlicher Allgegenwart und Unermeßlichkeit um. Wie wunderbar ist nicht die Art der Gegenwart des sacramentalen Heilandes! Das Opfer gibt sie ihm, und in ihr vollzieht er stets auf's Neue das Werk der Erlösung, indem er als Hoherpriester und Opfergabe zugleich das eucharistische Opfer vollbringt.

Ohne Zweifel ist die Erhabenheit und Heiligkeit des Priesters von großer Bedeutung für das Opfer selbst. Nun, wir haben einen Hohenpriester, er ist von Gott selbst verordnet (Ps. 109, 4; Hebr. 5, 6), rein, heilig und alle Himmel überragend (Hebr. 7, 26), der Gottmensch selbst. Dieser Hoheprieſter ist ewig und hat darum nach dem hl. Paulus

(Hebr. 7, 20 f.), im Unterschied zum Hohenpriesterthum des Alten Bundes, ein unverwesliches Hohepriesterthum, kennt also keine Amtsnachfolger und eigentliche Stellvertreter; die Priester sind nur seine sichtbaren Organe, sie wirken in seiner Kraft und verhüllen bloß seine Majestät und seine Wunder. Das ist so wahr, daß sich bei der eigentlichen Opferhandlung die Scene vollständig ändert. Der sichtbare Priester spricht und handelt nicht mehr in seinem und der Kirche Namen, sondern im Namen und mit den Worten Christi selbst. Und so muß es sein. Die Erhabenheit unseres Opfers ist so groß und fordert zu seiner Vollziehung eine solche Macht, daß bloß die Heiligkeit und Kraft des Gottmenschen da ausreichend ist. Christus wirkt also bei jedem Opfer mit, nicht bloß insofern er das Opfer eingesetzt und demselben sein Verdienst leiht, sondern indem er wirklich als Hoherpriester bei jeder Opferfeier den Priester als seinen sichtbaren Stellvertreter handeln läßt, mit Geist und Herz an dessen Handlung theilnimmt und dieselbe zur Ehre und Verherrlichung Gottes hinordnet[1]. So betheiligt sich Christus als Hoherpriester höchst wirksam bei jedem eucharistischen Opfer, und von dieser Seite betrachtet, ist jede stille Dorfmesse das herrlichste Pontificalamt und überstrahlt alle Herrlichkeit des Alten Bundes. Die Opfer der Patriarchen, des Bundeszeltes und des goldenen Tempels in all ihrer Pracht waren nur deßhalb so groß, weil sie als Schatten und Strahlen unserm Opfer und unserm Hohenpriester vorausflogen und ihn zu verkünden und vorzubilden die Ehre hatten.

Christus ist aber in der heiligen Messe nicht bloß als Hoherpriester gegenwärtig und thätig, sondern auch als Opfer, ja mit all seinen Opfern. Der Gottmensch hat seine Opferwilligkeit bis zum Aufwand getrieben und hat nicht bloß eines, sondern, wenn man will, zwei große Opfer dargebracht, nämlich das Kreuzopfer und das Abendmahlsopfer. Nun ist das die Schönheit und Herrlichkeit des eucharistischen Opfers, daß es die Wiederholung des Abendmahlsopfers ist und, wie dieses, wesentliche Darstellung des Kreuzopfers selbst. Das Opfer im Abendmahlssaal war die erste heilige Messe, unendlich ehrwürdig und heilig, weil Christus in Person sie feierte, einsetzte und den Aposteln sie fort und fort zu feiern Gewalt und Auftrag gab. Es war aber wesentlich Eins mit dem Kreuzopfer. Als der Heiland im Abendmahlssaal Brod und Wein nahm, um sie in seinen Leib und in sein Blut zu verwandeln

[1] Nach Suarez, In. 3 p. S. Th. disp. 77. Sect. 1. prop. 1. 2.

und damit das eucharistische Opfer zu vollziehen, blickte er in seinem Geiste voraus in das blutige Opfer am Kreuz, das er nach wenigen Stunden vollbringen sollte, und verband so in seinen Gedanken und mit seinem Willen beide Opfer innerlich und äußerlich mit einander zu Einem großen und vollendeten Opfer. In der That ist das Meßopfer durch die Worte der Wandlung und durch die getrennten Gestalten wesentlich eine Erneuerung und bildliche Darstellung des Kreuzopfers, dann aber auch eine wahre Erneuerung, Fortsetzung und Vollendung desselben. Bis auf die äußere Art der Entrichtung, in dem einen blutig, im andern unblutig, ist Alles dasselbe: Priester, Opfer, Opfergesinnung und das Opferverdienst, ja namentlich das Opferverdienst. Durch das eucharistische Opfer werden keine neuen Genugthuungen und Verdienste gesetzt, einzig und allein das Erlösungsverdienst des Kreuzopfers kommt in Verrechnung und gelangt da zur Verwendung. Das Meßopfer ergänzt und vollendet so das Kreuzopfer. Was dieses verdient, spendet jenes aus, und sie gestalten sich so beide zu einem großen und vollendeten Gesammtopfer.

So haben wir denn auf sinnreiche und wunderbare Weise und in aller Wahrheit und Wirklichkeit die gesammte Opferthätigkeit und Herrlichkeit des Gottmenschen in unserm Opfer vereint. Darnach können wir das Maß der Wirkungen schätzen. In der That entringen sich unserm Altare drei mächtige Ströme gnadenreicher, gott- und welterfreuender Herrlichkeit. Der Hauptstrom steigt himmelwärts, bricht sich in mächtig schallenden Wogen und hoch aufblitzenden Lichtwellen an dem Throne der unnahbaren Majestät, und von da zertheilt er sich in hundert Arme und erfreut die gesammte Stadt Gottes und ihre seligen Bewohner. Es ist gewiß, daß durch die innewohnende Herrlichkeit, den selbstgewählten Zustand der Erniedrigung und des mystischen Todes Christi, sowie durch die wunderbare Vervielfältigung des eucharistischen Opfers durch Zeit und Raum Gott eine ganz besondere und bisher unerhörte Verherrlichung zu Theil wird. Überall und in jedem Augenblicke begegnet der Blick Gottes auf dieser Erde einem christlichen Altar, der ihm das kostbare Opfer darreicht, die Erde mit süßem Weihrauchduft umzieht und ihn als Ehrengabe zum Himmel steigen läßt. Unsere kleine Erde ist das glückliche Eiland, das dem Himmel das kostbarste Gold und den köstlichsten Weihrauch der Verherrlichung und Anbetung sendet. — Der zweite Strom umläuft unsere Erde, umsäumt und segnet unsere Felder, Häuser und Städte, verschmilzt tröstend und helfend mit jeder Noth des Lebens, er-

heitert das trübe Antlitz all unserer zeitlichen Angelegenheiten; er ringt der dürren Haide der Erdbestrebungen immer Boden ab und bestellt ihn mit Blumen und Garben himmlischen Verdienstes; er bäumt sich zürnend und mächtig gegen andringenden Brand der Leidenschaft und Sünde und vergräbt in den stillen, reinigenden Fluthen der Erlösung eine Unzahl von Sünden und Verbrechen. Was wäre überhaupt unsere Erde ohne dieses heilige Opfer? Ob sie wohl noch bestände, oder ob nicht eine zürnende Sündfluth sie schon hinweggefegt hätte? So aber steht über ihr der helle, schöne Bogen dieses Opfers, und Gott kann unsere Erde nicht ansehen, ohne sie zu segnen. Der Segen dieses Altares fällt über Himmel und Erde, belebt, heiligt, kräftigt Alles. — Der dritte Strom fällt gleichsam erdeinwärts und durchzieht wie Streifen milden Mondlichts die Dämmerwelt, wo eine ganze Menschheit geheiligter Seelen über unvollendete Reinheit trauert und sich nach der Schöne des göttlichen Antlitzes sehnt. Für diese heiligen Seelen ist das eucharistische Opfer das Gnadenschiff, das den Lösepreis hereinbringt und sie heimführt in die Wohnungen Gottes und in die himmlische Heimath. Hat die unterirdische Welt des Fegfeuers eine andere Hoffnung, als das Meßopfer? — Ein vierter Strom staut sich an der Umwallung des Altares selbst und besäumt ihn mit lichtem Glorienschein. Der Gottmensch verherrlicht sich selbst durch das eucharistische Opfer. Einst in der schreckenden Finsterniß, die in den Nachmittagsstunden des ersten Charfreitags die Schädelstätte umhüllte, konnten nur Wenige den Gott erkennen und anbeten, der am Kreuze hängend das große Erlösungsopfer der Welt vollzog; er starb wie ein gerichteter Verbrecher, sein Blut rann über den Felsen dahin und wurde von Sündern mit Füßen getreten, er selbst fand ein schmuckloses Grab am Fuße des Felsens. Jetzt hat der Gerichtete sich selbst auf dem Felsen einen Altar errichtet und zieht alle Welt an sich. Verborgen in der unansehnlichsten Gestalt, nicht einmal einem Menschen ähnlich, fordert er für sich da die Huldigung des Glaubens, der Anbetung und der Liebe. Und er findet sie. Sie wird ihm gezollt von allen Zeiten und Geschlechtern und unter allen Himmelszonen. Alle anderen Throne und Altäre haben gewankt und sind umgestürzt; dieser steht und wird stehen, und sein Opfer ist die feierliche, nie endende Ehrenrettung für die Schmach des Kreuzopfers auf Golgatha.

Das wäre also ein Blick in die innere Schönheit, Größe und Erhabenheit unseres Opfers. Was gibt es Großes und Herrliches in unserer Religion, was sich dort nicht zusammenfindet? Da sind alle Werke

Gottes: die Herrlichkeit der Natur durch die Schöpfung — dort ist das mächtige Wort der Erschaffung noch nicht verklungen, täglich erschallt es von sterblichen Lippen und bringt hervor, nicht eine Welt, sondern den Herrn, das Haupt, den Inbegriff der gesammten Schöpfung; da ist die Herrlichkeit der Gnade, die unerschaffene Gnade selbst mit allen Ordnungen der Mittheilung an Engel und Menschen, der Urheber, das Vorbild der Gnade; da ist die Glorie in ihren schönsten und kühnsten Vorlagen und Mustern, ausgeführt nicht an einem Geiste, sondern an unedlem Stoff von Leib und Materie; da ist alles das in Christus und an Christus und er selbst mit seinem ganzen Leben, seinen Geheimnissen, seinen Wundern und namentlich mit seinem großen Opfer. — Was ist größer als dieses zweifache und doch Eine Opfer? wie groß in seiner Vorbereitung — seine vorbereitenden Schatten umschweben den Anfang der Dinge! wie groß in seinen Wirkungen — in seinem Segen sonnt sich Himmel und Erde! wie groß in der Vollbringung — in zweifacher Opferhandlung trägt der Heiland als Hoherpriester seinen eigenen Leib und seine heilige Menschheit als Opfergabe zum Altar: die eine groß und erhaben durch ihre höchst blutige und schmerzvolle Vollziehung und dadurch, daß sie den gesammten Erlösungsschatz gründete und stiftete; die andere durch die geistig wunderbare Art und Vervielfältigung, in der das Opfer nun dargebracht wird, und durch die Macht, die ihm eingeräumt ist, das Verdienst des Kreuzopfers zu verwenden; — und doch beide höchst wundersam vereint zu Einem Opfer in höchster Wahrheit und Wirksamkeit! Das ist unser eucharistisches Opfer. Wirklich, wären wir Katholiken auch das kleinste Volk der Erde und hinausgestoßen in den äußersten Winkel der Schöpfung und unbekannt aller Welt, und hätten nur so viel Erde, um für unser anbetungswürdiges Opfer ein Zelt aufzuschlagen: wir wären doch das größte und wichtigste Volk der Erde, eine Großmacht, die selbst dem Himmel imponirte, einzig durch unser Opfer. Und ist es nicht unsagbare Huld des Heilandes, wenn er ein neues Opfer erfindet und stiftet, um das Kreuzopfer für uns fruchtbar und zugänglich zu machen? Und ist es nicht übergroße Huld, wenn er sein heiliges Opfer, von dem uns Länder und Meere und Jahrhunderte trennen, in Wahrheit und Wirklichkeit in unsere Gegenwart versetzt und in demselben alle seine Geheimnisse, Nazareth und Bethlehem, Thabor und Calvaria, vereint, so daß wir weder das Volk noch die glücklichen Jünger zu beneiden brauchen, die all diese Wunder geschaut, und uns liebend in dieselben versenken können? Ist es nicht überfließende

Huld, wenn der Heiland kommt und selbst einem Jeden von uns, auch dem letzten Ankömmling, den Preis der Erlösung und den Gnadenbedarf in die Hand drücken will? Wirklich, was das Kreuz uns nicht sagen konnte, das sagt uns der Altar, daß der Erlöser, wenn nöthig, bereit wäre, für Jeden von uns zu sterben, und daß er nie müde wird, sein heiliges Opfer für uns zu wiederholen, um uns stets mit dessen kostbaren Früchten zu beschenken. Das ist wahrhaftig nicht mehr Glanz und Schönheit der ewigen Macht und Weisheit, sondern die Schönheit der ewigen Liebe, die aus unserm heiligen Opfer bricht; das ist die Stimme unendlicher Liebe, die mit abermaltausend Opfern, mit unbegreiflicher Selbstentäußerung, mit Blut und Wunden und unbezahlbaren und unverdienten Gnaden zu unserm Herzen ruft. Und ist Liebe nicht die höchste Schönheit?

II.

Wie wir schon bemerkt, besteht die äußere Schönheit unseres Opfers in der sinnfälligen Ausstattung, in welcher die Vollziehung desselben sich uns darstellt. Gott ist der Urquell und Urheber aller Wahrheit, Gutheit und Schönheit, und wir können wohl annehmen, daß die Fülle der Theilnahme an der unendlichen Wahrheit und Gutheit auch das Maß der Schönheit in den geschaffenen Dingen ist. Nirgends nun berührt die Schöpfung so die Gottheit selbst, als in dem Opfer, und somit muß sich dort wie nirgends die Fülle der Schönheit offenbaren. Das eucharistische Opfer entfaltet diese Schönheit in dreifacher Weise: in der sichtbaren Gabe, in der Opferhandlung und in dem dienenden Beiwerk.

Das Opfer ist seinem Begriffe nach die Darbringung, Hingabe und theilweise Veränderung einer sichtbaren Gabe, so daß dieselbe an Gott übergeht, ganz Gott geweiht und sein persönliches, ausschließliches Eigenthum wird. Die Gabe bedeutet nicht bloß die Güter des Menschen, sondern ihn selbst, sein Leben, seine Person und sein Dasein mit Allem, was er hat und was er ist. Die Opferhandlung, sie mag nun in einem bloßen Segnen, Weihen und Darbringen, oder in Tödtung, Verbrennung und Zerstörung bestehen, hat zum Zweck, Gottes allseitige und unumschränkte Macht und Oberherrlichkeit über den Menschen auszudrücken und anzuerkennen. Weil der Mensch sich und Alles von Gott zu Lehen empfangen, gibt er sich in der Gabe und Opferhandlung Gott ganz wieder zurück und bekennt, daß er bereit ist, sich und sein Leben zu lassen, wenn Gott es verlangt, um so mehr, wenn er dasselbe verwirkt

durch die schwere Sünde; ja, abgesehen von der Sünde, gehört dieses Leben ganz Gott an, und der Mensch betheuert durch das Opfer, daß er dasselbe ganz auf seinen Dienst zu verwenden bereit ist, so daß es keinen Augenblick in seinem Leben, keine Regung in seinem Vermögen und keine Fiber in seinem Wesen gibt, die nicht fortwährend mit Gott beschäftigt sein sollte. Und das wäre gewiß der schönste Dienst Gottes, nicht ein todtes, sondern ein lebendiges Opfer der göttlichen Ehre zu sein; denn Gott ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Da er aber dieses im irdischen Leben nicht kann, erkennt er wenigstens diese Pflicht durch das Opfer an und gibt sich in der stellvertretenden Gabe ganz Gott hin. Diese große und herrliche Bedeutung hat das Opfer. Es ist der kräftigste, schlagendste und umfassendste Ausdruck der Gesammtbeziehung des Menschen zu Gott.

Daraus folgt für die Opfergabe, daß sie, da sie den Menschen darstellt und bedeutet, auch in einer Beziehung zu ihm stehe, gleichsam etwas von ihm und aus seinem Besitz und zugleich etwas Edles und Werthvolles sei. Unsere sichtbare Gabe nun ist Brod und Wein, eine Gabe, deren Einfachheit den Menschen in den Stand setzt, sein Opfer unter allen Umständen vollziehen zu können, und die nichts zu wünschen läßt an Reinheit, Schönheit und Anpassung des Ausdrucks. Schon im Ritual des Alten Bundes standen die Speise- und Fruchtopfer durch die Idee der Reinheit höher als die Thieropfer, die stets an Sünde und Befleckung erinnern. An Erzeugnissen der Erde aber gibt es nichts Edleres und Schöneres als Brod und Wein, auf deren Hervorbringung der Mensch sein Wirken verwendet und aus denen er hinwieder sein Leben und Wirken ersetzt. Sie sind also ein sehr passender und würdevoller Ausdruck des Menschen. — Aber die Darstellungskraft unserer Opfergabe geht noch weiter. Das reine Brod der Hostie gestaltet sich aus vielen Körnern, und der Opferwein rinnt aus vielen Traubenbeeren und Wassertropfen zusammen, und so ist in unserer Opfergabe nicht bloß der einzelne Mensch, sondern die ganze Kirche, die ganze Menschheit, die ganze Schöpfung und überdieß das Blut und der Leib Christi, ja der ganze Christus versinnbildet. Also Christus, in der Menschheit und Kirche wurzelnd, lebend und sich hingebend und opfernd — das ist die große und herrliche Bedeutung der einfachen Opfergaben. Haben wir da nicht einen Abriß der ganzen Schöpfung und des Schöpfers selbst? Die Opfergaben, die ihren äußeren Gestalten nach auch selbst nach Verwandlung ihrer Wesenheit in das Blut und in den Leib Christi wirklich fortbestehen und so im

Verein mit Christus die eucharistische Opfergabe ausmachen[1], verschaffen uns überdieß den großen und schönen Vortheil, daß wir auch nach der Wandlung der Gaben in einem besondern und wahren Sinne Christus „unser" Opfer nennen können. Es ist dieser Gedanke nicht ohne Nachwirkung von Auszeichnung und Ehre für die ganze Schöpfung und von inniger Theilnahme und Zugehörigkeit an dem heiligen Opfer von unserer Seite.

Und nun die Opferhandlung! Es möchte einem ungeübten Auge vorkommen, unser Opferceremoniell sei ein gar vielverschlungenes und selbst schwer zu entwirrendes Gewebe von Gebeten und Handlungen. Dem ist aber nicht so. Wir müssen nur den richtigen Standpunkt wählen, und Alles ordnet sich ganz einfach und übersichtlich. Dieser Standpunkt ist die Handlung, in welcher das Opfer eigentlich vollzogen wird. Diese Opferhandlung ist die Wandlung und keine andere. Sie allein darf in keiner wahren Messe fehlen; sie allein wird von allen Evangelisten, welche über die Einsetzung des Altarssacramentes berichten, aufgeführt; sie allein wird mit den Worten Christi vollzogen, und in ihr besteht so eigentlich die priesterliche Gewalt. Die Wandlung hat auch innerlich alle Eigenschaften der eigentlichen Opferhandlung. Sie entzieht die Opfergaben jedem weltlichen persönlichen Gebrauch und Eigenthum, weist und gibt sie Gott hin; sie bewirkt eine innere Veränderung der Opfergaben, indem sie deren Wesenheit in das Wesen des Leibes und Blutes Christi verwandelt, Christus gegenwärtig setzt und zwar in dem Zustande eines mystischen Todes, in dem er natürlicher Weise und äußerlich jedem Lebensgebrauche abgestorben ist. Wie verschieden immer die Opferhandlung bei den Opfern des Alten Bundes war, — die Wandlung enthält sie in ihrer Weise und in höherer Art alle: sie segnet, weiht, heiligt, verändert, beseitigt, vollzieht mystischen Tod zumal und bringt hervor, und bewirkt nicht bloß etwas, was Gott höchst wohlgefällig, geheiligt ist und ganz für Gott lebt, sondern was wesentlich und in Wahrheit göttlicher, Gott selber ist. Das ist die Wandlung, unsere Opferhandlung, eine höchst wunderbare und wahrhaft göttliche That der Allmacht, zu deren Bewirkung das Wort des sichtbaren Priesters erhoben wird.

Diese erhabene und heilige Handlung darf aber nicht unvorbereitet und vereinsamt dastehen. Es ziemt sich, daß sie in einer würdigen Begleitung anderer Handlungen stehe, die sie vorbereiten und begleiten, und

[1] Nach Suarez, In. 3 p. S. Th. disp. 75. Sect. 1. prop. 4. 5.

so theilt sich die heilige Messe, von der Wandlung aus besehen, in zwei große Theile, die Vorbereitung und Verwendung, während die Wandlung als Hauptopferact die Mitte einnimmt. Die Vorbereitung hat zwei Stufen. Die Vormesse bis zum sogenannten Offertorium ist eine entfernte Vorbereitung der Gemüther des Priesters und des Volkes durch Sammlung, Gebet und Lesung. Mit dem Offertorium beginnt die nähere Vorbereitung, nämlich die Bereitung der Opfergaben. Sie werden ausgewählt und in beiläufigen Gebeten zuerst zu den allgemeinen Zwecken des Opfers und dann zu besondern Meinungen als Opfer zubereitet und hergerichtet. Ist dann in der Wandlung der eigentliche Opferact vollzogen, so gelangt das gegenwärtige Opfer ebenso in doppelter Weise zur Verwendung. Zuerst wird dasselbe in drei Gebeten immer inniger Gott dargeboten, und es wird um seine Verwendung zum Frommen der triumphirenden, leidenden und streitenden Kirche gebeten. Das Vaterunser, das Familiengebet der ganzen Kirche, beschließt diesen Theil und leitet zugleich die zweite Verwendung des gegenwärtigen Opfers ein durch die Communion, in welcher allen Anwesenden nicht bloß die Theilnahme an den Segnungen, sondern auch an dem Opfer selbst in aller Wahrheit und Wirklichkeit geboten und so die Angehörigkeit und Zugehörigkeit mit dem Opfer auf die erhabenste Weise besiegelt wird. Das sind in kurzer Übersicht die verschiedenen Handlungen, die, je nachdem sie zur Vollziehung des Opfers einfach nöthig sind, oder innere Stimmungen und Gefühle ausdrücken, oder Glaubensgeheimnisse sinnbilden, theils sachdienlicher, theils moralischer, theils symbolischer Natur sind und die Haupthandlung gleich schmückenden, blühenden Ranken umschlingen. Es baut sich, so betrachtet, die heilige Messe gleichsam auf „wie der heilige Berg Gottes": der Gipfel erstrahlt im Glanze der eigentlichen Opferhandlung, während die Vorbereitung in zwei Anstufungen zur Höhe hinanleitet und die Verwendung in ebenso viel Abstufungen abfällt und sich in der Ebene verliert. Nichts Einfacheres, Klareres und Schöneres als unsere Liturgie!

Diesem verschlungenen Kranz der Opferhandlung schließt sich dann ein herrliches und großartiges Beiwerk an, dessen Zweck ist, die große Handlung immer sinnenfälliger, größer und schöner wirken zu lassen. Da sind zuerst die heiligen Geräthschaften, die nach den Vorschriften der Kirche immer aus edlen Stoffen und kostbaren Metallen gefertigt sein müssen, je näher sie an das Opfer herantreten. Feine Linnen, Silber und Gold gehören zum täglichen Bedarf des heiligen Opfers, und was hat liebende Verehrung nicht aus diesem Bedarf gemacht? Sinnige Blumen

der Kunst, Sonnen und Sterne von Pracht und irdischem Reichthum. Wie herrlich ist der christliche Altar im festlichen Kranze der Lichter und Blumen, umzogen von Wolken des Weihrauchs! Eine Erscheinung aus dem Himmel könnte nicht schöner sein. — Dann folgt die Bedienung des Opfers, das hehre Vorrecht und die Standeshoheit des christlichen Priesterthums und der kirchlichen Hierarchie. Alle Kreise reihen sich um das Opfer; die Nähe an demselben bestimmt ihren Rang und ihre Würde vom Thürhüter der Opferstätte bis zum Priester und Bischof. Welch herrliches Schauspiel von Ordnung und Schönheit, wenn diese Hierarchie, nach Amt und Würden Stellung nehmend, in der Pracht der heiligen Gewänder strahlend, in Würde und Majestät sich durcheinander bewegend, des heiligen Dienstes wartet! Es ist, wie wenn die Sternenwelt in ihrer Mannigfaltigkeit, Ordnung und Schönheit hinieden eine Schaustellung gäbe! — An die dienstthuende Priesterschaft reihen sich zum Volke überleitend die Chöre der kirchlichen Sänger, welche gleichsam als begeisterte Propheten den unhörbaren Sphärengang der Handlung in Töne und Lied umsetzen und die stummen Gefühle der Anbetung, des Dankes und des Lobpreises, der Bitte und Abbitte, welche durch den Opferdienst in den Herzen angeregt werden, lösen und auf den Schwingen des Gesanges zum Himmel hin und über die Erde tragen. — Die ganze Opferherrlichkeit umschließt endlich gleich einem festen und schönen Zelt oder einem heiligen klaren Hain der materielle Bau der Kirche. Die große und herrliche Bedeutung der Kirche ist die, Ort, Behausung, schützende und zierende Bedachung des Opfers zu sein. Ohne wirkliches, lebendiges Opfer ist die Kirche nichts als ein überflüssiger, kostspieliger Aufwand, ein trauernder Zeuge einstiger Herrlichkeit, das Grab des verschwundenen Christus! Wo hat sich nun die Kunst in großartigern und herrlichern Schöpfungen geoffenbart, als im Erstellen christlicher Opferstätten? Was übertrifft an Größe, Schönheit und Majestät unsere Kirchen gothischer und romanischer und neuerer Gestaltung?

In der That hat sich nichts mit solch sinnenbeherrschender Gewalt, mit solchem Aufwand von Pracht, Reichthum und Schönheit auf der Erdoberfläche eingebaut, wie unser heiliges Opfer. Alles zieht es zu seinem Dienste heran, Alles nimmt es in Beschlag, über Alles verfügt es: über das Gold und die Schätze der Erde, über den Ideenreichthum der Kunst und über die Herzen und die Liebe der Menschen. Unsere Opferstätten sind wahre Völkerkirchen, die Kunsthallen der Welt, sichtbare und würdige Hofburgen Gottes, wo Christus unter seinen Heiligen

thront. Nichts ist der Herrlichkeit unseres Opferzeltes vergleichbar. Und mit Recht; das Opfer ist eben der höchste Act der Gottesverehrung, das unantastbare Regal Gottes, sein sichtbarer Thron hienieden; das Opfer ist der große Staatsact zwischen der diesseitigen und jenseitigen Majestät, zwischen Gott und dem Menschen; das Opfer ist Christus selbst und die höchste That seiner hinopfernden Liebe zu Gott und zu uns. Deßhalb bietet der Mensch mit Recht Alles auf, um dieses sein Zusammentreten mit der Gottheit mit entsprechender Würde und Hoheit zu umgeben. Ja, um so mehr mußte die Kirche Alles aufbieten, um die Hoheit, Schreckbarkeit und Göttlichkeit dieses Opfers uns lebhaft vor die Sinne zu führen, als der Gottmensch sich hier verbirgt, als er rückhaltlos seine Macht an menschliche Diener abgibt und diese Diener mit beispielloser Leichtigkeit dieser göttlichen Allmacht sich bedienen können. Sie mußte hier ernste und liebende Vorkehr treffen für den Herrn und für uns. Sie hat es gethan, indem sie in ihrem erhabenen Geiste, wie ein geistlicher Schriftsteller unnachahmlich schön sagt, „das Schönste aller Dinge außer dem Himmelreich ersann, den Ritus des anbetungswürdigen Opfers ..., der uns emporreißt über die Erde und über uns selbst und uns rings mit einer Wolke mystischer Süßigkeit und mit den Erhabenheiten einer mehr als englischen Liturgie umgibt und uns fast ohne unser Zuthun reinigt und entzückt“ [1]. Wirklich, nichts Schöneres außer dem Himmel, als unsere Liturgie! Ein herrliches Gewebe ist sie, zusammengestellt von der Kirche aus tiefen, unergründlichen Wahrheiten, himmlischen Gedanken, seligen Gefühlen und Empfindungen und sinnreichen, symbolischen Gebärden und Handlungen, dessen Blüthen unter den wechselnden Farben des Kirchenjahres bald im lichthellen Weiß der Freude, bald in der dunkeln Gluth der Liebe und des Leidens, bald im stillen Grün und Violett der Hoffnung und Sehnsucht, bald im ernsten Dunkel der Trauer und des Leids erglänzen; ein wundersames Gedicht des heiligen Geistes ist sie, gewoben aus Licht und Farben und Duft und Ton, ein Pracht- und Wunderwerk der göttlichen Weisheit, die ja auch aus der kleinsten Auswahl der einfachsten Stoffe das unermeßliche Weltall in der mannigfaltigsten und großartigsten Herrlichkeit hervorgehen, sich gestalten und mächtig sich ausranken ließ. Man denke nur an die einfachen Grundbestandtheile unseres Opfers: ein wenig Brod und Wein und die kurzen Worte der Wandlung; man vergleiche diese armen, wenigen Ansätze mit der stillen Messe, und

[1] Faber, Altarssacrament. Erstes Buch, fünfter Abschnitt.

diese mit einem bischöflichen Pontificalamte in unseren Domen, und dieses mit einer feierlichen päpstlichen Hochmesse unter der goldenen Kuppel von St. Peter in Anwesenheit des ganzen Cardinalcollegiums und unzähliger Hierarchen — da offenbart es sich, was die Kirche dem Äußern und Unwesentlichen nach aus dem Opfer gemacht hat, einen Abriß und Inbegriff aller Schönheit, Pracht und Herrlichkeit der sichtbaren Schöpfung. Der Opferstaat des Alten Bundes ist dagegen nur ein roher, formloser und armer Schatten. Dort nur ein Tempel, bei aller Pracht doch schwer und düster, mit dem kleinen Allerheiligsten; dort die Vorhöfe mit den rauchenden und dampfenden Altären, eine zahlreiche Priesterschaft mit hundert Händen beschäftigt, in zerstreuendem und ermüdendem Opferdienst; dort diese Heerden von Opferthieren, ihr erbarmungswürdiges Geblök, dieses unaufhörliche Schlachten und Verbrennen, dieses Triefen von Fett und Blut — wie kostspielig Alles und auf die Sinnlichkeit berechnet! Hier welch ein Abstand! Welche Ruhe und Sammlung an unsern Altären! Nichts als Unschuld, Reinheit, Schönheit und Himmelsklarheit; Alles so vergeistigt, geheiligt und vergöttlicht, daß selbst ein Seraph es nicht verschmähen dürfte, seine leuchtende Hand zum Opferdienste anzulegen. Es ist unser Opfer, von dem die Worte des Propheten gelten: „Was ist sein Gutes und was ist sein Schönes, als der Weizen der Auserwählten, und der Wein, der Jungfrauen sproßt?" (Zach. 9, 17.) Und: „Es wird dem Herrn gefallen das Opfer Juda's und Jerusalems, wie in den Tagen der Vorzeit" (Malach. 3, 4). In der That schließt sich unsere Opferfeier würdig an den himmlischen Gottesdienst an, den Johannes in seiner geheimen Offenbarung schaute, wo dem Lamme auf dem Throne, umgeben vom strahlenden Kranze seiner Heiligen, immerdar gehuldigt wird und ein immerwährendes Alleluja erschallt (Apok. 7, 9 f.). Mit gnädigem und wohlgefälligem Blick ruht das Auge der göttlichen Majestät auf unserm Opfer, ja Gott findet es groß und herrlich und rühmt sich seiner. Denn: „Vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne ist groß mein Name unter den Völkern, an jeglichem Orte wird meinem Namen geopfert und dargebracht ein reines Speiseopfer; denn groß ist mein Name unter den Völkern, spricht der Herr der Heerschaaren" (Malach. 1, 11).

Das ist also die eucharistische Opferfeier, unsere Opferfeier, das die innere und äußere Schönheit unseres Opfers! Nur Engellippen vermögen es, sie würdig auszudeuten. Wir schließen mit drei Fragen.

Gibt es, fragen wir, nachdem wir dieses Alles erwogen, gibt es einen

Gottesdienst, der unserer vernünftig-sinnlichen Natur mehr entspricht, der all ihren Anforderungen so Rechnung trägt, all ihre Stimmungen sich aneignet und der namentlich unser ganzes Pflichtverhältniß zu Gott so kräftig erfaßt, zum Ausdruck bringt und völlig befriedigt, wie unser Opfer? Es ist der fertige, schöne und feierliche Ausdruck für Alles. Unser Herz und unser Fleisch frohlockt da in Gott (Ps. 83, 3).

Wir fragen zweitens: Gibt es christlichern Gottesdienst als die heilige Messe? einen Gottesdienst, von Christus angeordnet, der uns an Christus erinnert, uns Christus nahe bringt und mit ihm vereinigt? Unmöglich! Wir hören da nicht bloß von Christus reden und predigen. Er ist da, wenige Schritte von uns, er ist da mit seiner Person, mit seinem Leben, mit all seinen Geheimnissen, seinen Gnaden, seiner Erlösung, er ist da und hört uns und blickt uns an, einen Jeden, scharf und mitleidig, wie er vom Kreuze Magdalena, den Schächer, den Johannes und das Volk ansah; er betet für uns und segnet uns. Wir können ihn an unser Herz legen, uns ganz in ihn versenken und aus ihm Gnade, Verzeihung, Licht, Leben, Liebe, den Segen für zeitliches und ewiges Gedeihen schöpfen. Was Christus uns ist und war, das ist er uns im heiligen Opfer.

Wir fragen endlich: Gibt es einen katholischern Gottesdienst, wo wir uns nicht bloß als Einzelwesen, sondern als Theil einer großen Gesammtheit, in Vereinigung mit dem ganzen katholischen Erdenrund, in und mit allen Theilen des unermeßlichen Reiches Christi sehen und fühlen? Wo können wir uns all das Große und Herrliche dieser Vereinigung aneignen und zugleich auf Alles und für Alles die Macht unserer Fürbitte geltend machen? Wo werden wir lebhafter erinnert, wie groß unsere Kirche und welch eine Ehre und welch ein Glück es ist, ihr anzugehören, als in der heiligen Messe? Wollen wir sie in ihrer ewigen Dauer sehen, so horchen wir auf die Gebete und Gesänge: es sind dieselben, die schon vor abermal tausend Jahren in den Versammlungen der Christen erklangen. Wollen wir sie in ihrer Ausdehnung und Heiligkeit sehen, dann treten wir an den Altar; da sehen wir die streitende, leidende und triumphirende Kirche: Zeit und Ewigkeit sind nur Provinzen dieser allgebietenden Großmacht. Wollen wir sie sehen in ihrem siegreichen Kampf gegen die Welt und die Hölle, so sehen wir diese Lichter: einst leuchteten sie zum selben Opfer in den finstern Katakomben, jetzt ist das Opfer an die Sonne gestiegen und beherrscht den Erdkreis. Wollen wir die Kirche sehen in ihrer Macht und Güte, dann sehen wir, wie sie die Hand erhebt, segnet und mit einem ihrer Worte den Himmel zertheilt und Gott auf ihren

Altar versetzt. Wollen wir die Kirche in ihrer Göttlichkeit sehen, dann blicken wir auf das Opfer. Hier ist Christus, ihr gottmenschliches Haupt. Er selbst ist ihre Kraft, ihre Macht und ihre Heiligkeit in dieser Welt. Mit Recht ist das Opfer stets angesehen worden als der eigentliche Brennpunkt, als das Centralfeuer, wo religiöser Geist, wo Opferfreude und Liebe zur katholischen Kirche sich entzündet. Hier haben wir ja und sehen wir ja die ganze Kirche, ihre Hierarchie, ihre Gnadenmittel, ihren Gottesdienst, ihr göttliches Haupt mit seinem Hofstaat von Zeit und Ewigkeit, von Engeln und Menschen, von allen Zeiten und Geschlechtern. Da ist also Quelle ewiger, frischer Freude, unverzehrbares Licht himmlischer Liebe und Begeisterung, und abgestorben muß das Herz sein, das da nicht mehr erwarmen mag.

So ist das heilige Opfer recht die Erdenrast und die Erdenfreude, der schattige Fels in der Wüste, der hohe, heilige Berg, von dem der pilgernden Welt Licht, Kraft und Freude kommt, zu wandern bis zu der ewigen Heimath, zur Anschauung Gottes selbst. Fiele die Sonne vom Himmel, es wäre das nicht so verhängnißvoll für unsere Welt, wie das Verschwinden des heiligen Opfers. Die Tage ohne dieses Opfer wären die schrecklichsten Tage für die Kirche und das Christenthum. Was sollen wir darum sagen, nicht von Schmähungen gegen das heilige Opfer, sondern von Verboten und von Gesetzen, welche die heiligen Stiftungen ihrem Zwecke entfremden, welche die Priester verbannen, die Kirchen schließen, den Altar des Herrn durch weite Strecken unwürdiger Öde und Vereinsamung preisgeben, so daß die Sehnsucht und der Schmerz des christlichen Herzens zum Himmel schreit? Das kann Jeder denken und fühlen.

Sprechen nützt auch nichts. Klagen verhallen unerhört bei Menschen. Deßhalb wollen wir zum hochheiligen Opfer selbst uns wenden und von Herzensgrund in dieser heiligen Frohnleichnamszeit rufen und beten:

O salutaris hostia,
Quae coeli pandis ostium:
Bella premunt hostilia,
Da robur, fer auxilium!

M. Meschler S. J.

Der katholische Soldat in der britischen Armee Indiens.

(Schluß.)

6. Unterstützungen, welche die englische Regierung in Indien der katholischen Kirche bewilligt[1]. In den Regulativen für das Ressort der „Öffentlichen Bauten" ist festgesetzt, daß in jedem Cantonment die Militärkirchen auf Regierungskosten erbaut werden sollen, und zwar für Protestanten wie für Katholiken, die britisch geborene europäische Soldaten sind. Wo für Katholiken eine Kirche schon existirt, welche aus freiwilligen Beiträgen gebaut war und somit Missionseigenthum ist, bezahlt die Regierung jedes Jahr eine gewisse Summe, gleichsam als Miethe, sowie behufs der Instandhaltung des Gebäudes. Ferner werden alle zur Feier des Gottesdienstes erforderlichen Artikel an die Militärkirchen frei verabreicht, wie Meßgewänder, Kelch, Monstranz, Crucifix, Missale, Leinen, Leuchter, Lampen. Für Erneuerung resp. Reparatur dieser Sachen wird gleichfalls gesorgt. Bänke zum Sitzen und Knieen, Stühle u. dgl. werden je nach Umständen auf Verlangen geliehen oder umgetauscht. Kurz, die englische Regierung zeigt wahre Großmuth in der Unterstützung der katholischen Soldaten bei der Feier des Gottesdienstes.

Das festgesetzte Gehalt eines Militärkaplans ist in den ersten sieben mageren Jahren nicht ganz so groß, wie das eines Lieutenants, wird aber in den folgenden sieben Jahren um den vierten Theil erhöht und kommt endlich nach 15jähriger Dienstzeit dem Gehalte eines Hauptmanns II. Klasse beinahe gleich. Außerdem aber erhält der Priester monatlich 30 Rupies, um sich ein Pferd zu halten oder einen Wagen zu miethen

[1] Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß diese pecuniären Unterstützungen nur den Militärkirchen gewährt werden. Weder protestantische noch katholische Missionäre, die keine Militärkapläne sind, erhalten directe Unterstützungen von der Regierung. Die Missionspriester bedürfen der Almosen in Indien ebenso, wie in China oder Japan.

behufs des Besuches entfernter Orte; weitere 23 Rupies Zulage dienen dazu, die gewöhnlichen Ausgaben für Reinigung, Bewachung und Beleuchtung der Kirche zu bestreiten.

Auf Verlangen wird dem Militärkaplan ein Soldat als Sacristan zur Verfügung gestellt, und zwar hat der Militärgeistliche das Recht, sich den zu diesem Zwecke geeignetsten Soldaten auszuwählen. Derselbe wird dann aller anderen militärischen Dienste enthoben, damit er unbehindert sein Amt versehen könne. Ein katholischer Irländer kennt keine größere Auszeichnung, als diese. Darum gibt es auch außer dem einen überall noch manche freiwillige Sacristane, welche in ihren freien Stunden hilfreiche Hand leisten. Unaufgefordert putzen sie die Kerzenleuchter, zieren den Altar und scheuen sich selbst nicht, zu kehren[1]. Des Sonntags macht es einen erhebenden Eindruck, diese braven Männer im Chorrock und Superpelliceum am Altare zu sehen, wo sie mit der größten Ehrfurcht und Andacht bei der heiligen Messe dienen.

7. Sorgfalt, die den kranken katholischen Soldaten zugewandt wird. Wenden wir uns nun zum Lazareth. Obwohl keine barmherzigen Schwestern angestellt sind und keine Pflegebrüder zugelassen werden, ist doch für die verschiedenen Bedürfnisse im Allgemeinen vortrefflich gesorgt.

Jedem Kaplane ist es überlassen, die Patienten zu besuchen, wann und so oft er will. Er hat unbeschränkte Freiheit, die Unwissenden zu unterrichten, die Leidenden zu trösten, kurz alle geistlichen und körperlichen Werke der Barmherzigkeit auszuüben. Für den Empfang der heiligen Sacramente kann den Kranken sogar ein Privatzimmer angewiesen werden. Die englischen Militärbehörden halten sehr viel darauf, daß den religiösen Bedürfnissen der kranken Soldaten, sowie auch der kranken Frauen und Kinder, in gehöriger Weise entsprochen werde. Und damit die Kapläne regelmäßig das Lazareth besuchen, ist im Bureau ein großes Buch aufgelegt, worein jeder Priester oder protestantische Minister seinen Namen einzutragen hat mit Bemerkung des Tages und der Stunde seines Besuches. Dieses Buch wird jährlich vom General inspicirt bei Gelegenheit seiner amtlichen Visite der Militärstation. Über dem Bette eines

[1] In Indien wird das Kehren als eine Verrichtung angesehen, die ganz der niedrigsten Kaste überlassen wird. Kein Europäer darf es thun, und selbst die schwarzen goanesischen Küchenjungen weigern sich, einen Besen in die Hand zu nehmen. Man muß daher allen Respect haben vor diesen Soldaten, welche aus religiösen Beweggründen sich dieser Dienstleistung unterziehen.

jeden Kranken hängt eine Tafel, auf welcher sein Religionsbekenntniß mit großen Buchstaben geschrieben steht, damit der besuchende Kaplan seine Leute gleich auffinden könne.

Welch ein Contrast zwischen dieser Sorgfalt für das Seelenheil der englischen Soldaten und der Behandlung der Kranken in französischen Hospitälern, über welche wir in letzter Zeit so manches Traurige, ja Empörende gehört haben!

Ganz besonders wird darauf Acht gegeben, daß Sterbende die letzten Tröstungen der heiligen Religion erhalten. Zu diesem Zwecke lassen es sich die Ärzte und Apotheker sehr angelegen sein, den Kaplan frühzeitig zu rufen. Während der Anwesenheit eines Priesters im Krankensaale müssen nach den Lazarethregeln alle Kranken im ganzen Saale Stillschweigen beobachten, damit jede Störung vermieden werde.

Für fieberkranke Soldaten und für Reconvalescenten bestehen in Indien gewisse Sanitaria, d. h. Lazarethe und Kasernen in gesunden, kühlen Gebirgsgegenden, wohin jene der Luftveränderung halber geschickt werden. Obgleich sie oft über 30 Meilen von der nächsten Militärstation entfernt sind, wird für die religiösen Bedürfnisse der Soldaten und ihrer sich daselbst aufhaltenden Familien doch in der bestmöglichen Weise gesorgt. Jährlich wird eine bestimmte Summe ausgeworfen, die genügt, um die Reisekosten und die Mühen des Kaplans für regelmäßige Besuche zu vergüten. Kommt der Fall vor, daß ein Kranker in Gefahr ist, so wird mit Gutheißung des Offiziers, welcher den Oberbefehl im Sanitarium hat, dem Priester sofort davon Anzeige gemacht, und die Regierung vergütet diesem alle besonderen Unkosten.

Erkrankt der Priester selbst, so hat er dieselben Vergünstigungen, wie die Offiziere, d. h. er wird von einem Stabsarzt täglich besucht, und er erhält alle Medicinen, sogar die allertheuersten, frei geliefert. Nöthigenfalls wird ihm auch ein Krankenwärter vom Lazarethpersonale zugewiesen.

8. Sorge für die katholischen Sträflinge. Wie bereits bemerkt, gehört es auch zum officiellen Dienste eines Militärkaplans, daß er die Gefängnisse besuche. Es bestehen nämlich auf den einzelnen Militärstationen Arresthäuser, welche gewöhnlich an die Hauptwache angebaut sind. Dieselben sind für Sträflinge eingerichtet, welche eine kürzere Strafzeit zu verbüßen haben, während für die Fälle längerer Freiheitsentziehung in jeder Präsidentschaft ein sogenanntes Centralgefängniß eingerichtet ist.

Was den britischen Soldaten in Indien am meisten strafbar macht, ist seine heillose Neigung zur Trunksucht und die Vergehen, welcher er sich in trunkenem Zustande schuldig macht. Die letzteren sind fast immer Verstöße gegen die Subordination, und es ist wegen der strammen militärischen Disciplin erforderlich, daß dieselben durch eine längere Strafzeit geahndet werden.

Auch in dieser Lage entbehrt der Soldat in keiner Weise des religiösen Beistandes und Trostes. Pflichtgemäß besucht ihn der Militärkaplan, je nachdem es die Zeit erlaubt, um ihn zu trösten, zu unterrichten und auf bessere Wege zu bringen. Ein geräumiges Zimmer steht für religiöse Zwecke zur Verfügung. Da kann der Priester (auch an Wochentagen) die Sträflinge zur Ertheilung von Religionsunterricht um sich versammeln. An Sonntagen ist die Anwohnung des Gottesdienstes auch für die Sträflinge streng vorgeschrieben. Dieselben werden daher von den Arresthäusern unter starker Bewachung zur Soldatenmesse geführt.

Da in englischen Gefangenen-Anstalten für die Soldaten das Zellensystem, die Einzelhaft besteht, so ist es dem Priester leicht, das heilige Bußsacrament ungestört zu spenden. Wenn der Priester an einem Samstag die Zellen besucht, so melden sich in der Regel eine große Anzahl zur Beicht, und Viele schätzen sich glücklich, ein oder mehrere Male im Monate zur heiligen Communion zugelassen zu werden. Es ist eine Thatsache, daß der katholische Irländer, wenn ihn auch die Trunksucht in moralischer Beziehung so tief hat sinken lassen, daß er sogar die heiligsten Pflichten seiner Religion Jahre lang nicht mehr erfüllte, an solchen Orten, wo seinem Hange zum Trinken jede Gelegenheit abgeschnitten ist, ernstlich Umkehr hält und ein erbauliches Leben beginnt.

Den Sträflingen ist das Lesen von nur religiösen Büchern erlaubt. Wo keine besondere Bibliothek für Katholiken besteht, kann der Priester nach seinem Dafürhalten Bücher in das Arresthaus bringen. Somit ist den Sträflingen die Möglichkeit geboten, viele Stunden des Tages auf geistliche Lesung zu verwenden. Leben der Heiligen, Unterrichtsbücher, biblische und Kirchengeschichte bilden ihre Lectüre.

In Anbetracht solcher Hilfsmittel zum Unterricht in der Religion und zur Besserung des Lebens, welche der katholische Soldat sogar in einer Strafanstalt hat, muß Jedermann zugestehen, daß Alles für ihn gethan wird, damit ihm die Religion erhalten bleibe. Auch die Sträflinge selbst erkennen das an.

Man darf behaupten, die Meisten verlassen das Gefängniß als andere Menschen, und sie haben ihre Besserung namentlich dem religiösen Einflusse zu verdanken, welchen der Militärkaplan auf sie ausüben konnte.

9. Anwendung der freien Zeit. Für das Wohl des britischen Soldaten in Indien wird in ganz besonderer Weise dadurch gesorgt, daß ihm Gelegenheit geboten wird, seine Zeit gut anzuwenden. Der Katholik erfreut sich in dieser Beziehung derselben Vortheile, wie sein protestantischer Kamerad. Da nach dem alten Sprüchwort Müßiggang aller Laster Anfang ist, so wird durch Vermeidung desselben der moralische Charakter und zugleich das religiöse Leben bedeutend gehoben. Nun läßt sich nicht läugnen, daß große Gefahr und Neigung zum Müßiggang gerade in einem heißen Klima vorhanden ist. Wenn die Soldaten etwa eine Stunde am frühen Morgen exerciert haben, müssen sie sich in die Kasernen zurückziehen; denn die steigende Sonne macht es unmöglich, im Freien zu bleiben. Nachdem sie um 8 Uhr ihr Frühstück eingenommen haben, haben sie bis 5 Uhr Nachmittags freie Zeit[1]. Dann folgen wieder Übungen. In den heißen Monaten jedoch oder während des Monsun muß am Nachmittag das Exercieren ganz unterbleiben.

Was fangen nun die Soldaten während der langen Zeit an? Viele schlagen die Zeit todt, indem sie Karten spielen, lesen, plaudern, rauchen, singen. Nach Tische wird geschlafen, oft bis zur Theezeit. Die Artilleristen haben außer der Morgenparade eine Stunde lang Morgens und Abends ihre Pferde zu besorgen. Aber auch das ist nicht anstrengend, indem für die niedrige Stallarbeit schwarze Pferdeknechte angestellt sind. Letztere putzen den Soldaten die Stiefel und halten die Montur blank, wofür sie ein Trinkgeld erhalten.

Am Abend können die Soldaten ihren Spaziergang machen, zum Café gehen oder in der Kantine sich bei Bier und Rum unterhalten.

Allein die Regierung, unterstützt von den militärischen Behörden, sucht dem Müßiggang zu steuern, soviel es geht. Sie hat daher besondere Gebäude in der Nähe der Kasernen errichten lassen, die als

[1] Zum Frühstück erhalten die Soldaten Thee, Brod, Fleisch und Gemüse geliefert. Ihr Mittagsbrod können sie sich zubereiten lassen wie sie wollen, nämlich aus dem Quantum von Fleisch, Gemüse und Reis, welches sie erhalten. Der Thee wird gewöhnlich um 4 Uhr Nachmittags aufgetragen. Wer außerdem noch ein Abendessen und bei den Hauptmahlzeiten etwas Besonderes haben will, muß es sich kaufen. Dafür haben die gemeinen Soldaten einen täglichen Sold, der in deutschem Geld ungefähr 1 Mark beträgt.

Werkstätten den Soldaten unentgeltlich geöffnet sind. Wer schon ein Handwerk versteht, kann sich daselbst schönes Geld verdienen. Wer noch kein Handwerk hat, findet dort die beste Gelegenheit, eines zu erlernen. Da sind in getrennten Räumen Büchsenmacher, Hufschmiede, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Buchbinder, Drucker, Photographen, Bäcker, Schreiner. Ein Offizier beaufsichtigt die Werkstätten und ertheilt Belohnungen an diejenigen, welche sich durch ihren Fleiß und ihre Leistungen auszeichnen.

Außerdem sind Garnisonsschulen eingerichtet, in welchen die Soldaten täglich mehrere Stunden zur Erweiterung ihrer Kenntnisse zubringen können. Junge Soldaten, welche noch nicht lesen und schreiben können, sind gehalten, diese Schulen zu besuchen. Andere haben daselbst Gelegenheit, sich durch Erweiterung der Kenntnisse ein Zeugniß zu erwerben, das zum Avanciren nothwendig ist. Die Regierung hat daselbst auch Sprachlehrer angestellt (gewöhnlich Brahminen oder Muselmänner), welche täglich den Soldaten, die wollen, Unterricht in Mahratti, Hindostani, im Arabischen, ja selbst in Sanskrit ertheilen. Die Erlernung einer der indischen Landessprachen befähigt den Soldaten zu Anstellungen im Stabscorps oder zu einflußreichen und gut bezahlten Ämtern im Civildienste.

10. Die Soldatenkinder. Damit auch den Soldatenkindern die katholische Religion erhalten bleibe, ist der Militärkaplan angewiesen, ihnen wöchentlich zweimal eine Stunde lang in der Schule Religionsunterricht zu ertheilen. Die Katholiken haben ein von den andersgläubigen Kindern getrenntes Schulzimmer. Wo der Schulmeister selbst katholisch ist, muß er bei dem Unterrichte gegenwärtig und mitthätig sein, den kleineren Kindern die Gebete beizubringen. Sonst ist hiermit ein katholischer Hilfslehrer beauftragt, der auch die Schulkinder Sonntags zur heiligen Messe führen und beaufsichtigen muß.

Für Soldatenwaisen sind noch besondere Anordnungen getroffen. Wenn der Vater todt ist, so bezahlt die Regierung für jedes hinterbliebene Kind zwölf Pfund Sterling jährlich an das Waisenhaus, in welchem es katholisch erzogen wird. Diese Pension dauert so lange, bis der Knabe oder das Mädchen ihr sechzehntes Lebensjahr erreicht haben. Für protestantische Kinder geschieht ganz dasselbe in protestantischen Waisenhäusern; eine Bevorzugung vor den Katholiken findet nicht statt.

Der deutsche Leser denke hierbei aber nicht an deutsche Waisenhäuser, in denen die Kinder nur die Elementarklassen besuchen. Die Waisen-

häuser in Indien sind deutschen Pensionaten vergleichbar; wenn ein Knabe, der die unteren Klassen durchgemacht hat, Talent und Lust zeigt, mehr zu lernen, so kann er höher steigen. Er fängt an, Latein zu lernen, Geometrie und Algebra zu studiren, und kann es, noch bevor er sein sechzehntes Lebensjahr erreicht hat, so weit bringen, daß er das Zeugniß der Reife zur Universität erhält.

In Bombay ist das Waisenhaus für europäische Soldatenkinder mit dem St. Mary's College verbunden und wird von Jesuitenpatres geleitet. Hier sind Professoren und Präfecten angestellt, die bereits in Feldkirch und in anderen europäischen Pensionaten mit Auszeichnung gewirkt haben. Die Waisenknaben, welche vermischt mit anderen Zöglingen der Anstalt ein zweites Pensionat ausmachen, haben hier dieselben Hilfsmittel zu ihrer Ausbildung, sowie dieselbe Aufsicht im Studiensaale und auf dem Spielplatze, wie die Internen eines europäischen Collegs. Sie sind in verschiedene Divisionen vertheilt, haben ihre eigenen Sodalitäten, und überhaupt ist Alles so eingerichtet, wie in jedem andern Jesuitencolleg.

In Puna besteht ein Waisenhaus für europäische Soldatenmädchen. Es wird von Klosterfrauen in vorzüglicher Weise geleitet. In Ermangelung der Eltern nehmen letztere auch die schwere Verantwortlichkeit auf sich, die erwachsenen Mädchen bei ihrem Abgange aus der Anstalt gut zu versorgen.

In welchem Lande geschieht so viel für die Kinder der Soldaten?

Nachdem die Kinder in der Schule eine derartige religiöse Erziehung und einen so guten Unterricht erhalten haben, können sie mit den besten Aussichten auf glückliches Fortkommen ihr Leben in der Welt beginnen. Diese Gewißheit, daß die hinterbleibenden Kinder in gute Hände kommen, tröstet noch den sterbenden Soldaten in seiner letzten Stunde, wie jeder Militärkaplan bezeugen kann.

11. Rückblick. Wir haben im Vorhergehenden gesehen, wie für die Erhaltung der Religion unter den britischen Soldaten in Indien gesorgt wird, nicht bloß mit Worten, sondern mit Thaten. Begleitet von einem Seelsorger besteigt der katholische Soldat das Truppenschiff, das ihn nach Indien bringt. Neu angekommen in einer Militärstation findet er gleich wieder einen Priester und eine Kirche. Freie Religionsübung ist ihm in den Kriegsartikeln nicht bloß gesichert, sondern es wird ihm zur Pflicht gemacht, durch den Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes seinen Glauben zu bekennen und zu bethätigen. Er kann alle

katholischen Feiertage halten, wird mit Gebetbuch und Testament versehen, hat Gelegenheit, religiöse wie politische Bücher, Journale und Zeitungen zu lesen. Seine Kirche und deren Priester werden respectirt von allen Behörden. Die Regierung thut alles Mögliche für die Feier des Gottesdienstes und geht sogar so weit, daß sie für Meßgewänder, Kelche und Monstranzen Geld bewilligt und für so manches Andere, das in der Kirche und am Altare gebraucht wird. Ist der katholische Soldat krank, so wird der Priester zu ihm in's Lazareth geschickt, und wäre der kranke Soldat auch auf einer ferngelegenen Station, wo er der Hilfe eines Priesters bedarf: er braucht nur den Wunsch zu äußern, und ohne Verzug wird auf Unkosten der Regierung ein Militärkaplan entsandt. Dieselbe Fürsorge wird auch den Sträflingen zu Theil. Die Ertheilung des Religionsunterrichtes während der planmäßigen Schulstunden ist eine Pflicht des Militärkaplans. Und was für die katholischen Waisenkinder beiderlei Geschlechts geschieht, ist gewiß mehr, als man von einer Regierung zu erwarten berechtigt ist.

Georg Weniger S. J.

Die Entwicklung der Instincte in der Urwelt.

Die Urgeschichte unserer Erde ist mit steinernen Buchstaben auf das Antlitz des Erdballs und in die Furchen seiner Stirne eingegraben. Die Geologie erforscht die Lagerung und Structur der Gesteinsschichten in der starren Erdrinde und entziffert aus diesen Denkmälern längst vergangener Jahrtausende die Schicksale unseres Planeten. Die Paläontologie entdeckt in den verschiedenen Erdschichten eine große Zahl vorweltlicher Organismen, die versteinerten Reste eines ehemals blühenden Lebens; während sie von der Geologie die zeitliche Aufeinanderfolge jener Schichten erfährt und ihrer Schwesterwissenschaft durch die Leitfossilien hierin hilfreich an die Hand geht, stellt sie aus den Resten der urweltlichen Fauna und Flora annähernd die Reihenfolge fest, in welcher die organischen Arten in den verschiedenen Erdperioden die Tiefen des Meeres und das feste Land bevölkerten; zugleich sucht sie auch die biologischen Verhältnisse

zu ermitteln, in denen die Lebensformen der Vorwelt zur anorganischen Natur und zu einander standen. Sollte es vielleicht möglich sein, aus diesen Urkunden auch über das Instinctleben der vorweltlichen Thiere einigen Aufschluß zu erhalten? Welches Licht wirft die Paläontologie auf eine Entwicklung der Instincte in der Thierwelt?

Daß die paläontologische Forschung von hoher Bedeutung für die Beantwortung der Frage sei, ob eine Entwicklung der Instincte stattgefunden habe, liegt auf der Hand. Denn die Instincte bei den Thieren der Gegenwart sind — wie auch Darwin zugibt — nur innerhalb bestimmter Artgrenzen veränderlich, und die größte Mehrzahl derselben ist seit Menschengedenken unverändert geblieben. Wenn also eine Entwicklung der Instincte aus einer geringen Anzahl einfacher Grundformen stattgefunden hat, so muß sie in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben. Demnach stünde zu erwarten, daß Darwin bei der wissenschaftlichen Begründung, die er für seine Entwicklung der Instincte zu erbringen versuchte [1], die Hauptbeweise aus den Thatsachen der Vergangenheit geschöpft habe. Darwin jedoch verzichtete von vorneherein auf alle paläontologischen Beweise für eine Entwicklung der Instincte. Denn — so meinte er — die wirklichen Übergangsstufen, welche jeder zusammengesetzte Instinct bis zu seiner heutigen vollendeten Form durchgemacht hat, sind ja längst ausgestorben: also müssen wir uns mit einigen „Beweisen" aus den Thatsachen der Gegenwart zufrieden geben [2].

Insofern hatte Darwin allerdings Recht, als ein versteinerter Instinct ebenso undenkbar ist wie ein versteinerter Verstand; auch nach verkohlten, verwitterten, inkrustirten oder in negativen Abdrücken erhaltenen Instincten dürfte man wohl vergebens suchen. Aber es sind immerhin zahlreiche und deutliche Spuren der Instincte längst ausgestorbener Thierarten bis auf uns gekommen. Aus bestimmten Körperbildungen, die nothwendig mit bestimmten Instincten verknüpft und deren fossile Gestalten hinreichend bekannt sind; aus Erzeugnissen des Instinctes fossiler Organismen, die mit diesen aus ihren tausendjährigen Gräbern hervorgezogen wurden, können und müssen wir einen Schluß ziehen, wenn wir die Frage nach der Entwicklung der Instincte nicht nach vorgefaßten Ideen, sondern nach dem Zeugnisse der Thatsachen beantworten wollen. Unsere Leser sind darum eingeladen, in die düsteren Mausoleen jener Todten-

[1] Entstehung der Arten, 7. deutsche Aufl., 8. Kap. und Nachgelassene Abhandlungen. Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXVIII. S. 33.

[2] Entstehung der Arten, S. 283.

stadt hinabzusteigen. Geisterhafte Skelette werden ihnen dort nicht begegnen, sondern nur Entomolithe, d. h. fossile Insectenreste; diese sind keineswegs so grauenhaft wie die Todtengerippe höherer Thiere; ein in Chalcedon verwandelter Prachtkäfer, der sammt seinen Fühlern und Beinen zu Edelstein geworden[1], ist beispielsweise sogar ein ganz liebenswürdiger Gegenstand. Vor den lateinischen Inschriften der Grabmäler brauchen sie auch nicht bange zu sein; denn die fossilen Insecten, die sich als Wegweiser anbieten, wissen ganz interessante Geschichten aus ihren Jugendtagen zu erzählen.

Unsere Untersuchungen sollen sich also auf das Instinctleben der urweltlichen Insekten beschränken. So werden wir ein einheitlich abgeschlossenes und doch nicht allzu eng begrenztes Bild erhalten; denn durch die Mannigfaltigkeit und hohe Vollkommenheit ihrer Instincte, durch die innigen Beziehungen, in welche sie durch ihr Instinctleben zu der übrigen Thier- und Pflanzenwelt treten, genießen die Insekten einen besonderen Vorzug, der uns für ihre geringe Körpergröße reichlich entschädigt. Zuerst wollen wir versuchen, einen Überblick über die Instincte einiger der vorzüglichsten Gruppen unter den vorweltlichen Insekten zu geben. Später wird dann die Frage zu erörtern sein, ob und inwiefern auf Grund dieser Thatsachen eine Entwicklung der Instincte in der Vorwelt anzunehmen sei.

I.

Es war in der silurischen Periode unserer Erde. Schon war der Morgen des Lebens für den Erdball angebrochen, schon belebten zahlreiche Pflanzen und Thiere die Thäler des Meeres; schneckenähnliche Nautileen und gepanzerte Trilobiten zogen ihres Weges zwischen den Meeresalgen, während die korallenbauenden Polypen ihre Arbeit begannen und die Seelilien ihren fühlenden Blüthenkelch entfalteten. Da endlich stieg das erste Festland als Insel aus dem Wasserspiegel empor; alsbald ließ die jugendliche Erde eine Landflora hervorsprießen, auf der auch schon die ersten Insekten sich einstellten. Jüngst wurde in Felsen aus der mittleren silurischen Formation von Jurques (Calvados, Frankreich) ein Insektenflügel von 3,5 cm Länge entdeckt; er ist einer Blattide angehörig, unter deren heutigen Verwandten die Schaben, Schwaben oder

[1] Ein Buprestis aus Japan, von Buckland beschrieben. Vgl. Quenstedt, Petrefaktenkunde, 3. Aufl., 2. Abth., S. 482.

Kakerlaken auch den Laien in der Entomologie wohl bekannt sind. Charles Brogniart, der das neue Insekt beschrieb [1], nannte es nach seinem Entdecker Palaeoblattina Douvillei. Diese silurische „Urschabe" ist nicht bloß das älteste der bisher bekannten Insekten, sondern auch das älteste Landthier. Welches war wohl ihre Lebensweise? Welches war die Lebensweise der carbonischen Schaben, die durch ihre große Menge über die Hälfte der fossilen Insektenreste aus der paläozoischen Formationsgruppe ausmachen? In der Steinkohlenformation finden sie sich nämlich so zahlreich, daß man diese Periode als das „Zeitalter der Schaben" bezeichnet hat [2].

Die Schaben der Gegenwart sind lichtscheue Thiere, die erst in tiefer Dämmerung oder in mitternächtlichem Dunkel ihre Schlupfwinkel verlassen, um ihrer Nahrung nachzugehen; diese besteht aus den verschiedensten pflanzlichen Stoffen und aus Abfällen aller Art. Sie sind durch lange Lebensdauer und große Lebenszähigkeit ausgezeichnet; selbst den Schwefeldämpfen, die fast allen übrigen Insekten einen raschen Tod bringen, vermögen sie lange Zeit zu widerstehen. Ihre Lebenszähigkeit, durch die sie auch unter sehr ungünstigen Umständen ihr Dasein zu erhalten vermögen, kommt auch ihrer zarten, hilflosen Nachkommenschaft zu Gute. Denn das Mutterthier bildet im Innern des Leibes eigenthümliche Ei-Gehäuse, welche mehrere Eier umschließen; in diesen braunen, verhältnißmäßig sehr großen, zierlichen Kästchen, die von der weiblichen Blattide noch einige Zeit mit herumgetragen oder mit einer Umhüllung versehen werden, gedeihen die Eier vortrefflich und behalten ihre Lebensfähigkeit über ein Jahr [3].

Dieß sind die Schaben der Gegenwart, erläutert an dem Beispiele der gemeinen Hausschabe (Periplaneta orientalis). Vergleichen wir nun hiermit die biologischen Verhältnisse, in denen ihre Urahnen in der paläozoischen Erdperiode gelebt haben. Die weitaus größte Mehrzahl der

---

[1] Comptes rendus des séances de l'Académie des Sciences à Paris, no. 26 vom 29. December 1884. Vgl. Stettiner Entomolog. Zeitung, 46. Jahrg., Nr. 4—6 (April—Juni 1885), S. 134 ff.

[2] Nach Scudder finden sich in der paläozoischen Formationsgruppe 40 europäische und 7 amerikanische Arten von Blattiden. Vgl. Scudder, Palaeozoic Cockroaches; a complete revision of the species of both worlds with an essay towards their classification. Boston 1879. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1881, I. S. 280 ff.

[3] Vgl. Urwelt der Schweiz, von O. Heer. Zweite Subscriptions-Ausgabe der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage. Zürich 1883. S. 93.

Pflanzen des Carbon hat ihre lebenden, im Vergleiche zu den baumartigen Altvordern allerdings nur zwerghaften Verwandten unter den Farn- und Bärlappgewächsen, die mit Vorliebe im dunklen, feuchten Schatten der Wälder gedeihen. Die feuchtwarme Atmosphäre jener Zeit war mit Kohlensäure viel reichlicher geschwängert als heutzutage, und eine düstere, fast nächtliche Dämmerung umhüllte noch den Erdball; denn noch hatte kein Sonnenstrahl die dichte Nebelschicht zu durchbrechen vermocht, welche unsere Erde damals umgab. In dem Mulme morscher Riesenfarne, Sigillarien und Lepidendren dürfen wir wohl die Wohnung der paläozoischen Schaben suchen; sie werden also höchst wahrscheinlich schon damals dunkelliebende, von pflanzlichen Abfällen lebende Insekten gewesen sein, die eine große Lebenszähigkeit besaßen; diese oben näher beleuchteten Eigenschaften passen auffallend zu den biologischen Verhältnissen der Steinkohlenperiode. Überdieß stimmen die fossilen Reste der paläozoischen Blattiden in ihrem allgemeinen Charakter so sehr mit der Organisation ihrer noch lebenden Verwandten überein, daß eine bedeutende Änderung ihrer physiologischen und instinctiven Begabung nicht stattgefunden haben kann.

Was wir für die Blattidenfauna der Steinkohle nachwiesen, gilt auch für die zahlreichen Mitglieder dieser Familie, die aus den folgenden Erdperioden uns aufbewahrt sind[1]; und es gilt von ihnen in um so höherem Grade, je ähnlicher sie den Arten der Gegenwart werden. Den fossilen Kakerlaken, die sich im schweizer Lias finden[2], wies Oswald Heer als Aufenthaltsort die mehlhaltigen Sagostämme an, die Palmenwälder der Liasformation.

Den vollendeten Schutzgestalten der riesigen Stabheuschrecken[3] aus der oberen Kohlenformation von Commentry (Allier, Frankreich) muß auch ein hoch ausgebildeter Schutzinstinct entsprochen haben. Denn wenn

---

[1] Aus dem untern Brandschiefer von Weißig in Sachsen (Dyas), aus dem englischen und schweizer Lias, aus dem Oolith von Stonesfield (brauner Jura), aus den Opalinusthonen des braunen Jura von Dobbertin, aus dem Solenhofer Schiefer (weißer Jura), aus den Wälderthonen, aus dem tertiären Süßwasserkalke von Öningen u. s. w. sind eine Menge Blattiden bekannt geworden. Vgl. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 1873 S. 692; 1875 S. 12; 1881 I. S. 282, u. a. O. — Quenstedt, Petrefaktenkunde, 3. Aufl., 2. Abth., S. 483 ff. — Girard, Traité d'Entomologie, I. § 6: Palaeontologie, p. 172 ss. — O. Heer, Urwelt der Schweiz, S. 391.

[2] Blatta formosa, angustata und media. Urwelt der Schweiz, S. 94.

[3] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXVI. S. 23—24. 313—315. 556 Anm. 1.

jene Insekten nicht wie ihre heutigen Verwandten in ihrem ganzen Benehmen dürre Zweige nachahmten, so konnte ihnen ihre Gestalt wenig nützen. Das Täuschende und somit auch das Schützende jener Nachahmung von Pflanzengestalten beruht nämlich in der Übereinstimmung der gesammten Gestalt, Farbe und Haltung mit den nachzuahmenden pflanzlichen Gebilden. Auch jeder Darwinist wird hierin mit uns übereinstimmen, und zwar um so mehr, da nach seiner Ansicht die Zweiggestalt jener Insekten sich dadurch entwickelte, daß die natürliche Zuchtwahl jene Individuen, die besser geschützt waren, bevorzugte; besser geschützt waren aber stets jene, die mit einer günstigen Abänderung der Gestalt auch eine entsprechende Abänderung des Instinctes verbanden: also mußte die Entwicklung von Schutzgestalt und Schutzinstinct Hand in Hand gehen, und jene Individuen, die schließlich die vollkommenste Schutzgestalt besaßen, waren sicherlich auch mit dem vollkommensten Schutzinstincte ausgerüstet. Wir mögen also gegen Darwin sein oder mit ihm, jedenfalls haben wir vollgiltigen Grund, anzunehmen, daß schon die riesigen walking sticks der Steinkohlenperiode, Protophasma Dumasii und die einen halben Meter lange Titanophasma Fayoli, den Instinct ihrer spätgeborenen Enkel des 19. Jahrhunderts besaßen, schlaff am Gezweige herabzuhängen und ihre Beine unsymmetrisch von sich zu strecken. Schon damals bedurften sie eines solchen Schutzinstinctes. Von Spechten und Baumläufern, von Nachtigallen und Sperlingen drohte den Insekten des Carbon allerdings noch keine Gefahr, denn kein Vogel flog in den Wäldern der Steinkohle; aber vor den zahlreichen Mikrosauriern und Labyrinthodonten jener Periode [1] mußten auch die größten Insekten wohl auf ihrer Hut sein. Unterdessen räumten die carbonischen Scorpione und Spinnen [2], die den gewaltigen und harten Phasmiden wohl nicht so leicht etwas anhaben konnten, unter dem Heere der pflanzenfressenden Blattiden auf; sogar der silurischen Urschabe (Palaeoblattina Douvillei) steht schon ein silurischer Urscorpion (Palaeophoneus nuncius) [3] gegenüber, der seine Nahrung nur unter den Mitgliedern jenes ältesten Insektentypus finden konnte. Mit den insektenfressenden Echsen und Spinnenthieren vereinigten sich die

[1] Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1870, S. 660.

[2] Cyclophthalmus senior, Eoscorpius carbonarius, Microlabis Sternbergi, Curculioides Prestvicii, Kreischeria Wiedei, Protolycosa anthracophila etc. Vgl. Quenstedt, Petrefaktenkunde, S. 471—475.

[3] Vgl. Stettiner Entomologische Zeitung 1885, Nr. 4—6, S. 136. — „Natur" 1885, Nr. 12, S. 139.

ebenfalls durch Insektenmord ausgezeichneten Tausendfüßler, die in den Sigillarienstämmen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten[1]; ihre Verwandten wählen noch heutzutage im Mulme hohler Baumstrünke ihren Lieblingsaufenthalt und gehen daselbst ihren Raubgelüsten nach.

Daß die Instincte der devonischen Urnetzflügler (Archiptera), welche vor der Entdeckung der silurischen Urschabe als die ältesten Insekten galten, ebenso fest bestimmt, typisch begrenzt und hoch entwickelt waren, wie ihre Organisation, ist selbstverständlich. Denn dasselbe Verhältniß, das heute zwischen der Bestimmtheit der Organisation und des Instinctes obwaltet, muß auch schon damals bestanden haben — es sei denn, daß die Thiere dazumal ihre Organe bloß zur Schau trugen, ohne sie zweckentsprechend zu gebrauchen; dieser Gebrauch wird nämlich zum größten Theile durch den Instinct bestimmt. Nun ist aber durch Scudders Forschungen[2] festgestellt, daß die Urnetzflügler des Devon von Neu-Braunschweig zum Theile sogar höher und verwickelter organisirt waren als ihre Verwandten unter den Netzflüglern und Geradflüglern der Gegenwart: also müssen auch ihre Instincte keineswegs unvollkommener gewesen sein als die Instincte ihrer gegenwärtig lebenden Vettern und Basen. Bei einem jener devonischen Insekten, bei Xenoneura antiquorum, hat man sogar ein Organ entdeckt, welches dem Schrillorgane der männlichen Laubheuschrecken (Locustiden) entspricht; wir dürfen deßhalb annehmen, daß schon Xenoneura damals Zirpconcerte gab wie heute unsere Grillen und Grashüpfer. Diese Concerte setzen aber eine hohe Entwicklung des Instinctes voraus, sowohl bei denen, welche sie geben, wie bei denen, welche sie zu hören bestimmt sind: denn der ihnen zu Grunde liegende instinctive Proceß ist ganz analog demjenigen, der beim Paarungsgesange der Vögel jeden Frühling und Sommer sich abspielt.

So wenig die devonische Urgrille und die mit ähnlichen Stimmorganen ausgerüsteten Gryllacriden und Grillen, Heuschrecken und Cicaden der Steinkohle und der folgenden Formationen[3] ihre Schrillorgane ge-

---

[1] Xylobius Sigillariae aus den Sigillarienstämmen von Neu-Schottland, und Euphoberia armigera aus der schottischen Kohlenformation. Vgl. Quenstedt S. 491. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1876, S. 891.

[2] Samuel Scudder, Devonian Insects of New Brunswick. Boston 1880.

[3] Z. B. Gryllacris Brogniarti (Carbon von Shropshire), Gr. lithanthraca (Carbon von Saarbrücken), Acridites carbonatus (Carbon von Wettin bei Halle), Omalia macroptera und Pachytylopsis Perscuairei (Carbon von Mons), Gryllus Dobbertinus (Lias von Dobbertin), Cicada Murchisoni (englischer Lias), Gomphocerites Bucklandi, Acridiites deperditus und liasinus (Lias der Schambelen im

braucht haben werden, um damit zu schweigen, eben so wenig werden auch die Fangheuschrecken (Mantiden), die schon im Carbon zum ersten Male erscheinen [1], ihre gefürchteten Raubarme zum Pflücken von Laub verwendet haben. Die Mantiden waren schon damals gefräßige Raubinsekten, die in springendem Fluge auf ihre Beute sich stürzten, um sie mit ihren mörderischen Vorderbeinen zu umarmen. Dieser Schluß ist auch Jenen gegenüber vollkommen berechtigt, die mit Darwin annehmen, daß die Entwicklung der Raubarme durch die natürliche Zuchtwahl geleitet wurde; denn zum Grasfressen waren solche Vorderbeine unnütz und konnten somit nicht ausgebildet werden.

Die Libellen sind durch ihre schlanke, pfeilförmige Gestalt, durch ihre großen, langen Flügel, durch ihre den größten Theil des Kopfes einnehmenden, halbkugelförmigen Augen und durch die kräftigen, scharf gezähnten Oberkiefer ihres Mundes als gewandte, scharfsichtige, starke und gefräßige Räuber gekennzeichnet. Heute gehören sie deßhalb zu den nützlichsten Raubinsekten, die ihres Amtes als Polizeiagenten namentlich an Wasserrändern walten und zahllosses kleine Geschmeiß zum Besten der Naturharmonie aus dem Wege räumen. Wenn nun Insektenformen von derselben Organisation, zum Theile sogar denselben Gattungen angehörig, wie unsere heutigen Wasserjungfern, schon an den Sümpfen und Bächen der Vorwelt geflogen sind [2], so werden sie damals wohl nicht zahme Pflanzenfresser gewesen sein, sondern denselben Raubinstinct besessen haben, wie ihre modernen Verwandten. Schon unter den devonischen Insekten von Carleton fanden sich einige den Libellen sehr nahe stehende Formen; in der Steinkohle von Cap Breton (Canada) erscheint bereits eine Libellula carbonaria; Brodia priscotincta aus dem englischen Carbon ist ein großes libellenähnliches Insekt mit dunklen Flügelstreifen, wie deren heute noch manche lebende Libellen zeigen; im Lias von Cheltenham

---

Aargau), Locusta speciosa, prisca und amanda (Solenhofer Schiefer), Gryllacris Ungeri (Eocän von Radoboj), Gryllus troglodytes, Decticus speciosus, Oedipoda Germari, Cicada Emathion (Miocän von Öningen) u. s. w. Vgl. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1875, S. 774; 1876, S. 103. — Geologische Zeitschrift, Bd. XXXII. S. 510 und Taf. 22. — Quenstedt, Petrefaktenkunde, S. 482 ff. — Urwelt der Schweiz, S. 94 u. 391 ꝛc.

[1] Neues Jahrb. für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 1880 I. S. 123. — Biologisches Centralblatt von Rosenthal. Bd. III. S. 512.

[2] Vgl. Scudder, Devonian Insects of New Brunswick. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1876, S. 582. — Quenstedt, Petrefaktenkunde, S. 485 ff. — O. Heer, Urwelt der Schweiz, S. 96 u. 394 ff. — Girard p. 172 u. 174. — Revue scientifique 1884, no. 9, p. 281.

(England) finden sich bereits die heutigen Gattungen Libellula, Aeschna, Agrion; im Lias der Schambelen (Aargau) flog Aeschna Hageni, „die Urgroßmutter unserer Wasserjungfern", wie Heer sie nennt; im Solenhofer Schiefer liegt Libellulites Solenhofensis und die gewaltige Aeschna gigantea, die 2 dm Spannweite maß. In den Sumpfformationen des unteren Tertiär muß es von Libellen geschwärmt haben; so groß ist die Zahl ihrer fossilen Überreste. Zu Öningen fand Heer im miocänen Süßwasserkalke 20 Arten, von denen die beiden häufigsten (Libellula Doris und Eurynome) mit der gemeinsten Wasserjungfer der Gegenwart (Libellula depressa) äußerst nahe verwandt sind. Ebendaselbst entdeckte er auch zahlreiche Libellenlarven von verschiedener Größe und den mannigfachsten Altersstufen; diese fossilen Libellenlarven aus grauer Vorzeit gleichen völlig den Libellenlarven der Gegenwart, die träge auf dem Schlammboden unserer Sümpfe umherkriechen, auf Beute lauernd, um sich plötzlich auf ein wehrloses Wasserinsekt zu stürzen, das sie mit den Zangen ihrer vorschnellbaren, zu einem Raubarme umgebildeten Unterlippe ergreifen und würgen; mit ihrer Drachengestalt ist heute wie ehedem ein entsprechender Drachenінstinct verbunden.

Diese Drachenbrut fand eine passende Gesellschaft an den mit einem langen, mörderischen Saugschnabel bewaffneten Wasserwanzen. Im Solenhofer Schiefer begegnen uns als Entomolithe Nepa primordialis und Belostoma elongatum[1]. Die letztere ist verwandt mit der Riesin unter den Wasserwanzen der Gegenwart, Belostoma grande, die in Südamerika wohnt. Sie ist immerhin flink in ihren Bewegungen, ähnlich wie unsere gemeine Schwimmwanze (Naucoris cimicoides), wenngleich sie nicht so pfeilschnell dahinschießt, wie unsere Rückenschwimmer (Notonecta). Nepa primordialis gibt den gemeinen Wasserscorpion der Gegenwart (Nepa cinerea) im Riesenformate wieder, der in seiner schlammfarbigen, einem modernden Blattreste ähnlichen Gestalt träge Hinterlist und giftige Tücke birgt. Still und unvermerkt nähert er sich seinem Opfer und faßt es mit eisernem Griffe; wenn er das Hinterbein eines Schwimmkäfers, der ihn an Körpermasse und Stärke übertrifft, einmal zwischen Heft und Klinge seines messerartig einschlagbaren Vorderbeines eingeklemmt hat, so läßt er sich ruhig von ihm weiterzerren, tödtet ihn durch den giftigen Stich seines Saugschnabels und saugt ihn aus. Der Stich unserer mittelgroßen Wasserwanzen ist auch für die menschliche

[1] Quenstedt, Petrefaktenkunde, S. 488 ff.

Haut sehr schmerzhaft; wer ihn einmal empfunden, wird es nicht rathsam finden, sich zum zweiten Male stechen zu lassen.

Ähnliche Wasserwanzen, zum Theile Riesen im Vergleiche mit ihren heutigen Verwandten, finden sich auch in der Braunkohle des Siebengebirges und im miocänen Süßwasserkalke von Öningen [1].

Während die Libellenlarven und Wasserwanzen die Rolle der Molche und Drachen in der Welt der kleinen Wasserthiere vertreten, wiederholt sich in den fleischfressenden Schwimmkäfern der Typus der katzenartigen Raubthiere und der falkenartigen Raubvögel; dagegen sind die plumpen und trägen pflanzenfressenden Wasserkäfer den gutmüthigen und harmlosen Wiederkäuern der höhern Thierwelt vergleichbar. Im Lias der Schambelen (Aargau) sind die wasserbewohnenden Käfer durch 15 Arten Pflanzenfresser und 5 Arten Fleischfresser vertreten [2]. Die ersteren gehören zur Familie der Hydrophiliden und zählen schon Mitglieder von ansehnlicher Größe; die letzteren sind zu den Gyriniden oder Taumelkäfern gehörig, nicht zu der heute so artenreichen Familie der Dytisciden. Die Taumelkäfer, die im schweizer Lias sich tummelten, sind so klein oder noch kleiner wie die heute bei uns lebenden; eine der 5 Gyrinidenarten der Schambelen (Gyrinus atavus) steht sogar den gewöhnlichsten Taumelkäfern der Gegenwart (Gyrinus natator und marinus) äußerst nahe. Versetzen wir uns also um einige hunderttausend Jahre in die graue Vergangenheit zurück und betrachten das Treiben der Gyriniden auf einem leicht bewegten stehenden oder fließenden Gewässer auf der Liasinsel im Aargau. Auch auf dem Brackwasser an der nahen Meeresküste können wir ihnen zusehen; denn die Taumelkäferchen scheuen die Salzfluth nicht so sehr, wie es bei den meisten übrigen Insekten der Fall ist; es scheint, daß Gyrinus marinus von seinem Matrosenleben sogar seinen Namen erhielt.

Im Sonnenschein führen die Gyriniden ein munteres Leben. Wie gewandte Schlittschuhläufer auf einer Eisbahn, beschreiben sie ruhelos Ellipsen und Kreise, Schraubenlinien und Schneckenspiralen auf dem glänzenden Wasserspiegel; wer sie Taumelkäfer nennt, thut den äußerst gewandten und zierlichen Bewegungen dieser Kreiselkäferchen Unrecht. Mit zwei großen Augen sehen sie nach vorne und oben, mit zwei anderen noch größeren spähen sie nach unten und seitwärts; wer nicht wüßte, daß die Gyriniden zum Räuberleben berufen seien, könnte es ihnen an den

[1] Vgl. Quenstedt S. 488 u. 489. — O. Heer, Urwelt der Schweiz, S. 418.

[2] O. Heer, Urwelt der Schweiz, S. 100 u. 101.

Augen ansehen. Wehe den zarten Mücken, die auf dem Spiegel des Baches tanzen! Wenn das schon im Lias ihre Sitte war[1], dann erging es ihnen wie heute; eine nach der anderen wird von den Kreiselläufern erhascht und in das feuchte Element hinabgezogen. Da schwimmt tief unten ein kleiner Fisch vorbei; es ist ein Pholidophorus helveticus, zu den Schmelzschuppern (Ganoideen) gehörig, der im Lias der Schambelen sehr häufig vorkommt. Er wollte vom benachbarten Seestrande einen kleinen Abstecher in das Süßwasser machen, um sich die Schweizerinsel anzusehen; ruhig schwimmt er stromaufwärts, nichts Böses ahnend; was sollte er auch von den kleinen Reigenspringern da droben zu fürchten haben, deren zwei Dutzend in seinem Rachen und zehn Dutzend in seinem Magen Platz fänden? Doch schon stößt einer derselben in wirbelnder Spirale auf ihn herab, faßt ihn mit den schmalen, nadelartigen Vorderbeinen fest am Kiemendeckel, um sich beim Schmause nicht aus dem Sattel heben zu lassen, und greift zu, ohne den Wirth um Erlaubniß zu fragen. Messer und Gabel ersetzen ihm die glatten, harten Oberkieferzangen mit ihren scharfen Doppelspitzen und die sichelförmig gekrümmten, mit scharfen Spitzen bewehrten Unterkiefer. Vergeblich zappelt und sprattelt der kolossale Braten, der damit gar nicht einverstanden ist; unser kleiner Held sitzt fest, frißt ihm mit aller Gemüthsruhe ein Loch in den Leib, und läßt ihn erst wiederum entkommen, wenn er satt ist[2]. Nach dem Essen geht der Kreiselkäfer wiederum auf das Deck, d. h. er läßt sich durch den Auftrieb des Wassers nach oben treiben, da er specifisch leichter ist als das ihn umgebende Element. Noch einige anmuthige Spiralen — und er fliegt plötzlich aus dem Wasser in die Höhe, dreht sich ein paar Mal in der Luft im Kreise, läßt sich einige Schritte davon wieder in das Wasser fallen und beschreibt dort seine Evolventen und Evoluten weiter. Da streicht eine riesige Libelle — es war wohl Aeschna Hageni — in leichtem Schwunge über den Wasserspiegel hin; sie meint, das kleine glänzende Käferchen schon im Schnabel zu haben; aber sie hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht: der Kreiselläufer hat sie noch rechtzeitig gesehen, und im Nu ist er in der Tiefe verschwunden. Sobald die Luft wiederum rein ist, kommt der Käfer wieder nach oben und setzt seinen Kreislauf im Kosmos fort, unermüdlich nach Seinesgleichen und nach Beute jagend. Ist er endlich doch müde, so läßt er sich von den

[1] Aus dem Lias sind nämlich bisher noch keine Zweiflügler bekannt.

[2] In der alluvialen Gegenwart sahen wir selbst einmal einer solchen Mahlzeit zu; nur war der Braten kein Seefisch, sondern ein Wassersalamander.

leichtbewegten Wellen widerstandslos schaukeln, und du glaubst, er sei todt; aber versuche nur, ihn zu fangen — und es wird dir ergehen wie Aeschna Hageni.

Das ist eine Stunde aus dem Leben eines Kreiselkäfers. Seine knapp geschlossene, eiförmige, oben sanft gewölbte, unten fast flache Körpergestalt; die zarte Ölschicht, welche seinen Körper stets trocken hält, die Leichtigkeit seiner Bewegungen auf dem Wasserspiegel erhöht und die unter den Flügeldecken gesammelte Luft auch unter dem Wasser nicht entweichen läßt, so daß dem Käfer ein queckſilberglänzendes Luftkügelchen als Taucherglocke in die Tiefe folgt; die zu breiten Ruderflossen umgebildeten Mittel- und Hinterbeine, und die als Raubarme trefflich dienenden langen dünnen Vorderbeine; die vier großen Netzaugen, die ihm keine Beute unbemerkt lassen; die zu einem Raubthiergebisse geschaffenen Mundwerkzeuge — kurz die gesammte Körperbildung eines Gyriniden steht in unzweideutiger Verbindung mit dem ewig bewegten und nimmer ruhenden Instinctleben dieses kleinen Räubers.

Größere wasserbewohnende Käfer als im Lias erscheinen im Tertiär [1]. In den miocänen Gewässern von Öningen lebte einst der Riese unter den pflanzenfressenden Wasserkäfern, der 6 cm lange und 3 cm breite Hydrophilus giganteus, ein wahrer Elephant unter den kleineren Familienverwandten. Auch die fleischfressenden Dytisciden haben in dem Süßwasserkalke von Öningen stattliche Formen hinterlassen, die den schönsten und größten Arten der Gegenwart nicht nachstehen; Dytiscus Lavateri und Cybister Agassizi nennen uns einige derselben. Wie die Gyriniden und mittelgroßen Dytisciden (z. B. Acilius) unserer Tage in den größeren Wasserwanzen ihre gefährlichsten Feinde finden — durch einige Wasserscorpione wurden uns in einem Aquarium in kurzer Frist viele der ersteren nächtlicher Weile gemeuchelt — so mögen wohl in den Gewässern von Öningen auch die größten Dytiscus und Cybister ihren Meister an den riesigen Wasserwanzen (z. B. Belostoma speciosum) gefunden haben, die ihren heutigen europäischen Brüdern an Größe bedeutend überlegen sind. Heute sind diese großen Schwimmkäfer unumschränkte Despoten in ihrem Reiche; unter den Wasserinsekten erkennen sie keinen Stärkeren über sich. Damals war es anders und mußte es anders sein. Denn während heutzutage die wilden und zahmen Enten und andere Wasservögel den großen Schwimmkäfern empfindliche Verluste beibringen

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 406 ff.

und ihrer zu starken Vermehrung erfolgreiche Schranken setzen, waren die Wasservögel im Tertiär noch selten, obgleich schon damals auf dem Öninger See eine Anas Oeningensis umherschwamm [1].

So ward schon damals das sociale Gleichgewicht in der Wasserwelt gegen die Übermacht der großen Schwimmkäfer geschützt und gesichert. Diese selbst kamen derselben Pflicht nach gegenüber den Wasserthieren, die ihnen zur Nahrung angewiesen waren. Vermuthlich hatten die Dytisciden der Vorwelt ebenso guten Appetit wie ihre lebenden Urenkel; da sie auch schon im Tertiär dieselben Wasserthiere vorfanden, die ihnen heute zur Nahrung dienen [2], sind ihre Nahrungsinstincte wahrscheinlich unverändert geblieben. Die Larven der Libellen und der Federmücken (Chironomus) standen ihnen im Miocän von Öningen massenweise zu Gebote; ebenso auch die Larven der Köcherfliegen (Phryganea), die ihren zarten Leib durch Futterale aus verschiedenen Stoffen gegen räuberische Zähne vergeblich zu schützen suchen [3]. An Larven von Schwimm- und Wasserkäfern und kleinen Wasserwanzen fanden sie großen Überfluß, und da man bei den Dytisciden keine Rücksicht auf Freunde und Verwandte kennt, verschwanden wohl auch viele der eigenen Kinder in dem Magen ihrer Eltern. Weißfische und Grundeln, Barsche und Schleihen schwammen in den miocänen Gewässern von Öningen; wer weiß, wie viele kleine Fische von den Dytisciden aufgefressen wurden, während manche dicke Schleihe mit einem Loche im Kiemendeckel davon kam. Zur Rache dafür verschwand wohl auch mancher große Schwimmkäfer im Rachen eines Öninger Hechtes (Esox lepidotus und robustus). Statt der kleinen Wasserfrösche und Wassermolche (Triton), die heute von den Dytisciden decimirt werden, fanden Dytiscus Lavateri und Cybister Agassizi zu Öningen Riesenfrösche (Latonia Seyfriedii) und meterlange Riesensalamander (Andrias Scheuzeri) vor; daß sie dieselben trotz ihrer Größe nicht schonten, ist kaum zu bezweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

E. Wasmann S. J.

---

[1] Urwelt der Schweiz, S. 434.

[2] Urwelt der Schweiz, S. 394 ff., 420 ff., 425 ff., 427 ff.

[3] Auch in Kalkablagerungen bei Montpellier finden sich die Phryganeengehäuse massenhaft eingeschlossen. Vgl. Girard p. 175.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Schluß.)

XII. Die letzten Tage (1670—1673).

Im März 1672 vollendete Molière ein Stück, von dem er selbst sagte: „Führt dieses Werk mich nicht zur Unsterblichkeit, so gelange ich nie dahin." Er redete von den Femmes savantes, an denen er volle vier Jahre im Stillen gearbeitet und gefeilt hatte, in denen er gleichsam seine schönsten Gestalten und Scenen noch einmal recapitulirte, indem er, auf den Gedanken seines ersten selbständigen Werkes, der Précieuses ridicules, zurückgreifend, die Tendenz dieser Posse noch verschärfte und sie in einer Charakterkomödie zum abgerundetsten, nachdrucksvollsten Ausdruck brachte[1].

Das ursprüngliche Preciösenthum mit seinen theils berechtigten, theils schrullenhaften Eigenthümlichkeiten hatte wenigstens nach einer Richtung durch die Précieuses ridicules (1659) einen Todesstoß erhalten. Das abgezirkelte Ceremoniell, die poetisch-bombastische Sprache und die romanhafte Galanterie hatten sich überlebt; der Charakter einer Preciösen im Stil der Rambouillet war nicht mehr Mode — kurz die précieuses spirituelles et galantes mußten den précieuses savantes immer mehr den Platz räumen, und was schlimmer war, die Krankheit des Preciösenthums setzte sich immer mehr in geschlossenen Zirkeln fest, in denen sie dann den Charakter des Cliquen- und Cabalenwesens annahm. Nicht bloß über die philosophischen Systeme wurde hier von den galanten Damen und ihren schöngeistigen Seïden disputirt und zu Gericht gesessen, sondern auch über Politik und Religion. Was aber von einer noch größeren Tragweite für das Gesammtleben der

[1] Zwischen dem zuletzt ausführlich besprochenen Avare und den Femmes savantes liegen freilich noch sechs Stücke: Monsieur de Pourceaugnac (1669), Le Bourgeois gentilhomme (1670), Les Amants magnifiques (1670), Psyché (1671), Les Fourberies de Scapin (1671), La Comtesse d'Escarbagnas (1671). Keines dieser Werke ist indeß von principieller Bedeutung, und da an dieser Stelle nur diejenigen Werke und Lebensereignisse Molière's uns beschäftigen, welche von liberalen Literarhistorikern zum Angriff gegen die Kirche gebraucht oder sonst mißdeutet werden, so können wir hier von einer Besprechung jener Stücke absehen. An einer andern Stelle hoffen wir das hier Versäumte nicht bloß in dieser Beziehung nachzuholen, sondern auch so manche andere Frage, die mit dem Molière-Studium in engster Beziehung steht, ausführlicher, als es in einer Zeitschrift geschehen kann, zu behandeln.

Nation werden konnte, war ein eigenthümlicher Zug unweiblicher Emancipationsgelüste, welcher anfing, sich viel selbstbewußter und unverhohlener als je zuvor in den wissenschaftlichen Frauenzirkeln bemerklich zu machen. Man behauptete und strebte geradezu eine Gleichstellung der Frau in der Wissenschaft mit dem Manne an; Wissenschaft sollte nicht bloß eine Zierde des Geistes, sondern ein Lebensberuf auch für die Frau werden. Nebenher trat immer mehr eine ausgesprochene Geringachtung, ja Verachtung des Berufes der Frau als Gattin, Mutter und Wirthschafterin zu Tage, die zu den traurigsten Zerwürfnissen und Ausschreitungen führen mußte. Unsere heutige gebildete Damenwelt würde sich übrigens verwundern und erschrecken über die gründlichen Studien auf dem Gebiete der alten Sprachen, der Mathematik und Astronomie, wie sie einige Frauen jener Zeit wirklich gemacht hatten, Studien, welche sie befähigten, in allen diesen gelehrten Materien nicht bloß ein verständiges, sondern oft ein entscheidendes Wort mitzureden. Von Madame Dacier, welche zuerst den Anakreon in's Französische übersetzte, bis zu Madame du Châtelet, welche sich um die Preise der Akademie der Wissenschaften bewarb, könnte man eine stattliche Anzahl wirklich „gelehrter Frauen" aufzählen, bei denen ein entschiedenes Talent einen annehmbaren Grund abgeben durfte, aus den Reihen ihrer Mitschwestern herauszutreten, um sich einem Berufe zu widmen, der ebenso selten sein muß, als es gerade solche ausgesprochene Talente und solche unermüdliche Studien sind. Unsere Neuzeit hat den Gedanken jener emancipationslustigen Zirkel freilich nur von der praktischen Seite wieder aufgegriffen, und was in diesem Gedanken unabweisbar Berechtigtes liegt, hat sich bereits ausgestaltet und wird sich immer mehr ausgestalten, ungeachtet der lächerlichen oder empörenden Übertreibung, die ja immer im Anfang selbst das Beste und Vernünftigste begleitet. Zu Molière's Zeiten handelte es sich aber noch nicht darum, durch naturgemäße, vernünftige Erweiterung der Sphäre weiblicher Thätigkeit einem großen Bruchtheil der Frauenwelt, der doch keinesfalls zu einer Familienstellung gelangt wäre, Brod und Arbeit zu geben; sondern die Frage war mehr zeitgemäß im Sinne der Gesellschaft des damaligen Paris. Nicht die materielle Noth war die Triebfeder jener Bestrebungen, sondern die Ehre, die Alles beherrschende gloire, und der eigenthümlich betäubende Duft der Gesellschaftsmacht, welche den Damen unwidersprochen eingeräumt war. Man wollte herrschen nicht mehr durch die Gnade der Männer oder durch das Recht des Schwächern, sondern durch eigene Leistungen auf dem von den Männern bisher allein bearbeiteten Felde. Was heute vielfach eine Folge der Überbevölkerung ist, war damals bloß Folge der Übercultur. Zudem hatte die allgemeine Entsittlichung der höheren Kreise eine unmoralische Geringschätzung des durch alle Gesetze der Natur und der Religion geheiligten Berufes der Mutter und Erzieherin herbeigeführt. Dieser Beruf legte zu schwere Opfer auf, während der freie Verkehr der männlichen und weiblichen „Savanten" sich leicht als gesellschaftlicher Anstandsmantel über manche Ausschreitung breitete.

Die unnatürlichen und für das Gesammtwohl gefährlichen Eigenschaften dieses Savantenthums mußten um so greller hervortreten, je weitere Gesell-

schaftskreise dasselbe ergriff, und es war wohl mehr dieser innere Grund als eine Erhöhung der komischen Situation, welcher Molière bewog, seine „gelehrten Frauen" in dem Hause eines einfachen Bürgers zu suchen. Bei den Précieuses ridicules freilich gehörte es mit zur Wesenheit des dichterischen Unterfangens, die Preciösen lächerlich darzustellen, daß dieses Preciösenthum uns in Personen vorgeführt wurde, welche in Allem der Widerspruch dessen waren, was dieses Preciösenthum entschuldbar gemacht oder gar gerechtfertigt hätte. Bei den Femmes savantes dagegen liegt der Widerspruch, die Komik gewissermaßen schon im Titel, im Wesen der Sache selbst. Nur die moralische Tendenz des Stückes wird dadurch verschärft, daß Molière das grassirende Zeitübel in den Schooß einer bürgerlichen Familie verlegt, um uns dessen verheerende Wirkung nachdrücklicher vorzuführen.

Diese Bürgerfamilie besteht aus Vater, Mutter, zwei Töchtern, einem Oheim und einer Tante. Die Mutter Philaminte, die älteste Tochter Armande, und die Tante Belise sind eben die „gelehrten Frauen", während der Vater Chrysale, die zweite Tochter Henriette, der Onkel Ariste uns den gesunden Menschenverstand und die wahre Bildung in mehr oder minder vollkommener Form vorführen. Der Conflict in der Familie ist schon durch die verschiedene Geistesrichtung groß genug, er wird noch geschärft durch zwei Männer von außen, die beide als Liebhaber der nicht „gelehrten" Tochter auftreten, die aber in ihren Charakteren den Widerspruch der Familienglieder zu typischen Extremen verkörpern — Clitander, der eigentliche Idealmensch des Stückes, eine Art zu klarer Ruhe gelangter Alceste, und Trissotin, der wissenschaftliche Schmarotzer und schöngeistige Tartüff.

Wer von diesen beiden Männern wird die Braut heimführen? Das ist die dramatische Frage. Da nun diese Frage, in so einfacher Form gestellt, weder fünf Acte gefüllt noch zur Ausspinnung des Hauptgedankens würde hingereicht haben, stellt Molière eine Nebenfrage: Wessen Wille wird durchgesetzt werden, derjenige des Mannes, der sich für Clitander, oder derjenige der Frau, die sich für Trissotin entschieden hat? Um auch diese Nebenfrage komisch zu gestalten, erfindet der Dichter den Umstand, daß Chrysale ein Pantoffelheld der idealsten Sorte ist und seine Frau Gelehrte einen entschiedenen Beruf zum Herrschen an den Tag legt. Allein auch diese Nebenverwicklung würde nicht ausreichen zu einer fünfactigen Handlung, weßhalb dem Herrn Trissotin ein Bruder in der Gelahrtheit gegeben wird, der seinerseits in den letzten Theil der Handlung etwas regeres Leben bringen soll, wie die Magd Martine es in der ersten Hälfte zu thun hat. Trotz alledem ist nicht zu läugnen, daß das Interesse des Lesers oder Zuschauers im Verlauf der Komödie nicht immer gleicher Weise in Anspruch genommen ist, ja daß dasselbe unerachtet des größten Wohlwollens an einzelnen Stellen wohl gar erlahmt. Da diese Erlahmung immer nur in solchen Scenen eintritt, in denen die gelahrten Frauen selbst entweder ausschließlich oder doch hauptsächlich das Wort führen, könnte man versucht sein, an einen Kunstgriff des Dichters zu denken, der auf diese Weise abschreckend hätte wirken wollen,

wenn — nun, wenn Langeweile überhaupt ein künstlerisches Mittel wäre. Die hypermoliéristische Kritik mag diesen Mangel an Handlung läugnen, so lange und so eifrig sie will, der unbefangene Leser wird ihn empfinden trotz Allem, und auch recht gut fühlen, daß im „Misanthrop" die Conversation recht eigentlich Handlung war, in den „Gelehrten Frauen" dagegen Conversation und zwar eine nicht anregende Conversation von Blaustrümpfen bleibt. Wenn irgend etwas, so beweisen diese Steppen und Wüsten in dem sonst so blühenden bunten Stück, daß Molière sich müde fühlte. Eine ähnliche geistige Ermüdung scheint auch der Schluß zu verrathen. Nachdem der Dichter fünf ganze Acte hindurch Zeit gehabt hatte, aus den Charakteren heraus eine Lösung der Frage herbeizuführen, und der Zuschauer gerade auf eine solche Lösung gespannt sein mußte, sieht sich der Letztere in etwa überrascht, wenn nun trotzdem der Deus ex machina mit dem erdichteten Doppelbankerott das Zünglein der Wage zum Neigen bringt. Freilich ist dieser Betrug wohl im Stande, uns Clitander als Ehrenmann und Trissotin als charakterlosen Schmarotzer zu zeigen; allein abgesehen davon, daß dieß keine neue Entdeckung ist, bleibt gerade der andere Conflict, auf den sich schließlich doch Alles zuspitzte und der in der Frage nach dem Siege zwischen Mann und Frau gipfelte, recht eigentlich unentschieden, wodurch die Komödie nach dieser Seite hin einer Lösung verlustig geht. Oder sollte es bewußte Absicht Molière's sein, uns durch diesen Mangel eines lösenden Schlusses anzudeuten, daß in Bezug auf den Streit um das Hauscommando ein eigentlich entscheidender Friede nicht zu denken — daß hier nur ein bewaffneter Waffenstillstand zu erlangen ist?

Ein eingehenderes Studium des Ganges und der Personen des Stückes wird das Vorstehende erläutern und erhärten.

Bereits in der ersten Scene werden uns die zwei ungleichen Schwestern Armande und Henriette vorgeführt, wie sie über eine Lebensfrage die entschieden entgegengesetzteste Meinung vertreten, was dem Dichter Gelegenheit bietet, gleich zu Anfang seine Komödie auf die rechte künstlerische wie principielle Höhe zu erheben. Der volle Gegensatz, in welchen sich die Savanten zu der Vernunft und Sitte gestellt, findet im ganzen Verlauf keinen besseren Ausdruck als in den Vorwürfen Armandens gegen die heirathslustige Henriette und in der Vertheidigung ihres Standpunktes durch die Letztere. Nach diesen ernsten Erörterungen tritt die Komik aber sofort in ihr Recht, indem es sich herausstellt, daß im Grunde auch etwas Eifersucht im Spiel, das Abrathen von Seiten Armandens also nicht ganz und einfach Gelahrtheit ist. Sie glaubt nämlich den Liebhaber Henriettens für sich in Anspruch nehmen zu sollen, freilich nicht um ihn in prosaischer Weise zu heirathen, sondern in platonisch geistiger Weise zu ihrem Anbeter zu haben. Sie ist von der ausschließlichen Liebe Clitanders zu ihr so überzeugt, daß sie ihn, der hinzukömmt, sogar in Gegenwart der Schwester auffordert, zu entscheiden, wem von Beiden sein Herz gehöre. Clitander zieht sich aus dieser bösen Lage mit der ganzen zarten, aber unbestechlichen Wahrheitsliebe eines Edelmannes. Nachdem sich Armande ziemlich gereizt und racheluſtig zurückgezogen, bittet Henriette den Freund, er möge doch diejenigen Wege einschlagen, die ihn am

sicherſten zu der gewünſchten Einwilligung der Eltern führen können, und ſetzt ihm zu dieſem Zweck zunächſt die untergeordnete Stellung des Vaters gegenüber der Mutter, dann hauptſächlich die ſchwachen Seiten dieſer Letzteren auseinander. Dieſer Zug gefällt uns an der ſonſt ſympathiſch charakteriſirten Henriette offen geſtanden weniger. Molière hätte mit leichter Mühe ein anderes Mittel finden können, um uns die Familienverhältniſſe darzulegen; es war nicht nöthig, dieß in wenig kindlicher Weiſe von der eigenen Tochter thun zu laſſen. Auch bittet Henriette, Clitander möge um des guten Zweckes willen etwas Liebe und Bewunderung für die gelehrten Schrullen der Mutter ſowohl als für den gelehrten Hausfreund Triſſotin heucheln. Vor dieſer Zumuthung empört ſich aber das wahrheitsliebende Gemüth des Freundes — wie Alceſte weigert er ſich, die Thorheit zu bewundern: „Je dis la chose comme elle est.“ Da jedoch in dieſem Augenblick die Tante Beliſe erſcheint, will er dieſe um ihre Fürſprache bei der Mutter bitten. Was nun folgt, iſt ein Muſter einer komiſchen Situation. Kaum hat Clitander angefangen, auf ſeine Bitte anzuſpielen, als auch die alte Närrin ihn unterbricht und ihm in prüde-coquetter Weiſe in's Geſicht ſagt, daß ſie um ſeine ſchmachtende Liebe zu ihr wiſſe, ja daß ſie dieſe Liebe ſogar trotz ihres Savantenthums dulden wolle, ſolange ſie ſich in discreter Verborgenheit halte. Alles Reden und Läugnen Clitanders dient nur dazu, die Alte in ihrem Wahne zu bekräftigen. Damit endet der erſte Act. Wie bei „Tartüff“, iſt auch hier der erſte Act voll von Anſpielungen auf die Hauptperſonen — Philaminte, die Mutter, und Triſſotin, den Gelahrten, ſie ſelbſt aber treten nicht auf — ein Kunſtgriff, der nicht wenig zur Spannung und zur künſtleriſchen Wirkung beiträgt.

Clitander hat ſich inzwiſchen an eine „sage personne“ um Vermittelung gewandt, nämlich an den Bruder Chryſale's, Ariſte, und dieſer redet mit dem Bruder offen und klar; auch iſt Chryſale ganz entzückt von der Werbung, da er mit dem Vater Clitanders auf das Innigſte befreundet geweſen. Noch reden die Beiden, da naht ſich ſtill Beliſe den Brüdern und beläſtigt nun auch dieſe mit der „Chimäre“, daß ſie und nicht Henriette die Erwählte Clitanders ſei. Die wiederholte Verwendung dieſes Motives ſcheint uns in einem ſo feinen Stück eine unkünſtleriſche Übertreibung. Ariſte als kluger Mann ſagt dem Bruder, deſſen häusliche Lage er kennt: „Parlons à votre femme.“ Chryſale erwiedert darauf wie alle Schwächlinge, die auf ihren Muth pochen, ſolange der Feind ferne iſt; er will mit der Frau reden, er iſt Meiſter und er nimmt Clitander als Schwiegerſohn, damit baſta! „C'est une affaire faite.“ Noch iſt dieſer Muthanfall nicht verraucht, als ihm auch ein neuer Gegenſtand geboten wird; Philaminte hat die Magd Martine verabſchiedet, und nun will Chryſale auch in dieſem Punkte eingreifen, ſeine tüchtige Köchin Martine darf nicht entlaſſen werden..., aber o Noth, da kommt der Feind in Perſon der Gattin ſelbſt. Die nun folgende Scene iſt in der That ein Meiſterſtück zu nennen, wie ſelbſt Molière ihrer wenige ſchrieb. Das Rückwärtsconcentriren des muthigen Ehemannes iſt herrlich, herrlicher noch die Entwicklung des Grundes, warum Martine entlaſſen werden ſoll. Hier ſehen wir die femme savante im grellſten Licht der Lächerlich-

keit. Natürlich wird Martine entlassen, und kaum hat Chrysale mit heroischer Anstrengung von dem zweiten Punkt, der Heirath, den Mund geöffnet, als die Frau ihn auch schon magisterlich bescheidet, *sie* habe an die Heirath gedacht und der ungebildeten Henriette einen um so gelehrteren Bräutigam in der Person Trissotins bestimmt! Chrysale ist „paff" — stumm läßt er die Herrschgewaltige entweichen, und erst als sein Bruder Ariste ihn um das Ergebniß seiner Unterredung befragt, sieht er die ganze Größe seiner Niederlage und das Schmachvolle derselben ein. Er nimmt sich vor, von diesem Augenblicke an ein ganzer Mann zu sein: „Et je m'en vais être homme à la barbe des gens." Ob's wahr ist? — —

Endlich mit Eröffnung des Vorhanges zum dritten Act erschauen wir *ihn*, den oft Genannten, Trissotin, den Gelahrten! Er sitzt da inmitten seiner Getreuen, Philaminte, Armande und Belise, und ist eben im Begriff, sein neuestes Meisterwerk vorzulesen, das er in der närrischen Weise der Savanten ein „enfant tout nouveau-né" nennt, „et c'est dans votre cour, que j'en viens d'accoucher". Da kommt Henriette hinzu und wird trotz ihres Fluchtversuches gezwungen, der Sitzung anzuwohnen, bei deren Schluß die Mutter ihr die Heirath mit Trissotin vorzulegen gedenkt. Die Sonnettscene ist köstlich — wir kennen sie theilweise schon aus den Précieuses ridicules. Das weitere gelahrte Gespräch bis zur Ankunft Vadius' ist zu sehr ausgesponnen; es mag zur Charakteristik der gelehrten Tendenzen ja nöthig sein, hätte aber entweder besser mit der Haupthandlung verbunden oder sonstwie interessanter gemacht werden müssen. Man lebt förmlich wieder auf, sobald Herr Vadius mit seinen griechischen Studien hereintritt. Die Antwort Henriettens: „Excusez-moi, monsieur, je n'entends pas le grec", ist unübertrefflich für die Komik der Situation, ebenso die nun folgende Duettscene zwischen den beiden Gelehrten — die sich anfangs in Bewunderungsausdrücken tollster Art überbieten, um schließlich als Todfeinde auseinander zu gehen, weil Vadius ein Gedicht getadelt, von dem er nicht wußte, daß Trissotin es gemacht! Als Vadius in höchstem Zorn das Haus verlassen, erklärt Philaminte, die trotz des empörend arroganten Auftretens Trissotins von ihrer Bewunderung des Narren keineswegs geheilt ist, daß sie den Gelehrten zum Bräutigam ihrer Tochter erkoren habe. Obgleich Henriette ihm ihre Abneigung in's Gesicht hinein sagt, hat der Mensch die Unverschämtheit, auf den Willen der Mutter eingehen zu wollen. Nachdem Alle bis auf Henriette und Armande sich entfernt, erscheint Chrysale mit Clitander und befiehlt Henrietten, von nun an sich als Braut Clitanders zu betrachten. Armande droht freilich mit der Mutter; allein Chrysale scheint noch Muth zu haben, er gebietet der Vorlauten ganz verächtlich, zu schweigen, sie solle nur zur Mutter gehen und, ihr sagen, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Ariste lobt den Bruder wegen dieser Energie — — aber — aber — wird sie vorhalten?!

Diese Frage ist bei Eröffnung des vierten Actes noch mehr am Platze; denn die verschmitzte und echtweiblich schlangenfalsche Armande sucht die Mutter noch mehr aufzuhetzen gegen die Verlobung, indem sie ihr immer wieder vor-

hält, daß Clitander gar nichts von dem Gelehrtenruhme Philamintens anerkenne, deren Verse nicht lobe u. s. w. Das nun folgende Zwiegespräch zwischen der Mutter und Clitander ist ebenso wie die Scene zwischen Clitander und Trissotin nicht ganz so lebendig und prickelnd, als man wohl erwartet hätte; man wünschte beide etwas kürzer, obgleich sie mehr als selbst die besten der bisherigen Scenen dem Hauptgedanken des Stückes, der Charakteristik der „gelehrten Frauen", dienen mögen. Da bringt ein Diener einen Brief des gelehrten Vadius, worin dieser erklärt, Trissotins Philosophie habe es nur auf das Vermögen Philamintens abgesehen — allein dieser weibliche Orgon ist von ihrem schöngeistigen Tartüff so eingenommen, daß sie jetzt erst recht ihren Willen durchsetzen will, der nothwendig etwas ausnehmend Großes bezwecken müsse, weil er so viele Feinde habe. Clitander wird sogar höhnisch eingeladen, den Contract zwischen Trissotin und Henriette zu unterschreiben. Sie geht; Chrysale kommt hinzu, hört, was geschehen, und schwört nun wieder, es solle nicht geschehen:

Ah, je leur ferai voir, si pour donner la loi
Il est dans ma maison d'autre maître que moi.

Ganz recht, aber — aber, wann wird der gute Chrysale uns das sehen lassen?

Wie Elmire im „Tartüff", so will Henriette jetzt Trissotin selbst bitten, von der Verlobung abzustehen, sie erreicht aber nichts. Die ziemlich lange Unterredung nimmt auch ihrerseits Theil an der eigenthümlichen Langeweile, die überall ausgegossen, wo diese Pedanten das große Wort führen. Kaum hat der unerbittliche Mensch den Rücken gedreht, so erscheint Chrysale und mit ihm — Martine, die Magd. Chrysale behauptet:

Je veux, je veux apprendre à vivre à votre mère;
Et pour mieux la braver, voilà, malgré ses dents,
Martine que j'amène et rétablis céans.

Molière ist in seiner besten Laune. Bei jedem Wort, das die Tochter an den Vater richtet, um ihm Muth einzuflößen und ihn zu bitten, fest zu bleiben, schwillt diesem der Kamm; er redet sich immer mehr in einen Paroxismus der Herrschwuth hinein — und wirklich drei- oder viermal wagt er es, nicht zwar seiner Frau zu widersprechen, aber doch in ihrer Gegenwart auszusprechen, was er will — allein wer weiß, wäre die zungengewandte Martine ihm nicht zu Hilfe gekommen, so würde er schon eher klein beigelegt haben; die Magd hält seinen Muth noch eine kurze Zeit aufrecht, aber schließlich sucht er doch nach einem Ausweg ... Trissotin könne ja seinetwegen Henriette heirathen, nur solle dann Clitander die Ältere, Armande, nehmen. Leider bricht hier im entscheidendsten Moment der Dichter dem Conflict die Spitze ab durch den eintretenden Boten, der den doppelten schweren Geldverlust anmeldet, worauf Herr Trissotin sich schleunigst zurückzieht. Das Übrige ergibt sich von selbst — selbst Philaminte ist von ihrem Trissotin geheilt, und Chrysale freut sich am Schluß, unwidersprochen befehlen zu können:

Allons, monsieur, suivez l'ordre que j'ai prescrit,
Et faites le contrat ainsi que je l'ai dit.

Durch gelegentliche Zwischenbemerkungen haben wir bereits angedeutet, wie nahe verwandt der Plan der „Gelehrten Frauen" mit demjenigen des „Tartüff" sei, die Anklänge an den „Misanthrop" sind dagegen mehr versteckt, sie finden sich bloß in der Charakteristik Clitanders, der sich selbst um den Preis der Braut nicht zu wahrheitswidrigen Schmeicheleien verstehen will. Daß Clitander unsere ungetheilteste Sympathie in diesem Stücke besitzt, braucht nicht gesagt zu werden, an die oft behauptete Idealität Henriettens vermögen wir indeß nicht zu glauben. Ihr ganzes Verdienst besteht darin, daß sie keine Gelahrte ist; das mag unter Umständen viel sein, aber es ist kein Grund, aus ihr den schönsten Frauencharakter zu machen, den Molière gezeichnet. Auch darin ist Clitander die Lichtfigur des Stückes, daß er im Unterschied von dem bildungslosen Chrysale und dem indifferenten Ariste, besonders aber dem aufgeblasenen Schwindler Trissotin, die relative Berechtigung der Frauenbildung erkennt, sie mit feinem Verständniß und entschiedener Ablehnung aller Übertreibung energisch ausspricht und so die goldene Mittelstraße für die Zuschauer andeutet.

Wie man in den „Gelehrten Frauen" ein Verächtlichmachen der sittlichen Tugend preciöser Damen zu Gunsten der höfischen Frivolität hat finden können, ist geradezu unbegreiflich. Man müßte vorerst beweisen, welches denn eigentlich die Tugenden jener Damen gewesen. Ein anderer Vorwurf kann leider dem Dichter nicht erspart bleiben. Wie er in der lebenskräftigen, natürlich witzigen und das Richtige treffenden Dienstmagd Martine seiner eigenen gleichnamigen Hausmagd ein ehrendes Denkmal gesetzt für die treuen Dienste mit dem Besen und mit der Zunge[1], so hat er zwei andere Persönlichkeiten seiner Zeit für alle künftigen Tage an den Pranger der Lächerlichkeit, ja Gehässigkeit gestellt. Daß diese Personen eine solche Behandlung durchaus weder in ihrem Privatleben noch in ihrem Verhalten gegen den Dichter verdient hatten, erhöht nur das Unerlaubte und Ungerechte in Molière's Handlungsweise. Es war bereits vor der Aufführung des Stückes in Paris ein offenes Geheimniß, daß unter dem Namen Trissotins (der dreimal Närrische) oder, wie er ursprünglich durchsichtiger, aber weniger gehässig, hieß, Tricotins (des dreifachen Cotins oder des Strickers), kein Anderer als der Abbé Cotin, und unter dem Namen Vadius der Gelehrte und Dichter Menage zu verstehen sei.

Warum eigentlich Molière zu der Carricatur, ja Verleumdung Cotins

[1] Martine Laforest war für Molière selbst in künstlerischen Dingen eine Autorität. Ihr las er seine neuen Dichtungen zuerst vor; was sie mißbilligte oder was bei ihr keinen Anklang fand, war dem Dichter verdächtig. Mit ihrem gesunden Gefühl wußte sie ihn auf alles Unnatürliche, Gemachte, Schwache und Unklare aufmerksam zu machen. Eines Tages wollte Molière sie auf die Probe stellen, ob sie auch aufrichtig ihre Meinung sage, und las ihr eine Scene vor, die sehr bombastisch, aber nicht von ihm war. Martine lächelte pfiffig und sagte dem Dichter mit Überlegenheit, daß dieses Stück nicht von ihm sei. Martine mußte manches Mal als Statistin auftreten und hatte in den Femmes savantes wahrscheinlich die Rolle der Magd zu spielen.

sich verstieg, ist um so unbegreiflicher, als ja Cotin gerade der Bundesgenosse des Komikers im Kampfe gegen das Preciösenthum war. Selbst Molière's beste Freunde greifen daher zu der Erklärung, der in seiner Empfindlichkeit verletzte Boileau habe den Plan ersonnen, die beiden in der Komödie verspotteten Gedichte Cotins selbst ausgesucht und dann Molière zu dem undelicaten Schritt bewogen[1]. Daß sich Boileau in der leichtfertigsten Weise den Zorn Cotins zugezogen, ist von Allen anerkannt. War es doch nur die Verlegenheit um einen Reim, welche den Satiriker bewog, ein erstes Mal ganz unverdienter Weise den Namen des Abbé in eine Satire zu bringen. Und wie man sich gewöhnlich am meisten gegen diejenigen ereifert, denen man Unrecht gethan, so verfolgte Boileau von da an immer mehr den schönrednerischen, aber durchaus nicht verdienstlosen Abbé. Noch unbegreiflicher ist die Hereinziehung des gelehrten Menage in die Komödie. Während Cotin sich — nicht zwar, wie man fälschlich behauptet, zu Tode (1681) — so doch mit Recht über die Verunglimpfung seiner Person grämte und ärgerte, setzte sich Menage mit weltmännischem Humor über die Sache hinweg, indem er scheinbar der Erklärung Molière's, Vadius sei nicht Menage, Glauben schenkte und die Femmes savantes als eine treffliche Komödie lobte.

Der Erfolg des Stückes im Palais Royal war ein glänzender. Es wurde vom 11. März bis zum 15. Mai in ununterbrochener Reihenfolge neunzehnmal gegeben, später zu Lebzeiten Molière's noch fünfmal unter dem Titel „Trissotin".

Die Freude an diesem Erfolge sollte indessen dem Dichter bald genug getrübt werden. Es war eine ernste Warnung für Molière, als wenige Tage vor der ersten Aufführung der Femmes savantes (17. Febr. 1672) Madeleine Béjart, die Schwiegermutter und ehemalige Geliebte, starb. Sie hatte die Gnade, wenigstens auf dem Sterbebett sich mit Gott und der Kirche auszusöhnen. Es ist urkundlich belegt, daß Molière selbst ebenfalls in diesem Jahre um die Osterzeit sich den Sacramenten nahte. In ihrem Testament setzte Madeleine Armande zur alleinigen Erbin ihres nicht unbedeutenden Vermögens ein, wodurch das ohnehin schon glänzende Einkommen Molière's nicht unerheblich vermehrt wurde. Auch verließ er bald darauf das von ihm mit seiner Frau bis dahin bewohnte Haus und miethete sich in der Rue Richelieu Nro. 40 eine geräumige, reich ausgestattete Wohnung — seine letzte auf Erden[2]. Denn auch er war schwer krank, und man fürchtete nicht ohne

[1] Vgl. Mahrenholtz S. 275. Vgl. auch in den Boleana.

[2] Man sollte es kaum für möglich halten, daß sich der kritische Forschergeist so weit verirren könne, wie er es in der That bei den Moliéristen gethan hat. So schreibt Aug. Vitu ein eigenes Werk von nahezu 500 Seiten mit dem stolzen Titel: „La Maison mortuaire de Molière d'après des documents inédits", und richtig sind 25—30 Seiten dieses Buches darauf verwendet, zu beweisen, daß nicht, wie man bisher leichtfertig geglaubt, jenes Sterbehaus die Nummer 34 — oder, wie einige unkritische Leute behauptet hatten, die Nummer 42 — getragen, sondern daß nur das mit der Nummer 40 versehene Haus der Rue Richelieu die Ehre hatte, das wahre Sterbehaus zu sein!

Grund für sein Leben. Nach dem Tode der Schwiegermutter scheint durch diesen Trauerfall selbst, dann aber auch durch das Zureden von einflußreichen Freunden eine Art Aussöhnung und neue Annäherung der beiden Gatten stattgefunden zu haben. Aus Liebe zu seiner Frau gab nun Molière auch seine Milchkur auf und nahm Theil an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Allein dieser Wechsel übte schlechte Wirkungen auf die angegriffene Brust, vermehrte den Hustenreiz und die Entzündung. Als Boileau Ende December 1672 eines Tages den Freund besuchte, fand er diesen außergewöhnlich von Hustenanfällen beläftigt und so auf der Brust beschwert, daß er ein nahes Ende befürchtete. Sonst seiner Gewohnheit nach ziemlich kalt und zurückhaltend, zeigte sich Molière dieses Mal äußerst liebevoll und reich an Freundschaftsbeweisen. Dieß bewog den Kritiker, ihm zu sagen: „Aber, mein armer lieber Freund, in welchem Zustand befinden Sie sich! Die beständige Anstrengung Ihres Geistes und die unaufhörliche Lungenarbeit auf dem Theater, welche Ihr Beruf von Ihnen fordert, sollten Sie doch endlich bewegen, der Thätigkeit als Schauspieler zu entsagen. Oder meinen Sie, Sie wären der Einzige in Ihrer Gesellschaft, der die ersten Rollen spielen kann? Begnügen Sie sich doch mit der dichterischen Composition und überlassen Sie die Direction und Aufführung einem Ihrer Kameraden. Das wird Ihnen beim Publikum sogar noch mehr Ehre einbringen; denn man wird Ihre Schauspieler als Ihre besoldeten Künstler ansehen, und was mehr ist, Ihre gar nicht bequemen Herren Schauspieler werden dann einmal Ihre ganze Überlegenheit fühlen." — „Ha, Freund!" erwiederte Molière, „was sagen Sie mir da! Es ist für mich eine Ehrensache, den Posten nicht zu verlassen." — „Nette Ehrensache, das," dachte Boileau still für sich; „nette Ehrensache, sich täglich das Gesicht schwärzen, um sich den Bart Sganarelle's zu tuschen, seinen Rücken täglich hergeben für all die Stockprügel der Komödie! Sonderbar! Dieser Mann, welcher der Erste unseres Zeitalters an Geist und wahrer Lebensphilosophie ist, dieser geistreiche Censor aller menschlichen Thorheiten um ihn herum — dieser Mann hat selbst eine Manie, die außerordentlicher ist als alle die, worüber er sich lustig macht! Das zeigt wohl, was wir Menschen für curiose Leute sind." [1]

Sei es nun, daß Molière die Gefahr nicht kannte, in welcher er schwebte, oder daß er wirklich dem liebgewordenen Beruf nicht untreu werden konnte, er blieb auch im Verlauf allem Zureden der Freunde gegenüber taub in diesem Punkt. Er bäumte sich förmlich auf gegen seine Krankheit, und in einer Anwandlung echt künstlerischen Galgenhumors faßte er den Plan zu einem Stück, das der ganzen damaligen Medicin noch kräftiger, als er es bis dahin gethan, den Krieg erklären, sie dem unauslöschlichsten Gelächter preisgeben sollte. Die tolle Posse, so rechnete Molière, werde dann für das nächste Karnevalsfest bei Hofe dienen; denn daß ihm für diese Gelegenheit wie bisher vom König ein Auftrag gegeben werden würde, hielt der Dichter für ganz natürlich. Aber das Stück war geschrieben — der Karneval 1673 nahte — und kein Auftrag wurde gegeben. Grimaresť erzählt, nach der

[1] Vgl. in den Boleana.

zweiten Aufführung der „Gelehrten Frauen" in St. Cloud habe Se. Majestät dem Dichter gesagt: „Das erste Mal habe sie etwas Anderes im Kopfe gehabt, das sie verhindert, auf das Stück Acht zu geben; dieses Stück sei aber sehr gut und habe ihr viel Freude gemacht." Dieses Wort mag nicht geschichtlich sein, es ist doch das Wort der geschichtlichen Lage. Molière hatte des Königs Aufmerksamkeit verloren, Se. Majestät hatte keine Zeit, auf den Leibcomicus zu achten, kurz Molière's schöne Tage bei Hofe waren zu Ende. Der damals gerade sehr militärisch gestimmte Ludwig XIV. glaubte in dem Heldentragiker Racine seinen Mann gefunden zu haben, Stimmung für des Königs Politik und Kriegsbegeisterung zu machen. So wurde denn auch der Anfangs Januar im Hôtel de Bourgogne zuerst aufgeführte „Mithridate" zu Fastnacht bei Hofe gegeben und natürlich bewundert und beklatscht. Molière war vergessen, selbst alte Freunde wurden ihm untreu. Das sollte der Dichter nur zu bald inne werden.

Kaum hatte er sich nämlich entschlossen, die neue Posse auf seinem eigenen Theater aufzuführen, als Lulli, der Hofcomponist, der dem Dichter doch so viel zu verdanken hatte, sich der glänzenden Inscenirung des Stückes entgegenstellte. Lulli hatte nämlich vom Könige schon früher eine Ordonnanz erwirkt, wonach es allen Pariser Theatern verboten war, mehr als sechs Sänger und zwölf Violinisten zu verwerthen, selbst wenn den Stücken Ballette eingelegt waren, und der Componist hatte jetzt sogar den traurigen Muth, seinem Freund und Wohlthäter gegenüber auf dem Wortlaut dieser Ordonnanz zu bestehen. Indeß scheint Molière kaum an die Ernsthaftigkeit der Lullischen Einsprache geglaubt zu haben; denn er setzte sich wenigstens thatsächlich über dieselbe hinweg und brachte den „Eingebildeten Kranken" am 10. Februar 1673 mit möglichstem Pomp der Inscenirung zum ersten Male im Palais Royal zur Aufführung[1].

Molière selbst spielte die Rolle des Argan, jenes Ideals von Hypochonder, wie nur ein Molière es schaffen konnte, übersprudelnd von Komik und tieftraurigstem Ernst.

Die tendenziöse Seite des Malade imaginaire können wir hier nicht des Weiteren ausführen. Diese letzte Posse Molière's ist auch der letzte Treffschuß in dem Kriegszug des Komikers gegen die damalige Charlatanerie, Pedanterie und Quacksalberei der Ärzte. Von „Don Juan" an bis zum „Eingebildeten Kranken" hatte der Dichter diesen Feind im Auge behalten und es nicht bloß bei gelegentlichen Seitenhieben bewenden lassen, sondern in eigens gedichteten Stücken war er dem mächtigen Gegner muthig und derb zuhauend zu Leibe gerückt. „Hier (im Malade imaginaire)," sagt Mahrenholtz[2], „galt es, alles zusammenzufassen und zu vereinen, was bisher gegen die Heilkünstler und Quacksalber von der Satire gesagt worden war; hier sollten die Ärzte in wissenschaftlicher, sittlicher und allgemein menschlicher Hinsicht geschil-

[1] So ganz ausdrücklich Lagrange, Reg. 142. In Folge des Vorangehens Molière's bei dieser Gelegenheit wurde die Ordonnanz am 30. April 1673 wiederholt.

[2] S. 280.

dert werden, hier ihre Unwissenheit, ihr Phrasenthum, ihre Selbstanpreisung, ihr Kastengeist, ihr mechanisches Festhalten an veralteten Theorieen, ihr barockes Ceremoniell, ihr barbarisches Latein u. s. w. dem sicher wirkenden Spotte preisgegeben werden. Hier, wie so oft in des Dichters Komödien, sollten die gesunde Vernunft und die angeborenen Eigenschaften des Menschen noch einmal ihre glänzenden Triumphe feiern über gelehrt klingenden Nonsens, über verkünstelte Unnatur, über despotischen Zwang." Molière hat durch seine Angriffe zwar nicht unmittelbar einen Wandel auch in diesem Zeitübel geschaffen, aber er hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß der Humbug in der Medicin nicht mehr sacrosanct blieb, daß man die Schwindelkünste belachte und so dem Fortschritt der Wissenschaft die Wege ebnete. Das ist ein großes culturhistorisches Verdienst Molière's.

Trotz Allem aber mußte es für die Freunde ein eigenthümlich wehmüthiger Anblick bleiben, den Dichter bei seiner schweren Krankheit mit größter Anstrengung die Rolle eines Mannes spielen zu sehen, der absolut krank und von den Ärzten um das letzte Restchen Lebensfreude und Verstand gebracht sein will. Während das Volk dem Bühnenkranken zuklatschte ob der geheuchelten Krankheit, schnürte es den Freunden das Herz zu vor Leid, den sich selbst und jede Lebenshoffnung verhöhnenden Dichter in seinem ausgelassenen Galgenhumor zu beobachten. Mehr als Einem der in die Natur der Krankheit Molière's Eingeweihten mag wohl beim Anblick der außerordentlichen Anstrengungen und Aufregungen, welche die Rolle des Argan erforderte und denen Molière mit wahrer Tollkühnheit und übersprudelnder Lebhaftigkeit gerecht zu werden suchte, der Gedanke an eine schaurige Katastrophe gekommen sein. Aber weder am ersten noch am zweiten Abend trat etwas Außergewöhnliches ein. Das Stück gefiel außerordentlich, man war in der heitersten Fastnachtsstimmung und ließ sich, da man gesund war, köstlich durch Kranke und Ärzte amusiren.

Aber was kommen mußte, kam doch. Erzählen wir es in der schlichten Weise des alten Grimarest, dessen Bericht in diesem Punkte bisher nicht bloß als der ausführlichste, sondern auch als vollkommen den Thatsachen entsprechend anerkannt wurde.

An dem Tage, an welchem der „Eingebildete Kranke" zum dritten (vierten?) Male gespielt werden sollte, fühlte sich Molière mehr als gewöhnlich von seinem Brustübel beengt, und dieß veranlaßte ihn, seine Frau rufen zu lassen und ihr in Gegenwart des jungen Baron zu sagen: „So lange mein Leben gleichmäßig mit Schmerz und Freude gemischt war, hielt ich mich für glücklich; aber heute, wo ich mich mit Schmerzen beladen fühle, ohne auf einen Augenblick Ruhe und Befriedigung rechnen zu können, drängt sich mir die Einsicht auf, daß ich scheiden muß. Ich kann den Schmerzen und Unannehmlichkeiten nicht mehr Stand halten, sie lassen mir keinen Augenblick Ruhe. Aber," so fügte er nachdenklich hinzu, „was muß ein Mensch doch leiden, bevor er stirbt! Indeß ich fühle, es geht mit mir zu Ende." Frau Molière und Baron waren durch diese Rede äußerst lebhaft betroffen; denn wenn sie auch des Dichters Zustand als einen gefährlichen kannten, so waren

sie doch auf eine solche Äußerung jetzt noch nicht gefaßt. Die Thränen in den Augen, beschworen sie ihn darum, an jenem Tage nicht zu spielen, sondern auszuruhen und sich zu erholen. „Wie soll ich das thun?“ erwiederte Molière, „fünfzig Arbeiter warten auf ihren Tagelohn, von dem sie einzig leben; was sollen sie beginnen, wenn ich nicht spiele? Ich würde mir einen harten Vorwurf daraus machen, ihnen auch nur einen Tag ihr Brod zu nehmen, wenn ich nicht unbedingt dazu gezwungen bin.“ Indeß schickte er zu den Schauspielern und sagte ihnen, daß, da er sich mehr als gewöhnlich unwohl fühle, man an diesem Tage nicht spielen werde, wenn man um 4 Uhr pünktlich nicht anfangen könne. Sonst, fügte er hinzu, kann ich nicht dabei sein und man muß das Geld zurückgeben.

Auf den Schlag von 4 Uhr brannten wirklich alle Leuchter, der Vorhang war aufgezogen und die Komödie nahm ihren Anfang.

Molière gab den Argan mit vieler Schwierigkeit. Da, wo ihn seine Rolle verpflichtete, sich todt zu stellen, ergriff ihn ein Todesschauer, er glich mehr einem wirklich Todten, als einem, der den Todten darstellt. Ungeachtet der erneuten Vorstellungen seiner Umgebung, spielte er die Rolle zu Ende, bis zu der Doctorpromotion, wo ein neuer Anfall sich einstellte und die Hälfte der Zuschauer merkte, wie bei dem „Juro“ ihn ein Krampf befiel. Als der Dichter sah, daß man auf diesen Zufall aufmerksam geworden, machte er eine besondere Anstrengung und verbarg sein Leiden durch einen gezwungenen Ausbruch heiteren Gelächters. Aber dem Lachen folgte sofort ein erster Blutsturz.

Als das Stück nun zu Ende war, zog er sein Hauskleid an, begab sich in die Loge Barons und fragte diesen, was man zu dem Stücke sage. Baron antwortete, seine Stücke hätten immer bei näherer Bekanntschaft mit denselben einen glücklichen Erfolg, man gewinne sie lieber, je öfter man sie sehe. „Aber,“ so fügte er hinzu, „Sie scheinen mir sich übler als soeben zu befinden.“ — „Es ist wahr,“ erwiederte Molière, „ich empfinde eine Kälte, die mich umbringt.“ Baron faßte ihn bei der Hand, und da er diese eiskalt fand, suchte er sie durch den Ärmel zu decken, um sie zu erwärmen; auch schickte er sofort zu den Trägern, damit der Dichter unverzüglich nach Hause gebracht werde. Er selbst verließ den Tragstuhl nicht eher, als bis man am Hause Molière's in der Rue Richelieu angekommen, aus Furcht, es möge auf dem Wege sich ein neuer Anfall einstellen. Als man im Zimmer angelangt war, wollte Baron dem Kranken etwas von der Bouillon geben, welche Frau Molière zu jeder Zeit für sich selbst bereit stehen hatte — denn sie verwendete eine unsägliche Sorgfalt auf ihre eigene Person — allein der Dichter wehrte ab: „Sie wissen,“ sagte er, „die Fleischbrühe meiner Frau ist für mich wahres Scheidewasser, Sie kennen doch alle Ingredienzien, welche sie hineinthun läßt! Geben Sie mir lieber ein kleines Stück Parmesankäse.“ Martine Laforest brachte ihm das Gewünschte, Molière genoß davon ein wenig mit einem Stücklein Brodes, dann legte er sich zu Bett. Es dauerte kaum einen Augenblick, so schickte er zu seiner Frau um ein mit gewissen Tropfen imprägnirtes Kopfkissen, das sie ihm zum Schlafen versprochen.

„Alles, was nicht in den Leib eindringt, kann ich gut vertragen," sagte er, „aber die Mittel, die man einnehmen muß, erschrecken mich; sie würden hinreichen, mir das Bischen Leben zu nehmen, das noch in mir ist." Bald darauf erfaßte ihn ein außerordentlich starker Hustenreiz; er warf aus und verlangte Licht. „Es tritt eine Änderung ein", sagte er. Als Baron aber das Blut erblickte, schrie er laut auf vor Schrecken, aber Molière suchte ihn zu beruhigen: „So erschrecken Sie doch nicht, Sie haben mich doch bereits größere Massen auswerfen sehen. Aber gehen Sie jetzt zu meiner Frau und sagen Sie ihr, sie solle zu mir kommen." Der Dichter blieb allein unter dem Beistand zweier Ordensfrauen, die jährlich während der Fastenzeit nach Paris zu kommen, Almosen zu sammeln und in dem Hause zu übernachten pflegten, in dem auch Molière wohnte. Der Dichter scheint ihnen ebenfalls sein jährliches Scherflein gegeben zu haben und eine der Schwestern seine Verwandte gewesen zu sein. Sie ließen ihm dafür in diesen wichtigsten Stunden des Lebens alle jene erbaulichen Dienste christlicher Liebe zu Theil werden, die man von ihrer Frömmigkeit erwarten konnte. Der Dichter zeigte ihnen auch alle Gesinnungen eines guten Christen, und besonders die schuldige Ergebung in den Willen Gottes. Es ging gegen die neunte Abendstunde. Da sprach der Kranke das Verlangen aus, seine Sünden zu bekennen und als guter Christ zu sterben. Mit Nachdruck und wiederholt (avecq instances) verlangte er einen Priester und schickte mehreremale (par plusieurs fois) seinen Kammerdiener und seine Magd nach seiner Pfarrkirche von St. Eustache. Die Boten wendeten sich an die Herren Lenfant und Lechat, zwei Priester, die in jener Pfarrei wohnten, welche sich aber wiederholt (plusieurs fois) weigerten, zu dem Kranken zu gehen. Dieß veranlaßte den Schwager (oder Schwiegeronkel) Molière's, Jean Aubry, in eigener Person hinauszugehen, um einen Priester zu suchen. Er war auch so glücklich, den Herrn Payfant zu wecken, der sich sofort mit ihm auf den Weg machte. Allein unter dem Hin- und Herlaufen waren anderthalb Stunden vergangen, der Kranke war immer schwächer geworden, und als Aubry mit dem Priester in's Zimmer trat, war der Dichter soeben in den Armen der Ordensfrauen gestorben. Das Blut, welches immer stärker seiner Brust entstieg, hatte ihn erstickt. Auch Baron und Frau Molière fanden nur mehr eine Leiche.

So starb Frankreichs größter Lustspieldichter am 17. Februar 1673 im Alter von 51 Jahren, 1 Monat und 2 Tagen.

Als am anderen Tage die Verwandten sich wegen des Begräbnisses an den zuständigen Pfarrer von St. Eustache wendeten, verweigerte dieser die kirchliche Bestattung und berief sich dabei auf alte, niemals aufgehobene Bestimmungen. Diese sprachen nicht nur die Excommunication aller Komödianten aus, sie ordneten auch ausdrücklich an, daß die Geistlichkeit jedem derselben das christliche Begräbniß versagen solle, wenn er nicht sterbend wenigstens seinem infamen Gewerbe reumüthig entsagt habe. Alle Einreden über die Bemühungen Molière's, sich mit Gott auszusöhnen und als guter Christ zu sterben, blieben unbeachtet. In ihrer Noth wendete sich Armande an den

Pfarrer von Auteuil, der sich zu Lebzeiten des Dichters mehrmals der Wohlthätigkeit desselben für Arme und Kirchenzwecke zu erfreuen gehabt hatte. Dieser machte sich auch mit der Wittwe auf den Weg nach Versailles zum König. Armande warf sich dem Monarchen zu Füßen und bat ihn, die Schmach abzuwenden, welche man ihrem verstorbenen Gemahl anthun wolle, indem man ihm das kirchliche Begräbniß verweigere. Unglücklicherweise fügte sie hinzu: „Wenn der Verstorbene ein Verbrecher war, so geschahen seine Verbrechen ja im Dienst und mit Erlaubniß seines Königs." Um den letzten Geduldrest „Seiner Majestät" zu erschöpfen, begann nun auch der Pfarrer von Auteuil, statt über Molière's reumüthigen Tod zu sprechen, sich selbst wegen der Anklage des Jansenismus zu vertheidigen, durch die er bei Hofe in Ungnade gefallen zu sein glaubte. Der König verabschiedete die Beiden sehr barsch, indem er zu der Wittwe sagte, die Erlaubniß zum Begräbniß sei Sache des Erzbischofs, an den solle sie sich wenden. Ob Ludwig XIV. sich nun doch selbst, wie behauptet wird, in der Angelegenheit bei de Harlay verwendete, ist nicht sicher, wohl aber sind uns die Bittschrift der Wittwe und die Antwort des Prälaten erhalten.

Nachdem de Harlay sich nach der Richtigkeit dessen erkundigt, was Armande über die reumüthige Gesinnung und die Bemühungen des Verstorbenen, einen Priester zu sich rufen zu lassen, in ihrer Bittschrift erzählt hatte, gab er dem Pfarrer von St. Eustache die Erlaubniß, „dem Leichnam des verstorbenen Molière das kirchliche Begräbniß zu gewähren, so jedoch, daß dieß Begräbniß ohne Pomp in Begleitung von nur zwei Priestern und nicht während der Tagesstunden abgehalten werde, daß ferner weder in der Kirche St. Eustache noch anderswo, selbst nicht in einer Klosterkirche, ein feierliches Todtenamt stattfinde . . ."

Die peinlichen und aufregenden Verhandlungen hatten volle drei Tage in Anspruch genommen. Endlich Dienstag den 21. Februar Abends neun Uhr konnte die Beerdigung vor sich gehen. Außer den beiden Priestern hatten sich viele Freunde eingefunden, welche den Leichenzug mit Fackeln begleiteten. Eine ungeheure Menge Volkes erfüllte die Straße. Die Wittwe befürchtete eine unliebsame Störung der Feier durch diese Menge, deren eigentliche Gesinnung ihr nicht recht klar wurde. Man rieth ihr, 100 Pistolen in kleineren Münzen aus dem Fenster zu werfen und das Volk zu ersuchen, für des verstorbenen Gatten Seelenruhe zu beten. Dieß geschah, und so setzte sich denn der Trauerzug beim Schein von etwa 100 Fackeln in Bewegung und kam unter stetem Zulauf des Volkes auf dem Kirchhof hinter der Kapelle des hl. Joseph in der Rue Montmartre an, wo man am Fuße des großen Friedhofskreuzes die Leiche unter stillem Gebete einsenkte.

Ein fußhohes Steindenkmal mit kurzer Inschrift zeigte die Stätte, wo Molière ruhte. Noch 1732 sah man dieses Denkmal, das indeß in der Mitte einen Sprung aufwies, der von einer „lobenswerthen That" der Wittwe herrühren sollte. Zwei oder drei Jahre nach dem Tode Molière's nämlich sei ein strenger Winter eingetreten, weßhalb Armande 100 Gänge (voies) Holz auf den Kirchhof habe fahren und dort anzünden lassen, um die Armen

des ganzen Viertels zu erwärmen. Die gewaltige Hitze dieses Feuers aber habe den Stein zerspringen gemacht.

Als während der Revolution der Kirchhof St. Joseph für Nationaleigenthum erklärt wurde, erhielt eine Commission den Auftrag, die sterblichen Überreste Molière's und des nach einer Tradition ebendort bestatteten Lafontaine aufzusuchen und an einen anderen Platz zu bringen. Gestützt auf die höchst zweifelhafte Aussage eines alten Kaplans von St. Joseph, daß der Grabstein auf der Mitte des Kirchhofs die Gebeine Molière's nicht decke, sondern ein Grab in der Nähe seiner Wohnung dieselben berge, begab man sich an der bezeichneten Stelle an die Arbeit und erklärte die zwei nebeneinanderliegenden Särge kurzerhand für diejenigen der beiden großen Dichter. Die Gebeine wurden in zwei Urnen gebracht und diese nach verschiedenen Wanderungen endlich auf dem Père Lachaise beigesetzt, wo noch heute zwei einfache, nebeneinander stehende Monumente den volksthümlichsten Dichtern Frankreichs geweiht sind. Von der Leiche Molière's soll nur ein Knochenfragment — ein Stück Kinnlade, erhalten sein, das im Clunymuseum zur Schau aufgestellt und von den Dummen als Reliquie verehrt, ja dessen Nachbildungen sogar von den emancipirten Damen Frankreichs als Amulett getragen werden[1].

Wir haben die ernste und großentheils wörtlich aus den Quellen zusammengestellte Erzählung der letzten Stunden und des Begräbnisses nicht unterbrechen wollen, so sehr sich auch an einzelnen Stellen das persönliche Gefühl in der verschiedensten Weise regte. Der Leser sollte *selbst* urtheilen. An dieser Stelle müssen wir indeß einige Gedanken aussprechen, welche die ganze Natur unserer Arbeit zu erfordern scheint. Gerade die Umstände des Todes Molière's werden zu den schärfsten Ausfällen gegen die Kirche und die sog. „Jesuiten" ausgenutzt, und so hat denn auch hier besonders unsere Abwehr einzusetzen.

Wir sagen also ganz einfach: von dem Augenblicke an, wo Molière in Todesgefahr schwebte, war es Pflicht des katholischen Priesters, nicht bloß auf den Ruf der Verwandten oder gar des Sterbenden selbst an das Krankenbett zu eilen, sondern auch ungerufen Schritte zu thun, um den Sterbenden an seine Aussöhnung mit Gott zu erinnern, durch Zureden und Ermahnen das schlummernde Gewissen zu wecken. Wenn also keine anderen Gründe als der Stand eines Komödianten vorlagen, so haben jene Priester, welche auf den mehrmaligen Ruf Molière's nicht zu dem Sterbenden eilten, ihre schwerste und heiligste Priesterpflicht auf das Gröblichste verletzt. Kein Jesuit — weder ein wirklicher Ordensmann dieses Namens, noch ein Weltpriester „jesuitischer" Richtung, hätte sich zweimal rufen lassen. Eine solche Handlungsweise der Kapläne von St. Eustache verräth auf zehn Meilen schon den *jansenistischen* Standpunkt dieser Herren.

Ebenso wenig entspricht die Handlungsweise des Erzbischofes — soweit

---

[1] Vgl. den französischen Moliériste 1880, Heft 3. — Siehe auch die bissige Satire auf diese Auswüchse des Molière-Cultus in der Revue des deux Mondes, t. 66 p. 694.

wir sie aus dem uns vorliegenden Actenmaterial zu beurtheilen im Stande sind, der Lehre und Praxis der römischen Kirche. Die „jesuitische" Moral Gury's betont ausdrücklich, daß ein kanonisches Gesetz, welches die Schauspieler als solche vom kirchlichen Begräbniß ausschlösse, nicht bestehe. Selbst das alte Gewohnheitsrecht einiger französischen Kirchen, welches auf die Schauspieler einfachhin die Maßregeln gegen die öffentlichen Sünder anwendet, schließt dennoch dieselben selbstverständlich nur dann vom christlichen Begräbniß aus, wenn sie nicht wenigstens im Tode sich bekehrt haben. In der officiellen Eingabe der Wittwe Molière's aber ist die Sinnesänderung des Sterbenden, sein wiederholtes Verlangen nach dem Priester, ja seine Erfüllung der österlichen Pflicht ausdrücklich behauptet, die Namen der gerufenen, nicht erschienenen Priester sind genannt, es wird um Untersuchung durch den Erzbischof gebeten, und es liegt nicht der mindeste Zweifel an der Wahrheit dieser Angaben — die auch im Antwortschreiben des Erzbischofs stillschweigend zugestanden werden[1] — vor. Unter diesen Umständen scheint es aber mehr als hart, bloß die halbe Erlaubniß zu geben, wie der Erzbischof sie gab. Molière hatte doch wahrlich zuletzt wenigstens das Seinige gethan — die ganze Schuld lag an der jansenistischen Strenge der nicht erschienenen Priester. Wenn ein Jahr früher Madeleine Béjart mit allem Pomp begraben werden durfte, weil sie sich auf dem Todesbette bekehrt hatte, so ist wenigstens kein ersichtlicher Grund vorhanden — warum man Molière so streng behandelte. Wie aber immer die Sache liegen möge, der Kirche einen Vorwurf der Härte aus dieser Handlungsweise des Erzbischofes machen zu wollen, geht nicht an. Msgr. de Harlay hat nicht nach allgemein kirchlichen Gesetzen gehandelt, sondern — soviel wir jetzt zu urtheilen vermögen — mit echt jansenistischer Strenge und Inconsequenz ein specielles Gesetz des Pariser Rituals ausführen lassen[2].

Ein weiterer Stein des Anstoßes für die Moliéristen ist das harte Wort Bossuets, das dieser 1694 in seinen „Maximes sur la Comédie" schrieb. „La postérité," heißt es dort (n. V.), „saura peut-être la fin de ce poète comédien qui, en jouant son ‚Malade imaginaire' ou son ‚Médecin

---

[1] Oder sollte etwa in dem ersten Zwischensatz der Ermächtigung zum Begräbniß ein Protest gegen die Wahrheit der Thatsachen enthalten sein? Es heißt dort: „Veu ladicte requeste, ayant aucunement esgard aux preuves resultantes de l'enqueste faite par mon ordonnance, nous avons permis au sieur curé de Saint Eustache etc." Es scheint, der Herr Erzbischof habe für den Fall, daß die Bittschrift offenbar Falsches enthielt, dieß auch beifügen müssen und irgendwie ausdrücken, daß die „Erlaubniß" ein besonderer Gunsterweis sei. Wir sind keinem Autor begegnet, der die Wahrheit der Sterbensscene, wie sie oben geschildert wurde, in Zweifel zöge.

[2] Über die sittliche Führung des Erzbischofs im Privatleben selbst brauchen wir uns hier nicht des Weiteren zu verbreiten. Wenn Alles, was in dieser Beziehung behauptet wird, auch buchstäblich wahr wäre, so bewiese es höchstens die alte Wahrheit, daß die Jansenisten am strengsten gegen Andere und am laxesten gegen sich selbst waren.

par force', reçut la dernière atteinte de la maladie dont il mourut peu d'heures après, et passa des plaisanteries du théâtre, parmi lesquelles il rendit presque le dernier soupir, au tribunal de celui qui dit: ‚Malheur à vous qui riez, car vous pleurerez.'"

Bossuet scheint offenbar die Todesumstände Molière's nicht gekannt zu haben, sonst würde er so schroff nicht urtheilen. Das „Mein ist das Gericht" ist auch eine Stelle aus der heiligen Schrift, deren der große Bischof von Meaux sich in diesem Falle hätte erinnern können. Wäre der „Eingebildete Kranke" ein in sich sündhaftes oder schwer gefährliches Stück und hätte Molière auf der Bühne — ohne Zeichen der Reue und Bekehrung — plötzlich den Geist aufgegeben, so wäre die harte Sprache der Maximes wohl an ihrer Stelle. Allein jetzt scheinen sie, die ganze sühnende Kraft der Reue und Herzensbekehrung zu Gott mißachtend, die Aufführung jeglichen Theaterstückes als verdammenswerth zu verurtheilen. Läßt uns aber nicht die christliche Liebe eher urtheilen, daß Molière, der bei allen Schwächen und Ausschreitungen den Glauben doch bewahrt hatte, in den letzten Stunden zu der offenbar vorhandenen unvollkommenen Reue mit dem Verlangen nach dem heiligen Sacramente durch Gottes Erbarmen auch die Gnade einer vollkommenen Reue erlangt und so bei der Unmöglichkeit des Sacramentes dennoch gerechtfertigt gestorben ist? Wir gestehen also ganz offen, daß uns das harte Wort des großen Bossuet wie so manches Andere in derselben Abhandlung nicht zutreffend scheint. Hat Gott in seiner Weisheit und Gnade dem Dichter eine barmherzige Sterbstunde verliehen, so ist es nicht an der Stelle, gerade diesen Tod — wenn auch in guter Absicht — als abschreckendes Beispiel benutzen zu wollen.

Von den drei Kindern Molière's überlebte ihn bloß eine im Jahre 1665 geborene Tochter, Madeleine, die, wahrscheinlich durch ihre eigene Mutter des väterlichen Vermögens theilweise beraubt, mit Einsperrung in ein Kloster bedroht, erst (1705) durch die Heirath mit einem 59jährigen Edelmann, Claude de Rachel, Sieur de Montalant, zu einer etwas angesehenen Lebensstellung gelangte und 1723 kinderlos starb.

Des Dichters Wittwe benahm sich auch nach des Gatten Tod in einer Weise, wie ihr Vorleben es ahnen ließ. Drei Jahre nach dem Hinscheiden Molière's wurde sie in einen schmutzigen Proceß verwickelt und heirathete 1677 einen rohen Menschen von zweifelhaften Antecedentien, den Schauspieler Guerin, der die alternde Kokette nach Verdienst behandelt zu haben scheint. Sie starb 30. November 1700.

Das von Molière hinterlassene Vermögen wird nach neueren Berechnungen auf etwa 40 000 Livres, nach heutigem Geldwerth etwa 160 000 bis 200 000 Francs, geschätzt. Da ihm von väterlicher Seite etwa 25 000 Francs gehörten und in den letzten Jahren wenigstens seine jährlichen Einnahmen sich auf 20—25 000 Francs bezifferten, so hätte er sich mit leichter Mühe noch weit mehr ersparen können; allein als rechter Künstler wußte er den Werth des Geldes nur zu schätzen, wenn es ihm nöthig war. Auf Wohnung, Ausstattung und Luxusgegenstände aller Art verschwendete er große Summen.

Die jährliche Miethe der beiden Wohnungen in Auteuil und Paris kam nach heutigem Geldwerth auf 6800–8500 Francs, sein Silbergeräth wurde auf 6240 Francs (heute ca. 30 000 Francs) und das Bett allein auf 2000 Francs geschätzt. — Wenn man diese Summen mit der Thatsache zusammenstellt, daß Molière noch 1647 wegen der nichtbezahlten Kerzen in den Schuldthurm wandern mußte, so erhellt deutlich genug, daß auch damals bereits ein Schauspieler und Dichter nicht umsonst arbeitete. Einen großen Theil seiner Einnahmen verwendete Molière übrigens nicht bloß auf Abtragung seiner früheren Schulden, sondern auch zur Unterstützung von Freunden und armen Kunstgenossen. Als sich einmal sogar der alte Poquelin in augenblicklich bedrängter Lage befand, ließ ihm Molière im Geheimen 10 000 Francs zukommen und verheimlichte die Quittung hierüber auch dann noch, als nach des Vaters Tod die Geschwister sich in das Erbe theilten. Erst Armande klagte nach Molière's Hinscheiden die Summe ein. Dem greisen Corneille, welcher mit Sorgen zu kämpfen hatte, zahlte der Komiker für jedes Stück zum Voraus 2000 Francs, und als Lulli sich durch den Bau eines Hauses in Geldverlegenheit gebracht hatte, fand er bereitwillige Hilfe bei Molière. Grimarest erzählt, wie eines Tages ein armer Schauspieler nach Auteuil kam und Baron um eine Fürbitte bei Molière anging, mit welch Letzterem er vor Jahren im Languedoc zusammen gespielt habe. Baron begab sich zu seinem Pflegevater, brachte das Anliegen des Mannes vor und meinte, Molière möge dem armen Schlucker mit vier Pistolen aushelfen. „Gib ihm vier Pistolen in meinem Namen," erwiederte der Dichter, „und hier sind noch 20 mehr, die er in deinem Namen haben soll. Er muß wissen, daß er dir den Dienst verdankt."

Baron selbst, das adoptirte Schauspielerkind, war ein lebendiger Beweis der Gutherzigkeit des Komikers. Diese Güte war es auch, welche den Pfarrer von Auteuil mit seinem leichtlebigen Pfarrbewohner etwas aussöhnte; denn kaum jemals klopfte er für seine Armen oder sonstigen guten Werke umsonst an der Thüre Molière's.

Mit dieser Weichherzigkeit im schroffsten Gegensatz stand eine gewisse kleinliche Strenge und peinliche Genauigkeit in allem, was seine Person und seinen Dienst betraf. Er ließ sich gerne bedienen, nicht eine Falte an seiner Halskrause ordnete er selbst. Jede Ungeschicklichkeit dabei brachte ihn in die größte Aufwallung. Eines Tages kleidete ihn in Chambord sein Diener an und zog ihm einen Strumpf verkehrt an. „Der Strumpf ist verkehrt!" sagte Molière kurz. Aus übergroßem Eifer wendet der Diener den Strumpf zweimal, und natürlich — nur in etwas schärferer Tonart — sagt Molière: „Der Strumpf ist verkehrt!" — Als aber auch ein drittes Mal der Strumpf verkehrt angezogen war, da ging dem Dichter die Geduld aus, der Diener flog rücklings zu Boden und hörte noch die Worte: „Der Kerl wird immer ein Esel bleiben, was er auch thun mag!" Glücklicherweise war Molière kein Prophet; denn der Diener, Provençal, wurde später ein tüchtiger Mechaniker. Daß Molière unter diesen Umständen oft die Dienerschaft wechselte, ist begreiflich. Bei der größten Aufmerksamkeit konnte man es ihm nicht immer

recht machen. Ein zur Unzeit geöffnetes oder geschlossenes Fenster, eine Verspätung oder Verfrühung brachte ihn außer sich; hatte man ihm ein Buch verlegt, so konnte er aus Verdruß oft acht Tage nicht arbeiten. „In solchen Augenblicken war er wirklich klein." Selbst seine treue alte Martine Laforest, die ihn und seine Launen auswendig wußte, selbst sie mußte bisweilen unter der pedantischen Ordnungsliebe ihres Herrn leiden. Freunden gegenüber zeigte Molière diese Charaktereigenschaft ebenso unverhohlen; er hielt dieselbe förmlich für eine Tugend, und wer ihm in diesem Punkte mehr ähnlich war, konnte sich seiner Sympathieen versichert halten. Es mag gerade diese Charakterharmonie wohl auch der tiefere Grund gewesen sein, warum ihn die innigste und treueste Freundschaft mit Boileau verband, während es feststeht, daß der Mangel an jeglicher Ordnungsliebe nicht weniger als die Trunksucht ihm den sonst so lieben Umgang mit Chapelle oft verleidete. Man sieht, seit dem Treiben in der Provinz hatte sich Molière's Lebensführung in manchem Punkt wenigstens geändert. Der häufige Verkehr mit dem König und mehreren fürstlichen und hochadeligen Gönnern hatte nicht weniger als die edlere Kunstrichtung dazu gedient, ihn auch äußerlich als einen der bevorzugten Geister seiner Nation erscheinen zu lassen. Es mag ja bloß eine erfundene Geschichte sein, welche erzählt, wie eines Tages die übrigen Kammerdiener des Königs sich geweigert hätten, mit dem „Komödianten", der auch zum Dienst befohlen war, an Einer Tafel zu speisen, und wie dann, um diesen Leuten zu zeigen, was sich schicke, Ludwig XIV. in Person den Dichter eingeladen, ein bereitstehendes gebratenes Huhn mit ihm zu verzehren, — diese Geschichte enthält unter einem unhistorischen concreten Zug dennoch die vollste Wahrheit über die Stellung Molière's in der Gesellschaft. Einige Männer und Frauen aus dem Hofadel mögen sich Rechenschaft über das Ideale in Molière's Kunst gegeben und deßhalb eine Art geistiger Gleichberechtigung in ihrem Verkehr mit ihm haben obwalten lassen, wie dieß bei Condé wohl kaum zu bezweifeln ist; im Allgemeinen aber war der „Spaßmacher" bloß deßhalb von der „Gesellschaft" geduldet, weil „Seine allerchristlichste Majestät" sich an den Späßen desselben ergötzte und ihn mit seinen Aufträgen zu beehren liebte. Selbst Ludwig XIV. aber scheint für das wirklich Große und Edle in Molière's Schöpfungen keinen Sinn gehabt zu haben. Eines Tages als sich der König in Gegenwart der Höflinge, unter denen auch Boileau, zur Jagd stiefeln und spornen ließ, fragte er den Kritiker, welche Auctoren wohl am meisten im komischen Fache geleistet hätten. „Ich kenne nur einen," erwiederte Boileau, „und das ist Molière; alle andern haben eigentlich nur Possen in der Art der gemeinen Stücke Scarrons geliefert." Der König wurde ernst, und Despréaux merkte, daß er einen Fehler begangen. Mit den übrigen Höflingen senkte auch er nun ängstlich die Augen, bis nach einer Weile der König scharf bemerkte: „Also Despréaux schätzt nur den einzigen Molière." — „Sire, er allein ist es auch nur, der im komischen Fache unsere Hochschätzung verdient." „Ich hütete mich wohl," — erzählte später Boileau seinen Freunden — „meinen Ausspruch als dumm zu widerrufen, das wäre das beste Mittel gewesen, zu zeigen, daß ich fähig gewesen, eine Dummheit zu sagen." Der Herzog von

Chevreuse zog den Kritiker bei Seite und sagte: „Dießmal hat aber auch Sie Ihre Klugheit im Stich gelassen!“ — „Wem geschieht das nicht einmal?“ entschuldigte sich Boileau; damit war die Sache abgethan; denn wie die Boleana — denen wir diesen Zug wörtlich entnehmen — hinzufügen, sah der König, daß der Kritiker nur aus der Überfülle des Herzens geredet, und so hielt er ihm das Wort nicht nach! Mag dieser Auftritt auch nach der Ungnade oder gar nach dem Tode Molière's stattgehabt haben, er zeigt jedenfalls, daß Ludwig XIV. niemals den eigentlichen Werth seines Leibkomikus gekannt hat.

Einem Manne von der Menschenkenntniß und Beobachtungsgabe des Dichters konnte die eigenthümliche Natur der Stellung nicht entgehen, die er in der höheren Gesellschaft einnahm. Grimarest hat uns einen Zug aufbewahrt, der nicht bloß in dieser, sondern auch in anderer Beziehung für Molière's letzte Periode äußerst bezeichnend ist und an dessen Wahrheit selbst kritische Gegner Grimarests nicht zweifeln.

Ein junger Mann von 22 Jahren, schön und wohlgewachsen, kam eines Tages zu Molière und theilte diesem mit, daß er von Jugend auf keinen sehnlicheren Wunsch habe, als Schauspieler zu werden; er sei daher zu dem Dichter gekommen, damit dieser urtheile, ob er wirklich das nöthige Talent besitze, und ihm gegebenen Falles die Mittel an die Hand gebe, zu seinem Ziel zu gelangen. Er declamirte nun vor Molière einzelne sowohl ernste wie komische Scenen, und Molière wußte des Staunens kein Ende über die wirklich vortreffliche Leistung des jungen Mannes. „Sind Sie wohlhabend?“ fragte er diesen. „Mein Vater ist ein recht gut gestellter Advokat“, erwiederte der Jüngling. „Nun wohl!“ fuhr Molière fort: „ich rathe Ihnen, den Beruf Ihres Vaters zu ergreifen; der unsrige paßt nicht für Sie; er ist die letzte Zuflucht für jene, die sonst zu nichts kommen oder die sich der Arbeit entziehen und ein freies Leben führen wollen. Übrigens wäre es für Sie das beste Mittel, den Dolch in das Herz Ihrer Eltern zu stoßen, wollten Sie auf's Theater. Sie wissen, warum ich dieß sage. Auch ich habe mir beständig einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich den Meinigen diesen Schmerz angethan, und ich gestehe Ihnen, könnte ich noch einmal beginnen, ich würde niemals mehr zu diesem Beruf greifen. Sie glauben vielleicht, daß er seine Annehmlichkeiten habe; Sie täuschen sich. Es ist wahr, dem Anscheine nach suchen uns die hohen Herren auf, aber in Wirklichkeit müssen wir als Knechte ihrem Vergnügen dienen, und das ist die traurigste aller Stellungen, der Sklave ihrer Launen sein zu müssen. Die übrige Welt betrachtet uns als verlorene Menschen und verachtet uns. Somit, mein junger Freund, lassen Sie ab von einem Vorhaben, das Ihrem Glück und Ihrer Ruhe so entgegensteht. Wären Sie in Noth, so könnte ich Ihnen meine Dienste anbieten, aber jetzt — das will ich Ihnen nicht verheimlichen — jetzt werde ich mich Ihnen entgegenstellen.“

Wie bereits Boileau es andeutete, war das Verhältniß Molière's zu seinen Schauspielern kein ideales. Das Komödiantenvölkchen beanspruchte eine Art Republikanismus, die Stellung zu dem Dirigenten war durchaus

keine unterwürfige. Nur insofern als Molière auch der Dichter der aufzuführenden Stücke war, stand ihm das Recht der Rollenbesetzung nach damaligem Brauche zu, im Übrigen hatte er in Bezug auf Annahme oder Ablehnung, Inscenirung, Wiederholung u. s. w. nur eine Stimme wie alle übrigen männlichen Mitglieder, und daß es oft genug zu Reibereien, Eifersüchteleien u. s. w. kam, liegt in der Natur der Sache und des „Künstler"-Charakters. Am meisten Last scheint er indeß mit den Frauen der Truppe gehabt zu haben.

Auch das Verhältniß zum Publikum darf man sich nicht ohne Kehrseite immer nur von der schönen vorstellen. Im Theater herrschte vor und während der Vorstellung die größte Unordnung. Das Schreien der Parterrebesucher, ihr ungezügelter Beifalls- oder Mißfallsausbruch, der zuweilen mit Werfen von Tabakspfeifen und gebratenen Aepfeln unterstützt wurde, war noch das Geringste. Die Gewohnheit der vornehmen Herren, bewaffnet im Theater zu erscheinen, führte mehr als einmal zu blutigen Zusammenstößen. Besonders raufluſtig zeigten sich die Mousquetiere des Königs. „Sie, die sich nicht scheuten, vor den Thoren der Stadt Paris ihren Gegnern aufzulauern und sie meuchlings zu ermorden, hielten es auch nicht für nöthig, im Schauspielhaus, wo doch ihrer Ansicht nach nur gemeine Leute ein verächtliches Gewerbe ausübten, sich irgend welche Mäßigung aufzuerlegen. Häufig kam es im Saal, während oder nach der Vorstellung, zu blutigen Auftritten, so daß manche Komödie mit einem tragischen Nachspiel abschloß. Denn die jungen Herren hatten ihre bewaffneten Diener bei sich und geriethen oft unter einander in's Handgemenge, wenn sie sich nicht vereinigten, um das friedliebende Publikum zu terrorisiren. Ludwig XIV. fand sich endlich bewogen, seinen Mousquetieren, die bis dahin ohne zu zahlen im Theater hatten spectakeln dürfen, das Recht des freien Eintrittes zu entziehen. Aber selbst die Autorität des mächtigen Herrschers wurde nicht beachtet. Die jungen Edelleute stürmten das Theater Molière's, der ihr Privilegium nicht mehr anerkennen wollte, und tödteten den Portier, der die Thüre vor ihnen geschlossen hatte. Über den Körper des unglücklichen Mannes drangen die Mousquetiere in den Saal, und jeder von ihnen gab der Leiche, über die er schritt, noch einen tüchtigen Stich mit dem Degen. Trotzdem war von Bestrafung dieser That keine Rede ...." [1] Im Jahre 1672 wurde der Dichter selbst gröblich im Theater beleidigt. Als erst aus dem Parterre die Scherben einer Tabakspfeife nach ihm, der auf der Bühne agirte, geworfen waren, gerieth der ganze Saal in eine unsagbare Aufregung, und besonders thaten sich in Insulten und Lärmmachen die Pagen des Hauses Grammont hervor. Noch im Todesjahre, 13. Jan. 1673, mußte Molière erfahren, was es mit der Gunst oder Ungunst des zahlenden Publikums für ein Bewenden habe. Während einer Vorstellung der „Psyche" nämlich tobte eine Bande von 50—60 Junkern so unsinnig im

[1] Vgl. Grimarest a. a. O. S. 11 f. und Lotheißen S. 312, dem jedoch Grimarest insofern widerspricht, als er die Bestrafung der Schuldigen ausdrücklich erwähnt.

Theatersaal herum, daß an ein Weiterspielen nicht mehr zu denken war. Molière schickte als damaligen „Sprecher" der Gesellschaft den Schauspieler La Thorillière zu den Tobenden und ließ sie fragen, ob die Herrschaften etwa mit der Aufführung unzufrieden wären und ihr Geld zurückzuhaben wünschten. Die „Herrschaften" erklärten dem Abgesandten ganz unverfroren, sie hätten ihr Eintrittsgeld in den Saal bezahlt und könnten sich also doch mit Recht in demselben unterhalten, wie es ihnen wohlgefiele![1]

Wie solche Tumultscenen und Ausbrüche übermüthiger Roheit auf den empfindsamen Dichter wirken, ihn ganz die seltsam abhängige Stellung empfinden lassen mußten, ist leicht zu begreifen, und er ärgerte sich oft mehr, als es seiner schwachen Gesundheit zuträglich war. Jedem geräuschvollen Genuß abhold, zog sein stilles, empfindsames Naturell ihn gern von allen großen Gesellschaften und lauten Vergnügen zurück. Er war selbst im Umgang mit Freunden meist schweigsam, ruhig beobachtend, kurz der philosophische „Contemplateur", wie Boileau ihn nannte. „Was sein Äußeres angeht, so war er eher groß als klein und hatte eine edle Haltung. Seine Nase war dick, sein Mund groß, die Lippen stark, die Gesichtsfarbe braun. Er hatte dichte schwarze Augenbrauen, und ihre Bewegungen gaben dem Gesicht einen besonders komischen Ausdruck."[2]

Obgleich die französische Akademie damals Schriftsteller dritten und vierten Ranges zu den Ihrigen zählte, hat sie doch Molière niemals in die Zahl der Vierzig aufgenommen, weil er die einzige Bedingung — Aufgeben der schauspielerischen Thätigkeit — nicht eingehen wollte. Heute steht die Büste des Komikers im Foyer der gelehrten Gesellschaft mit der Inschrift:

Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre.

* * *

Das ist in kurzen Umrissen Molière's Leben und hauptsächlichstes Schaffen. „Wenn Komödie sein soll," — sagt Goethe — „ist unter denen, welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Klasse und an einen vorzüglichen Ort zu setzen. Denn was kann man mehr von einem Künstler erwarten, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommenen Harmonie gelangten? Dieß Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigkeit genug zu thun."[3]

Goethe hat Recht: „Wenn Komödie sein soll." Es wäre ja Thorheit, zu läugnen, daß die Komödie ein künstlerisches Existenzrecht hat. Aber wie

---

[1] Vgl. die Belege bei Emile Campardon, Documents inédits sur J. B. Poquelin-Molière etc. Paris 1871. p. 31 u. 65. — C. Fournel, Contemporains de Molière, t. I. p. 158.

[2] Mercure de France, Mai 1740.

[3] Gesammelte Werke, Bd. XXXIII. S. 106.

die Satire, deren dramatische Schwester sie ist, darf auch die Komödie nicht mehr sein wollen, als was zu sein sie das Recht hat. Es mag ja, wie Molière behauptet, leichter sein, eine gute Tragödie als eine gute Komödie zu schreiben — dadurch wird der von allen Völkern anerkannte Satz nicht umgestoßen, daß eine gute Tragödie ein höheres, idealeres Kunstwerk ist als eine gleichgute Komödie. Dieß vergessen unseres Erachtens nur zu viele Moliéristen, indem sie vor lauter Studium Molière's jeden Maßstab verloren zu haben scheinen, um neben ihrem Heros auch andere Größen richtig zu bemessen. Dann aber müssen wir immer und immer wiederholen, daß die Literarhistoriker nur zu gern den moralischen Werth der Komödie zu übertreiben suchen. Eine hohe Schule der Sittlichkeit, ein Ersatz für die Lehre der Kanzel und religiöser Erziehung ist sie nicht. Wir wollen im Gegentheil schon zufrieden sein, wenn sie nicht der Unsittlichkeit Vorschub leistet. Eben diese Übertreibung des hohen sittlichen Werthes der Komödie hat dann den Erfolg gehabt, daß kirchlich gesinnte Männer wie Veuillot nun auch ihrerseits in der abweisenden Kritik zu weit gingen.

Also, da Komödie sein soll — ist Molière in die erste Klasse der komischen Dichter zu setzen. An diesem Urtheil Goethe's haben nur wenige vorurtheilsfreie und verständige Kritiker zu rütteln gewagt. Einseitigkeiten sind dabei trotzdem genug zu Tage gefördert worden in dem einen wie in dem andern Sinne. Während Schlegel und Schack unbilliger Weise Molière verkleinerten, glaubten sich Andere dadurch rächen zu können, daß sie nun Vorgänger Molière's, besonders die Spanier, ungebührend herabsetzten. „Molière bewährte seine Meisterschaft darin, daß er das allgemein Menschliche individualisirte, daß originale Persönlichkeiten in ganz bestimmten Lebenslagen und in den Sitten seiner Zeit es zur Anschauung bringen, und folgerichtig führt ihn dieß zu einer realistischen Darstellung, die statt einer Phantasiewelt, in welcher Böhmen am Meer liegt und Theseus von Elfenscherzen umgaukelt wird, die Wirklichkeit zum Schauplatz erwählt, und den Boden, in welchem seine Charaktere wurzeln, die Atmosphäre, in welcher sie athmen, mit treuer Klarheit schildert. Und dieß verlangt dann wieder die durchweg verständige Motivirung, kraft welcher seine Personen so reden und handeln, wie es ihrer innern Natur und den Verhältnissen gemäß ist, in die sie gerathen und vernünftiger Weise gerathen können. So herrscht auch hier das Wahrscheinliche, das Gesetzmäßige, und ich stimme Humbert vollkommen bei, wenn er die Berechtigung dieser realistischen Weise den Spielen der idealistischen Einbildungskraft gegenüber vertheidigt; nur braucht man dabei den Werth auch dieser nicht zu verkennen, und soll nicht vergessen, daß die Meisterwerke Lope's, Calderons, Shakespeare's neben dem wunderbaren Reiz des Phantastischen ja auch der Charakterzeichnung und der Lebenswahrheit keineswegs ermangeln."

In diesen Worten scheint uns Carrière[1] die richtige Mitte einer un-

[1] Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung, 3. Auflage, Bd. IV. S. 622.

beeinflußten, Alles erwägenden und aller Art von Schönheit gewogenen Kritik getroffen zu haben.

Von den Zeitgenossen Molière's erkannten, wie bereits früher gesagt, nur sehr wenige dessen wahre Größe — vielleicht waren nebst Boileau nur die Jesuiten, wie Maury, Rapin und Bouhours, scharfsichtig genug, zu unterscheiden, wie bei aller Ähnlichkeit mit den anderen damals lebenden komischen Dichtern sich Molière doch von diesen unterschied wie das Genie vom Talent.

Wer zum ersten Male die Schöpfungen Quinaults, Boursaults, Montfleury's, Thomas Corneille's und anderer weniger bedeutenden Männer jener Tage liest, wird sich anfangs der Gefahr ausgesetzt sehen, seine Hochschätzung Molière's herabzustimmen; denn er gewahrt plötzlich, wie so Manches, was er bis dahin für specifisch moliéristisch gehalten, Gemeingut seiner Zeit und seines Volkes, ja großentheils Erbgut älterer Zeiten und anderer Völker war. Es tritt ihm so manche typische Gestalt, so mancher bekannte Scherz, so manche ähnliche Situation entgegen, die er bisher nur bei Molière gesucht hatte, daß er auf den Gedanken gerathen könnte, in dem eben die meisten Zeitgenossen befangen waren, nämlich es möge Molière wohl um ein Mehr oder Minder sich von seinen Mitbewerbern unterscheiden, aber nicht in solchem Grade, daß man alle diese Mitbewerber als Tagesgrößen mit dem Tage vergessen, ihn dagegen als Schöpfer und Typus der neueren Komödie, als eine internationale Größe in der Literatur aller Zeiten und Völker feiern werde. Molière zeigt uns in dieser Beziehung so recht, wie der classische Dichter eine Blüthe ist, zu deren Gedeihen und Aufgehen ein ganzes Geschlecht Vorgänger und Zeitgenossen, eine ganze Culturentwicklung nöthig sind, wie er wurzelt im besten Grunde seines Volkes und, mit tausend Verzweigungen und üppigem Blattwerk nach allen Richtungen sich verbreitend, Nahrung athmet für *sein* Gedeihen, bis *er*, zur *Frucht* gereift, Blätter, Zweige, Stamm und Wurzel absterben, welken und verwehen sieht zu ewigem Vergessen, während er als das Bleibende in die Schatzkammer der Menschheit hinterlegt wird. Das ist Molière unzweifelhaft für Frankreich gewesen. Es mochten ja Tage kommen, wo seine einfache Größe, seine innere Gesundheit dem verwöhnten Pariser der nachclassischen Zeit nicht mehr behagten, wo die schwülstige Weinerlichkeit eines Marivaux, Destouches und La Chaussée mit dem sogenannten „Marivaudage" die Bretter überschwemmten, die der derbe Humor oder die männliche Wehmuth Molière's beherrscht hatten — Molière blieb lebendig wie die Natur, die in seinen Werken einen glücklichen Ausdruck gefunden. Marivaux verschwand, und Molière trat wieder seine alte Herrschaft an. Erst die neueste hyperrealistisch-sensualistische Richtung der Bühnenschöpfungen scheint diese Herrschaft in gefahrdrohender Weise anzugreifen — Molière ist für die heutige Generation nicht mehr pikant genug. Und wirklich, an die Höhe der Dumas'schen Machwerke reicht Molière's schlichte Art und spießbürgerliche Anständigkeit nicht hinan. Die Prüderie des verderbten Geschmackes wendet sich von der Derbheit seiner Ausdrücke ab und die bodenlose Corruption findet nicht genug verschleierte Verwesung, um sich

wohlzufühlen. So ist Molière Alles in Allem nicht bloß größer, sondern auch sittlicher in seinen Schöpfungen als die Mehrzahl seiner Vorgänger und Nachfolger. Wir sind durchaus die Letzten, welche Molière's Komödien als Sittenkatechismus aufstellen wollten; uns völlig sympathische, nach der christlichen Moral tadellose Figuren hat Molière nur wenige geschaffen, wenige seiner Stücke stehen auf einem positiv christlichen Standpunkt oder einer christlich-idealen Höhe — aber wenn wir auch immer verlangen müssen, daß nichts Unsittliches, nichts Unchristliches in einem Stücke enthalten sei, so werden wir doch nicht so unvernünftig sein, alles Indifferente, bloß weltlich Interessante, Schöne oder Komische als unchristlich zu verwerfen, oder es nicht eines Christen für würdig zu halten, über einen Scherz — und sei er meinetwegen auch derber Art — zu lachen, sobald dieser Scherz kein edles, wirkliches Gut verhöhnt oder sonst gegen die Sittlichkeit verstößt. Nur die Häresie des Jansenismus und der von ihr angesteckte Gallicanismus bis hinab zu dem Philosophen J. J. Rousseau konnten den traurigen Muth haben, nach dem Beispiel des streng calvinischen Genf alle Komödie als unerlaubtes Teufelswerk zu verbieten. Die katholische Kirche, im Vollbesitz der ganzen Wahrheit, hat sich niemals in einer ähnlichen Weise geäußert, ja der gelehrte, strenge Bossuet kann seine These von der Verwerflichkeit aller Komödie nur dadurch aufrecht erhalten, daß er den großen Thomas von Aquin in verblümten Worten einer unentschuldbaren Connivenz mit dem Heiden Aristoteles beschuldigt, dem zu Liebe der heilige Lehrer die von Bossuet so arg geschmähte Eutrapelia als eine christliche Tugend hingestellt, während doch die meisten Väter sie zu einem Laster gemacht hätten.

Wir reden hier dem modernen und alten Theater, wie es leider ist und war, gewiß nicht das Wort; wir unterschreiben voll und rückhaltlos alles, was Bossuet über die Gefahren und Sünden gesagt, zu denen das Theater Anlaß bietet, ja zu denen es leider, wenn auch nicht seiner inneren Natur, so doch der gefallenen Natur des Menschen nach, führt; wir werden im täglichen Leben vor dem Bühnenberuf und Theaterbesuch warnen mit aller uns zu Gebote stehenden Beredsamkeit im Namen der Vernunft und des Glaubens: aber die Wahrheit zwingt uns von der andern Seite zu gestehen, daß ein schuldloses, ungefährliches Theater denkbar ist, daß nicht jeder Schauspieler nothwendig im Stande der Sünde leben und jedes Theaterstück eine sündhafte Erholung ist. Zwischen der ungerechtfertigten Strenge des Jansenismus, der am liebsten gleich alle Theaterdichter und Schauspieler aus der Kirche und der Barmherzigkeit Gottes ausgeschlossen — und der heutigen Tages auf die Spitze getriebenen Idealisirung des „Künstlers" und der „Künstlerin" von den Brettern, einer Idealisirung, welche sowohl mit der künstlerischen Leistung als der Durchschnitts-Bildung wie -Sittlichkeit in gar keinem Verhältniß steht, welche die Bühnen-Könige, -Helden und besonders -Heldinnen nicht bloß zu reichbezahlten, sondern auch zu hochgeehrten, nahezu hoffähigen Gesellschafts-Königen und -Helden macht, einer Idealisirung endlich, die eine gründliche Beleuchtung um so mehr verdiente, als sie leider auch in katholischen Kreisen zu wuchern anfängt: zwischen diesen beiden Extremen des Jansenis-

mus und der Mimenapotheose steht das gesunde, ruhige Urtheil der Wahrheit und christlichen Sittlichkeitslehre. Dieses aber lautet:

„Wenn Komik sein soll" — und an sich darf Komik ebenso wohl als Tragik, Epik und Lyrik, als Malerei und Musik sein — wenn Komik sein soll, müssen wir anerkennen, daß Molière einige Stücke geschrieben, die entweder gänzlich oder doch mit leichter Änderung unbeanstandet als zum Besten zählend bezeichnet werden müssen, was wir im komischen Fache besitzen, Stücke, an denen jedes, auch das edelste, unbefangene Gemüth sich erfreuen kann. Daß wir nach allen Richtungen den „Misanthrop" und die „Gelehrten Frauen" an die Spitze stellen, wird man nach dem Gesagten begreiflich finden. In anderen Stücken, dem „Avare", „Don Juan", „Georges Dandin" u. s. w., wird der gereifte Leser sich leicht über die eine oder andere unstatthafte Anspielung hinwegsetzen, um das überwiegend Vortreffliche mit voller Seele zu genießen; ja selbst im „Tartüff", von der einen Scene sowohl als der Tendenz absehend, sich an den unläugbar gelungenen Scenen erfreuen. Daß bei den Possen schon eine größere Vorsicht nothwendig und der ungetrübte Genuß ein viel beschränkterer ist, wollen wir gerne zugeben, allein es hieße einen zu strengen, sogar künstlerisch ungerechtfertigten Maßstab anlegen, wollte man sie insgesammt verurtheilen. Molière ist in seiner Gesammtheit kein Dichter für die Jugend — es wäre sogar eine arge Mißdeutung unserer Absicht, wenn man unser bedingtes Lob des Dichters als Aufforderung zum kritiklosen Lesen seiner Werke auffassen wollte — aber mit Maß und Auswahl gelesen, kann Molière manche Stunde geistig erfrischender Abspannung und anregenden Genusses bieten.

Jedenfalls aber — und damit wollen wir schließen, wie wir damit begonnen haben — jedenfalls haben die Moliéristen Unrecht, Molière gegen die katholische Kirche und die Jesuiten in's Feld zu führen.

Mit der Ehre der Kirche und der Jesuiten hat Molière nichts zu thun, er hat sich um Beide während seines Lebens wenig oder gar nicht gekümmert, das ist sein Lob, aber auch sein Tadel; — im Tode wandte er sich reumüthig zu Gott und zur Kirche — das war für ihn persönlich sein schönstes Werk, und dieses sollte, so meinen wir — auch von den Moliéristen objectiv seiner ganzen Tragweite nach gewürdigt werden.

W. Kreiten S. J.

Aus Islands heidnischer Vorzeit.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Islands Ruhm sind seine Sprache, seine Literatur, seine alte Geschichte. Von dem lebhaften Verkehr der übrigen europäischen Völker abgeschnitten, von den furchtbarsten Schicksalsschlägen heimgesucht, zeitweilig von einem nicht viel bessern Loos betroffen als die Irländer und Polen, hat das wackere Inselvolk mit unbesieglicher Treue an jenen geistigen Schätzen seiner Vergangenheit festgehalten. Es spricht noch nahezu unverändert die alte skandinavische Sprache, wie sie vor einem Jahrtausend über den ganzen Norden verbreitet war; es versteht und liest noch die alten Sagen und Geschichten, welche vor vielen Jahrhunderten seine Väter erfreuten; die glorreichen Tage des Mittelalters sind es, welche in seinen Augen Fluß und Thal, Gletscher und Felsen, die öden Lavafelder des Innern wie die schneeumsäumten Buchten der Küste mit einem Strahlenscheine der Verklärung umgeben. Nicht in glänzenden Naturschönheiten, nicht in Reichthum und Fülle des Lebens, sondern nur in jenem tiefen Nationalgefühl wurzelt der jeden Fremden seltsam anmuthende altisländische Spruch: „Island ist das beste Land der Erde."

Während es trotz des stets zunehmenden Tourismus noch kein gutes neueres Reisehandbuch für Island gibt (Murray's Dänemark bietet nur unzureichende Notizen), besitzt Island aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts ein Buch, das in Bezug auf alte Localerinnerungen jeden Fremdenführer überflüssig macht, ein Buch für jene Zeit ganz einzig in seiner Art: das sog. Landnámabók oder das Buch von der Landbesitznahme Islands. Es wird theilweise dem Priester Ari hinn Fróði zugeschrieben, der 1148 im Alter von 81 Jahren starb und als Vater der isländischen Literatur noch heute allgemeines Ansehen genießt. Das Buch ist in fünf Theile getheilt, von denen der erste chronikartig die Besitzergreifung Islands durch die Nordmänner in ihren Hauptzügen erzählt, die vier folgenden dann die Ansiedelung im Einzelnen nach der alten Theilung Islands in vier Viertel, das der Westfirðinger, das der Nordlendiger, das der Ostfirðinger und das der Südlendiger, eingehender ausführt. Es gibt zugleich eine genaue Topographie der ganzen Insel und den genealogischen Ausgangspunkt aller bedeutenden Geschlechter. Durch die Taufbücher der Gemeinden, alte Geschlechtsregister und mündliche Überlieferung ist es manchen Isländern noch möglich, gleich alten Adels- und Fürstengeschlechtern ihren Stammbaum bis in die Zeiten der ersten Ansiedelung hinauf zu verfolgen; da sich aber im Laufe der Zeit verhältnißmäßig nur wenige neue Ortschaften und Handelsplätze gebildet haben, so ist das Buch des mittelalterlichen Priesters noch heute die überaus reiche, wohl-

geordnete und historisch bedeutendste Grundlage der isländischen Geographie, und, von religiösen, culturgeschichtlichen und politischen Notizen durchflochten, zugleich der Ausgangspunkt, von welchem die reiche geschichtliche Literatur des alten Island sich nach allen Seiten hin blühend entfaltet hat. Es dürfte wohl kein anderes Volk geben, das über die ersten Anfänge seines Volks- und Staatslebens, seine Geographie und erste Geschichte ein so vollständiges, abgerundetes und durch andere Quellen als zuverlässig bestätigtes Werk besitzt.

Mit großer Freude begrüßte ich das merkwürdige Buch in der Bibliothek unseres kleinen Missionshauses neben den ältesten Rechtsbüchern Islands und den bedeutendsten Sögur (pl. von Saga d. h. Geschichte) der alten Zeit. Es war eine alte Ausgabe, 1688 in Skálholt gedruckt.

Die Vorrede des Landnámabók erinnert an einen andern Priester, den ehrwürdigen Beda (Beda prestur heilagur), den ersten, welcher nach dem Sturz des Römerreichs die Nachrichten des Pytheas von Marseille, des Strabo und Plinius über die Existenz einer Insel im Nordmeer — Ultima Thule — erneuerte, „und in dem Buche heißt es, sie liege sechs Tage nördlich vom Brittenlande; da sagte er, es komme kein Tag im Winter, und keine Nacht im Sommer, wenn die Tage am längsten sind ... Und Beda der Priester starb 735 Jahre nach der Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi, so daß sein Bericht mehr als 100 Jahre geschrieben ist, bevor Island von den Nordmännern bewohnt wurde. — Aber bevor Island bevölkert wurde, waren da Leute, welche die Nordmänner Papar nannten, und man dachte, sie wären westlich über's Meer gekommen, weil man nach ihnen irische Bücher, Glocken und Krummstäbe und andere Dinge fand, aus denen man abnehmen konnte, daß sie Westmänner (d. h. Iren) waren; das fand man östlich zu Papey und Papyli, und es wird dessen in englischen Büchern gedacht, daß in jener Zeit Schifffahrt dazwischen (d. h. zwischen den beiden Ländern) war."

Diese Nachricht wird auch von dem irischen Mönch Dicuil bekräftigt, welcher 825 in seiner Schrift De mensura orbis terrae der Insel Thile gedenkt und ausdrücklich erwähnt, daß er selbst 30 Jahre früher Geistliche getroffen habe, welche dieselbe besucht hätten. Auch auf andern, weniger entfernten Inseln hätten fast hundert irische Einsiedler gelebt, seien aber von den nordmännischen Seeräubern genöthigt worden, sie zahllosen Schafen und Seevögeln zu überlassen.

Island tritt somit in die Geschichte als eine Thebais des Nordens, geheiligt durch Gebet und Buße, erobert durch die erhabene Lehre des Kreuzes.

Das war gegen das Ende des 8. Jahrhunderts, 60 Jahre nach Beda's Tod. Fast ein Jahrhundert verging, bis den ersten frommen Bewohnern, welche auf der fernen Insel dem wirren Treiben der Welt zu entgehen hofften, die trotzigen Nordmänner folgten, welche von da aus lange den ganzen weiten Ocean mit ihren kühnen Wikingerfahrten beunruhigen sollten. Der Schwede Garðar nannte die abermals neu entdeckte Insel nach seinem eigenen Namen Garðarsholm, der norwegische Viking Naddoðr nannte sie Schneeland, der Norweger Flóki aber gab ihr ihren heutigen Namen Island, d. h. Eisland.

„In jener Zeit, da Island von den Nordmännern gefunden und bevölkert wurde," — meldet das Landnámabók — „war Adrianus Papst in Rom und Johannes VIII. folgte ihm auf dem Apostolischen Sitze. Und Hlodwer Hlodwersson (Ludwig II.) Kaiser nordwärts von den Bergen (Alpen). Und Leo und sein Sohn Alexander über Micklagard (d. h. Constantinopel). Da war Harald Schönhaar König über Norwegen, und Erich Eymundarsson über Schweden und sein Sohn Beorn; und Gorm der Alte in Dänemark. Elfradur der Reiche über England und Jatvarþur sein Sohn. Und Kiarvalur zu Dublin in Irland, Sigurður Jarl der Reiche auf den Orkney-Inseln, der Bruder Rognwalds des Maerajarls."

Man segelte zu jener Zeit in 8 Tagen von Stad in Norwegen an die Ostküste von Island, in 4 Tagen (oder in zwei Tagen und zwei Nächten) vom Snäfells-Vorgebirge nach Hvarf in Grönland, in 8 Tagen von Reykjanes (dem südlichen Vorgebirge bei Reykjavik) nach Irland. Die Verbindung von Norwegen aus beanspruchte also weniger Zeit, als heute das beste Dampfschiff von Kopenhagen aus braucht.

Als Zeit der ersten bleibenden Niederlassung wird das Jahr 874 bezeichnet, wo die beiden norwegischen Brüder Ingolfr und Hjörleifr (Schwert-Leif), aus Thelemarken stammend, wegen eines Streites landflüchtig geworden, sich auf Island ansiedelten. Sie gründeten erst zwei Plätze, die sie nach ihren Namen Ingolfshöfði und Hjörleifshöfði benannten. Einige Jahre später ließ sich Ingolfr jedoch in der Rauchbucht, dem heutigen Reykjavik, nieder. Die immer zunehmenden Vergewaltigungen des Königs Harald Schönhaar und sein Streben, auf Kosten der unabhängigen Landeigenthümer und Häuptlinge alle politische Macht in seiner Hand zu vereinigen, führte jetzt zur Massenauswanderung nach Island. Mit seinen Fjorden, Gletschern, Bergen hatte das Land manches Ähnliche mit dem nördlichen Theile von Norwegen. Pflanzen- und Thierwelt war dieselbe, wenn auch ärmer. Für Seefahrt und kühne Raubzüge nach dem Süden war die Insel ebenso gelegen, als die schärenreiche Küste der alten Heimath.

Die Auswanderer waren nicht armselige Hungerleider, Geächtete oder Abenteurer, sondern vorwiegend edle, begüterte Leute, die mit ansehnlichem Grundbesitz fast alle Rechte kleiner Fürsten zu eigen hatten. Bei meist zahlreicher Familie hatten sie Schaaren von Knechten und Hörigen, ihre eigenen Höfe und Tempel, eigene Gerichtsbarkeit, wenigstens im Verein mit Andern, ihre eigenen Schiffe, und Muth und Kraft genug, um auf eigene Faust zu Land und Meer Krieg zu führen. Lieber als auf diese Selbständigkeit zu verzichten, den von König Harald eingesetzten Jarlen zu huldigen und ihnen Steuer zu bezahlen, wanderten diese freien Männer aus, die Einen nach Jemtland und Helsingland in Nordschweden, Andere nach den Faröer, den Orkney- und Shetlandsinseln, den Hebriden und endlich nach Island. Die gewaltige Bewegung, von echt germanischem Freiheitsgefühl angeregt, von kühnem Unternehmungsgeist getragen, belebte nun nicht bloß Jahr für Jahr die nordischen Meere mit Schiffen und kleinen Flotten, sondern Island ward plötzlich in die Wanderung und Kämpfe der bisher getrennten Inselvölker

hineingerissen. Erst nach mehr als jahrhundertlangem Kampf gelangten die letzten Wellenschläge der Völkerwanderung hier zur Ruhe.

Manche der norwegischen Geschlechter hielten sich auf diesen Wanderungen längere Zeit in Irland und Schottland auf, verschwägerten sich mit celtischen Familien, ließen ihre Kinder in Schottland oder Irland erziehen und brachten mit den Überlieferungen dieser Länder auch christliche Bildungselemente auf die entlegene Insel. So war Helgi Bjola, der zweite Sohn des Ketill Flatnef (Stumpfnas), welcher selbst auf den Hebriden starb, ein Christ; die drei Töchter Ketills und deren Männer waren ebenfalls christlich. Neben vielen celtischen Namen, welche das Landnámabók aufführt, ist es besonders derjenige des Patricksfjords, der heute noch an den christlichen Einfluß Irlands auf Island erinnert. Von einem Verwandten Ketill Flatnefs, Örlygr, erzählt die merkwürdige Chronik:

„Örlygr hieß ein Sohn des Hrappr, des Sohnes des Björn Buna; er ward auferzogen bei Patrick dem Bischof, dem Heiligen auf den Südinseln (Hebriden). Er begehrte gen Island zu fahren, er bat den Bischof Patrick, seinen Pflegevater, für ihn Rath zu schaffen. Der Bischof verschaffte ihm Kirchenbauholz (kirkjuviðr) und hieß ihn ein Plenarium und eine Eisenglocke und einen Goldpfennig mitnehmen und geweihte Erde. Diese sollte er legen unter die Eckpfeiler und so die Kirche dem heiligen Columba weihen. Da sagte der Bischof Patrick: Wo du Land erreichst, da siedle dich an, sobald du drei Berge am Meer siehst und eine Bucht zwischen jedem Berg und ein Thal in jedem Berg; da sollst du segeln zum letzten Berg, da wird Wald sein, und südlich unter dem Berg, wirst du Riet treffen und da richte drei Steine auf, da richte die Kirche auf und da laß dich nieder. Und Örlygr ging zu Meer, und ebenso in einem andern Schiff ein Mann, der Kollr hieß, sein Pflegebruder; sie fuhren zusammen. Im Schiff war mit Örlygr ein Mann, der hieß Thorbjörn Spörr, ein zweiter Thorbjörn Talkni und dessen Bruder Thorbjörn Skuma; sie waren Söhne des Böðwarr Blöðruskalli. Und da sie gegen das Land kamen, traf sie ein gewaltiger Sturm und riß sie westlich um's Land. Da flehte Örlygr zu Patrick, seinem Pflegevater, um an's Land zu kommen, und er würde nach seinem Namen das Land benennen, das sie erreichten. Sie waren nicht viel weiter gekommen und westlich um das Land gerathen, da gelangte sein Schiff nach Örlygshafen, und er nannte den Fjord darinnen Patricksfjord. Kollr aber flehte zu Thor, er wurde vom Sturm weggerissen und kam dahin, wo der Ort Kollsvik heißt, und brach da sein Schiff. Da blieben sie den Winter über, und einige seiner Schiffsleute nahmen da Land, wie noch gesagt werden wird. Aber im Frühling rüstete Örlygr sein Schiff und segelte westlich an Barð vorbei. Und da er kam südlich um Faxaos (d. h. am Snäfells-Vorgebirge) vorbei, da erkannte er den Berg, der ihm gezeigt war. Da fiel die Eisenglocke über Bord und sank nieder. Aber sie segelten darauf in den Fjord hinein und landeten, wo der Ort heute Sandvik bei Kjalarnes heißt. Örlygr blieb bei Helgi, seinem jüngeren Bruder, den ersten Winter; aber im Frühjahr nahm er mit Helgi's Rath Land von der Mogilsá bis zum Osvifslaekr und wohnte zu Esjuberg; da ließ er die

Kirche bauen, wie ihm geboten war. Healp hieß seine Frau; ihr Sohn war Walthiofr. Später heirathete Örlygr Isgerd, Thormods Tochter; ihr Sohn war Geirmundr, der Vater der Halldora, welche Thiostolfr heirathete, des Björn Gullbers Sohn. Ihr Sohn war Thorleifr; der wohnte zu Esjuberg, nach Geirmundr, seiner Mutter Vater, von dem die Esjuberginger abstammen. Sie glaubten an Columba; doch waren sie ungetauft. Thorleifr war von einem Troll oder Kobold besessen (tröllaukinn); doch nahm er den Christenglauben an."

Wie hier, so faßte auch an andern Punkten der Insel das Christenthum zwar Fuß, schlug aber keine festen Wurzeln. Es waren keine Priester da, und wenn auch fromme Frauen, wie Audr, Ketills Tochter, mit dem Beinamen „Diupauðga" (die Grundreiche) oder „Djupuðga" (die Grundgescheidte), ihre Kinder christlich beten lehrten, so fehlte doch oft die Taufe; die Jugend wuchs im Verkehr mit Heiden auf, und Überreste christlichen Glaubens mischten sich höchst sonderbar mit Aberglauben, Götzenwahn und heidnischem Cultus. Die Mehrzahl der Norweger aber, welche sich in Island niederließen, waren entschiedene, zum Theil noch sehr eifrige Heiden, und die Insel blieb von dem Beginne der sog. Landnáma-Zeit (874) bis zum Jahre 1000, also noch über ein Jahrhundert, ein vorwiegend heidnisches Land.

Man nimmt an, daß die Besitznahme der ganzen Insel sich in ungefähr 60 Jahren vollzogen habe. Genauere Nachrichten über die Bevölkerungszahl jenes Zeitraums gibt es nicht. Nach der Kristni-Saga lebten gegen Ende des 11. Jahrhunderts im Ostland etwa 700 freie Männer, im Südland 1000, im Westland 900, im Nordland 1200, also auf ganz Island 3800. Wenn man auf die Familie das Minimum von 10 Seelen rechnet, also eine Bevölkerung von 38 000 Seelen. Dänische Forscher schlagen die Bevölkerung schon am Ende der Landnáma-Zeit (930) auf über 50 000 Seelen an. Die Theilung des Landbesitzes war eine sehr ungleiche. Die ersten Ansiedler besetzten ganze Landschaften, z. B. Ingolfr alles Land zwischen der Ölfusá und der Öxará, dem Hvalfjördr und der Brynjulfsá. Die späteren Ankömmlinge mußten sich mit kleineren Ansiedelungen begnügen, und endlich durfte Niemand mehr Land besetzen, als er an einem Tag mit Feuer umfahren konnte, Weiber aber nur so viel, als ein zweijähriges Kalb an einem Tag umgehen konnte. Jeder der Einwanderer war anfänglich sein eigener Herr und König, von allen Andern unabhängig. Eine feste gesellschaftliche Verbindung unter ihnen durch Vertrag, Gesetz, frühere Rechtsbeziehungen gab es nicht. Die Diener, Knechte, Hörigen, Bewaffneten und Seeleute, welche die reicheren Norweger mit sich brachten, mochten durch Gewohnheit, Anhänglichkeit, Interesse bei ihrem bisherigen Führer verharren; aber eine eigentliche politische Gewalt über sie stand ihm nicht zu Gebote. Thatsächlich blieben wohl die meisten bei den Führern, welchen sie über's Meer gefolgt, und so bildete sich in der neuen Heimath, wie einst in der alten, zunächst eine Menge kleiner Gemeinwesen aus, deren Mittelpunkt die Familie des Führers war. Dieser schlug sein größeres Gehöft an einem günstigen Küstenplatz oder am Abhang eines Flußthals auf; um dasselbe errichteten die von ihm Abhängigen ihre Hütten. Die nöthige Nahrung

bot Viehzucht und Fischfang, weitere Beschäftigung vielfacher Kampf zu Land und See. Die ganze Cultur ging nicht über die eines einfachen Fischer-, Bauern- und Kriegerlebens hinaus. Spiele der verschiedensten Art, Schmausereien und Gastgelage würzten die öffentlichen Zusammenkünfte, Erzählung von Abenteuern und Vortrag von Gedichten die langen Winterabende. Musikalisch war das Volk nicht, aber sehr dichterisch angelegt. Der Gegenstand ihrer Dichtungen waren die Thaten der Götter und Helden. Von der zarten Minne und dem Frauendienst des Mittelalters wußten sie nichts. Die Ehe war ein prosaischer Rechtsvertrag, der meist zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut abgeschlossen wurde. Hielt man auch auf eheliche Treue und wurde ihr Bruch meist blutig gerächt, so machten sich die Häuptlinge doch nichts daraus, neben ihrer Frau noch sog. Frillen zu halten; die Unverheiratheten zügelte kein ernstes Sittengebot.

Eine politische Ordnung gestaltete sich rasch aus der religiösen heraus. Mit alter Sitte und altem Brauch brachten die ausgewanderten Norweger auch ihre religiösen Anschauungen und ihren Götzendienst mit in die neue Heimath. Gleich nach der Ankunft bauten die Mächtigeren unter ihnen Tempel (hof), und da nicht Jeder sich diesen Luxus erlauben konnte, so schlossen sich ihnen minder Begüterte zur Mitbenützung des Tempels an. So entstanden Tempelgemeinden, in welchen die Häuptlinge (höfðingi) zugleich als Priester (goði oder hofgoði), bürgerliche Vorsteher und Richter auftraten. Da ihre Gewalt indeß auf Vertrag beruhte, so wurden von selbst auch Volksversammlungen nöthig. Mehrere Inhaber von Goðorden oder Tempelstätten thaten sich erst in einzelnen Gegenden und Landstrichen zu gemeinschaftlicher Rechtspflege (dem sog. Heraðsthing) zusammen; da aber die Ungleichheit des Rechts in den einzelnen Bezirken, Competenzstreitigkeiten und andere Mißstände nothwendig zu einem einheitlichen Staatsverband hindrängten, so entstand der alljährliche Thing und mit ihm die Vereinigung des ganzen Volkes zu einer Republik, deren Grundgesetzgebung nach dem alten Gulathingslög von Skandinavien festgesetzt wurde. Im Jahre 927 erhielt Island seinen ersten Gesetzessprecher (Úlfjótr), 930 sein eigenes Landrecht, nach dem Verfasser Úlfjotslög genannt, wie schon früher bei der Beschreibung der Almannagiá erwähnt worden ist.

Während das altisländische Recht in hohem Grade die Klugheit, das Gerechtigkeitsgefühl, den Freisinn und den praktischen Verstand des germanischen Volksgeistes bekundet, schwebt über Religion, Cult und Sitte des alten Island dieselbe trübe Wolke, welche jede Art von Heidenthum, jeden Abfall vom wahren Gott unausweichlich begleitet, wenn auch nicht immer im selben Grade.

Der Begriff eines einzigen, persönlichen, geistigen, unendlich vollkommenen, in sich nothwendigen, ewigen Wesens war diesem sonst hochbegabten Volke in Folge jahrtausendalter Trennung von den Quellen positiver Offenbarung nahezu vollständig abhanden gekommen. Einzelne Attribute Gottes wurden, durch phantastische Ausschmückung bis zur Unkenntlichkeit entstellt, als verschiedene Götter verehrt. Die Idee einer Schöpfung aus Nichts war ver-

loren. Die Welt galt zwar nicht als ewig, aber es gab auch keinen ewigen Gott; sämmtliche Götter waren dem Untergang verfallen. Über Anfang und Ende der Dinge lastete das Dunkel eines unerforschlichen Traumes. Was dazwischen lag — Götter und Menschen, Riesen und Zwerge, Himmel und Erde — war die bunteste Phantasmagorie, aus früheren indogermanischen Stammsagen, abergläubischem Naturcult und willkürlicher Träumerei von Geschlecht zu Geschlecht ungeheuerlicher ausgesponnen.

Einst war das Alter, da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See, nicht sanfte Wellen,
Nicht Erde fand sich, noch Überhimmel:
Gähnender Abgrund und Gras nirgends.

Bis Börs Söhne die Bälle erhuben,
Sie, die das mächtige Midgard schufen,
Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand die Himmelsrosse;
Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht, was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten.

Da gingen die Berather zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen,
Hießen Morgen und Mitte des Tages,
Under und Abend die Zeiten ordnen.

Die Asen einten sich auf Idafeld,
Haus und Heiligthum hoch sich zu wölben
(Übten die Kräfte, Alles versuchend),
Erbauten die Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezäh.

Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht,
Bis drei der Thursentöchter kamen,
Reich an Macht, aus Riesenheim.

Da gingen die Berather zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Wer schaffen sollte der Zwerge Geschlecht
Aus des Meerriesen Blut und schwarzem Gebein.

Da ward Motsognir der mächtigste
Dieser Zwerge, und Durin nach ihm.
Noch manche machten sie menschengleich
Der Zwerge von Erde, wie Durin angab.

Nyi und Nidi, Nordri und Sudri,
Austri und Westri, Althiof, Dwalin,
Nar und Nain, Nippingr, Dain,
Waggr, Gandalfr, Windalfr, Thorin.

Das ist der Anfang der Dinge nach dem merkwürdigsten und großartigsten der eddischen Gedichte, der Völuspá, dem Seherspruch der nordischen Sybille. Ergänzt man die Darstellung aus dem ersten Theil der sog. Prosa-Edda, und andern Liedern der poetischen Edda, so ergibt sich ungefähr folgende Kosmogonie.

Im Anfang ist nur ein grenzenloser Abgrund da: Ginnungagap, „das Gaffen der Gähnungen" — eine anfangs- und endlose Leere, ohne festen Punkt. Am nördlichen Ende von Ginnungagap liegt das kalte, dunkle Niflheim, am südlichen das heiße, lichte Muspelheim. Aus dem Brunnen Hvergelmir in Niflheim springen zwölf Ströme: Elivagar, die fremden Wogen. Sie füllen den leeren Raum von Ginnungagap. Doch bald ist die geringe Wärme verflüchtigt, welche sie besitzen; sie erstarren zu Eis. Während nach dem Norden ein Eislager das andere deckt und wilde Stürme darüber hinfegen, fallen im Süden Funken von Muspelheim her auf das Eis. Es schmilzt. Die Tropfen werden lebendig, und aus ihnen gestaltet sich Ymir, der erste Riese. Ymir schläft ein, und während seines Schlummers entsteht unter seinem Arm ein Riesenpaar, Sohn und Tochter, an seinen Füßen ein zweiter, sechsgehäupteter Sohn. Von diesen stammen die Hrimthursen oder Frostriesen. Dieses Riesengeschlecht bleibt aber nicht allein. Beim Schmelzen des Ur-Eises entsteht außer Ymir auch die Kuh Audhumbla. Sie nährte Ymir mit den vier Milchströmen, welche sich aus ihrem Euter ergossen. Indem sie das salzhaltige Eis beleckte, kam am ersten Tage Haar hervor, am zweiten ein Kopf, am dritten ein schöner und großer Mann, Buri genannt. Bör, sein Sohn, vermählt sich mit einer Riesentochter Bestla und erhält von ihr drei Söhne: Odin (Whodin), Wili, Wê. Das sind die Götter, welche Himmel und Erde beherrschen.

Ymir wird nun von Börs Söhnen getödtet. Er blutet so furchtbar, daß das ganze Geschlecht der Hrimthursen bis auf Einen in seinem Blute ertrinkt. Dieser Eine, Bergelmir, rettet sich mit seinem Weib in einem Boote und begründet ein neues Hrimthursengeschlecht. Unterdessen werfen die Götter Ymirs Leiche in das Ginnungagap und schaffen aus ihm die Welt, aus seinem Blute Meer und Wasser, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen und Kinnbacken die Felsen und Klippen, aus seinem Schädel den Himmel, aus seinem Hirn die Wolken. Den Himmel heben sie an vier Hörnern über die Erde und setzen unter jedes Horn einen Zwerg: Austri und Westri, Nordri und Sudri. Feuerfunken aus Muspelheim pflanzen sie als Gestirne an den Himmel und bestimmen ihnen einen festen Gang, wornach Tage und Jahre berechnet werden. Um die Erde wird in Kreisform das Meer gelegt, aus Ymirs Augenbrauen aber eine Burg zum Schutz gegen die Riesen errichtet. Diese Burg, der Wohnsitz der Menschen, heißt Midgard; die Riesen aber wohnen rund um das Meer, die Asen im Mittelpunkte der Welt, auf ihrer Burg Asgard. Da thront Odin mit seiner Frau Frigg, der Vater der Götter. Und darum mag er Allvater heißen, weil er der Vater ist aller Götter und Menschen und alles dessen, was er durch seine Kraft hervorgebracht hat. Jörd war seine Tochter und seine Frau

und von ihr gewann er einen erstgebornen Sohn: das ist Asathor; ihm folgen Kraft und Stärke, daß er siegt über alles Lebendige.

Die drei Asen Odin, Hönir und Lodhur, nach der jüngeren Edda die Söhne Börs, gehen am Meeresstrande lustwandeln und erschaffen das Menschengeschlecht, indem sie zwei Bäume in Mann und Weib verwandeln.

Gingen da Dreie aus dieser Versammlung,
Mächtige, milde Asen zumal,
Fanden am Ufer unmächtig
Ask und Embla und ohne Bestimmung.

Besaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut, noch Geberde, noch blühende Farbe,
Seele gab Odin, Hönir sinnige Rede,
Blut gab Lodhur und blühende Farbe.

Auf die Schöpfung der Menschen folgt die Erschaffung zahlloser Zwerge. Nach der Völuspá geht sie ihr voraus. Denn keiner dieser Mythen bleibt sich ganz beständig. Selbst die Trilogieen der höchsten Götter werden verschieden angegeben, und in der Entwicklung der einzelnen Sagen zeigt sich eine stets weiterspinnende und vielfach willkürlich schaltende Phantasie.

Im Ganzen langt die verwickelte Schöpfungsgeschichte endlich bei neun Welten an: zwei Götterwelten (Asaheimr und Vanaheimr), zwei Elfenwelten (Alfheimr und Svartalfheimr), einer Menschenwelt (Mannheimr), drei Riesenwelten (Muspelheimr, Niflheimr und Jötunheimr), der Todtenwelt (Helheimr).

Obwohl Odin als „der oberste der Asen", das „weiseste der Wesen", „der Vater aller Götter und Menschen" der altnordischen Weltentstehung einen gewissen Einheits- und Mittelpunkt zu geben scheint, so ist die hieraus fließende Ordnung doch mehr ein Scheinbild als Wirklichkeit. Alle Wesensreihen, Götter, Menschen, Riesen und Zwerge, sind unter sich in feindliche Heerlager gespalten, die Götter in Asen und Vanen, die Elfen in Licht- und Schwarzelfen, die Riesen in Fels-, Wasser- und Feuerriesen. Während die Asen und Vanen im Allgemeinen dem Menschen sich gütig und wohlwollend zeigen, stehen ihm die drei Riesenwelten vorwaltend feindlich gegenüber; unter den Elfen gibt es gütige und holde Wichte, aber auch üble Wichte und Unholde. Zwischen den Asen und Vanen tritt zwar nach kurzem Kampf ein freundschaftliches Verhältniß ein; aber dafür gestaltet sich die Beziehung beider zu den Riesen zu einem steten, unausgesetzten Kampf, den freundliche Einladungen, Gastgelage und Ehen zwischen Göttern und Riesinnen nur schärfer und unheilvoller machen. Mit der Aufnahme des Feuerriesen Loki unter die Asen tritt unter diese selbst das Dämonische, ein unversieglicher Quell des Haders und Jammers, der Schuld und des Frevels, der Keim des Untergangs.

Aus der Ehe Loki's mit der Riesin Angrboda geht Hel hervor, die Herrscherin der Unterwelt, die Schlange Midgardormor oder Jörmungandr, welche, von den Asen in's Weltmeer verwiesen, in gewaltigem Ring die Erde umspannt und sich selbst in den Schwanz beißt, endlich der grimmige Wolf Fenrir, den die Asen anfänglich zu zähmen hoffen, der aber zuletzt an die

Hundekette gelegt werden muß — d. h. alle Mächte des Todes, der Zerstörung und gewaltsamen Vernichtung.

Unter den Asen und Vanen ist keiner, welcher den immer zunehmenden Gewalten der Finsterniß gewachsen ist. Überall erscheint ihre Macht beschränkt, ihr Wissen mangelhaft, ihr Charakter durch die verschiedensten Leidenschaften entstellt. Es sind gewaltige Recken, die sich mit Spiel und Wanderungen, bei schäumendem Bier und riesigen Gastgelagen, in Liebesabenteuern und Wohlleben gütlich zu thun wissen; doch wie sie sittlich nicht über den Riesen und Menschen stehen, so sind sie der zerstörenden Kraft der Riesen wenigstens nicht eigentlich überlegen.

Thor muß zu einer komischen Maskerade seine Zuflucht nehmen, um das wichtigste Geräth der ganzen Götterwelt, seinen Hammer, aus den Händen des Thursenfürsten Thrym wieder zu erringen, und versichert auch die Thrymskhvida, daß er das ganze Riesengeschlecht mit dem Hammer zerschmettert habe, so leben doch die Riesen in andern Liedern fort, mächtiger als je. Um den Göttern den großen Bierkessel zu verschaffen, muß er abermals zur List greifen, und nur der Rath der Frille ermöglicht ihm, den Riesen Hymir zu überwinden. Die Göttin Freyja, die nordische Venus, muß eine Zauberin befragen, um die Genealogie eines Sterblichen, Ottars, zu erfahren; sie mag ihr mit dem Feuertode drohen, um von ihr das gedächtnißstärkende Bier der Erinnerung zu erpressen, aber sie muß sich dabei in der derbsten Weise als Buhlerin verhöhnen lassen. Ähnlich geht es den höchsten Göttern und Göttinnen bei Ögirs Gastmahl, wo Loki sie alle der Reihe nach in unverschämtester Weise dem Gespötte preisgibt. Iduna, die Göttin der Jugend, Skadhi, die Göttin des Winters, Gefion-Freyja, die Göttin der Liebe, Frigg, die Gemahlin Odins, verhöhnt er sämmtlich als die feilsten und erbärmlichsten Buhlerinnen, den Dichtergott Bragi als einen armen und dabei noch feigen Wicht, den Meergott Niördr als einen elenden Auswürfling der ganzen Göttergesellschaft, den Windgott Beyggwir als einen Hungerleider und Feigling, den weißen Schwertgott Heimdallr als einen armseligen Wassertrinker, den Lichtgott Tyr, daß ihm der Fenrirwolf die rechte Hand abgebissen, den Donnergott Thor, daß er sich im Däumling eines Handschuhs verkrochen, den Göttervater Odin aber, daß er seine Majestät durch die schnödeste Ungerechtigkeit und das unwürdigste Vagabundiren unter den Menschen entweiht habe.

Du schlichest, sagt man, im Samsö umher
Von Haus zu Haus als Wöla. Vermummter Zauberer,
Trogst du das Menschenvolk: das dünkt mich eines Argen Art.

Odin steht den Lästerungen Loki's, wie seinen Übelthaten und dem weitern Fortwuchern des Bösen in der Welt nahezu hilflos gegenüber. Wie alle übrigen Götter, ist auch er dem dunkeln Walten der drei Nornen, d. h. eines finstern, den Göttern selbst unerforschlichen und unabwendbaren Schicksals unterworfen. Die Asen mögen den in Lachs-Gestalt entschlüpfenden Loki fangen, festnehmen und mit Gift quälen, daß er sich bäumt und daß durch seine furchtbaren Renkungen das Erdbeben entsteht; sie mögen bald mit List

und bald mit Gewalt den Riesen einen Sieg abgewinnen; aber Herren der Welt sind sie nicht. Auch Odin muß schließlich geschehen lassen, was geschieht. Alle seine Weisheit, alle Klugheit und Macht der übrigen Götter vermag nicht zu verhindern, daß der Schönste und Liebenswürdigste aus ihnen, die Blüthe der ganzen Götterwelt, der Frühlingsgott Baldur dem tückischen Hasse Loki's zum Opfer fällt. Die Mistel entgeht dem Einflusse ihrer Segnungen, der blinde Hödur trifft auf Loki's Aufforderung den schönen Baldur mit dem Mistelzweig, und mit ihm sinkt das Schönste und Herrlichste zu Boden. In dieser Ohnmacht, welche alle natürlichen Kräfte, jene der Natur wie jene der Menschheit, im Kampfe mit den Mächten der Zerstörung an den Tag legen, ist auch von selbst der tragische Keim einer allgemeinen Weltkatastrophe gegeben. Obwohl Loki in Fesseln schmachtet, nimmt sein Reich täglich zu. Die Unterwelt Helheimr bevölkert sich unaufhaltsam mit neuen Schaaren. Die Kraft der Miðgarðsschlange nimmt zu, der Wolf Fenrir wächst an Gewalt, die Riesen planen den Untergang aller Dinge, und obwohl sie zu ihrer Fahrt ein Schiff brauchen, das aus den Nägeln todter Menschen gebaut ist, so wird das Schiff Naglfar doch endlich fertig.

An dieses unaufhaltsame Wachsen des Bösen knüpft sich der zweite Theil der Völuspá, das Erhabenste, was die altisländische Poesie aufzuweisen hat, die Vision des herannahenden Weltuntergangs, der sog. Götterdämmerung (ragnarök).

Im starrenden Strome steh'n und waten
Meuchelmörder und Meineidige
Und die Andrer Liebsten in's Ohr geraunt.
Da saugt Nidhöggr der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger: wißt ihr, was das bedeutet?

Brüder befehden sich, fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
Unerhörtes ereignet sich, großes Unrecht.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt.
Der Eine schont des Andern nicht mehr.

Mimirs Söhne spielen, der Mittelstamm entzündet sich
Beim gellenden Ruf des Gjallarhorns.
In's erhobene Horn bläst Heimdall laut;
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.

Yggdrasil zittert, doch steht noch die Esche,
Es rauscht der alte Baum, da der Riese frei wird.
Sie bangen alle in Hela's Banden,
Bevor sie Surturs Flamme verschlingt.

Gräßlich heult Garm in der Gnipahöhle,
Die Fessel bricht und Freki rennt.

Hrim fährt von Osten, es hebt sich die Fluth.
Jormungandr wälzt sich im Jotenmuthe.
Der Wurm schlägt die Brandung, der Adler schreit,
Leichen zerreißt er; Naglfar wird los.

Der Kiel fährt von Osten, Muspels Söhne kommen
Über die See gesegelt und Loki steuert.
Des Unthiers Abkunft ist all mit dem Wolf;
Auch Bileists Bruder ist ihm verbunden.

Surtur fährt von Süden, der Riese mit dem Schwert,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter.
Steinberge stürzen, Riesenweiber straucheln,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel klafft.

Was ist mit den Asen? Was ist mit den Asen?
All Jotenheim ächzt, die Asen versammeln sich,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Thüren,
Der Bergwege Weiser: wißt ihr, was das bedeutet?

Nun hebt sich Hlins anderer Harm,
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs.
Beli's Mörder blitzt gegen Surtur:
Da fällt Friggs einzige Freude.

Nicht säumt Siegvaters erhabener Sohn,
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf,
Er stößt dem Hwerdungssohn den Stahl in's Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns
Der Natter näher, der neidgeschwollnen.
Alle Wesen würden die Weltstatt räumen,
Träfe sie nicht muthig Midgards Weiher;
Doch fährt neun Fuß weit Fiörgyns Sohn.

Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt in's Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne.
Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

Das ist die erhabene Elegie, der erschütternde Todessang, welchen das nordische Heidenthum sich selbst gesungen hat, bevor es, von Land zu Land immer weiter in den Norden gedrängt, auf der entlegenen Insel des Nordmeers endlich erschöpft in sich zusammenbrach. Der bunte, in seinen Einzelgestaltungen unerschöpfliche Kreislauf der Sagengestaltung fand hier sein Ende. Alle Wesen des Alls, alle Kräfte der Natur, alle Charaktere eines noch einfachen menschlichen Culturlebens und Heldenthums waren von der jugendlichen Schöpferkraft der Phantasie zum tausendfach verschlungenen poetischen Weltbilde ausgestaltet worden; doch an Allem nagte der stille, unbesiegliche Wurm der Vergänglichkeit. Alles Große und Herrliche geht zu Grunde. Nichts vermag dem Zerstörungswerke Einhalt zu gebieten. Die ganze sichtbare Naturordnung stürzt ein: in ihr selbst liegt keine unsterbliche Macht, das aus ihr Gewordene zu erhalten. Wohl läßt die Völuspá selbst die Erde abermals aus den Fluthen emportauchen und sich mit neuem Grün bekleiden, die Asen aus der Vernichtung auferstehen und sich zum Urtheilsspruch über den Weltumspanner auf Idafeld versammeln; Baldur steht vom Tode auf, alles Böse

verschwindet und weicht einer goldenen Zeit; doch für die Räthsel dieser glänzenden Zukunft hat die nordische Sage keine Bilder, keine Namen, keine Erfindung mehr. Ihre Kraft stockt und deutet nur in ahnenden Umrissen die Bürgschaft der Unsterblichkeit und den großen beseligenden Weltplan an, welcher durch die Lehre Christi den Völkern des Nordens mitgetheilt werden sollte:

Einen Saal sehe ich, heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhen;
Da werden werthe Fürsten wohnen
Und ohne Ende der Ehren genießen.

Da reitet der Mächtige zum Rathe der Götter,
Der Starke von Oben, der Alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an.

Wie in der eddischen Kosmogonie, so taucht auch hier beim Weltende die Ahnung eines einzigen, höchsten Gottes und des schließlichen Triumphes des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finsterniß, des Guten über das Böse auf; doch diese Ahnung vermag die polytheistischen Vorstellungen nicht zu überwinden, und die Völuspá selbst schließt mit dem trüben Gedanken des Weltuntergangs:

Nun kommt der dunkle Drache geflogen,
Die Natter hernieder aus Nidafelsen;
Trägt auf den Flügeln, das Feld überfliegend,
Nidhöggurs Leichen — nun sinkt er nieder.

Während die nordische — oder, wenn man lieber will, ursprünglich germanische Göttersage sich im Volksaberglauben, in der Dichtung, in Sitten und Gebräuchen des Volkslebens unaufhörlich weiter gestaltete und phantastisch veränderte, so daß Walten und Wirken der verschiedenen Götter, Riesen, Zwerge in buntem, kaum zu enträthselndem Wirrsal durcheinanderfließt und selbst die obersten Götter keine feste, plastische Gestalt bewahren: mußte für den allgemeinen und öffentlichen Cultus das bunte Göttergewirre nothwendig auf eine kleine Zahl bevorzugter Gottheiten zusammenschmelzen. Am meisten begünstigt erscheint dabei in den geschichtlichen Sögur, d. h. in der letzten Periode des isländischen Heidenthums, nicht Odin, der oberste und weiseste der Götter, sondern der listige, praktische, kraftvolle Donnergott Thor. Auf ihn ist nahezu alles vereinigt, was ein heidnischer Gott zu thun haben mag. Er ist der höchste Schutzherr und Förderer aller irdischen Interessen, des Wetters, des Ackerbaues, der Wege und Stege, des Eigenthums, der Sanction der Ehe als bürgerlichen Vertrages — der allgemeine Cultur- und Staatsgott. Er wird bei der Einwanderung und in dem ersten Jahrhundert isländischer Geschichte am meisten erwähnt, erst neben ihm und ihm praktisch untergeordnet Odin, Freyr, Njördr, Baldr, Frigg, Freya und andere Götter. Er ist der Ase, oder Gott einfachhin. An Thor glauben, heißt so viel als Heide sein. Wie von den späteren christlichen Namen keiner auf Island solche Verbreitung fand, wie der Name Jón, Johannes, so hat sich von den heidnischen Namen kaum einer so häufig erhalten, wie jener des Thor.

Über die isländischen Tempel, Opfer und Opfergebräuche sind in den verschiedenen Sögur zerstreut manche Nachrichten aufbewahrt. Von Thórolfr Mostrarskegg, einem mächtigen Häuptling im norwegischen Sunnhördaland, meldet uns z. B. die Eyrbyggja-Saga, daß er bei der Auswanderung nach Island seines Gottes nicht vergaß; er brach den Tempel nieder, welchen er noch kürzlich dem Thor geweiht hatte, packte das meiste Holzwerk in sein Schiff, nahm auch von der Erde mit, welche unter dem Altar gelegen, und verwendete das Alles, um in der neuen Heimath den alten Tempel alsbald wieder erstehen zu lassen. Als ein ganz besonderer Verehrer Thors nannte er das Vorgebirge am Breidifjord, wo er landete, Thorsnes, seine Wohnung aber Tempelstätte, „Hofstadr".

„Da ließ er einen Tempel bauen, und war das ein großes Haus; es waren Thüren an den Seitenwänden und bei dem einen Ende; da standen innen die Hochsitzsäulen, und waren da die Nägel, die hießen Götternägel (reginnaglar). Da weiter innen war ein großes Heiligthum. Innerhalb des Tempels war ein Haus in der Art, wie jetzt das Singhaus (Chor) in den Kirchen, und es stand da mitten auf dem Boden eine Erhöhung und ein Altar, und es lag da ein Ring ohne Glieder (mótlauss) von zwei Unzen, auf den alle Eide geschworen werden sollten. Diesen Ring sollte der Tempelgode an seinen Händen haben bei allen Volksversammlungen. Auf der Erhöhung sollte auch der Blutkessel stehen, und in demselben der Blutzweig sein wie ein Sprengwedel, und damit sollte man das Blut aus dem Kessel sprengen, welches hlaut (Opferblut) genannt wird; das war solches Blut, wie wenn Thiere geschlachtet wurden, die man den Göttern opferte. Um die Erhöhung in dem Seitenbau waren die Plätze der Götter."

Hochsitzsäulen wurden die vier Pfeiler des Langhauses genannt, weil sich zwischen ihnen je eine Art Thron, öndvegi befand, auf welchem die zwei Angesehensten der Opferversammlung ihren Platz hatten. Ähnlich lauten die Beschreibungen anderer Tempel. Die Länge eines derselben wird auf 120 Fuß angegeben. Die Tempelstätte galt für überaus heilig, ehrwürdig und unverletzlich — als Asyl (friðstaðr) und Heiligthum (helgistaðr).

Den Berg, auf welchem Thórolfr Mostrarskegg seinen Tempel gebaut hatte, hielt er für so ehrwürdig, daß er ihn Heiligenberg (helgafell) nannte. Niemand sollte ungewaschen dahin sehen, Niemand dort Vieh oder Menschen tödten, Niemand den Ort in irgend einer Weise beschmutzen. Er setzte die Spitze des Vorgebirges als Gerichtsstätte ein und hielt daran den Heraðsthing. Er glaubte, daß er bei seinem Tode in diesen Berg fahren werde und ebenso seine Freunde.

Der Cultus bestand in Gebeten, die mit Verneigungen und andern Ceremonien theils knieend, theils liegend verrichtet wurden, in Gelübden des verschiedensten Inhalts, in Weihegeschenken und Weihen, in Opfermählern und feierlichen Trinkgelagen (sowohl zur Ehre der Götter selbst, als zur Erinnerung an Verstorbene), vor Allem aber in blutigen Opfern. Als Opferthiere dienten Pferde, Rinder, Schweine und Widder. Auch Menschenopfer waren jedoch gebräuchlich und werden noch bis gegen Ende des 10. Jahr-

hunderts erwähnt. Es ist eine arge poetische Täuschung, sich das heidnische Germanenthum so edel, menschlich und sittlich vorzustellen, als ob es der Erlösung durch Christus und der Erziehung durch die Kirche kaum bedurft hätte. Auch hier verläugneten die heidnischen Dämonen ihren Durst nach Menschenblut nicht, und durch das ganze erste Jahrhundert isländischer Geschichte drängt eine Gewaltthat die andere. Noch in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, als Island von einer schweren Hungersnoth heimgesucht wurde, tauchte der Vorschlag auf, die Götter nicht etwa bloß mit Weihgeschenken zu begütigen, sondern die Kinder auszusetzen und die alten Leute todtzuschlagen. Ja noch bei dem entscheidenden Althing im Jahre 1000 schlugen die Heiden vor, daß von jedem Viertel Islands zwei Männer den Göttern geopfert werden sollten, um die weitere Verbreitung des Christenthums zu verhindern.

Dem Schlachtopfer wurden auf dem Blotstein, Opferstein, die Knochen gebrochen. Mit dem Blute wurde erst der Opferkessel gefüllt, dann alle Anwesenden besprengt, endlich die Götterbilder, Altäre und Tempelwände bestrichen. Man rieb auch wohl die Götterbilder mit dem Fette der Opfer ein, stellte sie dann an die Tempelfeuer und trocknete sie wieder ab.

Bestanden die Opfer in Thieren, so wurde das Fleisch in andern Kesseln gekocht, welche im Langhaus hingen, und dann als Opfermahl genossen. Auch die Götzen erhielten ihren Theil davon. Der Vorsitzende, welcher auf einem der beiden Hochsitze thronte, weihte die Opferspeise ein und brachte den feierlichen Trinkspruch aus, worauf dann der Minnetrank in den verschiedensten Intentionen folgte. Wie die Götter in der Edda als wackere Zecher geschildert sind, so ließen es auch ihre Anbeter an Durst nicht fehlen, und die Opfermahlzeit (Blotveizla) gestaltete sich gemeiniglich zum fröhlichen Gelage. Auch in den Gelübden spielte der Durst seine Rolle. Denn wenn einige Isländer den Göttern Geschenke und drei Eimer Bier gelobten, falls sie dem Bekehrungseifer des Königs Olaf Tryggvason entgingen, so gedachten die frommen Männer unzweifelhaft, das Bier selber zur Ehre der Götter zu trinken.

Würdigere und schönere Seiten des altisländischen Culturlebens, als der zu Völlerei und Grausamkeit hinneigende Opfercult darstellt, zeigen sich in vielen Charakterzügen der Sögur, besonders aber in dem Spruchbuch „Hávamál", welches einen der schönsten und werthvollsten Theile der Edda bildet. Da waltet ein so lebenslustiger Sinn, ein so fröhlicher Mutterwitz, ein so praktischer Verstand, eine so männliche Kraft und urdeutsche Gemüthlichkeit, daß man die meisten dieser Kernsprüche nicht ohne Genuß wieder und wieder liest.

Frisch und freudig sei des Freien Sohn
Und kühn im Kampf. Muthig muß
Der Mann sein und heiter bis zum Todestag.

Der unwerthe Mann meint ewig zu leben,
Wenn er Gefechte flieht. Das Alter gönnt ihm
Doch endlich nicht Frieden, obwohl der Speer ihn verschont.

Selbst Heerden wissen, wann Zeit zur Heimkehr ist,
Und geh'n vom Grase willig. Der Unkluge
Kennt allein nicht seines Magens Maß.

Der Armselige, übel Geschaffene
Hohnlacht über Alles, und weiß doch selbst nicht,
Was er wissen sollte, daß er nicht fehlerfrei ist.

Eigen Haus, ob eng, geht vor,
Daheim bist du Herr. Zwei Ziegen nur
Unterm Dach von Zweigen ist besser als Betteln.

Wie Sandkörner klein, klein an Verstand
Ist kleiner Seelen Sinn. Ungleich ist
Der Menschen Einsicht, zwei Hälften hat die Welt.

Mäßig weise muß der Mann sein,
Aber nicht allzu weise. Das schönste Leben
Ist dem beschieden, der recht weiß, was er weiß.

Mäßig weise muß der Mann sein,
Aber nicht allzu weise. Des Weisen Herz
Erheitert sich selten, wenn es zu weise wird.

Früh aufsteh'n soll, wer wenig Arbeiter hat,
Und schau'n nach seinem Werke. Manches versäumt,
Wer den Morgen verschläft. Behende dran, ist halb gethan.

Ganz unglücklich ist Niemand, ist er gleich nicht gesund:
Einer hat an Söhnen Segen, einer an Freunden,
Einer an vielem Gut, einer an trefflichem Thun.

Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,
Endlich stirbt man selbst; doch nimmer mag ihm
Der Nachruhm sterben, welcher sich guten gewann.

Über das Diesseits hinaus geht indeß die Lebensweisheit dieses „hohen Liedes" nicht hinaus. Es sind Klugheitsregeln, wie sie ein verständiger, wackerer Naturmensch seinem Sohne für das irdische Leben mit auf den Weg geben mag, daß er keine Thorheiten anfange, allem Leid aus dem Wege gehe, das Unvermeidliche ertrage, das Gute froh und heiter genieße und sich nach dem Leben einen guten Nachruhm erhalte. Gott, göttliches Gebot, sittliche Pflicht, ein höheres Leben im Jenseits kommen nirgends in Betracht. „Liebe dich selbst und deine Freunde, hasse und stürze deine Feinde" — das ist das höchste Gebot, was dieser einfachen Lebemannsmoral zu Grunde liegt. Das sechste Gebot des Dekalogs ersetzt der „Weise" durch Mahnungen zur Vorsicht in galanten Abenteuern, um dabei nicht betrogen und an Ehre und Genuß geschädigt zu werden. Rache am Feinde ist nicht bloß erlaubt, sondern Ehrensache; Hinterlist wird mit Hinterlist bezahlt, und selbst vor der Lüge schreckt der Weise nicht zurück:

Weißt du den Mann, dem du wenig vertraust,
Und hoffst doch Holdes von ihm, sei fromm in Worten
Und falsch im Denken und zahle Bosheit mit Lüge.

Als Durchschnittsmaßstab für die sittliche Cultur des altheidnischen Islands dürfte das Hávamál kaum zu betrachten sein. Es zeichnet zwar einigermaßen den Volkscharakter sowohl nach seinen Licht- als nach seinen Schattenseiten hin, das kecke, kraftvolle Selbstgefühl, das diese trutzigen Ansiedler belebte, ihre Freude an Kampf und Fehde, ihren unbändigen Muth, ihre Lebenslust, ihre derbe Neigung zum Genuß, ihre kriegerische Klugheit und Gewandtheit, ihre Gemüthlichkeit und ihr Wohlwollen für die Ihrigen und ihre Freunde, ihre Treue und Rechtlichkeit bei eingegangener Verpflichtung, ihre Rachelust und Verschmitztheit gegen den Feind, ihre ritterliche Ruhmbegier und ihre bürgerliche Sorge für Haus und Hof, ihren jugendlichen Phantasie-Reichthum und ihren dabei praktisch realistischen Sinn; allein es finden sich nicht nur diese Eigenschaften in sehr verschiedener Ausprägung und Verbindung, sondern es gesellen sich ihnen auch andere Elemente bei, welche die mannigfaltigsten Abstufungen herbeiführen und jenen Abriß der Lebensweisheit kaum mehr als eine allgemeine Norm erscheinen lassen.

Es gab Isländer, besonders Tempelbesitzer oder sogen. Goden, welche noch mit starrer, orthodoxer Strenge an dem alten Götterglauben und Opferdienste festhielten. Es gab andere und zwar ganze Schaaren, bei welchen sich die ursprüngliche Götterlehre in den crassesten Aberglauben, in Gespenster-, Hexen- und Dämonencult, Thieranbetung und Zauberwesen aufgelöst hatte. Wiederum gab es solche, denen aller eigentliche Glaube an die Götter abhanden gekommen war und die nur auf die Macht des eigenen Schwertes vertrauten. Von diesen machten einige kein Hehl aus ihrer aufgeklärten Gesinnung, während andere aus Privatinteresse oder Staatsraison die alten Religionsformen beibehalten wissen wollten. Während das Heidenthum durch diese äußere Zersplitterung und durch seine innere Ohnmacht langsam in sich zerbröckelte, griffen die christlichen Elemente, welche bei der ersten Ansiedelung auf die Insel gedrungen waren, ebenfalls in diesen Zersetzungsproceß ein und halfen ihn beschleunigen. Manche christliche Einwanderer fielen zwar ab, andere wurden lau und gleichgiltig, Bekehrungen gab es keine. Doch das Kreuz war einmal auf der Insel aufgepflanzt, und das Gebet zum Gekreuzigten erlosch nicht mehr völlig unter den folgenden Generationen. Der Alleinbesitz der alten Götter war erschüttert. Die Heiden wußten um einen andern Gott, eine andere Religion. Da einige der mächtigsten Landnáma-Männer Christen waren, mußten sie sich zur Duldung gewöhnen, und diese Duldung untergrub nothwendig die Festigkeit des alten Götterglaubens. Selbst die heidnischen Sagen mögen unter dem Einfluß christlicher Vorstellungen sich in manchem Punkte gemildert und mit Anklängen daran verbunden haben. Denn inwieweit die eddischen Gesänge rein heidnischen Ursprunges sind, ist noch keineswegs völlig klargestellt. Im praktischen Leben mußte die Mischung der beiden Weltanschauungen in diesen kraftvollen, ungezügelten Naturen, bei der Selbständigkeit des Einzelnen, sehr verschiedenartig wirken.

Manchen dämmerte die Vorstellung, daß ein Mächtigerer über die alten Götter gekommen sei; Andere, von zäher Anhänglichkeit an ihre Vergangen-

heit beseelt, bäumten sich zürnend gegen den neuen Gott auf; Andere begannen zu zweifeln, zu wanken und ungläubig zu werden.

Unzweifelhaft ist außer dem Walten äußerer Umstände auch die innere Wirksamkeit der Gnade in Anschlag zu bringen. Oder wie will man es erklären, daß manche gerade der edelsten Heiden ohne unmittelbare Berührung mit dem Christenthum den alten Götterglauben aufgaben und zu einer reineren und besseren Gotteserkenntniß gelangten? So erzählt z. B. das Landnámabók von dem Enkel Ingolfrs: „Thorsteinns Sohn war Thorkell Mani, der Gesetzessprecher, derjenige unter den Heidenmännern auf Island, der, so weit man Kunde hat, am besten gesittet war. Er ließ sich in seiner letzten Krankheit in die Sonnenstrahlen hinaustragen und empfahl sich in die Hände des Gottes, der die Sonne gemacht hat. Er hatte so rein gelebt, wie die Christen, die am besten gesittet sind." Einen ähnlichen Charakter zeichnet die Vatnsdaela-Saga in Ingimund: „Ingimund war ein tüchtiger Mann, kühn im Angriff, vertraut mit den Waffen und der Tapferkeit, seinen Freunden hold und dienstwillig, festhaltend an seinen Freunden, und so wie er war, mochte ein Höfdingi am besten beschaffen sein im alten Glauben." Als dieser Ingimund von einem seiner Schutzbefohlenen tödtlich verwundet wurde, hielt er so treu an der übernommenen Schutzpflicht fest, daß er sterbend noch den Mörder der Rache seiner Söhne zu entziehen suchte. Thorsteinn, sein Sohn, ging auf diese Gesinnung ein und sagte: „Das wird unserem Vater vergolten werden von demjenigen, der die Sonne geschaffen hat und die ganze Welt, wer dieser auch sei; das aber können wir wissen, daß dieser groß sein muß!" Da sein Bruder Thorir öfters vom Berserkergang, einer Art von Besessenheit, angefallen wurde, ein anderer Verwandter aber ein uneheliches Kind durch Aussetzung dem Tode preisgeben wollte, sprach Thorsteinn: „Nun will ich den anrufen, der die Sonne geschaffen hat; denn ihn halte ich für den Mächtigsten, damit dieses Unglück sich von dir wende, und ich will dafür um seinetwillen das thun, daß ich diesem Kinde aufhelfe und es dazu aufziehe, daß der, welcher den Menschen geschaffen hat, in seiner Zeit es zu sich rufen könne; denn ich glaube, daß ihm dieß zu Theil werden wird."

Ähnliche Züge von Mildthätigkeit und Erbarmen um des noch unbekannten höchsten Weltschöpfers willen werden auch von den Goden Askell und von Arnorr Kerlingarnef berichtet. In beiden Fällen handelte es sich um Hungersnoth und in Folge dessen um den Vorschlag, die Kinder auszusetzen und die Alten und Gebrechlichen zu tödten. Askell setzte diesem Vorschlag in öffentlicher Volksversammlung die Meinung entgegen, „daß es räthlicher sei, dem Schöpfer damit Ehre zu erweisen, daß man den alten Leuten helfe und darauf Gut verwende und die Kinder aufziehe". Arnorr hatte anfänglich dem blutigen Rathschlag beigepflichtet, rief seine Zustimmung aber auf einen Verweis seiner Mutter zurück, erklärte die Sorge für Verwandte, auch wenn sie kränklich seien, für heilige Pflicht und rieth nunmehr, Hunde, Pferde und Lastthiere bis auf das Nothwendigste zu tödten, um die Kranken und Gebrechlichen erhalten zu können. „Wenn nur der," fügte er bei, „der wahre Gott ist, der die Sonne geschaffen hat, um die Welt zu

erwärmen und zu erleuchten, und wenn ihm Milde und Rechtschaffenheit gefällt, wie wir dieß sagen gehört haben, da zeige er uns seine Barmherzigkeit, damit wir mit Gewißheit erfahren mögen, daß er der Schöpfer der Menschen ist, und daß er die ganze Welt leite und regiere, und von da ab wollen wir an ihn glauben, und keinen Gott verehren außer ihm allein, als dem wahren und seligen in seinem Reiche."

Von dem alten Njáll Thorgeirsson, einem der ausgezeichnetsten Häuptlinge und Gesetzeskenner am Ende des zehnten Jahrhunderts, berichtet die seinen Namen tragende Sage, daß er die Nachricht von der Einführung des Christenthums in Norwegen durch den König Olaf Tryggvason mit großer Befriedigung aufgenommen habe. Als Andere sich darüber wie über einen Greuel entsetzten, sagte er: „Mir scheint, wie wenn der neue Glaube viel besser sein müßte, und der wird selig sein, der ihn am raschesten annimmt. Und wenn jene Leute, welche diesen Glauben darbieten, bis zu uns herauskommen, so werde ich das wohl aufnehmen." Und von da ab, wird weiter gemeldet, „ging er oft einsam, fern von andern Menschen, und schwieg". — „Als aber im Jahr 998 der deutsche Missionär Thangbrandr in Bergthorvoll erschien, da nahm Njáll den Glauben an und alle seine Leute."

So bereitete sich mitten unter den Seefahrten, Kriegszügen, Kämpfen und Gewaltthaten der Wikingerzeit die Gnade still ihre Wege vor, und ließ noch vor der Ankunft der ersten Glaubensboten in der Mitte der Heiden selbst eine Ahnung des herannahenden Lichtes erwachen. Das in sich zerbröckelte Heidenthum vermochte sich zu keinem wirksamen Widerstand aufzuraffen. In wenigen Jahren nahm das Christenthum von der ganzen Insel Besitz. Es kam

Der Starke von oben, der Alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an.

Die unheimlichen Tempel wurden in Kirchen umgeschaffen, an Stelle der blutigen Opfer trat das unblutige, erhabene Opfer des neuen Bundes, an die Stelle abergläubischen Götzenwahnes die reine Lehre Jesu Christi. Als Religion längst werthlos geworden, ward die alte Sage als poetisches Andenken mit hinübergenommen in die neue Zeit und diente der neuerstehenden Bildung in ähnlicher Weise, wie das bis dahin bestehende Recht den neuen Rechtsverhältnissen, welche das Christenthum in's Leben rief.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Lehrbuch der Patrologie und Patristik. Von Dr. **Joseph Nirschl.** Drei Bände. 8°. 384, 525, 664 S. Mainz, Kirchheim, 1881—1885. Preis: *M.* 20.60.

Mit dem dießjährigen Erscheinen des dritten und größten Bandes ist die neue, schon bei ihrem Entstehen und Fortschreiten mit allseitigem Beifall aufgenommene Patrologie Nirschls zum gedeihlichen Abschlusse gekommen, die reife Frucht, welche die frühere Lehrthätigkeit des Verfassers am Lyceum zu Passau gezeitigt. Wer den Aufschwung der patristischen Studien seit der „Königsarbeit" der Mauriner und die fortgesetzte Ausfeilung des von ihnen gewonnenen Materials durch die neueren sorgfältigen Einzelforschungen überblickt, der mag sich ein Bild machen von dem wissenschaftlichen Gehalte dieser Bände, in denen aus all dem gleichsam ein köstlicher Extract geboten wird. Gewiß eine kernige und gesunde Geistesnahrung, die der Verfasser den jungen Theologen bietet, und zugleich so schmackhaft, daß dieselben, einmal an sie gewöhnt, sich schwerlich wieder davon lossagen werden.

Über die Unterschiede seines Werkes von den bisherigen gleichen Inhaltes ist Nirschl selbst wohl orientirt. Während Möhlers Patrologie als eine geistreich behandelte Literärgeschichte bezeichnet werden muß, während sich die gründlichen Institutiones Feßlers vor Allem als zuverlässiges Nachschlagewerk bewähren, unterscheidet sich unser Werk von dem neuesten Alzogs hauptsächlich durch die Veranlagung, sowie dadurch, daß es neben der Patrologie im strengen Sinne auch die Patristik in den Bereich der Darstellung zieht. Jedermann wird sofort auffallen, daß es bei jedem Vater eine Blüthenlese seiner dogmatisch bedeutsamsten Aussprüche bietet, ein Vorzug, der, wie er einerseits die Erweiterung des ursprünglich auf zwei Bände veranlagten Werkes auf drei herbeigeführt, so andererseits dem Buche höhere praktische Nutzbarkeit und damit einen weiteren Freundeskreis zu sichern verspricht.

Es ist nicht leicht, in wenig Worten einen Überblick über den reichen Inhalt und die zum Theil eigenartige Gliederung eines Werkes wie das vorliegende zu vermitteln. Inhaltlich zerfällt dasselbe zunächst in zwei umfanglich außer jedem Verhältniß stehende Theile, von denen der erstere in fünf Kapiteln auf nicht ganz 50 Seiten die allgemeine Patrologie, ihre Begriffe, ihre Werthe, ihre Normen und Geschichte behandelt, während die gesammten drei Bände der besonderen Patrologie vorbehalten bleiben. Vielleicht hätte es sich im Interesse der Symmetrie ebenso sehr empfohlen, das im allgemeinen Theile Behandelte in einer längeren Einleitung zu entwickeln,

die sich in einer doppelten Gliederung mit den theologischen Grundlagen und den historischen Vorfragen der Patrologie hätte beschäftigen können.

In der nun folgenden besonderen Patrologie ist vom Verfasser sowohl die ausschließlich chronologische Ordnung als auch die streng durchgeführte Scheidung zwischen den griechischen (richtiger orientalischen) und den lateinischen Vätern aufgegeben; es sind vielmehr innerhalb größerer Zeitabschnitte die einzelnen Erscheinungen nach Gründen innerer Verwandtschaft zu Gruppen geordnet, die sich später zumeist als Kreis um einzelne oder mehrere Koryphäen schließen. Die gesammte Väterzeit von Barnabas bis auf den hl. Johannes von Damaskus theilt Nirschl in drei Zeiträume, deren jeder wieder in mehrere Zeitabschnitte sich gliedert. Der erste Zeitraum umfaßt die drei ersten christlichen Jahrhunderte, „die patristische Literatur der unterdrückten Kirche", in zwei Abschnitten mit je zwei Kapiteln. Die Schriften der apostolischen Väter des ersten, dann des zweiten Jahrhunderts, hierauf der Apologeten und Philosophen des zweiten, und endlich die patristische Literatur des dritten Jahrhunderts. Den apostolischen Vätern, unter ihnen wieder dem hl. Ignatius von Antiochien, bringt der Verfasser, wie dieß schon seine früheren Veröffentlichungen erwarten ließen, ein besonders lebhaftes Interesse entgegen; überall erweist er sich als bewanderten und verläßlichen Führer. Nur den Brief an Diognet hätte vielleicht Mancher gern nicht mit solcher Bestimmtheit Justin abgesprochen gesehen. Auf die Gründe für eine frühere Abfassung, die ungefähr die Tillemonts sind, auch auf das προσάγουσιν, hat Marani (Migne, PP. GG. VI. p. 124 sq.) zu geschickt erwidert, als daß die bestehende Überlieferung mit Gewißheit könnte ausgeschlossen werden. Im Übrigen ist des Verfassers Weise, gerade die innere Kritik zu handhaben, eine sehr vertrauenerweckende.

Schon reicher gliedert sich der zweite Zeitraum — die patristische Blüthezeit von Constantin bis auf Leo den Großen — der mit seinem vierten Abschnitte bis in den dritten Band hinüberreicht. Der erste Abschnitt führt uns in drei Gruppen die Väter der ersten arianischen Zeit vor, die Griechen um Athanasius, die Lateiner um den Athanasius des Abendlandes, Hilarius, geschaart, während wir etwas abseits des Kampfplatzes die Gruppe der vorherrschend ägyptischen Asceten erblicken, in ihrer Mitte, noch etwas fremdartig die Figur des Dionysius, des sogenannten Areopagiten. An dieser Gestalt hat Nirschl wieder mit besonderer Vorliebe und besonderem Glücke gearbeitet, vielleicht selbst Einzelnes zu schön, zu fein gezeichnet und geschnitten. Den zweiten Abschnitt nehmen in vier Gruppen die Väter der spät-arianischen und macedonianischen Zeit ein; zwei dieser Gruppen fallen, die ältere mit Basilius, die jüngere mit Chrysostomus als Mittelpunkt, der griechischen Kirche zu, während sich an zwei volksthümliche Dichter, Ephräm und Ambrosius, je eine syrische und lateinische Vätergruppe anlehnt. Des dritten Abschnittes erste Gliederung stellt sich mit ihrem doppelten Brennpunkte Hieronymus und Augustin als Ellipse dar, während die gleichzeitigen lateinischen Schriftsteller des zweiten Kapitels, die zum größten Theile dichterisch thätig waren, passend um Prudentius hätten gesammelt werden können. Der

vierte hierher gehörige Zeitabschnitt (der erste des dritten Bandes) behandelt in zwei Kapiteln die Zeitgenossen des Cyrillus von Alexandrien, nach den Griechen die Lateiner, dann die Leo's des Großen, dießmal die Griechen nach den Lateinern, woran sich ein fünftes Kapitel, die armenischen Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, schließt, das der Orientalist Dr. Vetter, Pfarrer in Weiler bei Rottenburg, besorgt hat.

Der dritte und letzte große Zeitraum umfaßt endlich die Nachblüthe der patristischen Literatur vom Tode Leo's des Großen bis zu dem Gregors des Großen im Abend- und dem des Johannes von Damaskus im Morgenlande. Die großen Heroengestalten sind mit Ausnahme der beiden Schlußriesen in diesem Abschnitte seltener, weßhalb hier die zeitliche Aufeinanderfolge mehr in den Vordergrund tritt.

So viel über den Inhalt des Werkes. Die Vorzüge der Behandlung sind zum Theile in dem Vorausgehenden schon namhaft gemacht; der hauptsächlichste dürfte in der verständig gehandhabten Kritik zu suchen sein, die sich von Ängstlichkeit wie von Übertreibung gleichweit entfernt hält und fast ausnahmslos durch die vielfach verschlungenen, dunkeln und dornigen Pfade, durch die der Weg des Patristikers führt, Richtung zu behalten weiß. Daß ihm nicht Alle in jeder Einzelfrage folgen würden, dessen war sich der Verfasser von vorneherein klar und rechnete darauf gewiß am wenigsten da, wo er sich bewußt war, von der herrschenden Meinung abzuweichen.

Mit besonderem Interesse hat der Unterzeichnete die Ausführungen Nirschls über die christlichen Dichter verfolgt. Minder glücklich ist unter dieser Rücksicht Ambrosius behandelt. Wie der Verfasser (S. 381) dazu kommt, die zwölf von den Maurinern als echt bezeichneten Hymnen als solche beizubehalten gegen die viel richtigeren Aufstellungen Biraghi's, ist mir nicht recht begreiflich. Wie ungenügend hier die Forschung der Mauriner ist, dafür genügt ein Hinweis auf den letzten Hymnus Fit porta Christi pervia, der sich auf den ersten Blick als verstümmelter Abecedarius ausweisen mußte (die zweite Strophe: Genus superni numinis, die dritte: Honor matris et gaudium) und entschieden nicht dem Ambrosius zugehört, oder auf den sogenannten Hymnus VI. Orabo mente dominum, der nichts ist als ein Bruchstück des Hymnus Bis ternas horas explicans, welcher nach Cassiodors Zeugniß sich als echter Ambrosianer erweist (Daniel, Thes. hymnol. IV. p. 13). Bei den Maurinern fehlen z. B. die zweifellos echten Hymnen auf Agnes, auf Gervasius und Protasius u. A. Der kleine Irrthum, der bei Besprechung des Te Deum unterläuft, ist schon anderwärts berichtigt. — Bei Fortunat ist der herrliche Marienhymnus Quem terra pontus als Probe mitgetheilt, aber nach den Lesarten des Breviers. Das hat aber Fortunat so nicht geschrieben; an der Strophe O gloriosa hat er gar keinen Antheil, und in einer Patristik möchte man dem kritisch genauen Urtexte begegnen.

Doch genug hiervon; es möchte sonst scheinen, wir verlören über der krittelnden Detailbetrachtung den offenen Blick für das herrliche und wahrhaft großartige Ganze, für das wir dem Verfasser zu dem größten Danke

verpflichtet ſind. Möge ſein herrliches Werk recht Vielen die vermittelnde Brücke werden zu häufigem Verkehre mit den herrlichen Leuchten und Lehrern der Kirche; iſt ja für Geiſt und Herz, für Glaube und Liebe nichts förderlicher als ein inniges Studium oder richtiger Genießen der Schriften jener Männer, welche durch ihr Wort und Blut die Kirche pflanzen halfen, der anzugehören wir das unverdiente Glück haben.

G. M. Dreves S. J.

Archidiaconatus, tituli S. Agathes, in Longuiono, archidioecesis Trevirensis, in novem decanatus divisi descriptio, quam ex codicibus Mss. Saeculi XVI. primus eruit, animadversionibus illustravit et indicibus auxit *Joannes W. Heydinger*. 8°. XVIII et 456 pag. Augustae Trevirorum, Groppe, 1884. Preis: *M.* 6.

Der hochwürdige Herr Verfaſſer ſtellt aus fünf Handſchriften das Ergebniß der Viſitation zuſammen, welche die Commiſſare des Erzbiſchofes von Trier mit einem Deputirten des Herzogs Alba, als Vertreter des Kaiſers, im Jahre 1570 in dem Archidiakonate Longuyon abhielten, das in die neun Dekanate Arlon, Bazeilles, Carignan, Juvigny, Kyllburg, Longuyon, Luxemburg, Merſch und Remich zerfiel. Dieſelben gehörten damals alle noch zur Diöceſe Trier.

Die Viſitationscommiſſion wohnte auf Koſten der Geiſtlichen in den Klöſtern oder Schlöſſern und lud auf beſtimmte Tage an die Orte, wo ſie Aufnahme gefunden hatte, die Geiſtlichen, die Kirchenvorſtände (Synodalen oder Momper, maburni genannt), die Kirchmeiſter (magistri fabricae) und die Küſter vor. Zuerſt wurde in jedem Dekanate ein Generalcapitel gehalten, in dem alle Berufenen das tridentiniſche Glaubensbekenntniß ablegten und allgemeine Angelegenheiten beſprochen wurden. Dann folgte die Vernehmung der Einzelnen, worüber ausführliche Protokolle abgefaßt wurden, die in dem vorliegenden Buche abgedruckt ſind.

Die Geiſtlichkeit und ihre Untergebenen kamen den Abgeſandten mit vielem guten Willen entgegen, und es fanden ſich nur wenige Spuren der Reformation. Einige Geiſtlichen waren zwar abgefallen und einige Religioſen hatten ihr Kloſter verlaſſen; aber ſie waren meiſt von adeligen Herren, beſonders von dem Grafen von Manderſcheid, und von Luxemburger Beamten unterſtützt worden, indem dieſe ſich von der Trierer Jurisdiction frei machen wollten und die von ihnen abhängigen Geiſtlichen in ihrem dynaſtiſchen oder obrigkeitlichen Intereſſe mißbrauchten.

Durchſchnittlich hatte jeder Pfarrer 200—300 Communicanten, aber zuweilen auch weniger als 100 und mehr als 1000. Doch waren die Wege rauh und ſo viele Kapellen zu bedienen, daß an einzelnen Orten um neue Kapläne gebeten wurde, während an andern Stellen vorgeſchlagen ward, ſie wegen Mangel an Arbeit und Einkommen zu vereinen. Viele Kirchen befanden ſich in ſchlechtem Zuſtande, weil diejenigen, welche die Zehnten ein-

nahmen und denen somit die Baupflicht oblag, säumig waren. Die Commissare verfuhren aber sehr strenge und befahlen, die Einkünfte mit Beschlag zu belegen und die weltliche Macht um Hilfe zu bitten, was um so mehr wirken mußte, da ein Gesandter des Herzogs von Alba als Vertreter des Kaisers ihren Worten Gewicht verlieh.

Interessant sind manche Bemerkungen über die Vertheilung der Baulast. So hatte in Remich der Dekan des Domes von Trier, der ein Drittel des Zehnten besaß, die Verzierung (ornamenta) und die Bücher des Hochaltares, sowie das Chor der Kirche, der Abt von St. Maximin in Trier das Schiff und die Gemeinde den Thurm in Stand zu halten. In Longuyon wurde den Zehntherren gemeinsam aufgegeben, das Kirchendach zu erneuern. In Sapogne wurde dem Prior von Vaux-les-Moines, der zwei Drittel des Zehnten hatte, befohlen, die Verzierungen, den Kelch, das Meßbuch und die Kasel zu besorgen und die Kirche zu erneuern, widrigenfalls werde man seine Einkünfte mit Beschlag belegen. In Pronsfeld hatten die Zehntherren gemeinsam das Schiff und die Fenster der Kirche zu besorgen.

Die Synodalen treten noch mit einem weitgreifenden Einfluß auf; denn es kam ihnen nicht nur die Mitaufsicht über die Verwaltung des Kirchenvermögens, den Kirchenbau und die Abhaltung des Gottesdienstes, sondern auch über die Sitten der Pfarrgenossen zu. So beklagten sie sich in Arlon, daß seit zwei Jahren vom Pfarrer keine „Synode" abgehalten worden sei, und daß der Pfarrer die Angeklagten strafe, ohne die Synodalen herbeizurufen und um ihre Zustimmung zu bitten. In Grevenmacher beschwerten sie sich über den Richter, welcher sie hindere, ihres Amtes zu warten und gegen jene vorzugehen, welche wider die zehn Gebote sündigten.

Wie strenge die öffentliche Bußdisciplin noch um jene Zeit gehandhabt wurde, erhellt schon daraus, daß die Visitationscommission in Heidersheid sowohl als in Gondelsheim Ehebrecher verurtheilte, öffentlich barfuß in der Procession mit einer Ruthe und einer Kerze von zwei Pfund einherzugehen, und während der Messe vor dem Altare zu sitzen. Zu Bettendorf aber wird bemerkt, daß ein anderer Sünder sich geweigert habe, in der Procession mit Ruthe und Kerze zu gehen und die Bußsteine zu tragen, wie ihm befohlen war [1].

In demselben Bettendorf hatten die Einwohner sich durch ein Gelübde verpflichtet, am Samstage Nachmittags nicht zu arbeiten, und die Commissare trugen den Synodalen auf, zu wachen, daß dieß Gelübde gehalten werde.

In der Kirche von Mersch fanden die Visitatoren ein Gestell mit Hochzeitsnäpfen, und der Herausgeber meint, die Hochzeitsmahle seien dort noch bis zum Jahre 1570 in der Kirche gehalten worden und ein letzter Rest der Agapen gewesen, der damals aufgehoben wurde.

---

[1] In den Kirchen von Alendorf, das zur Diöcese Köln gehört, in Neuerburg im Kreise Bitburg, sowie in Dottendorf und Neidenbach werden noch heute solche Bußsteine gezeigt, von denen jeder an 20 Pfund schwer ist, und von denen je zwei, durch eine Kette verbunden, nach Art eines Joches vom Büßer getragen wurden.

Die Protokolle sind reich an vielen andern interessanten Zügen. Wir haben die erwähnten herausheben wollen, weil ja bei einer sorgfältigen Edition alter Handschriften, was die vorliegende ist, eine Besprechung sich auf den Hinweis beschränken darf, wie mannigfache wichtige Nachrichten eine solche Publication bekannt macht. Für die Topographie und Geschichte der Trierer Diöcese ist das in Rede stehende Buch von höchster Bedeutung.

St. Beissel S. J.

Wilhelm Cardinal Allen (1532—1594) **und die englischen Seminare auf dem Festlande.** Von Dr. **Alphons Bellesheim.** Mit dem Bildniß des Cardinals. 8°. XX u. 316 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 6.

Die mit größtem Forscherfleiß ausgeführte Monographie ruht zum Theil auf den werthvollen theologischen und apologetischen Schriften des englischen Cardinals (Verzeichniß ders. S. IX), zum Theil auf den neueren ausgedehnten Quellenpublicationen von Th. Francis Knox [1], Henry Foley [2], John Morris, Gachard v. A., welche der Verfasser selbst um mehrere interessante Actenstücke aus Römischen Archiven bereichert hat, zum Theil endlich auf der ausgebreiteten einschlägigen Literatur, deren Rahmen überaus weit gezogen ist. Das ältere biographische Bild, wie es Fitzherbert [3] (1608) und Cardella (1792) entworfen, ist dadurch nicht bloß in gründlichster Weise erweitert und vertieft, sondern auch nach seiner vollen objectiven Bedeutsamkeit in die zeitgenössische Kirchen- und Profangeschichte eingegliedert, und nicht nur der Geschichtsforscher von Fach, sondern jeder Leser wird in dem trefflichen Buche manche interessanten Aufschlüsse finden.

Das Hauptinteresse liegt darin, daß Cardinal Allen der letzte mit dem Purpur geschmückte Kirchenfürst des alten katholischen England, der treue Stammhalter seiner Überlieferungen im Sturme der Verfolgung und der erste Organisator jener großartigen Missionsthätigkeit war, durch welche die heilige Erbschaft des katholischen Glaubens unter unsäglichen Schwierigkeiten aller Art dem britischen Inselreiche erhalten blieb. Einer braven Bürgerfamilie von Lancaster entsprossen (1532), erhielt Wilhelm Allen zu Lancaster und Oxford (1547—1555) eine noch durch und durch katholische Erziehung und betheiligte sich von 1555 ab als Procurator der Universität Oxford und Vorsteher des dortigen Mariencollegs an den Bemühungen des Cardinal-

[1] Records of the English Catholics under the penal Laws. I. The first and second Diaries of the English College, Douay. London 1878. II. The Letter Books of Cardinal Allen. London 1882. Die wichtigsten Quellen sind diese Briefe.

[2] Records of the English Province of the Society of Jesus. VII Vol. (Vol. VI. The Diary of the English College, Rome, from 1579 to 1773. London 1880.)

[3] De Antiquitate et Continuatione catholicae religionis in Anglia et de Alani cardinalis vita. Romae 1608.

legaten Reginald Pole, England wieder völlig mit der Kirche auszusöhnen. Schon den 17. November 1558 starb indeß die Königin Maria, zweiundzwanzig Stunden später Cardinal Pole. Mit Elisabeth, der Tochter Anna Boleyns, bestieg die Häresie von Neuem den englischen Königsthron, und die Geschichte der katholischen Kirche in England ward von da ab eine Geschichte der Verfolgung, ja eine der furchtbarsten und blutigsten, von welchen die Kirchengeschichte überhaupt zu erzählen hat. W. Allen trotzte allen Lockungen, durch welche man ihn für die Neuerung zu gewinnen suchte, und ging 1561 nach Löwen, wo er Theologie studirte. Als ihn Kränklichkeit nöthigte, seine Heimath wieder aufzusuchen (1562—1565), bekämpfte er daselbst energisch den Besuch des protestantischen Gottesdienstes und gewann viele Verirrte wieder für die Kirche. Er mußte sich indeß beständig versteckt halten und wurde endlich zur Flucht gezwungen. Jetzt erst empfing er zu Mecheln die Priesterweihe und begann daselbst als Lehrer der Theologie und apologetischer Schriftsteller zu wirken. 1567 reiste er mit Dr. Johann Vendeville nach Rom; 1568 ward er zum Vorsteher der englischen Mission ernannt und gründete im Verein mit seinem ebenso seeleneifrigen als gelehrten Freunde Vendeville das englische Colleg in Douay, die erste jener Pflanzschulen, aus welchen ganze Schaaren todesmuthiger Priester und Apostel Jahr um Jahr nach England ziehen sollten, um dort die katholische Religion zu erhalten, Protestanten zu bekehren und ihr Leben selbst für die heilige Sache der Kirche einzusetzen[1]. Schon 1574 gingen die ersten Schüler von Douay nach England ab. Als die Existenz des Collegs 1578 den Umtrieben und der Gewalt der oranischen Politik zum Opfer fiel, ließ sich Allen nicht entmuthigen. Das Colleg erstand von Neuem in Rheims und erhielt die Unterstützung des Papstes Gregor' XIII. Von nicht geringer Tragweite war es, daß Allen auf einer dritten Romreise 1580 die Gesellschaft Jesu für die englische Mission gewann. Edmund Campian, der 1. December 1581 zu Tyburn die Krone der Martyrer erwarb, war ein Schüler von Douay und zugleich Jesuit. An P. Parsons S. J. fand Allen nicht bloß einen ihm treu ergebenen Freund, sondern auch den unermüdlichsten, gewandtesten und klügsten Gehilfen in der weiteren Organisation des überaus schwierigen Missionswerkes. Auch die Leitung des englischen Seminars in Rom ward 1579 der Gesellschaft Jesu übertragen. Allen selbst legte nicht nur 1582 den Grund zu der katholischen Bibelübersetzung von Rheims-Douay, sondern ermuthigte auch die Katholiken Englands (1581) durch eine schöne Trostschrift, vertheidigte die englischen Seminare durch eine Schutzschrift (1581), widerlegte Cecils Execution of Justice (1584), betheiligte sich an der Errichtung der Missionsseminare zu Braunsberg, Riga, Wilna, Prag, Fulda, Dillingen, Brügge, Ypern, Mons, Madrid und Mantua, tröstete, hob, unterstützte die englischen Katholiken in jeglicher Weise.

---

[1] Von 1577 bis 1618 sind 135 Schüler des englischen Collegs von Douay den Martyrtod für den katholischen Glauben gestorben (S. 284). Aus dem englischen Seminar in Rom gingen 42 Martyrer hervor (S. 275).

Weniger tröstlich, aber nicht weniger interessant, ist Allens politische Thätigkeit (S. 125—175). Von 1582—1587 war er als einer der Hauptbetheiligten in die großen, vielverschlungenen politischen Pläne verwickelt, durch welche erst der Herzog von Guise, dann Philipp II., theilweise im Einverständniß mit den Päpsten Gregor XIII. und Sixtus V. England für den katholischen Glauben wieder gewinnen zu können hofften. Als Maria Stuart, mit welcher Allen zeitweilig in Correspondenz stand (S. 155), dem Henkersschwert ihrer königlichen „Schwester" erlegen war, betrachtete Philipp II. sogar Allen als die geeignetste Persönlichkeit, der katholischen Sache in England und Schottland einen neuen mächtigen Einheitspunkt zu geben, und betrieb deßhalb sehr angelegentlich seine Erhebung zum Cardinal. Doch war dieß keineswegs allein maßgebend. „In der Person des Priesters Allen," schrieb der König (14. März 1587) an den Papst, „sind alle Eigenschaften vereinigt, die man nur wünschen mag. Er gehört keiner Partei an, ist von fleckenlosem Wandel, besitzt Gelehrsamkeit, Klugheit, große Kenntniß der Lage jenes Reiches und der zu dessen Bekehrung gepflogenen Unterhandlungen. Seine Schüler waren und sind noch jetzt die geeignetsten Männer zur Vereinigung Englands mit der Kirche; viele von ihnen haben das Martyrium erstanden, so daß man vom Purpur Allens behaupten darf, er verdanke ihn dem Blute derjenigen, die von ihm Unterricht und Bildung empfangen." Den 7. Aug. 1787 wurde Allen in einem außerordentlichen Consistorium zum Cardinal erhoben mit dem Titel S. Martino ai Monti.

All die großen Pläne Philipp' II. scheiterten 1588 mit der spanischen Armada. Statt mit den Spaniern in London einzuziehen und als Cardinallegat die alte kirchliche Ordnung in England wieder zu erneuern, brachte Cardinal Allen, obwohl 1589 zum Erzbischof von Mecheln ernannt, die letzten Jahre seines Lebens in Rom zu, betheiligte sich hier an der Revision der Vulgata und anderen wichtigen inneren kirchlichen Angelegenheiten. Auf seinem Todbette (16. October 1594) schrieb es der demüthige Cardinal seinen Sünden zu, daß die Wiedergewinnung Englands mißglückt, daß „in Folge seiner Rathschläge so viele Menschen Kerker, Verfolgung und Martyrium in England erduldet" hätten (S. 201).

Die Eroberung, für die er so unermüdlich gearbeitet, gelitten und gestritten, sollte sich indeß theilweise und in anderer Art durch das erhabenste Apostolat seiner Schüler und der von ihm gegründeten Anstalten verwirklichen. Aus dem römischen Seminar allein gingen nicht weniger als 1341 Priester hervor. Das von Allen und Vendeville gegründete Colleg von Douay konnte noch vor dem Tode des Cardinals (1593) wieder von Rheims an seinen ursprünglichen Wohnort transferirt werden und entfaltete da bis zur französischen Revolution die segensreichste Thätigkeit, nur dadurch getrübt, daß zeitweilig an demselben stark dem Jansenismus gehuldigt wurde. Hauptsächlich durch die Bemühung des P. Parsons entstand 1589 auch ein englisches Colleg in Valladolid, das 1592 vom Papste bestätigt wurde und das Philipp II. persönlich besuchte. Es blieb bis 1767 unter Leitung der Jesuiten. Ebenfalls auf P. Parsons' Anregung wurde 1592 ein englisches Colleg zu

Sevilla in's Leben gerufen, das nach sechs Jahren schon 62 Schüler zählte. Reiche Bürger von Madrid ermöglichten es P. Parsons, in der Königstadt selbst das St.-Georgs-Colleg zu gründen, das, obwohl mit vielen Schwierigkeiten ringend, doch auch sein Contingent zur Ergänzung und Vermehrung des englischen Klerus lieferte, bis es 1767 mit dem von Valladolid verschmolzen ward. In Portugal gelang es P. Parsons, ein Haus in Lissabon zu erwerben, das später ebenfalls zu einer bedeutenden Missionsanstalt organisirt ward und bis 1807 fortblühte, dann geschlossen ward, aber schon 1814 wieder eröffnet werden konnte. Das blühendste und wichtigste englische Colleg auf dem Continent neben Douay und Rom war aber bei Weitem St. Omer. Diese Anstalt war zuerst unter dem Schutze der Guisen zu Eu gegründet worden; nach der Ermordung seiner Gönner aber verlegte sie P. Parsons nach St. Omer. Hier waren die Elementar- und Gymnasialklassen, aus welchen sich die übrigen höheren Studienanstalten recrutirten. Die Leitung hatten bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu die Väter dieses Ordens. Schon 1601 hatte das Institut 100 Schüler, 1617 stieg die Zahl bis auf 130. Bei der Unterdrückung der Jesuitencollegien in Frankreich 1762 ward es nach Brügge verlegt, 1775 nach Lüttich; als die französische Revolution die Exjesuiten (1794) auch von hier zur Flucht zwang, fanden sie Zuflucht in ihrer eigenen Heimath, zu Stonyhurst (bei Preston), das sich besonders nach der Katholikenemancipation zu einer der bedeutendsten Pflanzschulen des Katholicismus in England gestaltete[1]. Ein 1611 zu Paris gegründetes englisches Collegium bestand bis zur französischen Revolution (S. 265); ein neueres von Sir John Sutton in Brügge gestiftetes hat von 1859 bis 1873 für England 187 Priester herangebildet.

Der Geschichte dieser Collegien hat Dr. Bellesheim die letzten zwei Kapitel seiner Monographie (S. 206—266) gewidmet, wobei ein sehr weitschichtiges und weit auseinander liegendes Material trefflich gesichtet und zum einheitlichen Ganzen verbunden ist. Wie mehrfach im Verlauf der Biographie, so tritt hier der wackere Freund des Cardinals, der bestgehaßte und bestverleumdete P. Robert Parsons S. J., verdientermaßen hervor. Außer dem Colleg von Douay sind alle die erwähnten älteren Collegien zu Valladolid, Sevilla (St. Lucar), Madrid, Lissabon und St. Omer eigentlich von ihm gegründet und organisirt worden; das Colleg von Douay hat er auf's Reichlichste unterstützt, das von Rom zweimal während langer Amtsdauer geleitet; noch lange nach dem Tod des Cardinals Allen hat er — im Ganzen 30 Jahre — die schwerste Last und Sorge des dornenvollen Missionswerkes getragen, und Allen selbst sagte von ihm: „The industry, the prudence and zeal of this man surpasses all belief.“ Wenn Knox ihm „Hochherzigkeit und Bildung des Charakters“ abspricht, so nimmt sich das etwas sonderbar aus. Der Cardinal hätte ihn sicher nicht als seinen liebsten Mitarbeiter geschätzt und die Protestanten hätten ihn nicht als ihren gefährlichsten Gegner unaufhörlich verfolgt (woran heute noch ganze Stöße von Denunciationen im

[1] Vgl. diese Zeitschrift, VIII. 88—94.

Public Record Office erinnern), wenn es ihm an jenen Eigenschaften gefehlt hätte. Daß unter den Katholiken Viele gegen ihn und gegen die Gesellschaft waren, war nicht seine Schuld, sondern die Schuld der Verhältnisse. Es verdient übrigens hohe Anerkennung, daß der Verfasser diese häuslichen Zwiste im katholischen Lager mit musterhafter Objectivität und zartfühlendem Tact behandelt hat, nach beiden Seiten hin schonend, soweit das nur möglich war. Eine so ruhige, milde und liebevolle Auffassung, wie die seine, könnte nur dazu dienen, die bekanntlich noch heute nicht völlig ausgeglichenen Gegensätze zu mildern und ein harmonisches und segensvolles Zusammenwirken herbeizuführen, wie es uns in den Freunden Allen und Parsons entgegentritt. Wenn wir zum Schluß einen kleinen Wunsch — pro domo — beifügen dürfen, so wäre es der, der hierzu so ausgezeichnet befähigte Verfasser möchte auch das Lebensbild des P. Parsons in ähnlicher Weise weiter ausführen, wie er dasjenige des Cardinals Allen ausgeführt hat.

Von besonderem Interesse für den Theologen werden die Stellen sein, wo die theologischen Studien in Douay (45—48), Allens theologische Werke (74, 75), das Verhältniß der Douay-Bibel zur anglikanischen Authorized Version (85—92) und Allens Betheiligung an der Septuaginta- und Vulgata-Commission (185—187) kurz besprochen sind. Die ganze Monographie ist ein überaus werthvoller Beitrag zur neueren Kirchengeschichte.

A. B.

Die Sudânländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntniß. Von Dr. **Philipp Paulitschke**, k. k. Gymnasialprofessor und Privatdocent in Wien. Mit 59 in den Text gedruckten Holzschnitten, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und 1 Karte. 8°. XII u. 311 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 7; geb. in Originaleinband *M.* 9.

Afrika und seine Erforschung steht seit mehr als einem Menschenalter an der Spitze der Fragen, welche die Geographie und Ethnographie beschäftigen. Es war deßhalb gewiß ein glücklicher Gedanke der Herder'schen Verlagshandlung, jetzt schon den einen oder andern Band der „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" der Beleuchtung des dunkeln Erdtheils zu widmen. Dr. Kayser machte damit in seinem „Ägypten einst und jetzt" einen schönen Anfang, und das Buch Dr. Paulitschke's, das uns zur Besprechung vorliegt, schließt sich naturgemäß an die Beschreibung des alten Culturlandes am Nilstrome an, indem es uns in das Beled-es-Sudân, „Land der Schwarzen" einführt, das sich südlich von der Sahara vom Nil zum Niger erstreckt. Was ist schon alles über dieses Land geschrieben worden, und doch wie wenig davon ist außerhalb des kleinen Kreises geographischer Fachgelehrten bekannt! Dr. Paulitschke hat in einem Anhange „das Wichtigste" aus der neuern Literatur über die Sudânländer zusammengestellt: nicht weniger als 590 Nummern und dazu ein Verzeichniß von Karten und Plänen von 106 Nummern. Wir müssen also dem Verfasser Dank wissen, daß er aus diesem gewaltigen Quellenmaterial für weitere Kreise ein über-

sichtliches Bild der Sudânländer gestaltete. Dabei nahm er auf Deutschland insofern besondere Rücksicht, daß er gerade die Arbeiten der deutschen Sudân-Forscher Barth, Rohlfs, Nachtigal, Schweinfurth an erster Stelle berücksichtigt und hervorhebt.

Als Einleitung (I) gibt Dr. Paulitschke in wenigen Zügen eine allgemeine Beschreibung der physikalischen und klimatischen Verhältnisse des Pflanzen- und Thierlebens, sowie der Bewohner des Sudân. Es ist schwer, ein Gesammtbild für so verschiedenartige Länder und Volksstämme zu zeichnen, wie sie der Sudân umfaßt; reicht ja sein Gebiet von den Ostabhängen des Kong, dem der Niger entspringt, bis an die Ufer des Rothen Meeres und von der Südgrenze der Sahara bis an die nördlichen Zuflüsse des Kongo und bis an den Auslauf des Nil aus dem Albert-Nyansa-See, bildet mithin einen Gürtel quer durch Afrika, der in runden Zahlen 50 Längengrade (750 geogr. Meilen) und 10 Breitengrade (150 geogr. Meilen) beträgt.

Dem allgemeinen geographischen und ethnographischen Überblicke folgt eine ziemlich ausführliche geschichtliche Zusammenstellung der Erforschung des Sudân. „Die Entschleierung der Sudânländer" (II) überschreibt Dr. Paulitschke diesen interessanten Theil seines Buches. Zunächst erwähnt er die Kenntniß des Alterthums von Herodot bis Claudius Ptolemäus, dessen Aufzeichnungen und berühmte Karten von so großem Einflusse auf die Geographen des Mittelalters waren. Die im Lichtdrucke beigegebene Doppelkarte des Ptolemäischen Weltbildes und Afrika's ist eine sehr erwünschte Zulage. Wenn aber der verehrte Verfasser meint: „Kein Geograph des großen Zeitraums von Ptolemäus bis in die fünfziger Jahre unseres Säculums wagte es, die Ptolemäischen Details von Centralafrika anzutasten", so ist das, obschon sich allerdings der Einfluß des großen Alexandriners noch immer in manchen Einzelheiten findet, doch nicht wörtlich zu verstehen. Man vergleiche z. B. die Afrika-Karte des berühmten Atlas universel von M. Robert, welcher 1757 zu Paris erschien, mit dem Kartenbilde des Ptolemäus. — Die Kenntniß der Sudânländer wurde durch die Araber weitergeführt, unter denen Idrisi im 12. Jahrhundert, Abulfeda im 13. und Alwassan (Leo Africanus) zu Anfang des 16. Jahrhunderts besondere Erwähnung verdienen. Die abendländischen Geographen konnten durch bloßes Studium der überlieferten Nachrichten über das Land der Schwarzen natürlich keine neuen Kenntnisse gewinnen, und so stockt die Entschleierung des Sudân, bis seit Ende des letzten Jahrhunderts kühne Forscher in das verschlossene Reich vordrangen.

Im Jahre 1788 wurde zu London die British African Association gegründet, welche die Erforschung Innerafrika's und seine Erschließung für den englischen Handel zum Ziele hatte. Von daher datirt die wissenschaftliche Entschleierung des Sudân; aber welche Opfer an Geld, Strapazen, Gefahren und Menschenleben hat dieses jetzt bald ein Jahrhundert lange Ringen gekostet, und noch immer kann man nicht sagen, daß die Thore geöffnet, der Schleier gänzlich gehoben sei. Als erstes Opfer fiel Major Houghton, der 1791 vom Gambia aus in's Innere eindrang; ihm folgten die beiden Engländer Watt und Winterbottom, welche 1794 bei Timbo den Tod fanden.

Glücklicher war der Schotte Mungo Park, der 1795 vom Gambia aus, freilich unter namenlosen Beschwerden und Gefahren, den Niger bei Segu erreichte und endlich als kranker Bettler sich 1797 wieder nach der Westküste Afrika's retten konnte. Der Verfasser gibt ein kurzes, aber anschauliches Bild dieser ersten erfolgreichen Reisen. Ganz besonders ergreifend ist die Stelle, in welcher Mungo Park selbst seine Empfindung beim Anblicke des Niger schildert: „Wir gingen (in der Nähe von Segu) über feuchten Sumpfboden dahin, da rief einer meiner Begleiter: ‚Seht das Wasser!' Ich blickte auf und sah mit unendlichem Entzücken den großen Gegenstand meiner Sendung, den majestätischen Niger, den ich seit so langer Zeit gesucht. Breit wie die Themse östlich von Westminster, funkelte er in den Sonnenstrahlen und strömte langsam nach Osten. Ich eilte an das Ufer, trank von dem Wasser und hob meine Hände gegen Himmel, um dem Lenker aller Dinge inbrünstig zu danken, daß er meine Anstrengungen mit einem so vollständigen Erfolge gekrönt." — 1805 trat Mungo Park, auf's Reichlichste ausgerüstet, seine zweite Reise an. Aber von 43 Begleitern brachte er nur 8, und diese krank, an den Niger; so furchtbar anstrengend war der Weg durch das Gebirgsland des Kong. Er erreichte dießmal den Strom bei Bamaku. Am 19. August begann die verhängnißvolle Stromfahrt an Kabia, Timbuktu, Qurumo vorbei unter stets sich wiederholenden Kämpfen bis in die Felsenenge von Bussan, wo die feindseligen Uferbewohner dem Fahrzeuge den Weg verlegten und wo Mungo Park mit allen seinen Gefährten den Tod fand, nachdem er auf dem Strome die gewaltige Strecke von etwa 2000 km zurückgelegt hatte und keine 1000 km mehr von der Mündung entfernt war. Nur ein Sklave entkam und rettete das Tagebuch des Forschers, das später nach England gelangte und Kunde über den Ober- und Mittellauf des Niger brachte. Erst im Jahre 1831 wurde durch Lander der Unterlauf des Stromes und dessen Mündung entdeckt. Timbuktu, „die Königin der Wüste", an welcher Mungo Park vorbeigefahren war, ohne sie besuchen zu können, wurde von dem Franzosen René Caillié, der im Bettlergewande als schutzloser Abenteurer sich nach der eifersüchtig gehüteten Stadt durchschlich, 1828 zuerst geschaut und dann beschrieben. Die Erforschung des Benuë, des großen südlichen Seitenflusses des Niger, wurde in den fünfziger Jahren namentlich durch Dr. Barth und den Schotten Dr. Balfour Baikie, in den sechziger Jahren durch Rohlfs und in neuester Zeit durch Eduard Flegel gefördert. So ist die Hauptwasserstraße in den westlichen Sudân durch den Niger und Benuë nunmehr geöffnet.

Das Gebiet des centralen Sudân suchte man, ebenfalls im Auftrage der Londoner Afrika-Gesellschaft, vom Gestade des Mittelmeeres aus zu erreichen. Der Deutsche Friedrich Hornemann war der erste Forscher und das erste Opfer. Von Tripolis aus brach er 1800 über Fessân nach Bornu auf und fand im Sudân den Tod. Der erste, der erfolgreich bis zum Tsadsee vordrang, war der Engländer Clapperton mit seinen Gefährten; von 1820 bis 1827 machte er eine Reihe von Sudân-Expeditionen und starb endlich 1827 in Sokoto; sein treuer Diener Richard Lander brachte die werthvollen

Tagebücher seines Herrn nach England. Epochemachend war die große Reise, welche Dr. Heinrich Barth und Dr. Adolph Overweg mit dem Engländer Richardson 1849 unternahmen. Nur Dr. Barth kehrte nach $5^1/_2$ Jahren glücklich nach Tripolis zurück. Er hatte den Tsadsee und dessen Inseln erforscht, längere Zeit in Kuka, der Hauptstadt von Bornu, verweilt, war dann nach Sudân aufgebrochen und hatte am 18. Juni 1851 im Reiche Adamaua den Benuë entdeckt, hatte die Hauptstadt von Adamaua, Jola, betreten, war dann wieder nach Bornu zurückgekehrt, hatte Kanem im Osten des Tsad und das südlich davon gelegene Land Bagirmi besucht, war 1853 abermals nach Westen aufgebrochen, hatte den Niger bei Sai erreicht, über denselben gesetzt und den Weg gerade nach Timbuktu durch das Gebiet der Fulbe eingeschlagen. Am 7. September 1853 erreichte er die berühmte Stadt als erster Europäer auf dem Wege von Osten (nach ihm gelang es Dr. Oskar Lenz 1880, diese Stadt von Marokko aus zu erreichen) und kehrte dann wieder nach Bornu zurück. Er hatte diese ungeheuern, fast gänzlich unerforschten Strecken, die man sich auf der beigegebenen Karte ansehen muß, unter der Maske eines Arabers als Abd-el-Kerim zurückgelegt. In Bornu traf er mit Dr. Vogel zusammen und reiste dann glücklich nach Europa zurück als einer der größten Forscher des Sudân. Dr. Vogel wurde 1856 zu Wara in Wadaï ermordet; ebenso erging es Moritz von Beurmann, der 1862 dem verschollenen Reisenden zu Hilfe eilen wollte. — 1865 trat der glücklichere Gerhard Rohlfs seine berühmte Reise „Quer durch Afrika" an und durchmaß, von Tripolis über Rhadames, Fessan, Bornu, durch die Haussa-Reiche und das Land von Joruba ziehend, die Sahara und Sudânländer vom Mittelmeer bis an den Golf von Guinea, wo er Ende Mai 1867 eintraf. Vom Glücke ebenso begünstigt war Dr. Gustav Nachtigal, der 1869 wiederum von Tripolis aus zunächst nach Bornu zog, sich dann aber nach Osten wandte; er durchreiste 1873 das gefürchtete Wadaï, hielt sich in dessen Hauptstadt Abeschr längere Zeit auf, nahm dann seinen Weg durch Dar Fur und Kordofan, traf im August 1874 in El Obeïd ein, und erreichte glücklich den Nil. Sein Reisewerk ist eines der wichtigsten für die Kunde des Sudân. Leider wird dasselbe nun wohl kaum ganz vollendet werden, da der berühmte Forscher selbst inzwischen dem mörderischen Klima Westafrika's zum Opfer fiel.

Für die Erforschung des östlichen Sudân bildete von Alters her der Nil die große Heerstraße, und so sind diese Länder verhältnißmäßig besser bekannt, als die Gegenden des mittlern und westlichen Sudân. Aus der großen Reihe von Forschern, welche vom Nil aus nach Westen und Süden vordrangen, können wir nur einige der wichtigsten nennen: so George Brown, der 1792 zuerst Dar Fur betrat, Burkhardt, Dr. Rüppel, Rußegger, Dr. Cuny, Werner Munzinger, Sir Samuel Baker, Grant, Dr. Georg Schweinfurth, Matteucci und Massari. Eine ganz besondere Erwähnung verdienen die katholischen Missionäre der von P. Ryllo S. J. gegründeten, von Gregor XVI. 3. April 1846 zum apostolischen Vikariate Centralafrika erhobenen Mission, und wir wünschten, Dr. Paulitschke hätte der Thätigkeit dieser Männer etwas mehr als eine Seite widmen können. Nachdem P. Ryllo

am 17. Juni 1848 in Chartum als erstes Opfer gestorben war, übernahm Dr. Ignaz Knoblecher, von den Arabern „Abuna Soliman" (unser Vater Friedensfürst) genannt, die Leitung der Mission. Schon im Jahre 1850 machte derselbe eine Reise den Weißen Nil aufwärts bis in's Land der Bari-Neger und drang mit P. Angelo Vinco bis über den fünften nördlichen Breitegrad vor. 1852 wurde die Missionsstation Gondókoro unter dem 5.° n. Br. gegründet; nördlich davon entstand die Station Heiligkreuz. Dr. Kirchner aus Bamberg war der Nachfolger des 1858 verstorbenen hochverdienten Knoblecher. Aber das entsetzliche Klima räumte unter den apostolischen Männern schrecklich auf und die Sklavenhändler schädigten die gegründeten Stationen. Die Propaganda wollte die Mission aufheben; doch die Söhne des hl. Franciscus unterzogen sich opfermuthig unter Führung P. Rheinthalers der schweren Arbeit und setzten sie fort, bis Msgr. Comboni mit den Zöglingen des Instituts von Verona eintreten konnte. P. Rheinthaler starb den 30. April 1862; von 51 Mitgliedern der Mission mußte er binnen zwei Jahren 22 begraben! Comboni, der die Mission bis 1881 leitete, gründete die näher an Chartum, dem Mittelpunkte, gelegenen Stationen von El Obeïd, Hauptstadt von Kordofan, Delen und Berber, Hauptstadt von Nubien. Der Aufstand des Mahdi hat sein Werk zerstört; noch befinden sich die Missionäre von El Obeïd in der Gefangenschaft des Mahdi, und Comboni's Nachfolger, Msgr. Sogáro, konnte sein Vikariat zur Stunde noch nicht betreten. — Unter den opfermuthigen Missionären haben namentlich Beltrame, Knoblecher, Mitterrutzner und Kaufmann durch ihre werthvollen Reiseberichte zur Entschleierung der östlichen Sudânländer beigetragen; ebenso der österreichische Consul Hansal, welcher eine Zeitlang als Lehrer der Mission angehörte, 1854—1857 auf der Missionsstation Gondókoro wirkte und nun am 26. Januar 1885 von den Schaaren des Mahdi zugleich mit Gordon in Chartum ermordet wurde.

Wir haben das Kapitel „Die Entschleierung der Sudânländer" so ausführlich behandelt, weil es für unsere Leser von besonderem Interesse sein muß, ein kurzes Bild der Erforschung dieser Länder zu gewinnen. Die nun folgenden drei Abschnitte, in denen Dr. Paulitschke die Specialbeschreibung der Sudânländer bietet, entziehen sich ihrer Natur nach einer so eingehenden Besprechung. Wir können nur hervorheben, daß der Verfasser es versteht, an der Hand der zuverlässigsten Reisebeschreiber, namentlich der deutschen Forscher, ein ebenso klares als interessantes Bild der Länder und ihrer Bewohner zu entwerfen. Dr. Paulitschke beginnt mit dem westlichen Sudân (III) und zwar an den Quellen des Niger. Interessant sind die ethnographischen und geschichtlichen Schilderungen über die Mandinka und deren Stammverwandte, und die Fulbe oder Felâta, welche jetzt die mächtigsten Stämme des Westsudân sind. Die letzteren herrschen gegenwärtig in den Reichen Moasina, Gando, Sokoto und Adamaua und breiten in beständigen Kriegen den Islam immer weiter nach Westen und Süden aus. Die Beschreibung der Haussa-Staaten gibt uns der Verfasser an der Hand der beiden deutschen Forscher Barth und Rohlfs. Besonders schön ist Barths

Beschreibung der Hauptstadt Kano, „des sudanesischen Londons", welche durch die Berichte der Italiener Matteucci und Massari ergänzt wird. Der Handel mit den dort gefertigten Baumwollenzeugen erstreckt sich im Norden bis nach Rhadames an der Nordgrenze der Sahara, 2000 km, und von dort werden die Erzeugnisse Kano's bis nach Timbuktu geliefert, abermals 2000 km, so daß der ganze Weg 4000 km in der Luftlinie beträgt, während doch die directe Entfernung von Kano nach Timbuktu kaum 1300 km mißt. Ebenso interessant sind die Barth entnommenen Schilderungen des Nigerübergangs und Timbuktu's. Die Stadt Jakubu und die Landschaft Bautschi, überhaupt den südlichen Theil der Haussa-Staaten, lernen wir aus Rohlfs kennen. Das Reich Adamaua am Oberlauf des Benuë mit der Hauptstadt Jola zeichnet uns der Verfasser wieder nach Barths Beschreibung. Das große Felata-Reich, das nach dem vorherrschenden Negervolke der Haussa genannt wird, und aus den Reichen Gando, Sokoto und Adamaua besteht, wird auf rund 650 000 □km und 18 Millionen Einwohner geschätzt.

Den mittleren Sudan bilden die Tsadsee-Länder (IV) Bórnu, Kânem, Bagírmi und Wadâi. Der See, welcher 244 m über dem Meeresspiegel liegt, ist 27 000 □km groß, hat also ungefähr dieselbe Größe wie die Insel Sicilien. Der Hauptzufluß dieses großen Süßwasserbeckens ist der von Südosten kommende Schari. Das älteste und Hauptreich der vier genannten Staaten ist Bornu mit der Haupstadt Kuka; es wird auf 150 000 □km angegeben. Bornu ist von Dr. Nachtigal am eingehendsten beschrieben worden, und unser Verfasser wählt diesen Forscher daher mit Recht hier zum Führer. Seine Schilderungen über die Bewohner (Kanuri, d. h. „Leute des Lichts"), über den Ackerbau, Gewerbe und Handel, über die Geschichte des Landes, den Sultan, der mit den Zurufen: „Die Weisheit! Der Löwe! Der Siegreiche!" begrüßt wird, dessen Heer und Hauptstadt sind sehr bemerkenswerth. Das Reich Kanem im Osten des Tsad, wird als die Kornkammer aller umliegenden Länder beschrieben. Durch Bagirmi, im Süden des Sees, mit der Hauptstadt Massenja, ist ebenfalls Dr. Nachtigal der Hauptführer. Als Augenzeuge beschreibt er uns eine der gräßlichen Sklavenjagden, mit denen die Bewohner von Bagirmi unter den südlichen Nachbarstämmen in empörendster Weise aufräumen. Die armen Neger haben ihre Wohnungen auf riesigen Waldbäumen, um den Feinden zu entgehen; wenn aber der Baum nicht erobert werden kann, so werden die Leute wie Vögel herabgeschossen. — Das Reich Wadaï (300 000 □km mit 3—6 Millionen Einwohnern), in welchem Vogel und von Beurmann ermordet wurden, hat Dr. Nachtigal zwar ebenfalls durchreist, aber nicht zusammenhängend beschrieben; so ist der Verfasser auf Dr. Barths Mittheilungen angewiesen. Die südlichen Stämme sind Heiden, sonst ist Alles muhammedanisch.

Der östliche Sudân umfaßt die südlichen Nillandschaften (V), nämlich Dar Fur, Kordofan, Sennaar, Bar-el-Ghazal, die frühere ägyptische Äquatorialprovinz und die im Südwesten angrenzenden Länder der Niam-Niam und Mangbattu. Weitaus die meisten dieser Staaten wurden in einer Reihe von Eroberungszügen, namentlich unter Ismaïl Pascha, dem ägyptischen

Chedive unterworfen. 1875 schien das Werk beendet; aber wenige Jahre später trat der Mahdi auf, und zur Stunde ist der ägyptische Sudân in seiner Macht. Dar Fur und Kordofan werden namentlich nach den Angaben von Nachtigal, Rüppel und Prout beschrieben. Sennaar, das Land zwischen dem Weißen Nil und Abessinien, ist nach Marno geschildert. Die südlichen Nilländer sind noch wenig erforscht. Am meisten haben die katholischen Missionäre zur Kenntniß des Landes oberhalb Chartum und seiner Bewohner beigetragen; denn sie hatten bei ihrem jahrelangen Aufenthalte ganz andere Gelegenheit zu geographischen und ethnographischen Studien, als der scharfsichtigste Forscher, der das Land nur durchzieht. So zählen die Stellen, welche der Verfasser dem katholischen Missionär Kaufmann entnahm, zu den interessantesten des ganzen Buches. Diese Schilderungen der Schilluk, Nuër, Dinka, Bari sind herrlich und dürfen sich wohl mit den Schilderungen Dr. Schweinfurths messen, der uns am Ende des schönen Buches die Niam-Niam- und Mangbattu-Länder vorführt.

Wir beenden unser Referat mit den Schlußworten des Verfassers: „Überblicken wir das über die Länder und Völker des Sudân Gesagte und würdigen wir die ungeheuren Territorien, die vielen Millionen von Eingebornen vom Standpunkt der Humanität und Cultur, so scheint uns mehr denn je wahr zu sein das Wort eines Mannes, der der Erforschung speciell eines Theiles des Sudân sein Leben geweiht hat, Georg Schweinfurths; er nennt Afrika das Haus der Knechtschaft, und doch sollte es ein ungeheures Gebiet der freien Mitarbeit an den Gesammtaufgaben der Menschheit sein. Besonders die großen Ländercomplexe des Sudân mit der reichen Fülle günstiger Lebensbedingungen, mit einer Population voll Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit, sie sind noch immer in materieller und geistiger Beziehung das Reich der Nacht. Welch hohe Aufgaben harren da der erleuchteten Völker Europa's! Von dem Lichte des Glaubens und der sittlichen Erziehung ist kaum der schwächste Funke in diesem Theile des großen Afrika verbreitet. Die ideale Begeisterung, zu helfen und zu bessern, lebt freilich in der Brust so vieler Tausende opferfreudiger Männer. Möge die Zeit kommen, wo diese sich auch reichlich bethätigen können, damit das große Werk der Veredlung der Menschheit auf dem Erdballe einen nennenswerthen und segensreichen Fortschritt mache!" Wir theilen diesen Wunsch Dr. Paulitschke's mit ganzem Herzen und erlauben uns nur noch beizufügen: Möge es der katholischen Kirche gestattet sein, das im östlichen Sudân mühsam und durch heldenmüthige Opfer Errungene, jetzt durch die Schaaren des Mahdi Zerstörte bald wieder herzustellen, und die Leuchte des wahren Glaubens vom oberen Nil aus nach Süden und Westen in das Reich der Nacht hineinzutragen! Möge es der katholischen Mission nicht an den nothwendigen Mitteln mangeln, namentlich im westlichen Sudân dem sich mit Macht ausbreitenden Islam entgegenzutreten, so lange es noch Zeit ist! Wenn die katholischen Missionäre auch nur einen Theil der riesigen Summen zur Verfügung hätten, welche von Regierungen und gelehrten Vereinen jährlich zur Erforschung Afrika's ausgeworfen werden und welche die Sudân-Expeditionen seit einem Jahr-

hundert verschlungen haben, es wäre und würde mehr geschehen für die wahre Civilisation des dunkeln Erdtheils, als jetzt vom Standpunkte der Humanität zu diesem edeln Zwecke geschieht.

Wir hoffen, daß das schöne Buch Dr. Paulitschke's, welches wir unsern Lesern warm empfehlen können, auch dazu beitrage. Für eine zweite Auflage haben wir kaum den einen oder andern Wunsch beizufügen. Das Bild des Reiches Segu und überhaupt des Oberlaufes des Niger könnte vielleicht durch Benützung französischer Quellen ausführlicher gegeben werden; denn die Franzosen sind in den letzten Jahren von Senegambien aus weit vorgedrungen, um eine Handelsstraße nach Timbuktu zu eröffnen. S. 32 ist ein Irrthum stehen geblieben: die Stadt Jola kann unmöglich 6400 km von der Meeresküste entfernt sein; der Flußweg bis zur Nigermündung mag etwa 1000 km betragen; die Luftlinie zur Küste ist noch bedeutend kürzer. Der Verfasser hat sich ein Verdienst erworben, indem er auf die Orthographie der sudanesischen Namen besondere Sorgfalt verwendete und sie behufs richtiger Aussprache mit Tonzeichen versah; doch scheint er uns darin des Guten zu viel gethan zu haben, daß er auch ganz eingebürgerte Benennungen ändert, z. B. Nigir statt Niger schreibt, obschon wir ja gerne zugeben, daß der Name mit dem lateinischen niger nichts zu thun hat, sondern von der Benennung der Tuarek N'egirreu (fließendes Wasser) herkömmt. Der Stil ist durchgängig gut besorgt; es würde aber nur zum Vortheile gereichen, wenn der Verfasser viele und oft gehäufte lateinische Worte durch die entsprechenden deutschen Ausdrücke ersetzte. Unrichtig ist wiederholt das Wort „Ubication" für Wohnung gebraucht. Für einen weiteren Leserkreis wäre es erwünscht, wenn den botanischen Namen ein bekannteres Wort oder noch besser eine kurze Beschreibung beigegeben wäre. Was denkt sich ein Nichtbotaniker z. B. unter einer Adansonie, einer Balanites aegyptiaca u. s. w.?

Die Ausstattung des Buches mit seinen vielen und schönen Bildern ist den übrigen Bänden der Illustrirten Länder- und Völkerkunde, wodurch sich die Herder'sche Verlagshandlung ein neues Verdienst erworben hat, durchaus ebenbürtig und kann sich kühn neben jedes ähnliche Unternehmen stellen.

Dr. Paulitschke weilt zur Stunde als Mitglied einer Afrika-Expedition im Innern des dunkeln Continents. Möge er gesund zu uns zurückkehren und dann mit der gleichen Meisterschaft Selbsterlebtes und Selbstgeschautes schildern, mit welcher er uns die Schicksale und Erforschungen Anderer in dem vorliegenden Buche vor Augen führt!

Jos. Spillmann S. J.

De facultate docendi seu de Scholis Institutiones juridicae. Scripsit *Alphonsus Jansen*, Congregationis SS^mi^ Redemptoris presbyter ac in Collegio Wittemiensi Philosophiae professor. 8°. VIII et 208 pag. Parisiis, apud Lethielleux, 1885.

So oft auch die Schulfrage schon behandelt worden ist, so hat sie doch allem Anscheine nach noch nicht jene Beachtung gefunden, die ihr als der entscheidenden Lebensfrage für die Zukunft vieler katholischen Völker gebührt.

Wir freuen uns deßhalb aufrichtig über jede neue Besprechung dieser Frage vom katholischen Standpunkt. Schon aus diesem Grunde ist uns die vorliegende Schrift willkommen. Es gehört ein gewisser Muth dazu, in Deutschland die Schulfrage nach katholischen Grundsätzen zu behandeln. Wir sind so von Jugend auf gewöhnt, den Staat, bezw. den Cultusminister, als unseren unumschränkten Schulmeister zu betrachten, daß jeder, der daran zu zweifeln wagt, in Gefahr kommt, der Reichsfeindlichkeit beschuldigt zu werden. Aber gerade dieser Umstand muß ein Grund mehr sein, immer und immer wieder die Rechte der Kirche und der Familie an der Schule gegen die staatlichen Übergriffe zu vertheidigen.

Was die vorliegende Schrift des hochw. P. Jansen O. SS. R. auszeichnet, ist vor Allem die Allseitigkeit, mit der die Schulfrage vom Rechtsstandpunkt behandelt wird. Während viele neuere Schriften sich nur mit einem Theil der Schulfrage befassen, z. B. mit der Volksschule oder mit den Priesterseminarien, unterzieht P. Jansen das gesammte Schulwesen nach seiner rechtlichen Seite einer eingehenden Erörterung. Ein Blick auf den Inhalt zeigt uns dieß.

Der erste und kürzere Theil (S. 3—41) gibt eine vollständige Übersicht über das gesammte Schulwesen. Hier werden die verschiedenen Unterrichtsanstalten, von der Volksschule bis hinauf zu den Universitäten, nach ihrem Zweck, ihrer Nothwendigkeit und ihrem gegenseitigen Verhältniß geschildert und besonders der innige Zusammenhang zwischen der Schule und der Religion nachgewiesen.

Nach dieser Orientirung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens folgt dann im zweiten und Haupt-Theil die Besprechung der Rechtsfrage (S. 42 bis 208). Wer hat das Recht zu lehren, oder wem unterstehen und gehören die Schulen? So lautet das zu lösende Problem. Der Reihe nach werden die Rechtsansprüche der einzelnen Individuen, der Kirche, der Familie und des Staates auf die Schule besprochen. Die Erörterungen gewinnen dadurch an Klarheit und Gründlichkeit, daß der hochw. Verfasser die verschiedenen Schulen im Einzelnen durchgeht und für jede derselben die Rechte der Kirche, der Familie u. s. w. in Thesenform bespricht. Heben wir kurz einige wichtige Punkte heraus.

Jeder Privatmann ist an und für sich berechtigt, Andere, sei es privatim oder öffentlich, in der Wahrheit zu unterweisen und zu diesem Zweck Schulunterricht zu ertheilen (Thesis 6 und 7). Die Kirche ist von Christus als eine vollkommene und selbständige Gesellschaft gegründet und allein mit der Lehrgewalt in religiösen Dingen betraut. Sie hat deßhalb das Recht, die sittliche und religiöse Erziehung der Kinder zu leiten (Th. 9 und 10); sie ist befugt, frei, nach eigenem Ermessen Volksschulen, Priester- und Lehrerseminare und Universitäten zu errichten und zu leiten (Th. 11—17). Die Errichtung von theologischen Facultäten steht ihr allein zu (Th. 18 und 19).

Die Eltern sind die geborenen Erzieher ihrer Kinder, ihnen allein steht in der rein natürlichen Ordnung das Recht der Kindererziehung zu, sie haben daher auch das Recht, für ihre Kinder eine Schule zu errichten. Der Staat

oder vielmehr die Staatsgewalt ist zwar befugt, bezw. verpflichtet, den Unterricht durch öffentliche Mittel zu fördern und, so weit nöthig, die Hilfsmittel dazu zu beschaffen; sie ist auch berechtigt und verpflichtet, der öffentlichen Verbreitung verderblicher Grundsätze hindernd entgegenzutreten (Th. 24 bis 27). Im Übrigen hat sie aber kein Recht, den Unterricht und die Unterrichtsmethode ihren Unterthanen vorzuschreiben (Th. 28), noch viel weniger darf sie ein Unterrichtsmonopol für sich in Anspruch nehmen (Th. 29). Die Eltern sind, so lange sie den Kindern das zum Leben absolut Unentbehrliche geben, in der Erziehung vom Staate unabhängig. Mit aller Entschiedenheit wird der staatliche Schulzwang als unberechtigt verworfen (Th. 27). Obwohl der Staatsgewalt das Recht zuerkannt wird, nach Maßgabe des öffentlichen Bedürfnisses und der vorhandenen Mittel sowohl niedere als höhere Schulen, insbesondere Universitäten, zu errichten, soll doch die Verwaltung dieser Schulen eine gewisse Selbständigkeit bewahren und die Unterrichtsfreiheit nicht durch Verleihung von Privilegien an Staatsanstalten praktisch hinfällig gemacht werden. In einem letzten Abschnitt folgen dann noch eine Reihe von Thesen über die Rechte der Staatsgewalt in Bezug auf die Heranbildung, Anstellung und Beaufsichtigung Derjenigen, welche sich dem Beamten- und Militärstande oder sonst einem öffentlichen Amt, wie dem der Ärzte, Architekten u. dgl., zuwenden.

Der Verfasser hat es verstanden, das angedeutete ziemlich umfangreiche Thema in verhältnißmäßiger Kürze und dabei doch klar und gründlich zu behandeln. Für die Zuverlässigkeit seiner Resultate bürgt uns schon der Umstand, daß er sich in seinen Ausführungen immer an die bewährtesten Autoritäten, besonders an die Aussprüche der Päpste und Bischöfe, sowie der bedeutendsten Theologen anschließt. Mit Freuden constatiren wir, daß diese Ergebnisse in allem Wesentlichen ganz mit den Grundsätzen übereinstimmen, welche die „Stimmen aus Maria-Laach" stets vertheidigt haben. Zur Empfehlung gereichen dem Buche gewiß die reichen eingestreuten Literaturangaben und die kurzen Rückblicke auf die Geschichte der verschiedenen Schulgattungen, die den Hauptabschnitten beigegeben sind. So müssen wir im Interesse größerer Verbreitung fast bedauern, daß das treffliche Buch in lateinischem, statt in deutschem Gewande vor uns steht. Doch nein, wir nehmen dieses Bedauern zurück. Denn ein so gefälliges, reines, nahezu classisches Latein wird man in einer philosophischen Abhandlung nicht häufig wiederfinden. Dasselbe beweist, daß der hochw. Verfasser nicht bloß ein gründlicher Philosoph, sondern auch ein gewandter Philologe ist.

Victor Cathrein S. J.

Erinnerungen an Joseph Godehard Müller. 8°. 196 S. Hildesheim, Borgmeyer, 1884. Preis: geb. *M.* 3.

Unter diesem Titel wird uns eine kurze Biographie und eine Anzahl poetischer Werke des im Jahre 1883 verstorbenen hochverdienten Domcapitulars und ehemaligen Directors des „Josephinum" in Hildesheim geboten. Ist die kurze Einleitung geeignet, uns eine hohe Meinung von dem Charakter und

der classischen Bildung des Verstorbenen zu geben, so bestätigen und vermehren die eigenen Dichtungen eine solche Hochachtung von Seite zu Seite. Über den literarischen Werth der größeren Abtheilungen hat als competentester Richter bereits Jos. von Eichendorff das beste Urtheil gefällt, dem wir uns pro modulo nostro nur anschließen können. Es ist traurig zu sehen, wie solche katholische Dichtungen, die an Feinheit und Eleganz der Form mit dem Besten auf gleichem Gebiet sich messen, durch die Ungunst der Zeiten trotz der Empfehlung Eichendorffs keinen Verleger fanden, und wie der Dichter vielleicht durch diesen Umstand gehindert wurde, auf einem Felde weiterzuarbeiten, das die herrlichsten Früchte versprach. Wir sagen versprach; denn so gut auch das bereits Geleistete sein mag, es wendet sich in seiner künstlerisch-italienischen Sonderart doch immer noch vorzüglich an den literarischen Liebhaber statt an die breite Masse der Gebildeten. Auch sind einzelne Partieen noch nicht ganz und gar zur poetischen Verklärung gelangt, ja die moralisirenden Unterbrechungen in dem sonst so reizenden Romanzencyklus vom Liombruno zerstören unserer Ansicht nach durchaus den künstlerischen Genuß. Recht bezeichnend für Müllers Art und Können ist das farbenprächtige Bild: „Das Blumenfest in Genzano". Die „kleineren Gedichte" wären vielleicht besser ganz fortgeblieben; Lyriker war G. Müller jedenfalls nicht. Die 21 Sinngedichte hingegen sind fast durchschnittlich wahre Muster ihrer Art, sprachlich fast alle ausgezeichnet, wenn sie auch sachlich nicht gerade alle neu sind. Sehr eigenthümlich und beachtenswerth sind die zwölf „Uebertragungen" aus Horaz. Es sind keine philologischen Übersetzungen, sondern poetische Nachbildungen voll Eleganz und Leichtigkeit, Anpassungen des römischen Dichters an unsere moderne Denk- und Redeweise. Das alte Metrum ist mit dem gereimten deutschen Strophenbau vertauscht und auch die Mythologie so viel als möglich fern gehalten. So übersetzt dürfte Horaz auch dem nicht classisch Gebildeten nahe gebracht und verständlich werden. Man vergleiche z. B. den Schluß der Ode: Beatus ille, qui procul negotiis, der bei Müller lautet:

... So sprach landlustig ein Kapitalist —
Procent gab's eben nur viere —
Ein zog er sein Geld in kürzester Frist
Und kaufte sich — Börsenpapiere!

Im weiteren Verlauf bietet uns der Dichter noch eine ziemlich wohl gelungene Umschreibung und Ausführung der bekannten Parabel des hl. Bernhard, welche die Geschichte der Seele unter dem Bilde eines vom König adoptirten, sich später gegen ihn empörenden, dann reuig zurückkehrenden u. s. w. Kindes schildert. Recht zutreffend ist hier das elegische Versmaß gebraucht, welches der Dichter mit der Virtuosität eines Philologen handhabt. Es folgt eine recht lesbare Übersetzung des wunderbar schönen, so oft übertragenen, aber kaum je ganz erreichten Gebetes aus dem Schluß des Paradiso: „Vergine madre". Moore ist mit einer „Melodie" und dem gleichfalls oft übersetzten „Paradies und Peri" vertreten. Den Schluß bildet Manzoni mit seiner berühmten Ode auf den Todestag Napoleons. Um die Kraft dieses Meister-

gesanges nicht zu schwächen, hat Müller sich bei dieser Übertragung mit Recht des Reimes enthalten.

So ist denn der Gesammtinhalt der vorliegenden Sammlung ein sehr gemischter, nicht so sehr den Charakter des Dichters als den des Gelehrten und Sprachkünstlers hervorhebend. Dem entsprechend wird auch der Leser und Liebhaberkreis dieser „Erinnerungen" sich mehr aus persönlichen Bekannten und Berufsgenossen als aus gewöhnlichen Freunden einfacher Poesie zusammensetzen. Dem ungenannten Herausgeber sagen wir und mit uns wohl auch der zahlreiche Kreis von Schülern und Verehrern G. Müllers den besten Dank für die geschmackvolle Auswahl und Anordnung dieser poetischen „Erinnerungen", deren Ausstattung ebenfalls durchaus würdevoll ist.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Haus des Herzens Jesu. Illustrirtes katholisches Volksbuch von Franz Hattler, Priester der Gesellschaft Jesu. 4°. VI u. 258 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 3.

Gottlob gibt es im biedern katholischen Volke noch Manche, deren Geschmack nicht so überreizt und verdorben ist, daß sie einzig nur durch Romane und Novellen und ähnliche Lesung angeregt und befriedigt werden. Für diejenigen, welche nur solchen Literaturerzeugnissen Interesse abgewinnen können, ist P. Hattlers Buch nicht. Wer aber an Wahrheit und Religion sich noch zu erfreuen weiß und einen Theil der Sonntagsfreude darein setzt, sich für die folgenden Arbeitstage an Gott und göttlichen Dingen wieder etwas zu erwärmen, der wird in obigem Werke reichlich finden, was er sucht. Es sind die ernstesten christlichen Wahrheiten in einer anziehenden und zum Herzen redenden Weise auseinandergesetzt, so daß es nach dieser Seite hin einer Hauspostille ebenbürtig ist; andererseits aber ist durch geschmackvolle Abwechselung von Beschreiben, Erzählen und Belehren die solideste Erbauung in eine unterhaltende Form gekleidet. Die reichen Illustrationen sind nicht wenig geeignet, das Buch zu einem beliebten Familienbuch zu machen. Nicht nur für den kommenden Juni als besondern Herz-Jesu-Monat, sondern auch für das ganze Jahr sei es dem katholischen Volke bestens empfohlen.

Glaube und Leben. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der Obern. 8°. IV u. 592 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Pustet, 1885. Preis: *M.* 6.

Glauben und Leben sind die beiden Stichwörter, welche als Titel der beiden Theile auftreten, in welche das ganze Buch zerfällt. Doch bildet der erste Theil nur das Fundament oder besser die Wurzel, aus welcher der zweite, weitaus umfangreichere Theil (S. 150—592) herauswächst. Er behandelt das Leben aus dem Glauben.

Der anonyme Verfasser zeigt dort in gemeinverständlicher Weise und in einfachem, ungeschmücktem Ausdruck, wie der Glaube das ganze Leben des katholischen Christen in allen seinen Verhältnissen durchdringen soll und muß. Mit der Glaubensfackel in der Hand, begleitet er den Menschen vom Beginne seines übernatürlichen Lebens an durch alle Phasen und durch alle Verhältnisse hindurch, worein ihn die Berührung mit Andern und mit der menschlichen Gesellschaft überhaupt bringt und bringen kann. Standeswahl, Pflichten des Christen gegen Gott, gegen den Nächsten, gegen sich selbst, gegen Staat und weltliche Obrigkeit, gegen die Kirche, Pflichten des Familienlebens, Pflichten des öffentlichen Lebens, Betheiligung an städtischen und politischen Wahlen: das alles sind Verhältnisse, welche zur Sprache kommen, um die Pflichten des katholischen Christen in's Licht zu stellen. Das Buch dürfte gerade als treuer Gewissensspiegel Beachtung verdienen.

L'instruction et l'éducation du clergé. Étude comparative des principes catholiques et des exigences formulées par les lois de Mai, par Irénée Thémistor. Traduction autorisée de la deuxième édition allemande, augmentée d'un épilogue de l'auteur. 8°. XX et 398 p. Trèves, Dasbach, 1884.

Friedemanns Vorschläge in Betreff der Bildung und Erziehung der Geistlichen, beleuchtet von Irenäus Themistor. 8°. 63 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1884. Preis: 70 *Pf.*

Der Titel des erstgenannten Buches selber weist hin auf das in dieser Zeitschrift Band XXVI S. 442 ff. eingehend besprochene Werk: „Die Bildung und Erziehung der Geistlichen ꝛc." Der in der französischen Ausgabe hinzugefügte Epilog ist eine für Frankreich angepaßte Verkürzung des an zweiter Stelle hier genannten deutschen Werkchens. Zur Empfehlung beider genügt es deßhalb, einige Worte über letzteres zu sagen. Daß glaubensfeindliche Blätter nur ein wegwerfendes Urtheil auch über diese Broschüre fällten, ist nicht zu verwundern, gereicht derselben aber ebenso zur Empfehlung, wie es ein starkes Präjudiz bildet zu Ungunsten der gegnerischen Broschüre. Themistors Gegner gesteht selbst die Richtigkeit der Grundsätze des Erstern ein, glaubt aber dennoch bei der Anwendung dieser Principien für ein Programm auftreten zu können, bei dessen Durchführung thatsächlich die Kirche in ihrer Freiheit vergewaltigt würde, und dieß zwar bezüglich eines ihrer höchsten und wichtigsten Güter. Die Ausübung des Rechts auf Heranbildung und Erziehung ihrer Diener würde zum großen Theil in die Hände einer akatholischen, ja kirchenfeindlichen Regierung gelegt. — Wir können in der Broschüre Themistors nur eine sehr maßvoll gehaltene Selbstvertheidigung erblicken, in welcher sowohl die einzelnen Punkte des gegnerischen Programmes principiell widerlegt werden, als auch die vertrauensseligen Hoffnungen durch Aufdeckung geschichtlicher Vorgänge eine sehr starke Erschütterung erfahren. — Der Hauptinhalt läßt sich bezeichnen als Widerlegung der drei gegnerischen Sätze, als ob die Bildung der Geistlichen an Staatsuniversitäten 1. statthaft sei, weil der kirchlichen Praxis nicht fremd; 2. möglich, weil eine gerechte und weise Regierung sich den nothwendigen Forderungen der Kirche nicht verschließen könne; 3. wünschenswerth, weil nur so der deutsche Klerus standesgemäß gebildet und erzogen würde. Mit leichter Mühe zeigt der Verfasser das Trügliche dieser Behauptungen. An der Hand geschichtlicher Documente weist er nach: 1. daß die gerühmte Statthaftigkeit nur eine fortgesetzte Vergewaltigung der Kirche war, gegen welche das Haupt der Kirche beständig Verwahrung eingelegt hat als gegen eine tiefe Schädigung kirchlicher Interessen. 2. Die fernere

Möglichkeit, welche auf endlicher Rechtsbewilligung von Seiten weiser und gerechter Regierungen beruht, konnte begreiflich nicht anders entkräftet werden, als durch einen Wahrscheinlichkeitsschluß, mit welchem die Vergangenheit die Aussicht auf die Zukunft beleuchtet: die von da aus sich bietende Aussicht ist freilich sehr trostlos. Unseres Bedünkens hätte der Satz des Gegners einer zwei Seiten langen Widerlegung nicht bedurft. Die Unterstellung des Satzes ist eben der wunde Punkt. Gegen die Kirche ist eine Regierung nicht weise und gerecht, so lange sie ihr nicht ihr göttlich verbrieftes Recht voll und ungeschmälert zugesteht; göttlich verbrieftes Recht der Kirche ist aber die Freiheit in Erziehung ihrer Diener und Unabhängigkeit von aller andern Macht und Bevormundung. 3. Bezüglich des Wünschenswerthen ist durch das Vorhergehende dem Satze des Gegners eigentlich die Wurzel abgegraben worden. Der Verfasser zeigt sehr gut, welch unerwünschte Zustände voraussichtlich zu erwarten wären, wenn die Ansicht des Gegners dauernd zur Wirklichkeit würde. — Da nicht nur in unserm Vaterlande die Zeitströmung dahin geht, die Kirche in ihrer äußern Wehrlosigkeit auch ihrer gottentstammenden Rechte zu berauben, und da ihr ganz besonders Unterricht und Erziehung aus den Händen gerissen werden soll, so dürfen wir es eine Arbeit von großem Nutzen nennen, daß durch die französische Übersetzung die Ausführungen Themistors in weitern Kreisen zur Kenntniß gelangen.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Jahresbericht für 1884. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereinsstatuts. 8°. 52 u. 38 S. Köln, Bachem, 1885.

Gern unterstützen wir die Bitte des Berichtes: „Zum ersten Male zeigt sich ein Stillstand in dem Wachsthum unserer Gesellschaft; möchten doch alle Freunde unseres Unternehmens, alle Gesinnungsgenossen, alle, denen die Pflege katholischer Wissenschaft am Herzen liegt, nach Kräften dazu beitragen, daß dieser Stillstand kein dauernder sei!" — In dem Berichte über die Thätigkeit des Verwaltungs-Ausschusses und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten interessirte uns besonders die Mittheilung, die Vorbereitungen für die Drucklegung des Staatslexikons seien so vorangeschritten, daß die Redaction an der Hoffnung festhalte, noch in diesem Jahre den Druck beginnen zu können. Von den auf der letzten Generalversammlung in Freiburg gehaltenen Vorträgen ist der des Herrn Professor Dr. C. Krieg: „Über die theologischen Schriften des Boethius", vollständig mitgetheilt. — Dem Jahresberichte ist dieses Jahr auch ein nach Städten geordnetes Verzeichniß der Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft angeschlossen.

„Gelobt sei Jesus Christus" für dreistimmigen Frauenchor oder für 5 (gemischte) Stimmen mit Orgel. Componirt von Franz Witt. Op. 45. 4°. Regensburg, Pustet, 1885.

Es ist dieß eine mit deutschem Texte versehene, litanei-artige Composition, in welcher die Worte „Gelobt sei Jesus Christus" gleichsam das „ora pro nobis" der Litanei vertreten. Dieselbe ist geeignet, eine willkommene Abwechslung bei außerliturgischen Nachmittagsandachten zu bieten, da ja auch die Ritencongregation gestattet, Lieder in der Muttersprache selbst vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute zu singen. Der Componist wollte, wie er in der Vorrede selbst bemerkt, einen einfachen, naiven Ton anschlagen, und es ist ihm dieses auch gelungen: das „Gelobt sei Jesus Christus" muthet wirklich wie ein älteres deutsches Kirchenlied an. Trotz

der beabsichtigten Einfachheit der Themen und musikalischen Formen bietet die Composition doch angenehme Abwechslung, besonders durch gut und edel wirkende Modulationen, und erhebt sich gegen Schluß zu imposantem Schwunge. Auch erhöhen kleine dramatische Züge, wie bei Takt 20—23, das Interesse. Die ganze, 17 Seiten umfassende, einheitlich gehaltene Composition hat eine sehr andächtige und kirchliche Stimmung und darf wegen des volksthümlichen, leichtfaßlichen Charakters in weiteren Kreisen auf gute Aufnahme rechnen.

Miscellen.

Niels Stensen, dem berühmten dänischen Gelehrten und Convertiten, ist nunmehr auch in seinem Heimathlande ein literarisches Denkmal errichtet worden. Noch am Ende des vorigen Jahres wurde in der dänischen Zeitung Budstikken bei Besprechung der Ergänzungshefte 25 und 26 dieser Zeitschrift die Äußerung gethan: „Man darf wohl hoffen, Stensens Vaterland werde nicht zugeben, daß ein deutscher Jesuit ihm in der Gegenwart ein Denkmal errichte, ohne daß wir auch eine dänische Denkschrift über diesen merkwürdigen Mann erhalten." Dieser Wunsch ging nun gerade um die Zeit, als jene Worte niedergeschrieben wurden, in Erfüllung. Herr Geheim-Archivar A. D. Jörgensen nämlich, der sich schon seit Jahren mit Stensen und dessen Werken beschäftigt hatte, ließ zu Weihnachten 1884 das Buch erscheinen: Nils Stensen. Et Mindeskrift af A. D. Jörgensen. Kjöbenhavn 1884.

Jörgensen gehört unstreitig zu den hervorragendsten Historikern Dänemarks. Er ist Protestant, zählt aber keineswegs zu der Klasse von Gelehrten, die sofort über alles Katholische den Stab brechen. Im Gegentheil, seine Wahrheitsliebe scheut sich nicht, dort, wo unumstößliche historische Thatsachen für die großartige Mission der katholischen Kirche im Norden Zeugniß ablegen, Rom volle Gerechtigkeit und Anerkennung zu Theil werden zu lassen [1]. Dabei weiß er durch eine höchst geistreiche Darstellung den Leser stets zu fesseln. Als Däne verläugnet er seinen edlen Patriotismus nie. Dieß veranlaßte ihn auch, im Spätjahr 1881 seine Denkschrift über den hervorragenden dänischen Archäologen und Convertiten Georg Zoega [2] (geb. 20. December 1755, gest. 10. Februar 1809) herauszugeben, die uns noch übertroffen zu

---

[1] Besondern Dank schulden die Katholiken dem Verfasser für sein gründliches Werk: „Die Grundlegung und erste Entwicklung der nordischen Kirche" (Den nordiske Kirkes Grundlaeggelse og förste Udvikling. Köjbenhavn 1874—1878. 2. Bd.).

[2] Georg Zoega, et Mindeskrift af A. D. Jörgensen, Kjöbenh. 1881.

sein scheint durch das mit Liebe und Begeisterung 1884 entworfene Lebensbild Stensens.

Jörgensens Absicht ist nicht, eine vollständige Biographie des großen Anatomen und Geologen zu liefern, sondern einestheils dessen Beziehungen zu Dänemark, anderntheils den psychologischen Entwicklungsgang zu schildern, den Stensen schließlich zur katholischen Kirche zurückführte. Der äußere Lebenslauf Stensens ist unseren Lesern bereits bekannt. Ich möchte hier nur bemerken, daß derselbe nicht, wie ich, irregeleitet durch die italienischen Biographen, angab, am 10./20. Januar 1638, sondern, wie Jörgensen aus Resenii Bibliotheca index III nachweist, am Neujahrstag 1638 geboren wurde.

Jörgensen schildert zuerst das Heim und die erste Jugendzeit Stensens (1638—1660) und begleitet ihn dann nach Holland (1660—1663). Hier sollte Stensen die ersten Lorbeeren in der Anatomie pflücken und durch seine Bekanntschaft mit den Vertretern der cartesianischen Philosophie wie durch nähern Umgang mit Spinoza in die ersten Phasen eines geistigen Entwicklungsprocesses eintreten, der seinen Abschluß im Übertritt zur katholischen Kirche fand. In Holland traf Stensen mit seinem Landsmann Schumacher (seit 1670 Griffenfeld) zusammen, was den Verfasser zu folgender tiefempfundenen Klage veranlaßt:

„Welchen Glanz hätten nicht diese zwei mit so seltenen Talenten ausgerüsteten jungen Männer über ihr Vaterland und Königshaus verbreiten können! Sie allein wären im Stande gewesen, der ganzen Zeit eine neue Richtung zu geben, da gerade damals alle die alten Standesvorurtheile zu Grabe getragen waren. Entsprungen aus der Kopenhagener Bürgerschaft, welche im Verein mit dem König das Reich vom Untergange gerettet und eine neue gesellschaftliche Ordnung begründet hatte, hätten sie eine blühende Zukunft anbahnen und ein reiches, hoffnungsvolles geistiges Leben wecken können. — Aber das sollte, das konnte nicht sein; die Hochgeborenen und Hochgelehrten jener Zeit konnten noch ihr ‚Nicht zuviel!' dazwischenwerfen. Die beiden Männer kamen wie ein Schwalbenpaar im ersten Frühling, ehe die Nächte des Nordens milde und hell geworden sind; der eine war schüchtern bescheiden, und da sich ihm kein gastliches Dach aufthat, zog er wieder weg zu dem mildern Himmel des Südens; der andere war kühn, griff schnell zu und nahm, was man ihm nicht gutwillig geben wollte; aber Verräther überfielen den Schlafenden und setzten ihn in einen Käfig[1]. Auf die Weise gingen diese seltenen Talente für das Vaterland verloren" (S. 46 ff.).

Wir übergehen den weitern Abschnitt — Kopenhagen, Paris und Florenz (1664—1666) —, in dem der Verfasser eine ebenso genaue Personen- und Ortskenntniß zeigt, wie auf heimischem Boden, um gleich auf das für uns Katholiken wichtigere Kapitel — Bekehrung (1667) — zu kommen. Jörgensen sieht natürlich in Stensens Conversion eine Verirrung, aber anerkennt

[1] Griffenfeld wurde bekanntlich 1676 von seinen Neidern gestürzt. Das bereits dem Vollzuge nahe Todesurtheil wurde in lebenslängliche Gefängnißstrafe verwandelt. Man hielt ihn 18 Jahre lang auf Munkholm bei Throndhjem gefangen. Erst ein Jahr vor seinem Tode (1699) wurde er auf freien Fuß gesetzt.

die edlen Beweggründe derselben. Die Philosophie Spinoza's hatte Stensen nicht genügen können:

„Niels Stensen dagegen konnte in der Vergötterung des eigenen Denkens keine Befriedigung finden. Die Wissenschaft hatte ihn gelehrt, demüthig zu sein, und indem sie ihn einen tiefen Blick in die Geheimnisse der Natur hatte thun lassen, war dadurch der Glaube, daß auch die Geschichte ihre Geheimnisse habe, auf's Neue in ihm geweckt worden. Mit diesem Glauben und einem innern Drange, sich ganz in denselben zu vertiefen, war er nach Italien gekommen, und das Edelste in seiner Natur in inniger Verbindung mit seinen eigenthümlichen Fehlgriffen auf dem Wege des Denkens (!) führte ihn durch harte Seelenleiden hindurch in den Schooß der katholischen Kirche. Seine ‚Bekehrung' gehört ohne Zweifel zu den lehrreichsten Kapiteln der Geschichte des Menschenherzens" (S. 106).

Die Thatsache, daß Stensen sich kurz vor seiner Bekehrung auch über die Schwierigkeiten hinwegsetzte, die gewöhnlich Protestanten gegen die katholische Marienverehrung befangen halten, veranlaßt Jörgensen zu folgendem Raisonnement:

„Wie war es möglich, daß dieser klare Kopf von dem Glauben an eine wunderthätige Maria eingenommen werden konnte, und zwar nicht in einem schwachen Augenblicke, nicht in einem krankhaften Zustande, sondern in der Blüthe seiner Kraft, in denselben Tagen, da er eine neue Wissenschaft schuf? Man hat sowohl damals als später diese Thatsache auf mancherlei Weise zu erklären versucht, aber stets auf Kosten entweder seines Charakters oder seines Geistes, im Widerstreit mit Allem, was uns sonst von ihm berichtet wird.

„Nach Allem, was vorliegt, muß die Antwort umgekehrt lauten: Es kam so, gerade weil er ein so klarer Kopf, ein so scharfsinniger, folgerichtiger Denker war, gerade weil sein Charakter so rein und makellos, sein Wille so energisch war, gerade weil sein Wünschen und Sehnen so hoch zielte. Wenn er gleichwohl vom rechten Wege abirrte, so erreichte er dennoch sicherlich sein Ziel; und wer fragt etwas nach der Länge des Weges, nach seinen Dornen und Mühsalen, wenn das Ziel erreicht ist?" (S. 111.)

Wenn wir auch nicht die Ansicht des Verfassers über die Stellung der katholischen Kirche unter den anderen christlichen Confessionen theilen können, müssen wir doch anerkennen, daß dieser Ausspruch sowohl für Stensen als für die katholische Lehre höchst ehrend ist. Auch dem so oft von Stensen vorgebrachten Argumente, daß er in der katholischen Kirche größere Heiligkeit des Lebens wahrgenommen, spricht der Verfasser seine Bedeutung nicht ab:

„Wir sehen hier den überlegenen Beobachter mit seiner ganzen Auctorität; es hieße eine kleinliche Einwendung machen, wollte Jemand sagen, daß er sich in seinen Erfahrungen täuschen ließ. Auch anderswoher [als aus Steno's Zeugnissen] wissen wir, daß die Männer, mit denen er in Italien Umgang pflog, ein musterhaftes Leben führten und aufrichtige Christen waren. Insbesondere gilt dieß von Viviani und Magalotti, Ricci und Fabri, und vor allen Andern von Pater Savignani und den Frauen, mit denen er in Berührung kam. Daß der Zufall hier eine Rolle spielte, wird doch Niemand behaupten können. Der Protestantismus war nach der starken religiösen Erweckung in den ersten Menschenaltern in großen Verfall gerathen und in gelehrter Orthodoxie erstarrt, während der Katholicismus eine blühende Periode hatte,

welche sich erst etwas später auch in die protestantischen Länder fortpflanzte. Für jene Zeit sah es freilich zum Theil danach aus, als ob der Abfall von der alleinseligmachenden Kirche nichts Anderes bedeute, als das Abbrechen eines Zweiges vom Stamme; es vergeht keine lange Zeit, und der Zweig ist verwelkt und erstorben" (S. 115 ff.).

Wie stand es aber um die persönliche Freiheit Stensens zur Zeit seines Übertrittes? Hat man ihn nicht von katholischer Seite moralisch zu diesem Schritte genöthigt? Jörgensen läugnet dieß entschieden:

„Muß man auch zugeben, daß Niels Stensen von katholischer Seite stark beeinflußt wurde, indem ihm sowohl kräftige Äußerungen des kirchlichen Lebens als auch eine scharfsinnige Vertheidigung des katholischen Lehrgebäudes gegenübertraten, so muß man doch zugleich einräumen, daß seine persönliche Freiheit, da es galt, die entscheidende Wahl zu treffen, so gut als möglich gewahrt blieb. Nicht nur traten seine vertrauten Freunde mit der größten Zartheit ihm gegenüber auf, so daß jede rein äußere Überredung ihnen fern lag, sondern er konnte sich auch ihrem Einfluß vollständig entziehen, ohne im Geringsten Aufsehen oder Anstoß zu erregen, ja die Umstände führten ihn sogar zu wiederholten Malen aus jenen Kreisen weg" (S. 123 ff.).

Stensen war durch seine Conversion keineswegs für die Wissenschaft verloren. Dieß zeigt der Verfasser in weiteren Abschnitten — Geologie und Theologie (1667—1672) und: Zwei Jahre in der Heimath (1672—1674). In einer Zeit, wo der Unglaube die Wissenschaft als seine ausschließliche Domäne in Anspruch nimmt, sind die Einleitungsworte zum vierten Abschnitte — Geologie und Theologie — höchst beachtenswerth.

„Es wird stets zu den größten Triumphen der katholischen Kirche gehören, daß Niels Stensen zur selben Zeit, wo er durch eine reiche innere Entwicklung und heftige geistige Kämpfe den Weg zu ihr fand, mit einem seltenen Scharfsinn und einer bewunderungswürdigen Genialität eine neue Wissenschaft begründete. Ob diese Thatsache sich so erklären läßt, wie wir es in gegenwärtigem Buche versucht haben, das wird gewiß von verschiedenen Seiten angezweifelt werden; aber die Thatsache selbst kann Niemand wegläugnen, und es würde gewiß schlecht passen zu dem hohen Range, welchen der Mann in der Wissenschaft einnimmt, insbesondere zu seiner unbedingten Achtung vor dem Gegebenen, wenn man versuchen wollte, die Thatsache zu umgehen. Es ist im strengsten Sinne der Convertit Steno, der die Geologie geschaffen hat" (S. 132).

Mit Recht weist dann der Verfasser später (S. 152. 155) darauf hin, daß weder Stensens Conversion noch sein Eintritt in den Priesterstand das Aufgeben der Naturwissenschaften nothwendig zur Folge hatte: einem höhern Ideale mußte das geringere weichen.

Zum Schlusse gibt Jörgensen unter dem Titel: N. Stensen als Priester und Bischof (1675—1686), noch einen kurzen Überblick über das Opferleben, welches Stensen mit dieser Periode beginnt. Aus den vielen schönen und erhabenen Gedanken, denen der Verfasser hier Ausdruck verleiht, will ich nur die folgenden hervorheben:

„Von jetzt ab ist Niels Stensens Geschichte eine Leidensgeschichte. Mit einem Muthe und einer Ergebung in Gottes Willen, welcher Niemand seine Bewunderung

versagen kann, betrat er die Pfade, welche ihn von irdischem Wohlstand und Glück stets weiter wegführten. Durch jahrelange harte Entbehrungen und unglaubliche Anstrengungen, durch Verzichtleistung auf Alles, was früher seines Lebens Lust gewesen, durch eine Selbstvergessenheit im Dienste des Nächsten, welche ihn den Heroen der Nächstenliebe beigesellt, führte er den letzten und entscheidenden Beweis dafür, daß er sein Haus auf Felsengrund gebaut hatte. Der Beredsamkeit eines solchen Lebenswandels gegenüber muß aller kleinliche Zwist der Confessionen verstummen; es ist die einfach erhabene Größe des apostolischen Zeitalters, die uns hier entgegentritt. Daß er freilich auch hier die ihm angeborenen starken und schwachen Seiten wie die überwältigende Energie seiner Logik mit sich brachte, kann man nicht verkennen. Wie diese ihn dazu trieb, alle Lehrsätze der katholischen Kirche zu vertheidigen, so trieb sie ihn jetzt auch dazu, alle ihre verdienstlichen Werke: Fasten, Almosen, Abtödtung und Messedienst, bis zum äußersten Grade zu üben. Sein Körper unterlag in diesem Alles verzehrenden Kampfe, und schwarze Schatten zogen ohne Zweifel über seine Seele dahin; aber so, wie er war, hatte er die Verheißung des Christenthums: ‚Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden!'" (S. 203 ff.)

An die Schilderung des frommen und erbaulichen Todes seines Landsmannes fügt Jörgensen folgende Erwägungen:

„Es möchte schwer halten, die Bedeutung des Menschenlebens, welches so seinen Abschluß fand, in wenig Worten zusammenzufassen. Der kränkliche Knabe in der Goldschmiedewerkstatt auf der Kaufmannstraße, der Student auf den Wällen Kopenhagens, der fleißige Forscher in den Hörsälen Hollands und im Zimmer Spinoza's, der geniale Entdecker in Toskana's Bergen, der feingebildete, vertraute Freund der geistvollsten Männer Italiens, der demüthige Convertit, der arme, wettergebräunte Bischof auf einem holsteinischen Frachtwagen, verzehrt von seinem glühenden Eifer und doch strahlend vor innerer Freude und Glaubenszuversicht — wie wird sich alles dieß zu einem einzigen Bilde auf eine einzige Persönlichkeit vereinigen? Und doch — es ist darin eine Einheit und ein innerer Zusammenhang, den Niemand mißkennen kann. Es ist dieselbe weiche Natur, derselbe kühne, hochfliegende Geist, dieselbe unbeugsame Energie in der Flucht des Gedankens, die Allem, was er unternimmt, ihren Stempel aufprägt, von dem Tage an, da er zuerst selbständig als Mann der Wissenschaft auftritt, bis zu der Stunde, wo er unter Gebet und frommen Seufzern sein Auge schließt" (S. 213).

Stensen hat an Jörgensen einen Biographen gefunden, der mit gründlichem Quellenstudium — Beweis hierfür sind die S. 215—231 folgenden Anmerkungen — eine tiefempfundene Begeisterung für seinen großen Landsmann im vorliegenden Werke verbindet. Möchten doch die vielen hervorragenden Männer, die seit der unglücklichen Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt sind, stets von protestantischer Seite eine gleich vorurtheilsfreie Beurtheilung finden!

W. P.

Über Nepotismus und Anhäufung von Beneficien in der englischen Hochkirche schreibt der Protestant Spencer Walpole in seiner History of England from the conclusion of the great war in 1815, London 1878, I. 174 sqq., wie folgt:

„Die Bischöfe der Hochkirche waren zu sehr mit der Sicherung der Interessen ihrer Kinder beschäftigt. Erzbischof Sutton war ein sehr guter Mann; er stellte einen schätzenswerthen Primas vor, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß er die ihm zustehenden Patronatsrechte mehr mißbrauchte, als dieß von seinen Zeitgenossen geschah. ‚Jedoch,' so schreibt der Verfasser des Black Book, ‚der jüngst verstorbene Erzbischof Sutton war ein hervorragendes Beispiel des Mißbrauchs kirchlicher Patronate. Die noch im kirchlichen Dienste verweilenden Nachkommen Suttons sind sehr zahlreich; unter sieben derselben wurden vertheilt: sechzehn Pfarreien, Vikarien und Kaplaneien, außer Predigerstellen und andern Würden an Kathedralen. Von den neun Töchtern des Erzbischofs hatten drei die Klugheit, sich mit Klerikern zu vermählen. Hugo Percy, Sohn des Earl of Beverley, heirathete eine derselben; er wurde im Laufe von etwa acht Jahren mit acht verschiedenen Ämtern bedacht, deren Einkommen auf 10 000 Pf. Strl. (200 000 *M.*) geschätzt wurde. Eine andere Tochter heirathete den Rev. James Croft, welcher Erzdiakon von Canterbury, Präbendar von Canterbury, Pfarrverweser von Hythe, Pfarrer von Cliffe at Hone war — und das Alles auf die Ernennung von Seiten des Erzbischofs hin.' — Das Verfahren Erzbischof Suttons scheint noch gemäßigt im Vergleich mit dem Tomline's, des Erziehers von Pitt. Einer von dessen Söhnen, G. T. Pretyman, wurde Kanzler und Canonicus von Lincoln, Präbendar von Winchester, Pfarrer von St. Giles Chalfont, Pfarrer von Wheat-Hampstead, Pfarrer von Harpenden. Ein anderer Sohn, Richard Pretyman, wurde Präcantor und Canonicus von Lincoln, Pfarrer von Middleton-Stoney, Pfarrer von Walgrave, Vikar von Hannington und Pfarrer von Wroughton. Ein dritter Sohn, John Pretyman, wurde Präbendar von Lincoln, Pfarrer von Sherrington, Pfarrer von Winwick. Bischof Sparke ließ sich das Interesse seiner Kinder ebenso sehr angelegen sein. Sein ältester Sohn, Rev. J. Henry Sparke, wurde Beneficiat von Leverington, Pfarrer von Berwell, Präbendar von Ely, Verwalter des bischöflichen Gerichtswesens und Kanzler der Diöcese. Der Ertrag seiner Ämter wurde auf 4500 Pf. Strl. (90 000 *M.*) geschätzt. Sein jüngster Sohn, der Rev. Edw. Sparke, erhielt die vereinten Pfründen von St. Mary und St. Nicholas Feltwell, wie auch die Vikarie von Littleport und einen Präbendar-Chorsitz zu Ely. Deßgleichen war er Diöcesan-Registrator und Prüfungs-Commissär im Dienste seines Vaters. Seine Einkünfte beliefen sich auf 4000 Pf. Strl. (80 000 *M.*) jährlich. Endlich wurde sein Schwiegersohn, der Rev. Henry Fardell, zu der Pfründe von Waterbeach, der Vikarie von Wisbech und einem Präbendar-Chorsitz zu Ely berufen. Seine Einkünfte betrugen 3700 Pf. Sterl. (74 000 *M.*) jährlich."

AP
30
S7
Bd.28

Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY